
3 1761 04457 3509



Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee



Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee

Auf Veranlassung des
Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee
bearbeitet und herausgegeben
von

Heinrich Otto Meisner

Zweiter Band

1888 – 1900



Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart und Berlin
1922



Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Inhalt

✡ ✡ ✡

Abschnitt IX

Chef des Generalstabes der Armee

1888

Berlin, 26. August.

Ich habe nun Zeit gefunden, mich etwas zu orientieren. Der Kaiser ist unglaublich tätig, aber wohl etwas zu viel auf militärischem Gebiete. Es bleibt kaum Zeit zu Vorträgen, man kommt also sehr schwer an den Monarchen heran. Zweifellos läßt er sich von niemand aus seiner Umgebung beherrschen. General Wittich, der diensttuende Generaladjutant, gibt offen zu, daß er auf den Kaiser ohne Einfluß sei; er ist ungeheuer angestrengt, so daß er es auf die Dauer kaum wird aushalten können, auch findet er an dem Hofleben wenig Geschmack. General v. Hahnke, der neue Kabinettschef, hat große Mühe, sich in seiner Stellung zurechtzufinden und ist auch nicht ganz gesund, jedenfalls noch nicht Herr der Sache. Die Abgrenzung der Ressorts von Wittich und Hahnke ist noch nicht recht durchgeführt, ebensowenig zwischen Wittich und Liebenau, es herrscht da ziemliches Durcheinander. Liebenau sieht am häufigsten den Kaiser allein und scheint mir nach wie vor auch das meiste durchzusetzen. Der Kaiser hat an Sicherheit im Auftreten deutlich gewonnen; diese Sicherheit tritt vielleicht etwas zu sehr hervor bei Truppenbesichtigungen, wo er anscheinend ganz selbständig urteilt. Was ist es doch aber für ein großer Gewinn, daß er sich selbständig fühlt; es wird sich allmählich schon eine richtige Haltung daraus entwickeln. Erfreulich ist es, daß nach übereinstimmendem Urteil aller Mitreisenden der Kaiser bei der Fahrt nach Rußland den Grafen Bismarck überhaupt nicht hat aufkommen lassen. [...] Leider ist der Ton bei der Seefahrt kein schöner gewesen, natürlich hauptsächlich infolge der Anwesenheit Bismarcks. Der Kaiser geht ja schnell auf einen etwas leichten Ton ein, indes begreift er doch ganz gut, daß es eine Taktlosigkeit ist, wenn Bismarck ihm gegenüber sich denselben Ton erlaubt, der schon dem Prinzen Wilhelm gegenüber kaum zulässig war.

27. August.

Der Kaiser ist heute zum Besuche des Königs von Sachsen nach Dresden gereist.

Ich war zum Diner in Babelsberg und hatte vorher eine lange Audienz bei der Kaiserin Augusta, die, wie immer, zu mir sehr gnädig und offen war. Natürlich fehlen ihr jetzt die Nachrichten, und ist sie darauf angewiesen, selbst Erkundigungen einzuziehen.

Abends war ich lange mit dem Botschafter Reuß zusammen, der auf dem Wege nach Friedrichsruh ist.

Früh nach Potsdam zum Vortrage beim Kaiser; er empfing mich in einer Laube im Garten; zuerst im Beisein des Generals Wittich, nachher allein. Es gelang mir, einige auf das Manöver bezügliche Fragen, in denen der Kaiser anderen gegenüber bisher Widerstand geleistet hatte, glatt zu erledigen. Schon vor längerer Zeit hatte mich der Kaiser aufgefordert, ihm einen Offizier als Gouverneur für seine Kinder namhaft zu machen; nach reiflicher Überlegung nannte ich ihm nun den Major v. Zitzewitz und fand zu meiner Freude sofort die vollste Zustimmung.

Auch an dem neuen kaiserlichen Hofe scheint es nicht ohne Intrigen abgeben zu sollen. Es ist mir völlig klar, daß dies jetzt vom Hause Bismarck ausgeht. [. . .]

Liebenau ist seit langer Zeit der geschworene Feind von Mirbach; er hat dem Kanzler beigebracht, Mirbach übe einen schlechten Einfluß auf die Kaiserin und damit mittelbar auf den Kaiser aus, sein Sturz ist also beschlossene Sache. Leider sitzt nun Liebenau beim Kaiser, der ihm Dank zu schulden glaubt, sehr fest; er wird auch in diesen Tagen definitiv zum Oberhofmarschall ernannt werden. Er ist aber so eitel, ungeschliffen und herrschsüchtig, daß er sehr viel anstoßen und doch vielleicht einmal zu Fall kommen wird. Am Hofe hat er keinen Freund; die Kaiserin haßt und verachtet ihn, ebenso die Damen. Auch von den Herren tritt niemand für ihn ein, General Wittich fühlt schon jetzt, daß Differenzen mit ihm nicht ausbleiben werden.

1. September.

Große Parade in Berlin. Nach dem Paradediner begleitete ich den Kaiser nach seiner Wohnung und blieb wohl eine Stunde bei ihm. Wir plauderten sehr angenehm bei einer Zigarre, kamen erst auf Militaria, dann auf Politik, und er war offen wie immer. Seine Erfolge machen ihm natürlich viele Freude, doch habe ich nicht den Eindruck, daß sie ihm zu Kopfe steigen. Der Kaiser macht sich zunächst noch Illusionen über die Leistungsfähigkeit der Kavallerie; er kennt den Krieg nicht, und unsere neuere Kriegsgeschichte ist auf keinem Gebiete so gefälscht, als auf dem der Taten der Kavallerie. Seit nunmehr 45 Jahren bemühen wir uns, die Kavallerie auf einen hohen Stand zu bringen, und noch ist der Stein der Weisen nicht gefunden, wird auch nie gefunden werden. 1843 fing

Wrangel an, nachher hat vielfach der Prinz Friedrich Karl — der nach meinem Gefühl ein ausgezeichneter Infanteriegeneral, aber gar nicht Kavallerist war — Einfluß auf Organisation und Ausbildung der Waffe gehabt, unter ihm trieben überwiegend kleine und einseitige Geister ihr Wesen. Daß die Kavallerie in den Kriegen 1866 und 70/71 nicht viel leistete, hat ihrem Nimbus nicht geschadet, in den nun hinter uns liegenden 17 Friedensjahren hat er sich sichtlich verstärkt und wird, wenn ein Krieg kommt, wie ich fürchte, schnell zerreißen. Je weiter wir uns vom Krieg entfernen, desto verkehrter wird die Beurteilung des Wertes der Waffen; in demselben Maße wie die Bedeutung der Kavallerie jetzt steigt, sinkt die der Artillerie, und wird die Feuerwirkung der Infanterie mißachtet. Ich habe mehrfach meine Stimme erhoben, aber ohne Erfolg; ich werde es wieder tun, wie dies auch meine Pflicht ist, und wünsche den jungen Kaiser vor traurigen Enttäuschungen, denen er mit Sicherheit entgegengeht, bewahren zu können.

7. September.

Die „Kreuzzeitung" ist seit einiger Zeit in Diskussionen über das Kartell eingetreten und dabei nach meiner Meinung auf einen ganz falschen Weg geraten. Herr v. Hammerstein ist, wie ich dies schon im Winter gefühlt und oft ausgesprochen habe, nicht der Mann, diese Zeitung zu leiten. Jetzt geht sie nun auch ungewöhnlich scharf gegen die Juden los. Ich habe an sich nichts dagegen, daß sie den Kampf führt, tadle aber die ungeschickte Kampfesweise. Leider ist der Ton, in dem sie sich mit anderen Zeitungen unterhält, kein würdiger.

Der Kanzler fürchtet noch immer, daß der Kaiser im Herzen eigentlich auf seiten der „Kreuzzeitung" steht, und bekämpft diese nun in maßloser Weise. Der Kaiser ist aber viel zu klug, um sich so auf einen Parteistandpunkt zu stellen, mag er auch anders fühlen. [...] Bei der argwöhnischen Natur des Kanzlers, bin ich wahrscheinlich wieder bald soweit, von ihm angefeindet zu werden. Er fürchtet vor allem die „Kreuzzeitungs"-Partei und hat sich in den Kopf gesetzt, daß ich der von ihr ins Auge gefaßte Zukunftsmann sei. Einen ganz deutlichen Beweis seiner Mißgunst habe ich unlängst erfahren. Crispi und Launay[1]) haben bei ihrer Anwesenheit in Friedrichsruh vorgeschlagen, daß ich den Kaiser nach Rom begleiten möchte, eine nach Ansicht aller Eingeweihten vernünftige Anregung, die der Kanzler jedoch ablehnte; ich war nicht im Zweifel, daß er es tun würde, da sein Sohn mitreisen soll, und der Kanzler fürchtet, daß ich diesen beim Kaiser verdrängen könnte.

---

[1]) Graf de L., der italienische Botschafter in Berlin.

8. September.

Meine bei der Abreise des Kaisers nach Petersburg geäußerte Ansicht, daß die russische Politik ruhig ihre Bahnen weiter gehen würde, ist voll bestätigt. Es bleibt alles beim alten, die Nachrichten lauten jetzt sogar dahin, daß fleißiger gerüstet wird. Es braucht deswegen noch nicht losgeschlagen zu werden, und ich glaube auch nicht, daß es schon so weit ist, man will aber fertig sein.

9. Oktober.

Am 10. September war die große Parade des III. Armeekorps auf dem Tempelhofer Felde, nachher Paradediner und gleich nach demselben Abreise mit dem Kaiser nach Bremerhaven; dort sofort auf die vom Prinzen Heinrich kommandierte „Hohenzollern" und bald zu Bett. Um 4 Uhr Abfahrt. Der Kaiser fand sich dazu auf der Kommandobrücke ein, während die Begleitung so verständig war zu schlafen. Es ging in die Nordsee, wo wir die Angriffsflotte aufsuchten und dann mit ihr gegen die Wilhelmshaven schützende Verteidigungsflotte vorgingen. Der ganze Tag wurde in Manövern beider Flotten hingebracht und endigte mit der Zurückdrängung der Verteidigungsflotte nach dem Hafen. Der Kaiser war, mit Ausnahme der Mahlzeiten, stets auf Deck und unglaublich passioniert; um 10 Uhr ging er sehr ermüdet zu Bett und ließ sich durch nächtliche Unternehmungen nicht stören.

Die Marinepassion des Kaisers äußert sich stark; stärker, als für uns gut ist. Die Marine weiß dies und beutet es in einer, wie ich meine, ungehörigen Weise aus. Der Kaiser ist nun auch entschlossen, für die Marine erhebliche Geldforderungen zu machen, um wieder größere Schiffe zu bauen, was Caprivi nicht für richtig gehalten hatte. Für mich war der Aufenthalt auf einem Kriegsschiff inmitten einer großen Flotte recht interessant; ich bekam aber den Eindruck, daß die Seekriegführung doch recht einfach und eigentlich langweilig ist. Recht gut gefiel mir Prinz Heinrich, der sein Schiff mit Sicherheit führte.

Am 13. hatte ich in Berlin nur soviel Zeit, schnell Toilette zu machen, dann mußte ich zum Bahnhof, um die Schiedsrichter zu instruieren und um $8\frac{1}{2}$ Uhr mit dem Kaiser und seinen fürstlichen Gästen [1]) nach Neuenhagen zum Korpsmanöver des III. Armeekorps abzureisen. Der Kaiser hat die große Gabe, kurz und klar zu befehlen und ist vollständig selbständig. Der große Eifer treibt ihn allerdings zu weit nach vorn und zu Eingriffen ins Detail. Ganz vortrefflich machte er sich als Führer zweier vereinigter Kavalleriedivisionen; hier übertraf er meine Erwartungen. Eine wahre Freude ist

[1]) Erzherzog Albrecht, dessen Einladung der Verfasser angeregt hatte, und Großfürst Nikolaus, ein Oheim des Zaren.

es, mit ihm in naher Berührung zu sein und seine Passion, Lebendigkeit, Entschlossenheit und körperliche Rüstigkeit zu sehen. Er reitet flott, dreist und ausdauernd, so daß es manchem jetzt etwas wunderbar vorkommt.

In einer eigentümlichen Lage war ich insofern, als der Kaiser mich als Leiter der Manöver ansah und auch bezeichnete, obwohl General v. Pape und der Schiedsrichter Voigts-Rhetz ältere Generale sind; das zeigte sich namentlich am Schluß, indem der Kaiser von mir verlangte, vor allen Fremden und Generalen eine Kritik zu halten, so daß ich also auch ihn selbst kritisieren mußte. Ich soll mich aber ganz gut herausgezogen haben.

10. Oktober.

Die Reise des Kaisers nach Süddeutschland ist vortrefflich verlaufen; der Aufenthalt in Österreich war etwas gestört, zunächst durch eine Differenz zwischen Kaiser Wilhelm und dem Kronprinzen Rudolf, dann während der Jagden durch das entsetzliche Wetter.

Großes Aufsehen hat die Veröffentlichung des Tagebuches Kaiser Friedrichs von 1870/71 und die Verhaftung des Schuldigen, des Professors Geffcken, gemacht.[1]) Mir ist die Tendenz der Veröffentlichung noch nicht klar, da Geldinteresse ausgeschlossen scheint. Sowohl der Kaiser als der Kanzler sind sehr aufgebracht, ich glaube aber zu Unrecht, denn man erkennt schon jetzt, daß uns kein Nachteil geschieht. Dagegen kommt der Kaiser Friedrich vor der Welt recht schlecht weg; man sieht, daß er gegen die Bayern falsch, gegen den Vater unfreundlich und gegen Bismarck meist feindselig gewesen ist. Ich bin überzeugt, man wird in Süddeutschland uns nichts übelnehmen. Wahrscheinlich kommen noch einzelne angesehene Leute in unangenehme Lage; man hat Geffckens Papiere mit Beschlag belegt und darin interessante Briefe, z. B. auch von der Kaiserin Augusta, gefunden; wie ich höre, aus der Zeit des Kulturkampfes.

11. Oktober.

Durch die Presse geht seit Wochen ein häßlicher Zank wegen der Wahlen.[2]) Was ich schon seit Monaten kommen sah, ist nun deutlich erkennbar. Der Kanzler will die konservative Partei sprengen, er benutzt seine ganze Presse („Kölnische Zeitung", „National-Zeitung", „Post" usw.), natürlich auch die „Norddeutsche", um die „Kreuzzeitung" anzugreifen und in [...] Weise zu verdächtigen. Man schämt sich nicht, ihr Reichsfeindschaft vorzuwerfen und möchte sie in den Augen des großen Publikums als mit den

---

[1]) G. hatte Auszüge aus dem ihm 1873 vertraulich mitgeteilten Tagebuche im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" (herausgekommen am 20. September) erscheinen lassen.

[2]) Zum preußischen Abgeordnetenhaus.

eigentlichen Reichsfeinden, also Ultramontanen, Fortschrittlern und Sozialisten, im Bunde darstellen. Es ist dies in der Tat ein starkes Stück. Dabei wird nun der Kaiser hineingezogen und behauptet, er sei kein entschiedener Anhänger einer extremen Partei, also auch nicht der hochkirchlichen, was bisher noch niemand, also auch die „Kreuzzeitung“ nicht, gesagt hatte. Ich bin wahrlich kein Verehrer des Herrn v. Hammerstein und habe oft geklagt über die ungeschickte Haltung der „Kreuzzeitung“, aber ich muß doch sagen, daß hinter der Zeitung die ganze konservative Partei steht, die die einzigen völlig sicheren monarch'schen Elemente enthält. Jetzt kokettiert Bismarck mit den Nationalliberalen und möchte sie verstärken, indem er den Konservativen Mandate entzieht; er kann aber arge Enttäuschungen erleben und die Erfahrung machen, daß von den Nationalliberalen viele doch stark nach links neigen und durch die Wahlen eine Verstärkung des Fortschritts erfolgt.

Dem Kaiser sucht man mit allen Mitteln die Überzeugung beizubringen, daß die Konservativen keinen Boden im Lande hätten; in erster Linie wirkt da natürlich Herbert Bismarck, dann Liebenau, der den Kaiser ebenfalls sehr häufig sieht, endlich Lucanus, der keine selbständigen Ansichten hat, sondern ganz nach Bismarcks Pfeife tanzt. Ich glaube aber nicht, daß sie etwas Bedeutendes erreichen werden. Der Kaiser hat die richtige Auffassung — und ich habe ihn oft darin bestärkt —, daß er sich auf die Kartellparteien stützen muß,[1]) infolgedessen muß der Regierungsapparat dahin wirken, diese Parteien zusammenzuhalten, nicht aber, wie Bismarck jetzt tut, den rechten Flügel abzusprengen. Jetzt wird auch der Versuch gemacht, den Kaiser als Freund oder wenigstens als keinen Gegner der Juden darzustellen. Nach anfänglicher Sorge und Unsicherheit ist man von jüdischer Seite zur Offensive übergegangen; man hat unter Nationalliberalen und Freikonservativen viele Freunde und sucht sich mit diesen zu alliieren, um gegen die Konservativen loszugehen. Ich halte die Abneigung des Kaisers gegen das Judentum wegen dessen Überhebung und unberechtigt großen Einflusses für so festgewurzelt, daß auch Bismarck nichts dagegen tun kann. Ob der Kaiser stark genug ist, dauernd gegen die betreffenden Kreise Front zu machen, ist eine andere Frage; wahrscheinlich sind wir schon zu weit im Elend, um noch auf legalem Wege wieder herauszukommen.

Die Umgebungen des Kaisers und die Herren, die mit ihm zu arbeiten haben, beginnen schon seit einiger Zeit darüber zu klagen, daß sie nur schwer ihre Vorträge anbringen können; er macht gern Ausflüchte und verschiebt bis zum letzten Moment. Zieht man in Betracht, was er sich zumutet, und wie dementsprechend sein Tag besetzt ist, so wird allerdings verständlich, daß zu Vorträgen nicht viel Zeit bleibt. Ich hoffe, daß beim

[1]) Vgl. Lucius, a. a. O., S. 465.

Schluß der Reisen mehr Ruhe und Regelmäßigkeit in die ganze Lebensweise des Kaisers kommen wird, denn über das Knie dürfen die Geschäfte keinesfalls gebrochen werden. Die notwendige und bedauerliche Folge wäre sonst, daß der Kaiser sich zu sehr in die Hand der Vortragenden gibt. Will er nach Art seines Großvaters die Geschäfte führen — und er möchte es —, so muß zunächst die Woche und dann der Tag bestimmt eingeteilt werden. Es gibt schon Leute, die in dieser Beziehung Besorgnisse haben; ich gehöre nicht dazu. Der Kaiser ist ja ungewöhnlich lebhaft, interessiert sich für zahllose Fragen, und will auch seinem Vergnügen nicht ganz entsagen. Er hat aber andererseits einen sehr guten Fond, so daß er schon den richtigen Weg finden wird. Er vermag auch ungewöhnlich schnell zu arbeiten. Das bringt ihm wieder Zeit ein.

13. Oktober.

Die Nachrichten über die Reise des Kaisers nach Italien lauten bisher vortrefflich. Es ist nur zu befürchten, daß die großen Erfolge seiner erst kurzen Regierungszeit ihn sich für bedeutender halten lassen, als er ist und gutem Rate schwer zugänglich machen. Auch können Rückschläge nicht ausbleiben. Der Aufstieg geht zu schnell.

14. Oktober.

Seit einiger Zeit beginnt ein Graf Douglas[1]) sich als besonderen Freund des Kaisers bemerkbar zu machen. Sohn eines Apothekers, hat er vom Vater einiges Vermögen geerbt, und ein sehr großes dazu erworben. Er ist ein sehr ehrenwerter Mann, der von seinem Gelde guten Gebrauch macht und auch politisch sich zuverlässig zeigt; er gehört zu den Freikonservativen und ist mit dem Minister Boetticher eng befreundet. Kaiser Friedrich machte ihn zum Freiherrn, Kaiser Wilhelm, der ihn gern mag, zum Grafen. Im vorigen Jahre, als der Stadtmissionsskandal seinen Höhepunkt erreicht hatte, spielte er ganz geschickt eine Vermittlerrolle und leistete der Sache, speziell dem Prinzen Wilhelm, sehr gute Dienste. Dies hat das Verhältnis zwischen beiden natürlich noch besser gestaltet.

Nun hat Douglas unlängst eine Wahlrede gehalten und auch durch den Druck verbreitet, in der er den Kaiser eingehend schildert und vorhersagt, was von ihm zu erwarten sei. Man war sehr überrascht, der Schritt wurde verschieden beurteilt, von den Konservativen durchaus getadelt. Ich hatte mich wenig um die Sache gekümmert, bis mir Douglas seine Broschüre durch Vermittlung der Frau v. Lebbin[2]) überreichen ließ, mit der Bemerkung, er legte Wert darauf, daß ich sie läse. Ich habe dies getan

[1]) Vgl. o. S. 353.

[2]) Frau des verstorbenen vortragenden Rats im Ministerium des Innern, eines scharfen Gegners von Bismarck.

und kann nur sagen, daß sie mir nicht gefällt. Sie ist sicherlich in bester Absicht geschrieben, doch aber ohne die nötige Überlegung. Zunächst gibt sie eine so glänzende Schilderung vom Kaiser, daß es an Lobhudelei streift. Was wird die Welt sagen, wenn der Kaiser nun doch nicht so gut sein sollte als Douglas ihn malt? Und wozu muß der Kaiser so gelobt werden? Er braucht keine Lobreden, seine Handlungen empfehlen ihn am besten. Das Bedenklichste an Rede und Schrift ist aber, daß der Landesherr so in die Öffentlichkeit gezogen wird. Der Grundgedanke scheint mir: „Ihr könnt diesem Kaiser trauen und ihn lieben, denn er verdient es wirklich." Das ist verwerflich; wir dienen dem Herrn, den uns Gott gegeben hat, als Landesherrn und werden ihm auch treu sein, wenn er nicht so sein sollte, wie wir ihn wünschen. Nachdenklich stimmt mich, daß der Kaiser von der Absicht des Grafen Douglas, eine solche Wahlrede zu halten, Kenntnis gehabt haben soll.

16. Oktober.

In Rom scheint es doch nicht so gut gegangen zu sein, als man dachte. Der Papst hat es für passend gehalten, unseren Kaiser auf die Frage der weltlichen Macht anzureden. Beinahe gleichzeitig damit erging ein Wahlaufruf des Erzbischofs von Köln und hielt Herr Windthorst eine Rede, nach denen man fürchten muß, daß der konfessionelle Kampf wieder aufleben wird. Ich glaube, daß alle drei Ereignisse im engsten Zusammenhang stehen.

In Frankreich sind die konservativen Parteien sehr rührig; sie unterstützen Boulanger, der sich zur Zeit vorsichtig zurückhält und arbeiten hauptsächlich durch die Geistlichkeit. Bei der nun schon lange bestehenden Spannung zwischen Italien und Frankreich ist es wohl denkbar, daß eine konservative Reaktion es sich zur Aufgabe stellt, gegen Italien loszugehen, mit dem Ziele, die weltliche Macht des Papstes wiederherzustellen.. Wird diese Parole ausgegeben, und werden von unseren Zentrumsführern die Gemüter gehörig präpariert, so dürfen wir die Sache nicht leicht nehmen. Wir können Italien nicht zerstückeln lassen, müssen ihm auch infolge unseres Allianzvertrages beistehen. Es ist schon lange meine Überzeugung, daß die Franzosen, um ihre Stellung wiederzugewinnen, da anfangen müssen, wo ihr Rückgang angefangen hat, d. h. bei Italien. Auch ferner müssen wir also dahin wirken, daß eine monarchische Restauration in Frankreich nicht erfolgt.

17. Oktober.

Ich weiß nunmehr bestimmt, daß der Kaiser von der Douglasschen Rede vorher Kenntnis gehabt hat und beklage es sehr; die Zeit wird schon kommen, in welcher er es fühlt, wie fehlerhaft Douglas gehandelt hat.

Großes Aufsehen hat die Mackenziesche Schrift gegen die deutschen Ärzte erregt. Unglaublich ist, wie grenzenlos töricht sich unsere Liberalen betragen, sie fechten noch immer unter der Fahne des unglücklichen Kaisers Friedrich und verehren Mackenzie, diesen notorischen Schwindler, als ausgezeichneten Arzt, gegen den alle unsere berühmten Ärzte nicht aufkommen können. Das Schlimmste ist nun aber, daß die Schrift vor dem Drucke der Kaiserin Friedrich vorgelegen hat, sodaß sie sich zur Mitschuldigen macht.

21. Oktober.

Der Kaiser ist heute früh wohlbehalten von Italien hierher zurückgekehrt. Seine Aufnahme in Rom und namentlich Neapel ist großartig gewesen. Ich hoffe, er hat sich auch in der italienischen Politik mehr orientiert, als dies bisher der Fall war. Wie die Verhältnisse in Europa jetzt liegen, ist es dringend nötig, daß wir uns klar werden, was wir als Alliierte von Italien im Ernstfalle zu erwarten haben; es wird gut sein, die Hoffnungen nicht zu hoch zu spannen. Italien ist noch kein fertiges Land, das Königtum noch nicht festgewurzelt, demgegenüber stehen eine sehr starke republikanische Partei und der Papst mit den Klerikalen. Zur Zeit regiert Herr Crispi unumschränkt; er ist alter Republikaner, findet aber, daß sein Land augenblicklich unter der Firma Monarchie weiter kommt. Das Königtum ist jedoch nicht viel mehr als ein Schatten. Eine Stütze in der Armee zu finden ist dem Könige nicht gelungen, er ist nicht Soldat, infolgedessen hat die Armee nicht die richtige Stellung im Lande, sie ist auch qualitativ nicht auf der Höhe. Nun sind die Italiener überhaupt unsichere Leute; sie nehmen den Mund voll, kommt es zu Taten, so werden sie sehr kurz treten. Augenblicklich stehen sie mit Frankreich auf höchst gespanntem Fuße, und es ist für sie ein sehr billiges Vergnügen, forsch aufzutreten, weil sie uns hinter sich haben. Sachkenner behaupten aber, daß in Italien die Angst vor Frankreich nach wie vor sehr groß sei. Wesentlich ist ferner da der Umstand, daß nicht der König, sondern ein Parlament regiert. Jeder Deputierter treibt Lokalpatriotismus, von allen Küstenpunkten wird also das Geschrei nach militärischem Schutz kommen, und die Regierung gibt wahrscheinlich gern nach, um einen Vorwand zu haben, die Truppen im Lande zu behalten. Es werden dann nicht sechs Armeekorps, wie versprochen, über die Alpen zu uns kommen, sondern sehr viel weniger, vielleicht gar keine. Die Franzosen rechnen mit diesen Zuständen und lassen gegen Italien nur zwei Korps stehen. Nur in dem Falle, daß England von vornherein mit Italien geht, so daß die englisch-italienische Flotte der französischen überlegen ist, wird es für uns möglich sein, aus der italienischen Allianz wesentlichen Nutzen zu ziehen.

Es ist richtig, daß der Papst so unklug gewesen ist, den Kaiser wegen der weltlichen Macht anzusprechen, ebenso auch Kardinal Rampolla. Nach der bestimmten Ablehnung des Kaisers und, nachdem noch dazu Bismarck im Vorzimmer den Höflingen einen Auftritt gemacht hatte (weil diese den Prinzen Heinrich nicht zur gerade stattfindenden Begegnung zwischen Kaiser und Papst hinzulassen wollten), ist man im Vatikan wutentbrannt gewesen und hat im ersten Jähzorn beschlossen, den Kulturkampf mit aller Macht wieder aufzunehmen; nach 24 Stunden der Überlegung und Unterhandlungen mit Bismarck hat man allerdings die Kriegserklärung wieder zurückgezogen. Ich glaube aber, im Vatikan wird uns dieser Tag nicht vergeben. Daß der Papst quasi mit Frankreich gedroht hat, ist auch sehr charakteristisch. Was mir an dem Ergebnis der kaiserlichen Reise am wenigsten gefällt, ist der Umstand, daß unser Verhältnis zu Österreich nicht besser, sondern schlechter geworden ist. Auf beiden Seiten regt sich wieder Mißtrauen.

Unser Versuch, in die innere Politik Österreichs einzugreifen, indem wir Taaffe beim Schwarzen Adlerorden übergingen,[1]) wovon der Kaiser sich anfangs großen Erfolg versprach, ist völlig mißlungen. Das Ministerium ist in Taaffescher Richtung noch verstärkt worden. Ich fürchte, Herbert Bismarck, der die Österreicher nicht leiden kann und den Kaiser immer gegen Österreich aufregt, hat hier einen Teil der Schuld. Glauben wir an Österreichs Zerfall, so mögen wir meinetwegen noch dabei mithelfen, müssen uns doch aber klar sein, was nachher sein wird. Wenn unser Verhältnis zu Rußland noch das alte wäre, könnten wir uns mit ihm fest alliieren und dann der ganzen Welt die Spitze bieten; leider müssen wir aber jetzt damit rechnen, daß sie uns nicht allein im Stiche lassen, sondern noch über uns herfallen, und wir schließlich die Zeche bezahlen.

22. Oktober.

Geburtstag der Kaiserin. Gott möge die vortreffliche Frau segnen und ihren Einfluß auf den Kaiser stärken. [...]

Der Kaiser hatte als Kronprinz die Absicht, den Einfluß der Hofmarschälle durch Ernennung eines Kommandanten des Hauptquartiers zu brechen. General Wittich war für diesen Posten ausersehen. Dieser hat nun seine Aufgabe nicht zu lösen vermocht. Bei der letzten Reise hatte sich Liebenau vorgedrängt und den recht [...] Hofmarschall Pückler und elf Beamte mitgenommen! Mir scheint es, als ob Wittich in seiner Stellung überhaupt nicht lange zu halten sein wird.

---

[1]) Vgl. u. S. 16.

23. Oktober.

Wir stehen nahe vor Neuwahlen für den Landtag, seit einiger Zeit ist eine lebhafte Wahlagitation im Gang. Bismarck arbeitet daran, die Nationalliberalen auf Kosten der Konservativen zu stärken, was ihm auch wohl gelingen wird. Er fürchtet — dies tritt immer deutlicher hervor — die Konservativen, und zwar aus ganz egoistischen Gründen. Um seine Haltung in den letzten Jahren zu verstehen, muß man davon ausgehen, daß sein Hauptziel ist, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern. Als Konkurrenten kommen da für ihn nur Leute aus der konservativen Partei in Betracht, namentlich wegen der Gesinnung des Kaisers.

Auch auf anderen Gebieten gibt doch sein Verfahren zu großen Bedenken Veranlassung. In der Angelegenheit des Tagebuches Kaiser Friedrichs ist nicht der Kaiser — wie man die Welt glauben macht —, sondern der Kanzler das treibende Element. Er hat den Kaiser veranlaßt,[1]) seinen Bericht über die Veröffentlichung des Tagebuches in die Zeitungen zu bringen.[2]) Dadurch wird einmal die Echtheit des Tagebuches zugegeben, dann aber müssen die Ausführungen über Kaiser Friedrich[3]) jeden monarchisch Gesinnten verletzen; so etwas vermindert das Ansehen des Königtums.

Die unglückliche Douglassche Idee, den Kaiser in die Wahlagitation zu ziehen, wirkt immer nachteiliger, doch sind andererseits entschieden Konservative froh, daß das Kartell nun für sie keine bindende Kraft mehr hat. Recht unerfreuliche und unklare Verhältnisse.

24. Oktober.

Ganz ausgezeichnet verhält sich die Kaiserin. Sie sieht völlig klar, daß der Kaiser durch Herbert Bismarck und Liebenau in übler Weise beeinflußt wird, sie wird dies aber vor der Welt niemals merken lassen und sorgsam jede Gelegenheit vermeiden, aus der der Kanzler Kapital gegen sie schlagen könnte. Ganz im stillen übt sie aber ihren wohltätigen Einfluß.

Der Kanzler soll recht altern; er widerspricht sich häufiger als sonst und hebt schnell noch vor wenigen Tagen gegebene Befehle auf. Da wird

[1]) So auch Kardorff, „Deutsche Revue", 1917, Januar-Heft, S. 52. Vgl. dagegen Egelhaaf, Bismarck. 2. Aufl., S. 397.

[2]) Am 23. September hatte Bismarck über die Geffckensche Veröffentlichung an den Kaiser berichtet, „mit innerem Wiederstreben" insofern, als er sich von einem strafrechtlichen Vorgehen nichts versprach (Persönliche Mitteilung an P. Liman, vgl. dessen „Bismarck-Denkwürdigkeiten", S. 537). Der Immediatbericht erschien alsbald im „Reichsanzeiger".

[3]) Bezieht sich namentlich auf die Stelle des Berichts, an der es heißt: Er, der Reichskanzler, habe 1870 über intimere politische Fragen mit dem Kronprinzen nicht sprechen dürfen, „weil Seine Majestät Indiskretionen an den von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof fürchtete".

das Zusammenleben mit ihm natürlich immer schwerer; in dieser Beziehung ist der Sohn eine große Hilfe, er kann mit dem Vater doch schließlich besser unterhandeln als irgendein anderer.

Eine Persönlichkeit, der ich niemals getraut habe, und der jetzt viele einen schlechten Einfluß auf den Kanzler nachsagen, ist der Chef der Reichskanzlei, Rottenburg.

27. Oktober.

Ich sah den Kaiser zum ersten Male seit seiner Reise. Er war sehr herzlich und brachte mir viele Grüße vom Kaiser von Österreich. Ich hatte Gelegenheit, von den Rüstungen in Frankreich und Rußland, sowie von den Fortschritten beider Armeen zu sprechen und konnte die Ansicht des Kanzlers, daß unsere Gegner allmählich immer schwächer werden, bekämpfen. Das Gegenteil ist der Fall!

28. Oktober.

Die russischen Rüstungen steigern sich fortwährend, ebenso stimmen alle Berichte überein, daß die französische Armee in letzter Zeit sich entschieden verbessert hat. Das Wichtigste ist, daß das Selbstvertrauen in der Armee allmählich wiederkehrt; ab und zu hört man sogar schon von Großsprecherei. Ein erneuter Beweis für meine alte Ansicht, daß wir unsere Zeit verpaßt haben. Denen im Auswärtigen Amt geht darüber langsam ein Licht auf. Sie fürchten dort sehr, daß ich durch Klarlegen der Lage dem Kanzler unbequem werden könnte. Ich habe nun die Absicht, mich völlig ruhig zu halten bis zum Jahresschluß; dann aber will ich dem Kaiser gewissenhaft berichten, was meine Überzeugung ist. Der Kanzler traut dem Kaiser nicht völlig, sowohl bei der inneren als bei der äußeren Politik, und lebt in der ihm sehr heilsamen Sorge, der Monarch könne gelegentlich mit eigenen Ideen hervortreten; meine Person wird dabei stets mit einigem Unbehagen beobachtet.

29. Oktober.

Großes Aufsehen machte die Antwort, die der Kaiser der Berliner Stadtdeputation vorgestern auf das Angebot der Aufstellung eines Brunnens vor dem Schlosse erteilte. Ganz augenscheinlich war es die Absicht der fortschrittlich-jüdischen Herren, sich vor der Welt mit dem Kaiser auf guten Fuß zu stellen, ihn womöglich als den ihrigen zu reklamieren, wie dies jetzt Sitte ist. Der Kaiser hat die Herren sehr kühl empfangen und am Schluß in kräftiger Weise seine Unzufriedenheit über einen Teil der Berliner Presse ausgesprochen, der seine Familienangelegenheiten in

schamloser Weise diskutiere, namentlich den Kaiser Friedrich gern zu seinen Gunsten und gegen den regierenden Kaiser ausbeute. Die Herren sind sehr gedrückt fortgegangen, namentlich auch verstimmt darüber, daß der Kaiser — von der Einweihung der Heiligen Kreuzkirche kommend — ihnen sagte, er hoffe, recht oft Gelegenheit zu haben, von einer derartigen Feier zurückzukehren. Die Liberalen suchen nun aber den Spieß umzudrehen; sie meinen, der Kaiser habe nicht ihre, sondern die mehr konservative Presse im Sinne gehabt, wenn er klage, daß man sich in seine Familienangelegenheiten mische. Leider liegt ein gutes Teil Wahrheit in dieser an sich unverschämten Behauptung. Nachweislich hat die ganze von Bismarck beeinflußte Presse in sehr bedauerlicher Weise die Verhältnisse der königlichen Familie besprochen, wie z. B. in der Battenbergschen Angelegenheit und in der Tagebuchfrage. Der „Kreuzzeitung" muß man trotz vieler Mängel doch den Ruhm lassen, daß sie sich in diesen Fragen durchaus taktvoll benommen hat.

1. November.

Mein Eindruck, daß der Kaiser gegen Österreich eingenommen worden ist, hat sich bestätigt. Ich bin überzeugt, daß dies vorwiegend das Werk des Grafen Bismarck ist, andere behaupten, auch Berchem trage einen Teil der Schuld. Dies halte ich für unwahrscheinlich. Es ist ein Unglück, daß Bismarck Vater und Sohn, soviel Neigung für Rußland haben und trotz aller schlechten Erfahrungen immer wieder darauf zurückkommen. Ich bin nun fest entschlossen, für unser Bündnis mit Österreich mit aller Entschiedenheit einzutreten. Allein stehen können wir doch nicht, wir würden da zweifellos unterliegen; wir brauchen Alliierte, da Frankreich und Rußland gegen uns zusammenhalten, und ich weiß nicht, auf wen zu rechnen wäre, wenn nicht auf Österreich; auf Italien wirklich nicht. Es ist für mich eine unabänderliche Tatsache, daß der Kanzler sich mit seiner Politik festgefahren hat; alle seine Kunst hat ihm nicht geholfen, das französisch-russische Bündnis zu hintertreiben oder die Russen im Orient zu engagieren. Jetzt wird seit Jahren zugeleimt und hingehalten und so die günstige Zeit verpaßt.

2. November.

Im Sommer schien es mir, als ob der Kriegsminister zurücktreten würde, es stimmte zwischen ihm und dem Kaiser nicht recht; Bronsart hatte sich leider einen etwas dozierenden Ton angewöhnt, den der Kaiser nicht liebt. Zu Zeiten Kaiser Wilhelms I. hatte der Minister gute Tage: geschäftlich ging alles sehr korrekt, der Kaiser war außerordentlich rücksichtsvoll und mochte Bronsart gern. Der neue Herrscher verfügt manchmal,

ohne zu fragen, hat eine eigene Meinung und hält gegen den Minister daran fest: kurz, dieser hat eine wesentlich geringere Stellung als früher. Ich habe nun Bronsart, den ich für einen ausgezeichneten Kriegsminister halte, oft zu beruhigen versucht, auch den Kaiser auf das Bedenkliche eines Wechsels aufmerksam gemacht und gewann in letzter Zeit den Eindruck, als ob die Angelegenheit auf beiden Seiten zur Ruhe gekommen sei. Nun erfahre ich aber, daß der Kanzler doch schon mit dem Rücktritt rechnet und sich nach einem Nachfolger umsieht. Sein getreuer Gehilfe Boetticher[1]) hilft ihm auch hierbei. Man hat sich für den General Blume entschieden und hofft in ihm einen gefügigen Mann zu erhalten. Ich gedenke kräftig dagegenzuwirken und will dem Kaiser vorschlagen, falls überhaupt ein Wechsel nötig, den General Bronsart II zu nehmen. [...]

3. November.

Ich machte dem Kaiser beim Vortrage Mitteilungen über das Fortschreiten der russischen Rüstungen und wie man konsequent daran arbeite, den Vorsprung, den wir bisher bei einer Mobilmachung hatten, abzukürzen. Unlängst hatte ich ihm schon über die Verbesserung der französischen Armee berichtet. Der Kaiser gab zu, daß diese allgemeine politische Lage auf einen Krieg im Laufe des nächsten Jahres hinweise. Gegenüber der gewaltigen Macht Rußlands und Frankreichs sei die Hilfe Österreichs und Italiens nicht allzu hoch zu veranschlagen. Wir waren uns einig, daß die russischen Maßnahmen einen unerträglichen Grad erreicht hätten.

Der Kaiser rechnet gern mit der Türkei; ich sagte ihm, daß es dem Sultan niemals einfallen würde, sich irgend jemandem zu einem Kriege anzuschließen, er sei denn mit Gewalt dazu gebracht, und hierzu habe Rußland mehr Gelegenheit als irgendein anderer Staat. Ich wies darauf hin, daß bei dem Ernst der Lage uns nichts übrigbleibe, als die Polen auf unsere Seite zu bringen, indem wir eine Wiederherstellung Polens anstrebten.

Der Kaiser glaubt übrigens auch, daß die Luxemburger Frage Beunruhigung schaffen kann; es soll sich dort eine republikanische Partei bilden, die nach Frankreich neigt und sich vielleicht widersetzen würde, wenn der Herzog von Nassau vom Lande Besitz ergreifen wollte.[2])

---

[1]) Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums und Staatssekretär des Innern.

[2]) Der 1866 entthronte Herzog Adolf. Als nächster Agnat des Hauses Nassau-Oranien der mutmaßliche Nachfolger des niederländischen Königs Wilhelm III. in Luxemburg, da dessen Tochter Wilhelmine hier nicht regierungsfähig war.

4. November.

Windthorst nennt das gewaltsame Eindringen des Prinzen Heinrich in die Gemächer des Papstes[1]) Hausfriedensbruch und behauptet, die Sache zum Gegenstand einer Interpellation machen zu wollen.

Der Kaiser ließ nunmehr im „Reichsanzeiger" bestimmt erklären, er habe in seiner Ansprache an die städtische Deputation die Berliner fortschrittliche Presse im Auge gehabt, der Streit hierüber wird nun also wohl aufhören. Der Monarch hätte besser getan, die Herren bei irgendeiner anderen Angelegenheit hart anzulassen, nicht gerade, als sie ihm ein Geschenk machten, und er es annahm. Übrigens hat er schon lange den Wunsch gehabt, daß der Brunnen in Berlin aufgestellt werden möchte, und durch Minister Goßler der Stadt dies nahelegen lassen.

5. November.

Die Klagen über Liebenau wollen nicht aufhören. [...] Er hat sich von vornherein mit dem Grafen Bismarck gut gestellt und hält diesem natürlich beim Kaiser stets die Stange. Vor wenig länger als einem Jahre dachte er ganz anders; da äußerte er mir gegenüber Sorge über die Intimität des Prinzen Wilhelm mit Herbert Bismarck, dessen [...] Ton auf den Prinzen von schlechtem Einfluß sein müsse, und daß er die Absicht habe, den Prinzen zu warnen. Die guten Seiten Liebenaus liegen auf dem Gebiete der Verwaltung; er hält auf Ordnung und Sparsamkeit.

6. November.

Meinen neulichen Vortrag beim Kaiser über die russischen Rüstungen hat der Kanzler wieder übel vermerkt; er nimmt an, ich hätte den Kaiser dadurch aufgeregt. Ich fand aber den Monarchen schon in solcher Stimmung vor, die noch durch den folgenden Vortrag Herberts verschlimmert wurde, denn der Kaiser sagte mir daraufhin: „Schweinitz fängt jetzt endlich auch an, die Lage für ernst zu halten." Es ist dem Kanzler unbequem, dem Reichstage gegenüber eine große Geldforderung zu motivieren. Wenn der Kanzler mir vorwerfen sollte, daß ich den Kaiser zum Kriege dränge, so kann ich ihm mit gutem Gewissen erwidern, daß ich dies nicht tue, um so weniger, als ich den Moment für keineswegs günstig halte; ich werde ihm nicht verschweigen, daß wir den günstigen Moment verpaßt haben.

7. November.

Die Wahlen zum Landtage sind vorüber. Der Fortschritt hat starke Verluste zugunsten der Nationalliberalen; im übrigen bleibt alles beim

[1]) Vgl. o. S. 10.

alten. Das Interessanteste für mich ist der totale Mißerfolg Bismarcks, bei seinem Versuche, die Konservativen zu sprengen. Er hat mit Hilfe seiner ganzen Presse („Norddeutsche", „Post", „Deutsches Tageblatt", „Kölnische Zeitung", „National-Zeitung" usw.) mit großer Energie gearbeitet, hat den Kaiser zu beeinflussen gesucht, den Grafen Douglas zu seiner Rede verleitet, also wirklich alle Hebel angesetzt. Er wollte zeigen, daß es unter den Konservativen eine schädliche Gruppe gibt — „die Extremen" —, mit deren Haltung die Masse der Fraktion keineswegs einverstanden sei. Es hat ihm aber alles nichts genützt. Ich hoffe, die Konservativen werden nun verständig sein. Da wir eine Kammer auf fünf Jahre haben, so ist wirklich etwas zu machen, namentlich in Anbetracht der kerngesunden Ideen des Kaisers. In wahrhaft skandalöser Weise war gegen Stoecker gearbeitet worden, doch ist er wie alle Führer der „extremen Konservativen" gewählt worden.

Graf Berchem bat mich, ihn womöglich nicht im Auswärtigen Amt zu besuchen, weil dies gleich bekannt würde, und man dann an Konspirationen glaubte. Ein schöner Zustand! Wir verabredeten, uns an dritten Orten zu treffen.

9. November.

Ich erhielt einen Brief von Deines aus Wien, der sehr betrübt ist über das Ergebnis des Besuches Kaiser Wilhelms in Österreich. Seine Auffassung[1]) deckt sich völlig mit der meinigen. Es ist ein eigenes Zusammentreffen, daß ich gerade heute dem Kanzler einen Bericht schickte, in dem ich ihm einen besseren Eindruck von der österreichischen Armee zu geben versuchte. Daß Herbert Bismarck viel Schuld trägt, wenn Österreich immer wieder in sein altes Mißtrauen uns gegenüber zurückfällt, und wenn

[1]) In dem vom 7. November datierten Schreiben des Majors v. Deines an den Verfasser heißt es u. a.: „Der Besuch unseres Allergnädigsten Herrn hier hat nicht ganz die Resultate gezeitigt, die man hoffen konnte. Die demonstrative Dekorierung Tiszas hat den Kaiser verletzt und selbst die Feinde Taaffes verstimmt; jetzt spürt man das noch mehr wie zu Anfang. Kein Mensch hatte erwartet, daß Taaffe einen Orden erhalte, aber ebensowenig war man auf eine Brüskierung des Kaisers vorbereitet. Welche Motive unsere Politik zu jenem — wie ich glaube tiefbedauerlichen, vielleicht folgenschweren — Faustschlag veranlaßte, entzieht sich dem Verständnis des Uneingeweihten. Die Stellung Taaffes aber hat man befestigt, was jeder Kenner des Kaisers Franz Joseph voraus wußte. — Aber auch unser Kaiser scheint mir nicht sehr befriedigt von seinen Eindrücken, wenigstens hinterher nicht. Man hatte ihm die inneren Zustände in einem so krassen Lichte dargestellt, daß er etwas kopfscheu geworden ist. — Die inneren Zustände Cisleithaniens sind gewiß keine erfreulichen; sie heute oder morgen zu bessern hat aber niemand die Macht. — Für uns sollte doch nur von entscheidendem Interesse sein die militärische Kraft unseres Bundesgenossen. Diese hat in den letzten Jahren einen ungeahnten Aufschwung genommen, das neue Wehrgesetz beweiset aufs klarste die feste Absicht, ebenbürtig zu werden. Ein Staat, der das kann, ist noch nicht so morsch und bröckelig, wie unsere Politiker, die ihr Urteil für unfehlbar halten, glauben und glauben machen wollen".

unser Kaiser von Österreichs Leistungsfähigkeit gering denkt, ist über allen Zweifel erhaben. Jener lädt da eine schwere Verantwortung auf sich.

11. November.

Gestern beim Tee im Schloß war der Kaiser sehr ernst. Er glaubt, daß Rußland und Frankreich den Krieg bald zu führen beabsichtigen, und war gerade jetzt in diesem Gedanken bestärkt durch die Übersicht, die ich ihm unlängst von dem Fortschreiten der russischen Rüstungen gegeben hatte, und durch die Nachricht, daß man dort eine Anleihe von einer Milliarde Mark zu machen beabsichtige, während in Frankreich eine ähnliche Summe für Armeezwecke gefordert wird. Er wünscht nun unsere Artillerie für den Frieden ansehnlich zu vermehren und die Anfertigung des neuen Infanteriegewehres zu fördern. In beiden Fragen ist er mit dem Kriegsminister sehr unzufrieden. In der Gewehrangelegenheit, glaubt er, könnten wir schon viel weiter sein; was die Artillerie betrifft, so macht er den Kriegsminister allein dafür verantwortlich, daß vom vorigen Reichstage nicht mehr verlangt worden sei, die Notwendigkeit habe damals schon alle Welt eingesehen. Hierin hat er nicht ganz unrecht, in der Gewehrfrage bin ich nicht genügend orientiert. Graf Bismarck mußte sich nun über unsere Lage auslassen, doch konnte er eigentlich nichts Neues mitteilen; er behauptete, es sei die Kurzsichtigkeit Kálnokys, daß Österreich die Russen nicht im Jahre 1885 oder 1886 nach Bulgarien gelassen habe. Es ist das ja möglich, ändert aber leider an unserer gegenwärtigen Lage nichts. Über die Engländer wußte er nur zu sagen, daß sie sehr töricht seien, wenn sie bei dem großen Kriege nicht mit uns gingen, weil sie im Falle unserer Niederlage von Frankreich und Rußland überwältigt würden. Der Kaiser bemerkte sehr richtig, sie wollten vor allen Dingen Geld verdienen und hielten zu diesem Zwecke für das beste Mittel einen Krieg auf dem Kontinent. Was nachher komme, läge ihnen noch zu fern, außerdem seien sie zur Zeit auch kaum imstande, etwas Erhebliches mit Flotte oder Armee zu leisten, und zeigten noch gar nicht den Willen, sich auf mehr vorzubereiten. Dazu komme die Lage in Irland, welche sie gewaltig geniere. Das Gespräch berührte dann den Krieg, wobei ich überwiegend das Wort führte. Ich wies auf das Unbequeme unserer Lage im Osten hin und entwickelte, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Krieg nicht gleichzeitig auf beiden Fronten beginnen würde, es also Sache der Diplomaten sei, uns zu sagen, in welcher Frist wir auch mit dem anderen Gegner rechnen müßten; davon würde unsere Kräfteverteilung abhängen. Die ganze Unterhaltung war sehr lebhaft, und ich kann nicht anders sagen, als daß Bismarck ganz schlagfertig sprach. Der Kaiser hörte meist zu, äußerte aber auch bisweilen eine energische

und klare Ansicht. Schließlich berechnete ich unsere Forderung betreffs Vermehrung der Artillerie im Frieden auf annähernd 100 Batterien; der Kaiser akzeptierte dies und befahl dem Grafen Bismarck, seinem Vater — zu dem dieser noch in der Nacht abreiste — davon Mitteilung zu machen.

Unangenehm ist es mir, daß der Kriegsminister in seinem reizbaren Zustande glaubt, ich bereite ihm beim Kaiser Schwierigkeiten. Das Gegenteil ist der Fall. Ich habe nur unlängst in einer mein Ressort angehenden Angelegenheit eine andere Auffassung vertreten als er. Das Kriegsministerium verlangt nämlich, daß seine Offiziere mindestens so schnell avancieren sollen wie die des Generalstabes. Es ist das eine Ungereimtheit und hat mit der Bedeutung beider Behörden gar nichts zu schaffen. Die Generalstabsoffiziere werden schneller befördert, um der Armee junge Führer zu schaffen — sie sind danach ausgewählt und werden daraufhin ausgebildet —, während im Kriegsministerium überwiegend Spezialisten und Techniker sitzen. Die Sache kam vor kurzem zur Sprache, wobei der Kaiser zugunsten des Generalstabes entschied.

12. November.

Wir haben in Österreich Vorstellungen wegen der dortigen inneren Politik erhoben. Die Tschechen werden so dreist, eine Krönung in Prag zu fordern, nach der sehr bald die Trennung der dazu gehörigen Länder folgen würde. Wenn dies so fort geht, wird Österreich zunächst ein Föderativstaat und geht sodann völlig aus den Fugen. Wir haben sagen lassen, daß ein Föderativstaat erheblich weniger bündnisfähig für uns sei. Da im nächsten Jahr[1]) der Vertrag erneuert werden muß, ist der Druck auf Österreich vielleicht wirksam, und bin ich mit dieser Maßregel ganz einverstanden. Offenes Spiel ist immer das beste, auch in der Politik.

13. November.

Ich war gestern abend im Marmorpalais zum Tee bei den Majestäten. Der Kaiser empfing mich in seinem Arbeitszimmer und erzählte mir, daß Bronsart ihm eine heftige Szene gemacht habe wegen der schnelleren Beförderung der Generalstabsoffiziere, nach Ansicht des Kaisers wohl als Einleitung zu dem Entlassungsgesuch. Bronsart fühle, daß er an der Frage der Vermehrung der Artillerie zu Falle kommen werde und ziehe diesen Modus vor. Es ist das immerhin möglich. Der Kriegsminister ist so weit gegangen, über Artikel, die unlängst in Berliner fortschrittlichen Zei-

[1]) Ein vom Verfasser bald darauf eingesehener Irrtum, vgl. unter dem 27. November.

tungen die Erweiterung der Machtbefugnisse des Generalstabes besprachen,[1]) den Kaiser quasi zu interpellieren.

Im Auswärtigen Amt wird man jetzt auch besorgt, namentlich durch die russische Anleihe. Es soll nun wieder ein Preßfeldzug gegen die russischen Werte eröffnet werden; ich glaube aber zu spät. Der Kanzler hat sich sehr verdrossen über die Mehrforderungen des Kaisers für die Artillerie ausgesprochen, sieht doch aber schließlich die Notwendigkeit ein. Noch mehr Sorge bereitet ihm das französische rauchfreie Pulver, wie ja überhaupt nicht zu verkennen ist, daß die Franzosen auf technischem Gebiete große Fortschritte gemacht haben.

14. November.

Ich war gestern bei Bronsart, den ich ruhiger fand, als ich nach den Äußerungen des Kaisers annahm; er behauptete auch, nichts gegen mich zu haben. Jedenfalls ist er noch nicht soweit, schon in nächster Zeit an seinen Rücktritt zu denken.

15. November.

Heute morgen war ich nach Potsdam zum Kaiser bestellt, der mich im Salon der Kaiserin empfing. Zunächst wurde über die russische Anleihe gesprochen, die sowohl dem Kaiser als mir Sorgen macht. Ich erfuhr, daß der Kanzler versucht hat, auf die deutschen Bankiers einzuwirken, sich nicht zu beteiligen, und daß dies auch wohl mit Ausnahme des hiesigen Hauses Mendelssohn gelingen wird; leider kommt die Maßnahme wohl zu spät, da die Anleihe als gelungen anzusehen ist. Ob unsere Bankiers, wie Bleichröder, sich nicht heimlich beteiligt haben, wird gar nicht zu kontrollieren sein. Sodann besprachen wir das Vorrücken der 19. russischen Division von Kaukasien nach der österreichischen Grenze, endlich das Verhältnis des Kriegsministers zum Kaiser. Der Riß ist zweifellos vorhanden und wird auch kaum wieder auszufüllen sein.

Später kam das Gespräch auf die Kaiserin Friedrich. Der Kaiser sagte: „Denken Sie, meine Mutter will nach England reisen und hat mir durch den Hausminister mitteilen lassen, sie wolle mich unter keinen Umständen vorher noch sehen." Er erging sich dann weiter über dies traurige Kapitel und sagte, es sei ihm trotz gutem Willen nicht gelungen, der Mutter irgend etwas recht zu machen. Er habe ihre Wünsche befriedigt, soweit er irgend könne, sei namentlich im Geldpunkt sehr freigebig gewesen, das nütze aber alles nichts. Die Mutter werfe ihm vor, das Andenken seines Vaters zu entehren! Das sei doch wirklich furchtbar und bekümmere ihn tief. Die Kaiserin würde ebenso unhöflich und rücksichtslos behandelt,

---

[1]) Vgl. u. a. „Berliner Tageblatt" vom 24. Oktober, Morgenausgabe.

obwohl sie voller Takt und Rücksichtnahme sei. Seine Mutter wolle die Vorgesetzte spielen.

Endlich sprach der Kaiser von der Affäre Geffcken, und daß er infolge eines Briefes des Großherzogs von Baden sich bei Herrn Tessendorff[1]) über Roggenbach erkundigt habe; danach stehen dessen Beziehungen zu Geffcken fest, ebenfalls das Ziel dieses letzteren, den Kanzler zu stürzen.

Der Kaiser ging dann hinunter zum Vortrag, und die Kaiserin erschien; wir sprachen zunächst über die Wahl des Gouverneurs für die Kinder und kamen dann auf die Politik. Wir waren darin einig, daß der Kanzler bestrebt ist, den Kaiser durch Herbert, Liebenau und Lucanus möglichst zu isolieren. Die Kaiserin hat mir den Wunsch zu erkennen gegeben, daß ich öfter kommen möchte, damit ihr Gemahl doch auch einmal eine andere Ansicht höre. Den Feldzug Bismarcks gegen die Konservativen hält sie für töricht und sein Scheitern für eine heilsame Lehre.

18. November.

Seit einiger Zeit fange ich an, mir über meine Gesundheit Sorgen zu machen. Ich habe oft gedacht, daß es mir eigentlich zu gut geht, und daß nach so vielen Glücksfällen und Erfolgen auch einmal andere Zeiten kommen müßten. Ich kann mir vielleicht das Lob ausstellen, daß ich nicht hochmütig geworden bin, etwa die Ansicht gehabt habe, ich hätte wirkliche Verdienste. Sollten ernste Leiden kommen, so hoffe ich die Kraft zu besitzen, sie still zu tragen und zu meiner Läuterung zu nutzen. Gern möchte ich ja meiner lieben Marie noch recht lange zur Seite bleiben, mit ihr zusammen und mit ihrer Hilfe den Weg zum Heile gehen; gern möchte ich auch noch leben, um für meine nächsten Verwandten besser sorgen zu können.

Nachmittags war der Kriegsminister bei mir. Er sagte mir, daß er entschlossen sei zurückzutreten, da er mit dem Kaiser nicht auf den richtigen Fuß komme und außerdem die Forderungen, die ich in bezug auf Verstärkung unserer Artillerie gestellt, nicht als dringlich anerkenne, also auch vor dem Reichstag nicht vertreten könne. Zweifellos hat es ihn am meisten erregt, daß der Kaiser den Offizieren des Kriegsministeriums nicht prinzipiell dasselbe Avancement geben will wie denen vom Generalstabe. In der weiteren Unterhaltung, die übrigens ganz ruhig geführt wurde, sagte er, daß er Lust habe, dem Kaiser vorzuschlagen, mir das Kriegsministerium zu übertragen, aber dabei den Generalstab zu lassen. Ich traute zuerst meinen Ohren nicht, indes merkte ich, daß er es ernst meinte. Der Kaiser hat nämlich Bronsart neulich gesagt, nach seiner Ansicht sei das Kriegs-

[1]) Oberreichsanwalt.

ministerium nur eine Verwaltungsbehörde; dies stimmt insofern mit meinen Auffassungen, als ich es für zweckmäßig halte, dem Kriegsministerium nur die Gebiete zuzuweisen, in denen ein Einfluß des Reichstages statthaben darf, so daß alle Kommandoangelegenheiten und auch die ganze Ausbildung ihm entzogen und dem Generalstabe übertragen werden. Ich denke nicht daran, mich zum Kriegsminister herzugeben, wobei ich sowohl mit dem Kaiser als mit dem Kanzler in Differenzen geraten würde, ich beabsichtige aber, den bevorstehenden Ministerwechsel dazu zu benutzen, die Reduktion der Befugnisse des Kriegsministeriums anzustreben. Trotzalledem beklage ich, daß Bronsart fort will, er ist ein ausgezeichneter Kriegsminister und ein vortrefflicher Mensch von vornehmer Gesinnung.

19. November.

Gestern früh ist die Kaiserin Friedrich nach England abgereist, der Kaiser war zum Abschied auf dem Bahnhofe. Ich hoffe, sie bleibt recht lange fort.

Heute war in Potsdam die Vereidigung der Rekruten. Bronsart, mit dem ich fuhr, sprach mich wieder auf seine Idee an, daß ich das Kriegsministerium mit übernehmen möchte, und wollte wiederum es dem Kaiser vorschlagen. Er sei überzeugt, daß der Kaiser mir mehr vertraue als ihm, was er gar nicht übelnehme, eben deswegen aber könne er nicht Minister bleiben.

Beim heutigen Diner von 24 Personen funktionierten drei Hofmarschälle! Ich glaube, *einer* würde genügt haben. Es ist ganz sonderbar, wie der Kaiser den Einfluß dieser Herren anwachsen läßt, überall hört man Klagen über ihren Hochmut.

Ich bin zum Ehrendienst beim Großfürsten-Thronfolger kommandiert, der am Mittwoch Abend hier ankommt und 24 Stunden bleibt.

24. November.

Am 20. war Vereidigung der Rekruten der Berliner Garnison in Gegenwart des Kaisers. In der Zwischenpause konnte ich mich eine Zeitlang mit ihm unterhalten, und das Gespräch kam auf die russische Anleihe. Er glaubt, daß vom Kanzler dagegen gewirkt worden sei, ich mußte das trotz Herberts Versicherungen in Abrede stellen. Auf Befragen riet ich, durch Lucanus den Finanzminister auffordern zu lassen, unsere Bankiers zu warnen.

Um 4 Uhr ließ mir der Kaiser durch den dienstuenden Flügeladjutanten sagen, das Abschiedsgesuch Bronsarts sei eingegangen; er wünsche von mir schriftlich zu wissen, was geschehen solle. Ich riet, zuerst zu erwägen, ob das Gesuch zu genehmigen sei. Dagegen spreche, daß es bei einer

Verabschiedung von Bronsart wahrscheinlich schwer fiele, die Mehrforderung für die Artillerie durchzubringen, weil kaum unbekannt bleiben würde, daß der Kriegsminister dagegen gewesen sei; jedenfalls müßte dann ein anderer Vorwand gefunden werden. Als Nachfolger schlug ich vor Bronsart II,[1]) sodann Hänisch,[2]) der aber noch vor kurzer Zeit ein Gegner der Artillerievermehrung gewesen sei, und Kaltenborn;[3]) dann kam ich auf Verdy und führte zu seinen Gunsten an, daß er dem Kaiser bei einem Versuche, die Machtvollkommenheit des Kriegsministers zu schmälern, keine Steine in den Weg legen würde.

Der Großfürst ist noch immer recht verlegen und linkisch. Der Kaiser war geradezu herzlich; ich glaube aber nicht, daß der Großfürst dafür Sinn hat, er schien mir außerordentlich kalt zu bleiben. Auffallend war es mir, daß General Richter, der zu den für uns bestgesinnten Russen gehört, sorgsam alles vermied, was nur irgend mit Politik zusammenhängen konnte.

Der Kaiser, den ich in Gegenwart des Grafen Bismarck sprach, sagte mir, er wolle den Kriegsminister zum Bleiben veranlassen, damit die Artillerievermehrung noch von ihm verteidigt würde.

25. November.

Gestern erhielt ich ein Telegramm aus Friedrichsruh, in dem der Kanzler mich nach Kenntnisnahme meines letzten Berichtes über russische Rüstungen auffordert, ihn im Laufe der Woche zu besuchen.

Unser Kaiser, der ja leicht gegen jemand einzunehmen ist, wird nachweislich durch Herbert Bismarck gegen Österreich aufgehetzt, namentlich auch gegen den Kronprinzen Rudolf. Dieser mag große Schwächen haben, er besitzt aber zwei beachtenswerte Eigenschaften: er ist ein entschiedener Russenfeind und ebenso ein Gegner der ultramontanen Richtung, speziell der Jesuiten. Solange der Kanzler nichts Besseres findet, müssen wir stramm zu Österreich halten und ihm auch Vertrauen einzuflößen suchen.

26. November.

Man kann nicht mehr mit jemand am Hofe zusammenkommen, ohne Klagen und bitteren Tadel über den Hofmarschall Liebenau zu hören. Ich bin soweit, es für durchaus glaublich zu halten, wenn behauptet wird, Liebenau bemühe sich mit allen möglichen Mitteln, zwischen Kaiser und Kaiserin Zwietracht oder Abkühlung herbeizuführen.

---

[1]) Generalleutnant Walter Bronsart v. Schellendorff, Kommandeur der 17. Division.

[2]) Generalleutnant v. H., Direktor des Allg. Kriegsdepartements im Kriegsministerium.

[3]) Generalmajor v. Kaltenborn-Stachau, Kommandeur der 2. Garde-Infanteriebrigade.

Sein deutlich erkennbares Bestreben ist, den Kaiser ganz allein zu beeinflussen, er ist eifersüchtig auf jeden anderen, der an den Kaiser herankommt; besonders unangenehm ist es ihm daher, wenn beide Majestäten zusammen sind, weil er den vortrefflichen Einfluß der Kaiserin fühlt. Seine neueste Leistung ist, daß er bei der Reise des Kaisers nach Breslau beide Kabinettchefs fernzuhalten verstand und den Kommandierenden General weder zur Jagd noch zu dem zweiten Diner eingeladen hat. Es ist das eine krasse Verletzung aller Tradition, die unter Kaiser Wilhelm I. geradezu unmöglich gewesen wäre. Auf diesem Wege verscherzt man dem Kaiser die Sympathien der Armee. Boehn will seinen Abschied einreichen und hat völlig recht; der Schritt macht ihm Ehre. Hahnke hat zwar remonstriert, doch war die Sache schon geschehen; wäre er in Breslau mit gewesen, so hätte es ihm nur ein Wort gekostet, den Kaiser auf den rechten Weg zu bringen. Daß Wittich gar keine oder besser eine für einen tüchtigen Mann unwürdige Stellung hat, ist jetzt jedermann klar; er ist bloß in der Kritik stark. Er soll nun wieder dem Kaiser kriegsgeschichtliche Vorträge halten und wird dies recht gut machen. Dazu sich aber einen diensttuenden Generaladjutanten zu halten, ist wohl ein Luxus.

27. November.

Ich bin über einen Irrtum aufgeklärt worden; unser Bündnis mit Österreich läuft erst im Jahre 1892 ab und muß im Jahre 1891 gekündigt werden, wenn man es nicht erneuern will.[1]) Daß der Friede so lange zu halten sei, glaubt niemand unter den eingeweihten und einsichtigen Leuten.

2. Dezember.

Am 28. November reiste ich nach Friedrichsruh ab. Herr v. Rottenburg empfing mich am Bahnhof; Fürst und Fürstin waren sehr freundlich, es wurde mir noch ein Souper angeboten und dann früh schlafen gegangen. Am 29. schickte mir der Kanzler zunächst eine Anzahl eingegangener Depeschen und kam dann selbst zu mir, ließ sich seine Pfeife geben und rauchte, während ich Moselwein trinken mußte. Er blieb wohl eine Stunde, machte dann mit mir einen ebenso langen Spaziergang, dem ein langes Frühstück und hierauf eine Spazierfahrt folgten; bald nach der Rückkehr war es Zeit zur Abreise. Der Fürst brachte mich zur Bahn und bis an das Coupé.

Er und die Fürstin waren ganz wie in alter Zeit. In einem Punkte wurde ich leider enttäuscht: ich kam in der Voraussetzung, der Fürst wolle

---

[1]) Bereits 1883 war bestimmt worden, daß der Vertrag als um weitere drei Jahre erneuert gelten sollte, falls im ersten Monate des vorletzten Vertragsjahres (1888) keinerlei Verhandlungen begonnen hätten.

mich sprechen, um noch Entschlüsse zu fassen — sein Telegramm ließ dies annehmen —, fand aber, daß er seinen Entschluß bereits gefaßt hatte. Es läßt sich dieser dahin zusammenfassen: Österreich ist ein unsicherer Faktor, wir dürfen es daher mit Rußland nicht verderben. Wir werden also fortfahren, Österreich mißtrauisch zu machen, und da ich bezweifle, daß es uns gelingen wird, Rußland zu befriedigen, könnten wohl aus einem Freunde zwei Gegner werden. Ich weiß ja ganz genau, daß der Fürst einen weiteren Blick hat, als die meisten Menschen, bin doch aber recht besorgt. Gott gebe, daß er den richtigen Weg geht. Der Kanzler traut dem Kaiser von Österreich, ist aber sehr eingenommen gegen den Kronprinzen. Nun ist der Kaiser aber doch ein sehr gesunder Herr, der noch eine ganze Reihe von Jahren leben kann, die große Entscheidung dagegen liegt nahe vor uns; nach menschlichen Mutmaßungen treten wir also an dieselbe heran zu Lebzeiten des Kaisers Franz Joseph und müssen mit ihm rechnen. Ferner kennt der Kanzler den Kronprinzen Rudolf sehr wenig und hat z. B. eine ganz andere Auffassung von ihm wie Reuß, der ihm doch nahe steht. Außerdem sind bekanntlich alle Kronprinzen in einer gewissen Opposition gegen den Vater, ändern nachher aber oft ihre Ansichten. All den Klatsch über seine Vorliebe für tschechische Sprache usw. bekam ich wieder zu hören, während es der Kanzler vermied, auf Rußlands Rüstungen, auf die nichtswürdigen Gesinnungen der Panslawistenführer, auf die dortige Franzosenfreundschaft einzugehen. Kurz, er ist, wie in den letzten Jahren schon mehrfach, in die alte Liebe zu Rußland zurückgefallen.

Sodann wurde die Frage der Artillerievermehrung und der mögliche Rücktritt Bronsarts besprochen. Der Kanzler ließ sich die Notwendigkeit auseinandersetzen und sagte, daß er bereit sei, auf die Wünsche des Kaisers einzugehen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß Bronsart trotz Zurücknahme seines Abschiedsgesuchs nicht bleiben würde, weil er in der Artilleriefrage sich zu sehr verrannt habe. Bismarck erklärte, er müßte großen Wert auf Bronsarts Bleiben legen, sei aber auch nicht sicher, daß es gelingen würde, ihn zu halten; es sei recht unbequem, daß auch Maybach gehen, und der Kaiser Friedberg fort haben wolle, obwohl gegen das zweite kaum etwas einzuwenden sei. Maybach ist gereizt, weil er in der Presse scharf und mit Glück angegriffen wird, außerdem, weil der Kaiser einige Male seine Unzufriedenheit über kleine Betriebsangelegenheiten ausgesprochen hat. Der Kanzler hat Maybach nach Friedrichsruh bestellt und hofft, ihn zu besänftigen.

Darauf kam der Fürst auf eine Angelegenheit, die ihn sehr beunruhigt: es ist die Frage der Erhöhung der Dotation des Kaisers. Sie soll nicht vor den Reichstag, sondern vor den Landtag gebracht werden. Der Kanzler

findet nun die ganze Forderung unzeitgemäß und zu hoch. Es werden sechs Millionen jährlich verlangt. Sehr richtig meinte der Kanzler, man muß so sicher gehen, daß die Verhandlung nur fünf Minuten dauert, und keine Diskussion stattfindet. Jede Diskussion würde das Ansehen der Krone schädigen, ein abschlägiger Bescheid das Ministerium zum Rücktritt nötigen. Die einzigen sicheren Elemente seien die Konservativen, von denen mehrere aber auch nur mit bangem Herzen zustimmen würden, bei den Freikonservativen seien schon viele schwankend, die Nationalliberalen wahrscheinlich nicht zu haben. Er wollte dem Kaiser zureden, die Frage doch noch zu vertagen und lieber Schulden zu machen. Daß dieser große Ausgaben habe durch die beiden verwitweten Kaiserinnen, die je 900 000 Mark jährlich beziehen, und durch seine fünf Kinder, sei klar; mit Rücksicht darauf könnten Forderungen nur als billig bezeichnet werden. Eine dauernde Erhöhung aber würde viel böses Blut machen, da alle Welt wüßte, daß Kaiser Wilhelm I. in 25 Jahren 27 Millionen erspart habe. Der Kanzler klagte über Liebenau; dieser allein sei es, der dem Kaiser geraten hätte, sechs Millionen zu fordern. Es freut mich zu sehen, daß das Treiben des Hofmarschalls doch jetzt auch im Hause Bismarck erkannt wird; auch an Differenzen mit Maybach ist jener Schuld, indem er in unverständiger Weise auf Herstellung eines Hofzuges gedrängt hat.

8. Dezember.

Mit Bronsart hatte ich eine lange Konferenz über die Artilleriefrage; da ich nicht nachgab, kamen wir zu keinem Resultat. Er schlägt mir nun vor, die Frage einer Kommission zu unterbreiten; mir soll dies ganz recht sein, weil ich sicher bin, die Armee überwiegend hinter mir zu haben.

Der Kaiser überreichte mir eine goldene Chiffre als Erinnerung an Kaiser Wilhelm I.; sie wird auf der Brust getragen und ist an alle General- und Flügel-Adjutanten des hochseligen Herrn gegeben worden. Außerdem hat der Kaiser eine Scheidung der bisherigen „maison militaire“, die nun „militärisches Gefolge“ heißt, eintreten lassen. Es gibt danach ein militärisches Gefolge Kaiser Wilhelms II. und je eines Kaiser Friedrichs III. und Kaiser Wilhelms I.; ich gehöre zu dem ersteren, bin daher vor vielen anderen ausgezeichnet.

Von dem Vorschlag Bronsarts wegen einer Kommission in der Artilleriefrage wollte der Kaiser nichts wissen.

12. Dezember.

Ein sehr bezeichnendes Wort des Kanzlers hörte ich gestern; er hat gesagt: „Ich muß bald nach Berlin, weil ich den Kaiser oft sehen muß; eigentlich ist es notwendig, daß ich ihn wöchentlich zweimal spreche.“ Er

gibt damit zu, daß sein Sohn nicht die genügende Autorität hat, und daß auch er, auf schriftlichen Verkehr angewiesen, den Kaiser nicht mehr zwingt.

13. Dezember.

Die russische Anleihe ist in Paris gelungen, auch da ist ein dunkles Spiel gespielt. Bei entschiedenem Willen hätten wir mehr Schwierigkeiten bereiten können. Der Kaiser glaubt zwar, daß der Kanzler dagegen wirkte, ebenso wie sie ihm auch erzählt haben, den Schreiber des „Deutschen Tageblatt"-Artikels gegen den Kronprinzen Rudolf zu kennen; es sei ein hier wohnender Österreicher. Alles Schwindel.

15. Dezember.

Eine wichtige Nachricht ist der Krach der Panamagesellschaft, wodurch in Frankreich kolossale Summen verloren gehen. Die russische Anleihe soll doch nicht so glänzend gegangen sein, wie man erst annahm.

25. Dezember.

Nach der Kirche war ich beim Kaiser, um mich für ein Geschenk zu bedanken. Ich fand ihn entschlossen, alle Vermittlungsvorschläge des Kriegsministeriums abzulehnen und die Artillerievermehrung so zu befehlen, wie ich vorgeschlagen. Man ist im Ministerium sehr erregt, die Wut richtet sich natürlich gegen mich; daß ein Vorschlag von mir gegen ihren Rat angenommen wird, scheint ihnen unerträglich. Der Kaiser sandte mich zu Hahnke, und wir vereinbarten eine Order an den Kriegsminister. Ich bat, möglichst viel Anerkennung für seine früheren Leistungen auszusprechen und an seinen Patriotismus zu appellieren.

26. Dezember.

Huene war in Friedrichsruh, wo er dem Kanzler über französische Zustände berichtete. Dieser hat versprochen, es im nächsten Jahre die Franzosen nicht merken zu lassen, daß uns ein Krieg nicht paßt. Auch über die Gewehrfrage ist gesprochen worden. Der Kanzler hat keine Lust, auf meinen Vorschlag, in Amerika Gewehre machen zu lassen, einzugehen. Er fürchtet, die Franzosen würden es ermitteln und frühzeitig losschlagen. Das ist aber ein Irrtum, denn sie wissen sowieso ganz genau, wie wir in der Gewehrfrage stehen. Betreffs der Artillerie hielt der Kanzler zuerst eine Vermehrung des Materials für genügend und Pferdeankäufe für unnötig, er hat sich dann aber gefügt — Huene war von mir genau informiert — und gebeten, dem Kaiser zu sagen, er möge nun bald vorgehen.

30. Dezember.

Der Kaiser erzählte mir, daß sich der Kriegsminister nun gefügt habe, allerdings nach einer längeren Szene mit Rührung. Der Kaiser hat hier wiederum gezeigt, wie energisch er festhält, und gesehen, daß man mit Entschlossenheit weit kommt. Nun muß allerdings der Reichstag noch Geld bewilligen; ich hoffe aber, daß er es tun wird.

1889

Berlin, 1. Januar.

Zwei unangenehme Ereignisse läuten das Jahr ein. Der Prozeß Geffcken ist niedergeschlagen und Herr Geffcken freigelassen. Ich habe nie verstanden, weshalb man gegen den taktlosen Mann so gewaltsam vorging, und nahm mit vielen anderen an, es würden wunderbare Enthüllungen gemacht werden. Der Kanzler war in heftigster Art vorgegangen, hatte den Kaiser ohne Not aufgeregt, und nun dieser Ausgang der Angelegenheit! Ein arger Fehlschlag. Sodann will der Kanzler den englischen Botschafter in Petersburg, Morier, zu Fall bringen; er hat ihn in der „Kölnischen Zeitung" angeklagt, im Jahre 1870 dem Marschall Bazaine von Darmstadt aus Nachrichten über unsere Operationen gegeben zu haben. In wenig schöner Weise sind zwei von Major v. Deines geschickte Berichte über seine diesbezügliche Unterhaltung mit Bazaine wörtlich in der „Kölnischen Zeitung" wiedergegeben.[1]) Da, wie ich aus sicherer Quelle höre, Bismarck nichts mehr in Reserve hat, fürchte ich, er wird nicht nur Herrn Morier nicht zu Fall bringen, sondern geradezu in seiner Stellung befestigen und unser Ansehen in der gebildeten Welt schädigen.

---

[1]) Sir R. Morier war damals englischer Geschäftsträger am hessischen Hofe. Nach den durch die „Kölnische Zeitung" veröffentlichten Berichten des deutschen Militärbevollmächtigten in Madrid, Major v. Deines, hat im März 1886 der damals in der spanischen Hauptstadt wohnende Bazaine jenem in Gegenwart eines Dritten erzählt, er habe die erste Nachricht von dem deutschen Linksabmarsch über die Mosel durch ein über London gesandtes Telegramm Sir R. Moriers am Morgen des 16. August erhalten. (Vgl. Egelhaaf, Bismarck, 2. Aufl., S. 397.) Sir R. Morier verwahrte sich mit größter Entrüstung in einem Schreiben an den Staatssekretär Grafen Bismarck gegen jene Behauptung und verlangte ein offiziöses Dementi derselben, indem er zugleich zu seiner Entlastung einen Schriftwechsel mit Bazaine beifügte. Als vom Grafen Herbert ein Dementi abgelehnt wurde, übergab Morier seine Korrespondenz mit diesem und Bazaine der Presse. Über die Glaubwürdigkeit Bazaines und damit der Verwahrung Sir R. Moriers vgl. Egelhaaf, a. a. O., S. 398, Hartung in der Histor. Zeitschrift Bd. 125, S. 537.

7. Januar.

Die Angelegenheit Morier erhält ein immer übleres Aussehen. Mir ist es völlig klar, daß der Mann unschuldig angegriffen wird. Als Gesandter in Darmstadt 1870 war es seine Pflicht, alles, was er von Bedeutung erfuhr, nach London zu melden, also auch Dinge, die ihm die Prinzeß Alice[1]) über den Krieg erzählte. Sehr wohl kann diese nun von ihrem Gemahl, der die hessische Division kommandierte, frühzeitig Nachrichten über den Vormarsch gegen die Mosel erhalten haben. Bei dem zu vermutenden unerlaubten Verkehr zwischen der Königin Viktoria und der Kaiserin Eugenie ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß es in irgendeiner der zwischen beiden gewechselten Depeschen hieß: „Morier meldet ...", und daß Bazaine, dem die betreffende Depesche zugesandt wurde, dadurch den Namen Morier im Gedächtnis behalten hat.[2]) Liegen die Sachen aber so, dann trifft Herrn Morier auch nicht der Schein einer Schuld. Wie ist es daher zu verantworten, daß Bismarck in so brutaler Weise den Versuch macht, ihm die Ehre abzuschneiden? Wie unüberlegt ist es vorzugehen, ohne Beweise zu haben, wie unklug, durch Auslieferung von Originalberichten des Auswärtigen Amtes an die „Kölnische Zeitung" sich so zu dekuvrieren. Ich bedaure den Kaiser aufrichtig und fürchte, daß von seinen Ratgebern niemand wagt, ihm reinen Wein einzuschenken. Sobald ich in die Lage komme, den Kaiser allein zu sprechen, halte ich es für meine heilige Pflicht, offen meine Ansichten darzulegen.

8. Januar.

In Rußland ist man eifrig an der Arbeit, Österreich gegen uns mißtrauisch zu machen; leider ist dies durch unser eigenes Verschulden nicht schwer. Der Kanzler ist durch die ernsten Berichte, die nun von allen Seiten kommen, sehr erregt, namentlich darüber, daß Schweinitz, der immer Friedenslieder gesungen hat, nun besorgter wird. Yorck[3]) hat auf den Kanzler einen erheblichen Eindruck gemacht, weil er fest bei seiner Meinung geblieben ist, daß Rußland zum Kriege treibe. Auch Rechenberg,[4]) der bis vor einem Jahre stets sagte, daß Rußland noch keine bösen Absichten habe, berichtet seitdem anders.

---

[1]) Tochter der Königin Viktoria von England, Gemahlin des Prinzen Ludwig, des Neffen Großherzog Ludwigs III. Zum Gegenstande vgl. Alice, Großherzogin von Hessen und bei Rhein. Mitteilungen aus ihrem Leben und aus ihren Briefen (1884) und Memoirs and Letters of Sir Robert Morier [1826—1876], herausgegeben von seiner Tochter, Mrs. R. Wemyß (1911), Bd. 2. Vgl. auch oben S. 11, Note 3.

[2]) Der durch Morier produzierte Brief Bazaines erklärt den ganzen Vorgang für apokryph.

[3]) Militärattaché in Petersburg.

[4]) Generalkonsul in Warschau, Freiherr v. R.

9. Januar.

Heute früh begegnete ich im Tiergarten Kaiser und Kaiserin und ging bis zu meinem Hause, wohin sie ihren Wagen bestellt hatten, mit ihnen. Der Kaiser fragte gleich: „Was haben Sie zu Geffcken gesagt?“ Ich antwortete: „Die Freisprechung ist sehr unangenehm, jedoch halte ich die Angelegenheit Morier für viel bedenklicher.“ Der Kaiser behauptete, es würde uns doch noch gelingen, Morier zu Fall zu bringen, der Prozeß Geffcken liefere dazu Material. Ich glaube, er täuscht sich hierin, und vermute, daß Bismarck versucht, ihm den schlechten Eindruck, den das Vorgehen gegen Morier in der ganzen Welt macht, zu verbergen. Da die Unterhaltung schließlich auf meinem Hofe und in Gegenwart der Kaiserin geführt wurde, konnte ich meinem Herzen nicht mehr in gewünschter Weise Luft machen.

18. Januar.

Ich war im Gefolge des Kaisers am 15. zum Besuch des Fürsten von Schaumburg-Lippe nach Bückeburg gereist. Es gab einen großartigen Empfang und eine überaus herzliche Aufnahme am Hof; eine Strecke, wie sie der Kaiser noch nie gehabt hatte, trug zum Gelingen des Arrangements wesentlich bei. Da ich die Fahrt nach Bückeburg vorgeschlagen hatte, bin ich sehr froh über das Ergebnis. Der Kaiser dankte mir wiederholt und noch viel mehr der Fürst.

Die Zeitungen bringen die Geffckensche Anklageschrift.[1]) Leider ist Roggenbach durch sie doch etwas bloßgestellt; weit mehr allerdings Stosch, was ich aber nicht bedauere. Ich habe dem Kaiser gesagt, man würde nun hoffentlich die Sache zur Ruhe kommen lassen, da sonst leicht noch mehr Unangenehmes aufgerührt werden könnte. Roggenbach habe doch sehr intime Beziehungen zu den beiden letzten Kaiserpaaren unterhalten und wisse gar zu viel; Zustände, wie sie die Anklageschrift gegen Geffcken aufdecke, seien nur bei einem schwachen Regiment, nach Art des Kaisers Friedrich, möglich gewesen.

Ich kann Roggenbach nicht so verdammen, wie es viele tun. Etwas Eitelkeit mag im Spiel gewesen sein, sonst aber haben ihn doch edle Motive geleitet. Er hat den Kaiser Friedrich von zu starkem Einfluß des Kanzlers losmachen wollen, und dies ist an sich noch kein Verbrechen.

Mit Morier ist nun der Ausgang ziemlich klar; die Sache ist ebenso verlaufen wie mit Taaffe.[2]) Wir wollten ihn stürzen und haben ihn durch ungeschickte Mittel in seiner Stellung befestigt.

---

[1]) Auf Veranlassung des Reichskanzlers war die Anklageschrift am 16. Januar im Reichs- und Staatsanzeiger veröffentlicht worden.

[2]) Vgl. o. S. 10 und 16, Note 1.

19. Januar.

Die Angelegenheit Geffcken macht immer größeres Aufsehen und wird kaum ohne Folgen bleiben. In den Anlagen der Anklageschrift komme ich übrigens auch vor. Roggenbach schreibt an Geffcken,[1]) vielleicht würde ich zu bitten sein, eine gewisse Denkschrift dem Kaiser Wilhelm II. zu überreichen. Jedenfalls ist der Kanzler nun wieder argwöhnisch. Die Veröffentlichung schadet dem Kaiser Friedrich sehr, das ist aber ohne Zweifel des Kanzlers Bestreben. Allerdings muß zugegeben werden, daß der törichte Geffcken den ganzen Skandal angerichtet hat.

21. Januar.

Ich hatte gestern mit dem Kaiser eine lange Unterredung über die Stellung der Militärattachés. Er hat sich jetzt von der Unzweckmäßigkeit, sie dem Kanzler zu unterstellen, was übrigens erst seit 1867 der Fall ist, überzeugt; ich habe ihn hierin stets bestärkt und behauptet, das Richtigste sei, sie unterständen weder dem Kanzler, noch dem Kriegsminister, noch mir, sondern allein ihm selbst. Nun wird er jetzt nicht gern eine Änderung anregen — der Kanzler würde sich auch widersetzen —, er will sie aber vorbereiten. Da Deines und Huene Flügeladjutanten sind, wird sich wohl ein direkter Verkehr entwickeln.

Die Unterhaltung kam dadurch in Fluß, daß gestern Graf Bismarck dem Kaiser die Zurückberufung Yorcks aus Petersburg vorgeschlagen hatte. Ich wußte schon davon und wollte selbst den Kaiser bitten, nicht darauf einzugehen. Yorck hat sich mit einer geschiedenen Russin verlobt; der Botschafter Schweinitz will jetzt diesen Anlaß benutzen, den ihm unbequemen Attaché los zu werden, und hat bereits in diesem Sinne hier gewirkt, wie ich gestern im Auswärtigen Amte erfuhr. Yorck leistet aber in seiner Stellung die besten Dienste und ist kaum entbehrlich. Der Kaiser hat nun auch ohne Besinnen dem Grafen Bismarck erklärt, er würde nie in Yorcks Abberufung willigen. Mir sagte er dann mit vielem Recht: „Meine Militärattachés Villaume, Yorck, Deines, Huene sind vortreffliche Offiziere, die, wenn es Ernst wird, die Hauptsache machen müssen." Er hätte auch ganz gut noch Engelbrecht nennen können.[2])

---

[1]) Der Briefwechsel zwischen Roggenbach und Geffcken wurde zwar nicht zusammen mit der Anklageschrift im „Reichsanzeiger" veröffentlicht, jedoch dem Bundesrat vorgelegt, und von seinem Inhalt gelangte einiges in die Presse. (Vgl. „National-Zeitung", Abendausgabe vom 21. Januar 1889.)

[2]) Oberst v. Villaume, Militärbevollmächtigter in Petersburg, Hauptmann Graf Yorck v. Wartenburg diesem attachiert, die Majore v. Deines, Frhr. v. Hoiningen gen. Huene, v. Engelbrecht, Militärattachés in Wien, Paris und Rom.

Ich selbst nehme keinen Anstand zu behaupten, daß diese Attachés, zu denen ich noch als ganz vortrefflich Schmettau[1]) und Falkenhayn[2]) hinzurechne, erheblich klüger und leistungsfähiger sind als unsere zünftigen Diplomaten, die in summa eine [...] Gesellschaft darstellen. Bismarck hat sich niemals um ihre Schulung gekümmert, ihnen dafür aber allen Trieb zur Selbständigkeit abgewöhnt. Seit Jahren, namentlich seitdem der Sohn eine große Rolle spielt, ist der Ersatz in der Karriere ein viel schlechterer geworden; vornehme Preußen treten kaum noch ein, dafür aber allerhand unbekannte Leute aus dem Reich und auch den Hansestädten.

Ich habe mich nicht getäuscht, wenn ich glaubte, daß der Kanzler wohl auch gegen mich wieder losgehen würde. Die „Kölnische Zeitung" erzählt heute in gesperrter Schrift mancherlei vom Briefwechsel Geffcken-Roggenbach, stellt dabei Stosch sehr bloß und sagt, daß auch zwei aktive Generale in der Korrespondenz genannt werden. Nach meiner Erinnerung kommen nun drei darin vor: Loë, der Kriegsminister und ich. Ich bin nicht einen Augenblick im Zweifel, daß Loë und ich getroffen werden sollen, und nur gespannt, wann Bismarck versuchen wird, beim Kaiser gegen mich einen Hebel anzusetzen.

Der Großherzog von Baden, der übrigens auch in der „Kölnischen" genannt wird, ist neulich lange beim Kanzler gewesen und hat ihn ungewöhnlich erregt gefunden; ich glaube schon, daß die Nervosität groß ist.

Es bedeutet ein Unglück, daß von den rechtsstehenden Zeitungen eigentlich nur die „Kreuzzeitung" selbständig geblieben ist; alle anderen sind vom Kanzler abhängig. Daher wagt außer den demokratischen Blättern nur die „Kreuzzeitung" schüchtern über ihn die Wahrheit zu sagen. Es entwickelt sich so eine erstaunliche Begriffsverwirrung. Ich habe bisher beim Kaiser niemals etwas gegen den Kanzler gesagt oder getan, weil ich dem Herrn nicht Schwierigkeiten bereiten will, und er ja auch Bismarck gegenüber in gewisser Weise selbständig ist; es fragt sich aber, wie lange dies noch durchführbar sein wird. Ich habe ein reines Gewissen und kann über Angriffe lachen, muß doch aber wohl darauf halten, mich nicht durch schlechte Menschen vor der Welt in ein bedenkliches Licht bringen zu lassen. Der Kanzler hat wahrlich genug Angriffsflächen und daher allen Grund zur Vorsicht. Daß er in dem von ihm ausgehenden Artikel der „Kölnischen Zeitung" es wagt, von zwei aktiven Generalen in unmittelbarem Anschluß an Morier zu sprechen und sie vor der Masse der urteilslosen Menschen als Konspiratoren hinzustellen, ist eine [...], die nicht ungestraft bleiben

[1]) Hauptmann Graf v. Sch. in Brüssel.
[2]) Hauptmann v. F. war zweiter Militärattaché in Paris.

darf. Ich warte zunächst ruhig ab im Glauben, daß die öffentliche Meinung sich regen wird.

Ich sehe jetzt leicht Wolken am Horizont. Gott gebe, daß wirklich nur meine erregte Phantasie daran schuld ist, und daß ich mich nicht etwa durch Gereiztheit über das Verfahren des Kanzlers und seines Sohnes zu einseitigen Auffassungen verleiten lasse.

Als solch ein dunkler Punkt erscheint mir auch unsere Kolonialpolitik. In Ostafrika sind die Aussichten nicht schön, wir haben da eine Menge Schiffe, verlieren viele Leute und werden kaum irgend etwas erreichen, können dagegen leicht mit England in Zwist geraten. Bedenklicher noch steht es mit Samoa. Das Gefecht gegen die Eingeborenen hat uns erhebliche Verluste zugefügt und ein gespanntes Verhältnis zu Nordamerika geschaffen. Gewisse Kolonialpolitiker verlangen, daß wir energisch auftreten und durch Machtentfaltung imponieren. Ich halte das für ein Unglück; eine Verwicklung mit Amerika fehlte uns gerade noch! Es würde eine noch schlimmere Blamage geben als seinerzeit mit den Karolinen.[1])

Der Kanzler hat in bezug auf Rußland eine eigentümliche Politik: er will nicht sehen, daß man dort gegen uns eine unversöhnliche Haltung einnimmt, und hofft auf Zwischenfälle, die die Lage ändern sollen. Er verlangt von seinen Agenten, daß sie diese nicht ernst darstellen sollen, obwohl sie allmählich immer schlechter wird. Der Kanzler hofft, sich Rußland nähern und Österreich fallen lassen zu können. Es ist das ein unmoralisches Verfahren, das uns keinen Segen bringen wird. Hoffentlich greift der Kaiser, sobald ihm die Sache klar ist, mit energischer Hand ein. Ich suche mit aller Kraft unsere Infanteriebewaffnung zu beschleunigen, um schon im Jahre 1890 schlagfähig zu sein; jetzt bekomme ich den Eindruck, daß der Kanzler die Beschleunigung nicht wünscht, weil er in seinem Argwohn denkt, der Kaiser könne losschlagen, wenn er die Armee bereit glaubt.

Im Innern regt die Angelegenheit Geffcken die Gemüter gewaltig auf; jetzt erklären sogar sonst gut kanzlerisch gesinnte Blätter die Veröffentlichung für einen großen Mißgriff. Für mich ist mit das Tadelnswerteste, daß der Kanzler den Kaiser dazu gebracht hat, die Order für die Veröffentlichung zu unterzeichnen,[2]) also seine Geschäfte zu besorgen. Die ganze Sache ist nichts als eine Folge der wütenden Stimmung des Fürsten, den stets Angriffe auf die eigene Person in äußerste Erregung versetzen. Der Standpunkt, den die „Kreuzzeitung" einnimmt, ist im Prinzip richtig, aber die Art, wie sie ihn vertritt, unüberlegt und geeignet, den Kaiser zu verletzen. Man ist in der konservativen Partei sehr unzufrieden, erklärt mir aber immer wieder, Hammerstein nicht los werden zu können.

---

[1]) Vgl. Bd. 1, S. 261 f.

[2]) Vgl. jedoch o. S. 11, Note 1.

23. Januar.

Ich erfahre, daß man in der nationalliberalen Partei über den Kanzler sehr mißgestimmt ist und anfängt, in der ganzen Situation sich unbehaglich zu fühlen. Die „Kölnische Zeitung" ist von der Partei verwarnt worden und hat, um sich wieder ehrlich zu machen, einen unterstrichen liberalen Artikel gebracht. Ich bekomme allmählich starken Widerwillen gegen das Treiben der Presse: von vornehmem Ton ist keine Rede, elendes Schimpfen und Zanken überall. Einen nicht unbedeutenden Teil der Schuld trägt unser Offiziösentum; ich kann den Leuten nicht Unrecht geben, die behaupten, die Verwendung des Welfenfonds sei ein Unglück, da das meiste für Preßzwecke benutzt wird. Es ist auch wohl keine Übertreibung, wenn man sagt, die Macht des Kanzlers beruhe im wesentlichen auf einer gefügigen Presse, also auf dem Welfenfonds. Leider weiß niemand ein gründliches Mittel zur Abhilfe. Im Ausland herrschen übrigens ganz ähnliche Zustände.

25. Januar.

Ich habe dem Kaiser unumwunden meine Ansicht geäußert, daß aus unseren afrikanischen Kolonien nie etwas werden könne.

26. Januar.

Ich hatte Vortrag beim Kaiser und sprach ihn bei dieser Gelegenheit eine Stunde unter vier Augen, was mir sehr angenehm war. Unter anderem legte ich ihm eine Denkschrift über das Eisenbahnwesen vor, die mir viele Feindschaft zuziehen wird. Ich machte den Kaiser darauf aufmerksam, er sagte aber, das schade nichts, er halte Maybach überhaupt für entbehrlich. Ich nannte ihm wiederum Stephan als geeigneten Nachfolger. Zu meiner Freude beginnt der Monarch über Rußland klar zu sehen und die Illusionen zu verlieren.

Ich war im Reichstage, da Marie gern den Kanzler sprechen hören wollte. Kolonialpolitik, speziell Ostafrika, stand auf der Tagesordnung. Die Angriffe führte Herr Bamberger,[1]) natürlich vielfach in bissiger und boshafter Art, manchmal auch mit schwachen Gründen, leider stehe ich aber im ganzen auf seinem Standpunkte.

27. Januar.

Kaisers Geburtstag. Ich erhielt das Großkreuz des Roten Adlerordens, obwohl ich eigentlich noch nicht dazu heran bin; außerdem wurde ich auf

---

[1]) Der ehemalige nationalliberale Abgeordnete, unter dessen Führung der linke Flügel der Partei 1880 „sezessionierte"; die so entstandene „liberale Vereinigung" verschmolz 1884 mit den Fortschrittlern unter Richter zur „deutsch-freisinnigen Partei".

Lebenszeit in das Herrenhaus berufen. Der Kaiser wünscht, daß ich mich auch außerhalb des rein Militärischen umsehe, und rechnet unter Umständen auf mich als Ratgeber in der inneren und äußeren Politik. Diesen Eindruck habe ich schon seit längerer Zeit gewonnen, er deckt sich mit der Ansicht vieler Beobachter unserer Entwicklung. Seit Jahresfrist wird darüber geklatscht, aber auch ernst gesprochen, und der Kanzler hat mich nachweislich mehrfach als Konkurrenten betrachtet. Daß ich auch nicht das Geringste getan habe, mich in solche Bahn zu drängen, weiß Gott allein; ich habe das Bewußtsein, derartigen Aufgaben nicht gewachsen zu sein, und wäre dankbar, in meinem eigentlichen Berufe bleiben zu können.

Gottesdienst in der Schloßkapelle, hernach Cour, bei der ich meinen Glückwunsch und Dank abstatten konnte. Bei dem Botschafterdefilee fiel es sehr auf, daß der Kaiser den Vertretern Österreichs, Italiens und Englands die Hand reichte, dem Grafen Schuwalow aber nicht. Ich bin überzeugt, daß es Absicht war, denn der Kaiser ist mit der Haltung der Zarenfamilie sehr wenig zufrieden.

28. Januar.

Heute früh hatte ich Besuch von Dr. Hinzpeter, dem Erzieher des Kaisers, den ich bisher nur ganz flüchtig kannte. Er sagte, es sei ihm ein Bedürfnis, mich kennen zu lernen, da er schon viel von mir — namentlich auch durch den Kaiser — gehört hätte; nach seinen Erfahrungen bin ich der einzige Mensch, zu dem der Kaiser vollstes Vertrauen hat und den er immer als Autorität anerkennt. Hinzpeter machte mich auf die große Verantwortung aufmerksam, die daraus für mich erwüchse. Man sagt mir, daß er ein aufrichtiger Mann sei, mit dem der Monarch gern offen spreche, der auch seinerseits diesem unumwunden die Meinung sage. Ich stimmte in der Beurteilung der Eigenschaften des Kaisers und seiner Entwicklung innerhalb des letzten Jahres mit Hinzpeter völlig überein. Ob meine Stellung beim Kaiser in der Tat so ist, wie sein früherer Lehrer meint, kann ich nicht völlig erkennen, daß der Kaiser nur günstig über mich urteilt, freut mich zu hören. Auch hinsichtlich des Einflusses des Grafen Bismarck auf den Kaiser waren wir einig.

30. Januar.

Ich war am Abend beim Grafen Bismarck zu einer parlamentarischen Feier, blieb dort bis zum Ende und kam daher erst heute früh gegen 4 Uhr nach Haus. Zum Schluß ging es sehr studentenhaft zu, also nicht so, wie man es bei einem Minister des Auswärtigen erwartet. Weil aber nur Deutsche dort waren und der Kaiser nicht darunter, will ich nicht zu scharf

urteilen. Mir begegnete man von allen Seiten sehr höflich, insbesondere Graf Bismarck zeigte sich außerordentlich zuvorkommend.

31. Januar.

Noch gestern abend kam die Nachricht vom Tode des Kronprinzen Rudolf. Wahrscheinlich ein großes Unglück für Österreich und auch wohl für uns ein schwerwiegendes Ereignis. Leider war von kanzlerischer Seite beliebt worden, den Kronprinzen herunterzusetzen.

1. Februar.

Leider hat sich das Gerücht bestätigt, Kronprinz Rudolf sei eines gewaltsamen Todes gestorben. Er hat sich selbst das Leben genommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Kaiser Franz Joseph sich von dem Schlag kaum je erholen und noch ernster und melancholischer werden, als er schon ist; wir brauchen aber einen Alliierten, der mit Frische in die schwere Zeit eintritt, die wir vor uns haben. Sicherlich wird die Geistlichkeit versuchen, aus dem Unglück für sich und gegen uns Kapital zu schlagen. Die Reise unseres Kaisers nach Wien ist wieder aufgegeben, weil man dort keinen Besuch wünscht; ich habe die Absicht, dem Kaiser vorzuschlagen doch noch hinzufahren. Gerade weil Selbstmord vorliegt, wird es dem Kaiser Franz Joseph wohltun, wenn Kaiser Wilhelm dennoch erscheint.

2. Februar.

Nachmittags trieb ein Schneesturm mit Gewitter die Majestäten in unser Haus. Dem Kaiser geht der Tod des österreichischen Thronfolgers doch recht nahe. Er erzählte mir, daß der Kronprinz in letzter Zeit, namentlich infolge des Verkehrs mit dem Prinzen von Wales, ein wüstes Leben geführt, besonders auch stark getrunken habe, um sich aufzufrischen. Dann kam der Kaiser auf den Kriegsminister zu sprechen, gegen den noch immer eine etwas erregte Stimmung besteht. Als ich sagte, daß Bronsart wohl um seine Entlassung bitten würde, sobald die Artillerieforderung vom Reichstage genehmigt sei, erwiderte der Kaiser, daß er dann geneigt sei, Verdy zu nehmen, wozu ich ihm schon früher geraten hatte.

8. Februar.

Ein ganz eigener Artikel ist in den „Hamburger Nachrichten" erschienen. Er liest den Nationalliberalen etwas den Text, kommt auf die Nachfolge des Kanzlers und nennt dabei auch meinen Namen. Die Zeitung gehört zu Bismarcks Leiborganen, und ich bin nicht im Zweifel, daß der Artikel von ihm ausgeht. Der Kanzler möchte gar zu gern gegen mich Material

haben und läßt mich scharf beobachten; ich weiß dies seit längerer Zeit ganz genau.

Bei den Nationalliberalen verstärkt sich das unbehagliche Gefühl, sowohl der Kanzler wie der Kaiser machen ihnen Sorge. Sie haben ganz recht, dürfen aber den Kaiser nicht verantwortlich machen; allein Bismarck trägt die Schuld, der den Monarchen schlecht beraten hat,[1]) weil er sich persönlich verletzt fühlte und im Jähzorne handelte.

Das furchtbare Ende des Kronprinzen Rudolf hat für uns eine gute Seite; es hat auf unseren Kaiser einen sehr tiefen Eindruck gemacht und ihn zu ernstem Nachdenken veranlaßt. In den letzten Wochen ist der Monarch hier geblieben, war also viel mit der Kaiserin zusammen, die sich mit großer Klugheit zu benehmen versteht und, ohne daß ihr Gemahl es merkt, augenscheinlich einen vortrefflichen Einfluß ausübt.

9. Februar.

Vortrag beim Kaiser. Die „Norddeutsche" hat nun den oben angedeuteten Artikel wirklich abgedruckt, was den Beweis liefert, daß er vom Kanzler ausgegangen ist, und daß der Kaiser ihn lesen soll. Gleichzeitig bespricht eine russische Zeitung die Stellung des Kanzlers und erwähnt in Verbindung damit die „in Dunkel gehüllten täglichen Besuche Ihrer Majestäten in der Wohnung des Grafen Waldersee, die stets zwischen 9 und 10 Uhr vormittags stattfinden". Sie schließt: „Was bedeutet dies allen bekannte Geheimnis?" Ich bin nicht mehr im Zweifel, daß die Jagd nach mir wiederum angelegt ist. Wenn der Kanzler sich einbildet, ich hätte Neigung, sein Nachfolger zu werden, so irrt er gewaltig. Zunächst wünsche ich, daß er sein Amt weiterführt und selbst sieht, wie schlecht er in letzter Zeit operiert hat. Sodann halte ich jeden für sehr verwegen, der die Nachfolge übernehmen will. Wenn sich erst der eine oder andere Nachfolger das Genick gebrochen hat, ließe sich vielleicht darüber reden.

Herr v. Hammerstein hat mir geschrieben.[2]) Ich werde mich hüten, ihm zu antworten oder mich mit irgend jemand seiner Partei in Unter-

[1]) Nämlich in den Affären Geffcken und Morier.

[2]) In dem erwähnten Artikel der „Hamburger Nachrichten" hieß es u. a.:

„Was berechtigt das deutsche Volk dazu, dem Fürsten Bismarck das Vertrauen zu versagen, wenn es ihn wirklich einmal nicht sogleich begreifen sollte? [...] Wer z. B. sagt dem deutschen Volke, daß es die letzten Zwecke des Vorgehens wegen Veröffentlichung des Tagebuchs [des Kaisers Friedrich] wirklich kennt, daß nicht zu den ausdrücklich angegebenen Bestimmungsgründen noch andere kommen, z. B. der: an einem eklatanten Falle im einzelnen zu konstatieren, zu welchen unliebsamen, staatsgefährlichen Konsequenzen allzu großes Vertrauen zu gewissen Persönlichkeiten in der nächsten Umgebung eines Herrschers oder Thronerben führen kann?"

Unter Bezugnahme auf diesen Artikel schließt Freiherr v. Hammerstein seinen Brief an den Verfasser mit folgenden Worten: „Nun gilt es aber, diesen letzten Stoß des Kanzlers zu parieren, und richten sich meine Blicke auf Ew. Exzellenz. Sie

handlungen einzulassen; ich gehe meinen Weg ruhig weiter, ohne jemanden zu fürchten.

Meine Anwartschaft auf den Reichskanzlerposten wird nun in allen möglichen Zeitungen des In- und Auslandes besprochen, wobei ich ganz offen als Hauptgegner des Kanzlers dargestellt bin; einige Berliner Zeitungen versuchen mich mit Schmutz zu bewerfen.

13. Februar.

Sehr interessant ist mir die Mitteilung, daß der Kaiser, nachdem er Kenntnis von dem Artikel der „Hamburger Nachrichten" erhalten hat, sofort Herbert Bismarck sehr deutlich erklärte, er sollte dafür sorgen, daß nicht wieder wie im Frühjahr Preßangriffe gegen mich erfolgten. Das wird der Familie Bismarck nicht angenehm gewesen sein; sie sehen, daß der Kaiser in ihnen doch die Urheber vermutet.

14. Februar.

Ich hatte mich gestern entschlossen, mit dem Kanzler eine offene Aussprache zu versuchen, fragte also schriftlich an, ob mein Besuch genehm wäre, und erhielt sofort die Aufforderung, heute um 2 Uhr zu erscheinen. Die Sache verlief ausgezeichnet. Bismarck erklärte, nie etwas gegen mich gehabt zu haben, auch nicht zu glauben, daß ich ihm seine Stellung erschweren wolle; durch die lange Bekanntschaft und namentlich durch die Person des jetzigen Kaisers seien doch eigentlich auch Anfeindungen zwischen uns ausgeschlossen. Er dankte mir, daß ich eine Aussprache gesucht hätte, und versicherte, daß er — wenn je eine Differenz entstehen sollte — selbst den gleichen Weg beschreiten würde. Der ganze Ton der Unterhaltung war durchaus herzlich und offen, so daß ich sehr befriedigt das Haus verließ. Ich stimme ja nicht mit allem überein, was der Kanzler tut und namentlich in letzter Zeit getan hat, ich habe mich aber wirklich davor bewahrt, beim Kaiser auch nur das Geringste gegen den Kanzler zu sagen, ausgenommen, wo es sich um dessen Versuche handelte, mir ins Handwerk zu pfuschen. Da ist der Kanzler nicht kompetent und hat mehrfach unglaubliche Ansichten entwickelt, in dieser Hinsicht habe ich — wie es auch meine Pflicht ist — den Kaiser gewarnt. Nach unserer Aussprache berührte der Kanzler noch politische Fragen. Mit der Samoaangelegenheit war er unzu-

---

allein können in diesem Augenblicke noch dem Vaterlande den Dienst erweisen, es vor der Dynastie Bismarck [!] zu retten, wenn Sie es wagen, dem Kaiser ein offenes Wort über die Gefahr, vor der er und wir alle stehen, zu sagen. Aut — aut! Wenn nicht, so wird in kurzer Zeit Preußen willenlos nicht nur zu den Füßen Bismarcks, sondern zu denen seines Sohnes Herbert liegen. Gott behüte uns davor!"

frieden. Ich erlaubte mir, darauf aufmerksam zu machen, daß ein Krieg mit den Vereinigten Staaten für uns ein Unglück sein würde; wir könnten zunächst jede Hafenstadt bombardieren, dann aber würde der Rückschlag kommen, mit dem Geldbeutel der Amerikaner sei eine Konkurrenz nicht möglich. Bismarck meinte, daß bei unserer guten Stellung zu England die Amerikaner jetzt wohl verständig sein würden, doch war er seiner Sache nicht sicher.

Daß[1]) die „Kölnische Zeitung" schon am Abend des 14. meldete, ich sei an diesem Tage über eine Stunde beim Kanzler gewesen, und meine freundschaftlichen Beziehungen zu ihm seien ja bekannt, beweist, wie gut meine Unterhaltung mit dem Fürsten in der Tat verlaufen ist. Außerdem wollte aber dieser meines Erachtens dem Kaiser zeigen, daß er mich nicht anfeinde. Der Kaiser ist ja in solchen Sachen sehr leichtgläubig und hat noch immer nicht recht erkannt, in welcher [. . .] Weise ihn Herbert Bismarck [. . .].

Die[1]) Behauptung der „Vossischen Zeitung", daß die Begrüßung, die mir der Kanzler im Herrenhause zuteil werden ließ, kühl gewesen sei, ist eine dreiste Unwahrheit; er war im Gegenteil sehr freundlich. Eine lange Unterhaltung konnte nach Lage der Dinge überhaupt nicht stattfinden, da der Kanzler auf seinem Platze auf der Ministerbank saß, und ich während der Verhandlungen — es wurde gerade ein Bericht langweiligsten Inhalts verlesen — zu ihm hinaufsprechen mußte. Es handelte sich um eine Höflichkeit meinerseits, die der Kanzler in sehr verbindlicher Weise erwiderte.

18. Februar.

Wir haben jetzt den Wunsch, uns mit England auf einen besseren Fuß zu setzen, was nach meiner Meinung schon früher richtig und möglich gewesen wäre. Die Differenzen des Kaisers mit der Kaiserin Viktoria und dem Prinzen von Wales haben viel geschadet. Kommt jetzt die Kaiserin Friedrich nicht dazwischen, so hoffe ich auf einen Ausgleich.

19. Februar.

Die Zeitungen können mich noch immer nicht in Ruhe lassen; man wird mich wohl noch manchesmal als Zukunftskanzler hinstellen, um Bismarck zu ärgern, es geschieht ihm dies aber ganz recht, denn er hat mich als solchen erfunden, natürlich in der Absicht, mich dadurch los zu werden.

Die Jagd gegen Stoecker ist wieder einmal im Gange; ich fürchte, der Kaiser wird zu einer Entscheidung gedrängt, die ihm recht schwer fällt.

[1]) Nachtrag.

Stoecker hat ohne Frage manche Schwäche, er bleibt aber immer ein furchtloser Kämpfer in der besten Sache, er kämpft für das christliche Bekenntnis [. . .] und er kämpft für das Königtum, gegen das schwere Gewitterwolken heraufziehen. Kaum jemand wagt dem Kaiser in dieser Angelegenheit ein Wort zu sagen, aus Furcht vor dem Kanzler. Sobald ich den Monarchen allein sprechen kann, werde ich versuchen, energisch einzutreten.

Die Bismarckische Presse muß nun erzählen, daß ich mich stets von Politik fernhalte und nur Militär sein wolle. Mir ist dies ganz recht, und ich erkläre so oft wie möglich, daß ich keinen Ehrgeiz habe, Kanzler zu werden. Leider nur glauben viele den Bismarckischen Versicherungen nicht; er hat mein Bild heraufbeschworen und wird es nicht wieder los, es sei denn, er beseitigte mich. Diese Operation halte ich nun aber für recht schwer. Er ist gewiß derselben Ansicht, geht deswegen mit großer Überlegung zu Werk und wird sich nicht leicht in die Karten sehen lassen.

20. Februar.

Unser Bestreben, mit England zu einer Abmachung zu gelangen, wird eifrig gefördert; es würde mich sehr freuen, wenn es gelingen sollte. Leider kann aber bei den Abmachungen mit England ein Ministerwechsel drüben alles über den Haufen werfen. — Daß sich Bismarck in der Angelegenheit Morier tüchtig verhauen hat, ist nun wohl allen klar geworden; unsere offiziöse Presse ist angewiesen, den Namen Morier nirgends zu erwähnen. Hätten wir nicht den ungeschickten Angriff gemacht, wäre Morier schon jetzt durch seine Regierung beseitigt; so arbeitet er in Rußland wieder scharf gegen uns und wird dort sehr ausgezeichnet.

25. Februar.

Die Kaiserin hatte mich schon vor einigen Tagen gebeten, Stoeckers wegen mit dem Kaiser zu sprechen, vor allem ihm mitzuteilen, daß die ganze Agitation nichts sei als eine Hetzerei aus der Wilhelmstraße. Nach einem Dejeuner, zu dem ich eingeladen war, bot sich dazu die Gelegenheit. Ich fand den Kaiser in der Tat sehr aufgehetzt. Er sagte, es passe sich nicht für einen Hofprediger in der Zeitung mit einem anderen Prediger[1]) zu polemisieren, er habe vom Oberkirchenrat ein Gutachten darüber verlangt; im übrigen ließe sich gegen Stoecker nichts einwenden. Ich sagte ihm u. a. in aller Ruhe, daß Stoeckers Fall einen Triumph jüdischer und fortschrittlicher Kreise bedeuten würde, daß ich weniger im Interesse Stoeckers als in seinem, des Kaisers, spräche. Ich hoffe einigen Eindruck gemacht zu

[1]) Witte.

haben; die Kaiserin fürchtet allerdings, daß ihr Gemahl den Bericht des Oberkirchenrates nicht lesen, sondern ihn sich nur von Lucanus vortragen lassen wird, was sehr ungünstig wäre. Es ist mir jetzt völlig klar, daß der ganze Coup von Bismarck ausgeht, der Stoecker zu Fall bringen und dadurch die „Kreuzzeitung" mittreffen will. Es ist mir auch heute noch von gut informierter Seite versichert worden, daß die Familie Bismarck mich mit höchstem Mißtrauen beobachtet; sie möchten gern, daß ich mich ihnen anschließe, und es ist ihnen unbequem, daß ich es nicht tue, aber beim Kaiser eine gute Stellung habe. Diesen wünschen sie völlig unter ihren Einfluß zu bringen und sind ohne Frage darin schon weit gekommen. Herbert muß sich an den Kaiser heranmachen, so oft es irgend geht, Lucanus ist nichts als eine Kreatur der Bismarcks, Liebenau hat sich ihnen völlig ergeben, die beiden Generaladjutanten[1]) wußten sich keine Stellung zu schaffen, von den Flügeladjutanten konnte höchstens Bissing, der nun leider fort ist,[2]) noch ein Wort sagen, es bleiben also auf der anderen Seite — da der Hausminister sich sehr zurückhält — nur die Kaiserin und ich übrig.

Fürst Alexander von Battenberg hat sich mit einer Schauspielerin [. . .] verheiratet.[3]) Damit hat eine Angelegenheit, die viel Unruhe in die königliche Familie brachte, sogar die äußere Politik stark berührt hat, ihren Abschluß erreicht. Für die Kaiserin Friedrich ist es ein harter, aber sehr verdienter Schlag. Die Prinzessin Viktoria wird sich schnell trösten. Selten habe ich den Kaiser so vergnügt gesehen wie nach Empfang der Nachricht.[4])

26. Februar.

Der Kaiser holte mich zum Spazierengehen ab, und wir endigten wieder beim Grafen Bismarck.

28. Februar.

Den nationalliberalen und ähnlichen Blättern beginnt es schon leid zu werden, mich als Nachfolger des Kanzlers ins Gerede gebracht zu haben, und dem Kanzler selbst, der ja der eigentliche Urheber ist, geht es wohl ebenso.[5]) Das heraufbeschworene Gespenst werden sie nicht wieder los, dafür sorgen schon Fortschritt und Zentrum.

---

[1]) Hahnke und Wittich.

[2]) Oberstleutnant Freiherr v. Bissing war Kommandeur der Gardes du Corps geworden.

[3]) Mit Johanna Loisinger, einem Mitgliede des Darmstädter Hoftheaters.

[4]) Vgl Lucius, a. a. O., S. 490.

[5]) Im (fortschrittlichen) „Echo der Gegenwart" vom 27. Februar hieß es über den Verfasser: „Zu einem politischen Konkurrenten des Reichskanzlers und eventuellen Erbschaftskandidaten hat ihn die Kartellpresse gemacht."

Ich habe nun völligen Einblick in die Agitation gegen Stoecker erhalten, u. a. auch den Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates Hermes gesprochen, der genau weiß, daß der Angriff vom Fürsten Bismarck ausgeht. Lucanus ist ein Geschöpf Bismarcks, der ihn mit Sorgfalt für die Stelle als Kabinettschef auserwählte; er hat unter Mühler, Falk, Puttkamer und Goßler gefochten und jedem seiner Herren treu gedient, mochte die Parole lauten, wie sie wollte; [...]. Er hat das Äußere eines liebenswürdigen, wohlwollenden Mannes, ist aber völlig ohne Rückgrat. Jetzt ist er vom Kanzler instruiert worden, den Fall Witte kontra Stoecker zu benutzen, um diesen zu stürzen. Noch vor wenigen Wochen erklärte mir der Kabinettschef, der Kaiser habe sich so sehr befriedigt über eine Stoeckersche Predigt ausgesprochen, er, Lucanus, bedauere, daß Stoecker in der Angelegenheit mit Pfarrer Witte unvorsichtig gewesen sei. Nunmehr aber äußert er sich dem Kaiser gegenüber „ganz entrüstet" über den Hofprediger (dies die Worte des Kaisers mir gegenüber), hetzt den Monarchen auf und schreibt dann dem Oberkirchenrat, der Kaiser sei entrüstet und halte es für unerhört, daß zwei Geistliche sich öffentlich Unwahrheit vorwerfen.

Man kritisiert die Feste des Grafen Herbert Bismarck. [...] Da sich stets Diplomaten dabei befinden, weiß natürlich die ganze Welt Bescheid; ich höre, daß gerade jüngere Diplomaten über den Ton entsetzt sind. Das Hauptunglück ist, daß von der Welt schließlich dem Kaiser viel Schuld gegeben wird.

Ich habe das Gefühl, daß es so nicht lange weitergehen kann. In welchem Grade die Mehrzahl der Menschen hier unter dem Drucke des Kanzlers steht, wird künftig einmal nahezu unglaublich erscheinen. Beinahe alle hat er eingeschüchtert, so daß niemand wagt, eine eigene Ansicht zu äußern. Die Minister sind völlig seine Kreaturen, er kommandiert im Staatsministerium und duldet keinen Widerspruch; alle diplomatischen Agenten berichten nur so, wie sie glauben, daß er es gern hört. Alle Welt macht ihm und seiner Familie den Hof. Wahrhaft widerwärtig ist es zu sehen, wie servil sich die Menschen den Söhnen gegenüber benehmen, die nicht merken, daß alles nur Furcht vor dem Vater ist. Abgesehen von der fortschrittlichen, sozialistischen und Zentrumspresse stehen nur „Kreuzzeitung" und „Reichsbote" auf eigenen Füßen; der Kanzler fürchtet beide, weil er weiß, daß sie starke Kräfte hinter sich haben, und daß der Kaiser eigentlich so denkt wie sie. Ihn nun zu anderer Auffassung zu bringen, ist das Hauptziel, leider hat die „Kreuzzeitung" durch ihre Unüberlegtheit dem Kanzler in die Hände gearbeitet. Zur Zeit ist dessen Stellung mächtiger als je zuvor; er hat zwar das Gefühl, einem eigenwilligen Kaiser gegenüberzustehen, weiß ihn aber meisterhaft zu behandeln. Er schmeichelt ihm,

gibt manchmal in kleineren Dingen nach und tut dabei, als wenn er ein großes Opfer bringe, zeigt sich überhaupt vor der Welt mit Ostentation als Diener seines Herrn, den er doch de facto — auch mit Hilfe Herberts — beherrscht. Leider hat der Kaiser noch keine Ahnung davon, daß er geführt wird. [...]

2. März.

Heute zum Vortrag beim Kaiser; ich war mit ihm allein und konnte völlig offen reden. Von den Militärattachés im allgemeinen erklärte ich, daß ihre Berichte nicht allein deswegen gut seien, weil es sich um tüchtige Leute, sondern vielmehr, weil es sich um selbständige Charaktere handelte, die furchtlos ihre Ansicht sagten, während die Diplomaten nur so berichteten, wie es dem Kanzler angenehm sei. Der Kaiser gab dies zu, bemerkte nur, daß Schweinitz in neuerer Zeit doch auch auf die schlechte Stimmung in Rußland aufmerksam gemacht hätte. Des weiteren betonte ich, daß es überhaupt gut sei, wenn der Monarch verschiedene Ansichten zu hören bekäme, und daß es gar nichts schadete, wenn die hohen Würdenträger einmal verschiedener Meinung seien; er, der Kaiser, möchte es daher auch ruhig zulassen, falls ich mit dem Kanzler gelegentlich eine Differenz hätte. Wenn alle, die er hörte, einig seien, so bedeutete das eine Art von Verschwörung, gegen die er nicht aufkommen könnte. Er würde sicherer regieren, wenn er seine Ratgeber auseinander hielte. Das divide et impera paßte auch hier. Er lachte herzlich und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe.

Daß jetzt der Kanzler, um einen Konflikt mit Frankreich zu vermeiden, eine mildere Praxis für den Aufenthalt der Fremden in den Reichslanden wünschte, bedauerte ich, da die getroffenen Maßregeln jetzt gerade zu wirken anfingen und jedes Zurückweichen verderblich wäre. Der Kaiser gab mir recht, sagte aber: „Was soll ich tun, wenn der Kanzler mich dringend um Zustimmung bittet; er will, so lange wir die neuen Gewehre nicht haben, jede Ursache zum Kriege vermeiden." Ich erwiderte, daß die Franzosen, wenn sie überhaupt entschlossen seien, Krieg mit uns zu führen, um eine Ursache nicht verlegen sein würden; auch sei es völlig gleichgültig, wer angefangen hätte. Dauernd Recht habe allein der Sieger. Wir kamen dann auf Italien, den möglichen Rücktritt Crispis und dessen Folgen; der Kaiser sagte schließlich: „Wir müssen uns darauf einrichten, auch allein den großen Kampf durchzuführen."

4. März.

Schon vorgestern sagte mir der Kaiser, er wolle Verdy zum Kriegsminister machen, der Reichskanzler hätte zugestimmt. Ich bin einverstanden, obwohl Verdy zweifellos einzelne Schwächen anhaften. Dieser muß nun

einige Veränderungen in den hohen Stellen des Ministeriums vornehmen, um den Kaiser mit dem Institut wieder auszusöhnen. Hätte ich gewollt, so würde es jetzt ein leichtes gewesen sein, erheblich erweiterte Befugnisse des Chefs des Generalstabes durchzusetzen. Ich möchte da aber Verdy die Initiative ergreifen lassen, damit es vor der Welt nicht so aussieht, als ob ich Machtzuwachs erstrebte. Verdy will, wie aus gestriger Korrespondenz mit ihm hervorgeht, viel weiter gehen als ich; ich riet ihm, mit größter Vorsicht zu verfahren und stellte nur geringe Forderungen.

Heute bat ich Herbert Bismarck, durch seinen Vater dahin zu wirken, daß der Kaiser die Feste der Provinzen Hannover und Westfalen besucht, wozu er wenig Lust hat. Bismarck versichert mir, sein Vater werde für die Anregung sehr dankbar sein.

7. März.

Der König von Serbien hat abgedankt, ihm folgt sein minderjähriger Sohn[1]) unter der Regentschaft von Ristitsch. Für Österreich, indirekt also auch für uns, ist das sehr unvorteilhaft. Bisher konnte bei einem Kriege gegen Rußland Österreich seine Grenze gegen Serbien entblößen, weil der König als ein sicherer Mann galt; jetzt liegen die Dinge anders, bald wird es im serbischen Volke zu gären anfangen. Wir haben kein Glück mehr! Auch in Italien sieht es keineswegs günstig aus; bisher ist es Crispi noch nicht gelungen, ein neues Ministerium zu finden. Die Franzosen arbeiten dort mit großen Geldmitteln, ebenso wie man sicher weiß, daß die letzten Unruhen in Pest auf klerikales, hauptsächlich aber französisches Geld zurückzuführen sind.

Aus konservativen Kreisen wird mir häufig die Bitte ausgesprochen, doch für Stoecker beim Kaiser einzutreten.[2]) Ich muß mich sehr davor hüten, in den Ruf zu kommen, als ginge ich auf dergleichen ein, da man sonst sofort wieder gegen mich Sturm liefe; ich hoffe aber, in stiller Arbeit doch etwas zu erreichen. Gegen Stoecker soll ein Disziplinarverfahren eröffnet werden, weil es unerhört sei, wenn Prediger sich in der Presse Unwahrheit vorwerfen. Nun will es das Verhängnis, daß gerade jetzt der Reichskanzler sich gegenüber Herrn v. Bodelschwingh in gleicher Lage befindet. Es handelt sich um ein Tischgespräch des Kanzlers über den 19. März 1848; Bodelschwingh glaubt dadurch das Andenken seines Vaters[3]) verletzt und tritt in den Zeitungen für diesen ein. Jeder der beiden Streitenden wirft dem anderen Unwahrheit vor! Aber natürlich: „Bauer, das ist etwas ganz anderes!"

---

[1]) Der 1903 ermordete Alexander.

[2]) Stoecker selbst hatte den Verfasser am 4. März brieflich gebeten, beim Kaiser eine Einstellung des Disziplinarverfahrens zu erwirken.

[3]) Vgl. die scharfen Urteile Bismarcks über seinen Gegner, den Finanzminister Karl v. Bodelschwingh, bei Lucius, a. a. O., z. B. S. 285.

Ich war einige Zeit in kleinerer Gesellschaft beim Grafen Bismarck, der mich außerordentlich höflich und aufmerksam behandelte. Es widerstrebte mir sehr, äußerlich anders zu erscheinen, als das Herz es meint; aber wenn man mit dieser Art von Leuten auskommen soll, ist Vorsicht [...] leider nötig.

10. März.

Das Jubiläum des Feldmarschalls[1]) ist in weitesten Kreisen gefeiert worden. Hoch erfreulich ist es zu sehen, welche allgemeine Achtung der alte Herr genießt. Die Zeitungen aller Parteien sind einmütig in der Anerkennung; niemand feindet ihn an! Das besagt in heutiger Zeit gewiß sehr viel und ist ein Beweis dafür, welch edler und reiner Charakter der Feldmarschall ist. Immer war meine Ansicht, daß er von allen unseren großen Männern dereinst der größte sein werde. Wie sehr unterscheidet sich Bismarck trotz seiner sonstigen Größe von ihm! [...] Die Welt ahnt es nicht, wie wenig beide Männer harmonierten. Der Feldmarschall hat sich seit dem Kriege vom Kanzler abgewandt, und das beiderseitige Verhältnis ist seitdem kühl geblieben. Im vorigen Jahre hatte der Feldmarschall nach längerer Pause wieder einmal eine Einladung zum Diner beim Kanzler angenommen, er fand die Fürstin sehr wenig höflich und ging gleich nach dem Diner, ohne Lebewohl zu sagen, fort. Natürlich hat er nur in ganz vertrauten Kreisen und auch da erst spät darüber gesprochen. Zum Jubiläum schickte der Kanzler einen kalten Glückwunsch von Schreiberhand, das hat der Feldmarschall sehr übelgenommen.[2])

12. März.

Immer häufiger schütten mir Leute von bewährter Gesinnung ihr Herz aus über das Treiben der Familie Bismarck. Der Kaiser soll — wie ich dies ja mit ansehe — ganz in ihrer Hand sein. Die Klagen sind berechtigt, helfen aber nichts, wenn man keine Mittel weiß, sie aus der Welt zu schaffen. Ich erkläre immer, daß ich an meinem Entschluß, mich nicht zwischen Kaiser und Kanzler zu stellen, festhalte, und man gibt mir darin auch recht, schon deswegen, weil es schade sei, wenn ich zu Fall käme, und der Kaiser damit den letzten verlöre, vor dem die Familie noch etwas Angst hat. Ich tue nichts, weil ich weiß, daß der Kaiser den Kanzler in dieser politisch so schweren Zeit sehr entbehren würde. Ich rechne aber darauf, daß so viel [...] nicht ungestraft begangen werden kann, und daß dem Kaiser doch einmal selbst die Augen aufgehen werden. Mit das Ärgste ist der Presseschwindel. Der Kanzler benutzt den Welfenfonds für seine politischen Zwecke, er

---

[1]) Am 8. März hatte Moltke sein siebzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert.

[2]) Vgl. aber Hermann Hofmann, a. a. O., I, S. 297 f. und O. Hammann, a. a. O., S. 13 f.

bearbeitet die öffentliche Meinung durch seine Presse, die über alle Begriffe heuchlerisch ist, er benutzt sie, um den Kaiser zu beeinflussen, unter Umständen auch, um ihn anzugreifen. „Bohemia" und „Pall Mall Gazette" sind übrigens auch darunter.

13. März.

Crispis Stellung ist ernsthaft gefährdet und damit auch unser Bündnis. Die Verhältnisse in Rumänien werden als sehr üble angesehen. Wenn dies so weitergeht, wir also vielleicht den italienischen Bundesgenossen verlieren, und Österreich durch die unsichere Haltung Serbiens und Rumäniens, sowie durch seine inneren unerfreulichen Zustände geschwächt wird, muß man erwägen, ob nicht die österreichische Allianz ganz aufzugeben und eine Annäherung an Rußland zu bewirken sei. So schwer mir ein solcher Schritt werden würde, so sehe ich doch ein, daß hier nur unser Interesse entscheiden darf. Es ist nur zu fürchten, daß wir die Zeit verpaßt haben.

15. März.

Am Todestage Kaiser Wilhelms brachte die hiesige „Volkszeitung" einen skandalösen Artikel gegen den alten Herrn,[1]) der wirklich jeden anständigen Menschen empören mußte. Trotzdem wurde nicht eingeschritten, was Pflicht des Kanzlers und des Ministers des Innern gewesen wäre. [. . .] Nun hat glücklicherweise der Kaiser Kenntnis erhalten und sogleich das Einschreiten angeordnet.

18. März.

Gestern abend war ich beim Kaiser zu einem sogenannten Herrenabend. Anwesend Fürst Pleß,[2]) Graf Asseburg,[3]) General v. Arnim,[4]) Herr v. Meyerinck[5]) und einige Herren der Umgebung. Man sitzt im Sternensaal um einen langen Tisch, raucht, trinkt Bier oder Champagner und macht Konversation, die oft sehr munter ist und vielfach vom Kaiser geführt wird. Ich saß an seiner Seite und konnte längere Zeit leise mit ihm plaudern. Er erzählte mir, daß gegen die „Volkszeitung" energisch vorgegangen werden sollte,[6]) und daß heute ein Ministerkonseil sein würde, der sich be-

---

[1]) Von Franz Mehring, vgl. den Abdruck bei Schultheß, a. a. O. (1889), S. 35 f.
[2]) Hans Heinrich XI., Fürst v. Pleß, Graf v. Hochberg, der Oberstjägermeister.
[3]) Vizeoberjägermeister Graf v. d. Asseburg-Falkenstein.
[4]) Generalleutnant v. Arnim, Kommandeur der 7. Infanteriedivision.
[5]) Oberjägermeister R. v. Meyerinck.
[6]) Die „Volkszeitung" wurde am 18. März mit Bezug auf den Leitartikel von diesem Tage verboten, das Verbot jedoch am 10. April zurückgenommen.

sonders mit der Presse und ihren Auswüchsen zu beschäftigen hätte. Er war unzufrieden über den Minister des Innern, der den betreffenden Artikel durchgelassen hätte.[1]) Ich sagte ihm, der Kanzler habe aber auch nichts getan, worauf er mir entgegnete, dieser sei am selben Tage wie er, der Kaiser, eingeschritten. Ich unterdrückte die Bemerkung, daß das Vorgehen des Kanzlers nur eine Folge des kaiserlichen Verhaltens gewesen sei. Hierauf sagte der Kaiser, Stoecker habe vor einigen Tagen in einer großen Versammlung über den Artikel der „Volkszeitung" ausgezeichnet gesprochen. Diese günstige Gelegenheit ergriff ich, um noch einmal für Stoecker einzutreten; ich betonte vor allem, daß mit seiner Maßregelung die ganze konservative Partei getroffen würde. Die Unterhaltung verlief durchaus ruhig, doch wies der Kaiser mehrfach darauf hin, daß Stoeckers Auftreten als Politiker und namentlich sein Zank mit Witte sich für einen Hofprediger nicht gehörten, erwähnte auch die Ansicht des Kanzlers, daß Stoecker, wenn er nicht mehr Hofprediger sei, viel bessere Dienste leisten würde, weil er dann ungestört agitieren könne. Das ist wirklich eine jesuitische Mache [...] Nach längeren Unterhandlungen, in denen einige meiner Argumente sichtlich Eindruck machten, sagte der Kaiser: „Ich werde mich ganz an das Gutachten des Oberkirchenrates halten, findet er Stoeckers Auftreten vereinbar mit seiner Stellung als Hof- und Domprediger, so soll es mir recht sein." Ich sagte: „Das ist eine Lösung, gegen die niemand etwas sagen kann." Gebe Gott, daß nun dem Kaiser nicht wieder Märchen aufgebunden werden.

Ich sagte unlängst schon dem Kaiser, daß die nächste Reichstagswahl nicht günstig ausfallen würde; er wollte es nicht glauben. Jetzt höre ich die Ansicht von allen Seiten. Der Kanzler beschäftigt sich mit dem Gedanken, am Wahlgesetz etwas zu ändern, dies ist nach meiner vollen Überzeugung das einzige Mittel, sehr üblen Zuständen vorzubeugen. Bei dem jetzigen Wahlgesetz muß die Sozialdemokratie im Reichstage allmählich eine sehr große Zahl von Sitzen erhalten.

22. März.

Die Stoeckersche Angelegenheit geht dem Kanzler zu langsam. Da er einsieht, daß aus der Differenz mit Witte nichts gegen Stoecker zu machen ist, hat er seine Stellung verändert; während bisher jene Differenz den einzigen Angriffspunkt bildete, wird sie nunmehr fallen gelassen und die Frage aufgeworfen, ob die agitatorische Tätigkeit Stoeckers mit seinem Posten als Hofprediger vereinbar sei.

---

[1]) Wegen des Grundes hierfür, sowie des Konseils überhaupt vgl. Lucius, a. a. O., S. 492.

25. März.

Die Majestäten holten mich heute zum Spaziergange ab. Der Kaiser ist sich völlig klar, daß wir in Rußland keine Freunde mehr haben; der Zar — meinte er — würde nicht nach Berlin, sondern höchstens nach Kiel kommen.

Graf Bismarck ist nun in England; angeblich zur Erholung, in Wirklichkeit, um bessere Beziehungen zu schaffen.[1]) Zunächst muß zwischen der Königin Viktoria, dem Prinzen von Wales und dem Kaiser der Frieden geschlossen werden, was sich, wie ich glaube, schon machen lassen wird; man verhandelt bereits länger darüber. Wenn es mißlingt, so ist das Unglück nicht gerade groß, da die Leitung der Politik davon wenig berührt wird. Ferner wünschen wir Englands Unterstützung in den kolonialen Angelegenheiten; hier liegen schon mehr Schwierigkeiten, da die englischen Handelsinteressen in Mitleidenschaft gezogen sind. Wenn jemand glaubt, daß England in der Samoaangelegenheit uns helfen werde, so irrt er sehr, denn erfahrungsgemäß hat es vor den Vereinigten Staaten großen Respekt und vermeidet unter allen Umständen eine Verwicklung. Schließlich soll Graf Bismarck den festen Anschluß des Inselreichs an uns gegen Rußland betreiben.

26. März.

Mich beunruhigen die nächsten Reichstagswahlen, hauptsächlich weil ich merke, wie Bismarck an Ansehen verliert. Der Kaiser, dem ich meine Sorge äußerte, wollte nicht daran glauben. Jetzt erfahre ich, daß man sich ernsthaft mit dem Gedanken trägt, die Stichwahlen zu beseitigen. Ich meine, wenn wir überhaupt etwas tun wollen, müssen wir ganze Arbeit machen. Das allgemeine Wahlrecht stellt sich immer mehr als eine Gefahr heraus; da wir jetzt einen guten Reichstag haben, muß man versuchen ein anderes Wahlgesetz durchzubringen.

27. März.

Der Kaiser hat an einem sogenannten parlamentarischen Diner beim Kanzler teilgenommen. In konservativen und auch in weiteren Kreisen ist man nicht erfreut darüber, man findet es bedenklich, den Monarchen in dieser Weise mit dem Parlamente in Verbindung zu bringen. Politische Gespräche sind natürlich nicht seine Sache, die Presse erfährt sofort davon, es ist also in der Tat besser, wenn er dem Getriebe fernbleibt. Das Ganze hat natürlich der Kanzler in Szene gesetzt, um der Welt zu zeigen, wie er mit dem Kaiser steht. Er geht jetzt übrigens, da der Sohn verreist ist, stets selbst zum Vortrage und läßt unter keinen Umständen Graf Berchem heran.

[1]) Vgl. W. Windelband, Herbert Bismarck als Mitarbeiter seines Vaters (1922).

1. April.

Der Kaiser ließ mir früh sagen, er würde um 10 Uhr zu mir kommen, ich solle dann mit ihm zum Reichskanzler fahren, um zu gratulieren. Er holte mich auch wirklich ab, und so erschien ich zum nicht geringen Erstaunen des Kanzlers, seiner Familie und der ganzen Gesellschaft von Nr. 75, 76 und 77[1]) als Begleiter des Kaisers. Der Kanzler war natürlich sehr höflich, und alles verlief äußerlich sehr gut. Jedermann fühlte aber, daß ich nicht zufällig mitgenommen worden war; so etwas pflegt einige Zeit zu wirken.

5. April.

Ich habe den Kaiser beschworen, in der Samoaangelegenheit von ernsten Maßregeln abzusehen, weil die Folgen unabsehbar seien, und wir nichts anderes im Auge haben dürften, als uns für den bevorstehenden Kampf mit Frankreich-Rußland vorzubereiten.

6. April.

Der Kanzler hatte den russischen Generalkonsul in Hamburg zu einem Orden vorgeschlagen, der Kaiser lehnte es sehr entschieden ab. Die Sache ist bedeutungsvoll, da sie die Auffassung des Monarchen über Rußland zeigt.

8. April.

Verdy ist zum Kriegsminister ernannt. Ich hoffe, er wird sich gut machen, zumal die Ernennung doch wohl durch mich veranlaßt wurde. Ein Zeichen der Nachgiebigkeit des Kanzlers gegen den Kaiser ist es auch, daß er bei Verdys Ernennung gar keinen Widerstand geleistet hat.

15. April.

Wir müssen das große Geschick des Kanzlers und sein Ansehen in der Welt benutzen, um noch einige Zeit den Frieden zu erhalten, sobald aber unsere Rüstung fertig ist, den Kampf, dessen Beginn die Gegner zu bestimmen hoffen, selbst herbeiführen. Bis dahin mit dem Kanzler, wenn es Ernst wird, aber ohne ihn; wenn es sein muß, auch gegen ihn. Übrigens bin ich überzeugt, daß er sich dann gern freiwillig zurückzieht, da er so gewaltigen Aufregungen schwerlich gewachsen sein dürfte.

---

[1]) Der Wilhelmstraße.

20. April.

Vortrag beim Kaiser. Ich habe ihn in den letzten drei Vorträgen über unseren Aufmarsch im Osten und Westen orientiert und in allen Punkten seine volle Zustimmung gefunden. Der Kaiser äußerte sich sehr besorgt über Rumänien und ist darauf gefaßt, daß der König seine Krone verliert. Der russische Einfluß hat völlig den Sieg über den deutschen und österreichischen davon getragen, was unserer Diplomatie sicherlich nicht zum Ruhme gereicht.

22. April.

Ich machte mit dem Kaiser eine lange Promenade, bei der wir nur von Politik sprachen. Der Kaiser führte aus, daß Österreich sich beharrlich geweigert hätte, in eine Teilung der Türkei zu willigen, daß dies eine Torheit sei und mit dem Gedanken zusammenhinge, ein großes Donaureich bis zur Mündung des Stromes zu schaffen. Ich erkannte hierin einen alten Gedanken Bismarcks, den er augenscheinlich unlängst dem Kaiser beigebracht hatte, und den ich für ganz falsch halte. Es handelt sich förmlich um eine fixe Idee des Kanzlers; er sagt, Österreich habe Expansionsgedanken und wünsche auch Beßarabien und Odessa. Nach meinen Erfahrungen denkt niemand in Österreich daran, am allerwenigsten der Kaiser. Gegen die Türkei wird Österreich nichts unternehmen, solange die Ungarn die Herrschaft haben. Ich bin fest überzeugt, daß dem Kanzler der allmähliche Verfall Österreichs ganz genehm ist, weil er immer noch glaubt, mit Rußland sich verständigen zu können. Ich habe dem Kaiser deutlich meine Ansichten entwickelt. Auf meine Frage, ob er nie mit dem Kaiser Franz Joseph über die Zukunftspläne Österreichs gesprochen habe, gab er eine verneinende Antwort, sagte auch, man könne in solchen Dingen den Kaiser nicht direkt fragen. Das begreife ich nicht recht; ich glaube, daß gerade eine offene Aussprache hier von bestem Erfolg sein könnte.

25. April.

Nun endlich ist die Stoeckersche Angelegenheit erledigt und zwar in ganz befriedigendem Sinne. Stoecker bleibt Hofprediger, gibt nur die politische Agitation auf, was auch vielleicht ganz gut ist. Mich freut diese Erledigung im Interesse des Kaisers. Hätte Stoecker sein Hofpredigeramt aufgeben müssen, so würde die ganze Welt — mit Recht — gesagt haben, daß er vom Kaiser im Stich gelassen worden sei. Ich glaube, bei dieser Erledigung einiges Verdienst in Anspruch nehmen zu können und habe meine Menschenkenntnis erheblich bereichert.

4. Mai.

Heute hatte ich zusammen mit dem Kriegsminister Vortrag beim Kaiser. Unter anderem genehmigte er die Stellenbesetzung im Falle einer Mobilmachung, wobei er bald auf einige meiner besonderen Vorschläge einging, wie ich mich überhaupt beinahe stets leicht mit ihm verständige. Dann kam eine Angelegenheit zur Sprache, in der ich zum Minister Maybach und damit auch zum Kanzler in scharfem Widerspruch stehe, den Kaiser aber auf meiner Seite habe. Es handelt sich um Erweiterung der Befugnisse des Reichseisenbahnamtes, dem auch ein höherer Offizier beigegeben werden soll; wir sind schon lange in Unterhandlungen,[1]) doch wird der Kampf jetzt lebhaft.

12. Mai.

Die Unruhe der letzten Tage hat mich an Aufzeichnungen verhindert. Die Streiks in Westfalen haben die ganze Woche ausgefüllt. Es scheint, als wenn sie nun beendet sind, und zwar überwiegend durch die Intervention des Kaisers, der Deputationen beider Parteien empfangen und sehr ernst angelassen hat. Ein dauernder Erfolg in dieser Angelegenheit wäre für ihn von allergrößter Bedeutung, da er völlig aus sich heraus, ohne, zum Teil gegen den Rat des Kanzlers[2]) und des Ministers des Innern gehandelt hat; es ist ein Sieg der gesunden Vernunft über den Bureaukratismus und dazu angetan, dem Kaiser größte Sympathien zu verschaffen. Unsere Zivilbehörden in Westfalen haben sich in der Mehrzahl kläglich benommen; dagegen ist durch sicheres Auftreten des Kommandierenden Generals (Albedyll) großem Unglück vorgebeugt worden.

Am 16. bat mich der Kanzler ihn zu besuchen und behielt mich nachher zu Tisch bei sich; er und die Fürstin waren ungemein liebenswürdig. Sein Gesundheitszustand schien mir ganz günstig.

Ich befinde mich augenblicklich in ganz eigener Lage. Angeregt durch einen Brief des Obersten v. d. Goltz aus Konstantinopel an mich ist der Kanzler zu meinem Erstaunen jetzt der Ansicht, wir sollten den Türken

[1]) Der im Nachlasse darüber befindliche Schriftwechsel kann hier nicht wiedergegeben werden. Sein Inhalt ist im wesentlichen folgender: Der frühere Kriegsminister v. Bronsart hatte eine Ergänzung des Gesetzes vom 27. Juni 1873 betr. die Errichtung eines Reichseisenbahnamtes angeregt in der Weise, daß das Amt dem Chef des Feldeisenbahnwesens unterstellt und zu einer Behörde gemacht werde, „welche die Exekutive sofort in die Hand nehmen kann". Der Kanzler verhielt sich ablehnend in Anbetracht der „bedenklichen Rückwirkungen auf das Maß der bundesfreundlichen Gesinnung im Reiche", die dergleichen Versuche stets zeitigen müßten, und trat, da ein kaiserliches Marginal dem Eisenbahnminister Maybach Vorwürfe machte, als habe dieser es an Energie fehlen lassen, in einem Immediatberichte sehr warm für seinen preußischen Kollegen ein. (Vgl. unter dem 26. Januar).

[2]) Vgl. den Immediatbericht des Kanzlers vom 25. Mai im „Anhang".

nicht helfen, sich gegen die Russen wehrhaft zu machen, und verlangt, daß ich Goltz in diesem Sinne schreibe. Er meint, wenn Konstantinopel leicht zu nehmen sei, würden die Russen den Versuch auch machen, darin liege unser Vorteil. Wenn er sich so etwas in den Kopf setzt, sind Einwürfe zwecklos. Ich versuchte ihm darzulegen, daß die russischen Maßregeln der letzten Jahre die Absicht, einen Türkenkrieg zu führen, ausschlössen, und daß der alleinige Gedanke der russischen Politiker der sei, sich auf den Krieg im Westen vorzubereiten, in der Überzeugung, daß nach dessen glücklichem Ausgang die Türkei sich ihnen unterwerfen müßte. Der Kaiser ist ganz meiner Ansicht. Er verlangt nun, daß ich Goltz in seinem Sinne schreibe. Das ist eine ganz ungesunde Lage, wenn Kaiser und Kanzler verschiedene Politik treiben. Solche Verschiedenheit der Ansichten macht sich für Eingeweihte jetzt manchmal bemerkbar. Ich werde zunächst überhaupt nicht schreiben und eine Verständigung herbeizuführen versuchen.

Eine andere Frage bewegt die Gemüter. Wir haben mit der Schweiz wegen Arretierung und Ausweisung eines deutschen Polizeiagenten verhandelt,[1]) finden dort aber kein Entgegenkommen. Der Kanzler scheint die Sache zu einem größeren Coup benutzen zu wollen. Er hofft, das Zarenreich für ein Vorgehen gegen die Schweiz zu gewinnen, da jetzt gerade Züricher Anarchisten bei der Bombenfabrikation für Rußland ertappt worden sind. Der Kanzler geht so weit, an Krieg gegen die Schweiz und an eine Teilung derselben zu denken. Das wird wieder mit einer Enttäuschung enden.[2]) Ich bin überzeugt, wir könnten die Schweizer mit Gegenmaßregeln mürbe machen, namentlich jetzt, wo die Reisezeit naht. Die uns feindselige Stimmung des Alpenlandes ist übrigens bezeichnend; für den Fall eines Krieges gegen Frankreich muß ernsthaft überlegt werden, ob die Schweiz ihre Neutralität aufrecht erhalten wird.

20. Mai.

Besichtigung auf dem Tempelhofer Felde; ich benutze stets solche Gelegenheit, um den Kaiser zu sprechen. Heute kamen wir wieder auf

[1]) Der Polizeiinspektor Wohlgemuth aus Mühlhausen i. E. wurde auf Beschluß des Bundesrats aus dem Lande gewiesen, „weil er auf schweizerischem Gebiet Handlungen begangen habe, welche in ihrem Ergebnis geeignet sein konnten, die innere oder äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft zu gefährden". Der deutsche Beamte hatte die sozialdemokratische Bewegung seines Bezirks zu überwachen, die von der benachbarten Schweiz aus durch die dortige Sozialdemokratie lebendig erhalten wurde. Er beging dabei die Unvorsichtigkeit, an einen Schweizer Sozialdemokraten, den er für ein brauchbares Werkzeug hielt, die briefliche Aufforderung zu richten: „Wühlen Sie nur lustig darauf los", und sich überdies mit seinem Gewährsmann, einem Lockspitzel der Partei, auf Schweizer Gebiet zu treffen. Diese Unvorsichtigkeit führte zu seiner Verhaftung (durch sozialdemokratische Schweizer Beamte) und zu obigem Beschluß des Bundesrats.

[2]) Vgl. u. S. 62 f.

die türkischen Angelegenheiten; der Kaiser hält seinen Standpunkt fest und ist sogar geneigt, den Botschafter Radowitz in Konstantinopel abzurufen. Frau v. Radowitz ist Russin, eine Schwester der Frau Nelidow,[1]) und schon lange besteht die Befürchtung, daß Nelidow mehr von unseren Absichten erfährt, als gut ist.

26. Mai.

Die vergangene Woche stand im Zeichen des italienischen Königsbesuches. Noch nie ist ein fremder Monarch in Berlin so warm und mit solchem Pompe empfangen worden. Ich habe den Eindruck, daß alles recht gut verlaufen ist. Für den Geschmack der Italiener gab es wohl zu viel militärische Vergnügungen, indes hat die Armee den Herren doch sehr imponiert. In den letzten Tagen spielte sich ein lebhafter Kampf ab. Es war vorgeschlagen, daß der König über Straßburg zurückreisen und dort auch Truppen sehen sollte. Nach der Genehmigung kamen die Bedenken, und nun gab es ein Hin und Her, so daß die Lage alle zwei Stunden eine andere war. Schließlich wollte der Kaiser mitreisen, um noch einige Tage in den Reichslanden zu bleiben, auch ich sollte mich anschließen. Gestern spät am Abend wurde alles aufgegeben; der König reist nun heute allein, und zwar durch Baden. Ich glaube, so ist es ganz gut, denn der doch etwas forcierte Besuch in Straßburg würde bei den Franzosen einen Sturm der Entrüstung erregt und auch in Italien Herrn Crispi Verdruß gebracht haben. Anderseits aber erkennen wir an, daß Crispi auf wankendem Boden steht. Der Kanzler schwankte; anfänglich schien ihm der Gedanke ganz genehm. Der Kaiser war sehr für die Reise. Zum Schluß mußte ihn noch Dr. Leuthold warnen, sich nicht zu viel vorzunehmen, wie ich glaube mit Recht, denn der Monarch ist entschieden angegriffen. Der Urheber der Geschichte ist der zum Ehrendienst beim König kommandierte General v. Heuduck, mein alter Freund; er hat sich wohl die Tragweite nicht völlig klar gemacht.

27. Mai.

Heute frühstückte ich beim Baron Holstein mit Crispi und Graf Wedel;[2]) es wurde mit großer Offenheit gesprochen. Mir hat Crispi ganz gut gefallen; er ist überzeugt, daß die Franzosen nicht den Mut haben, Krieg anzufangen, daß es auch für Italien gut ist, noch zu warten. Sehr wertvoll war es für mich zu erfahren, daß Italien unbedingt den Besitz von Südtirol erstrebt. Auf meine Frage, wie es mit Triest stünde, erklärte Crispi, darauf könne Italien keine Ansprüche erheben; es will Nizza wiederhaben,

[1]) Gemahlin des russischen Botschafters in Konstantinopel.
[2]) Kommandeur der 1. Garde-Kavalleriebrigade und Flügeladjutant.

dagegen nicht Savoyen, wo zu viele Klerikale wohnen. Hinsichtlich der Ostküste des Adriatischen Meeres drückte Crispi sich vorsichtig aus. Mißtrauen gegen Österreich, namentlich gegen Taaffe, zeigte sich bei allen Äußerungen.

2. Juni.

Gestern hatte der Kaiser noch nicht erfahren, daß der Zar auf den Fürsten von Montenegro als einzigen wahren und aufrichtigen Freund Rußlands getoastet hatte. Die Sache war schon vorgestern in Berlin bekannt, es scheint dem Kanzler unbequem gewesen zu sein, den Kaiser davon zu benachrichtigen. Die russischen Zeitungen sind jetzt fast noch frecher als die französischen.

3. Juni.

Ich wünschte, wir ließen den Fall Wohlgemuth ruhen; wir können ihn ja zu gelegener Zeit wieder aufnehmen. Dem Kanzler habe ich eine Denkschrift über die Bedeutung der Schweizer Neutralität zugeschickt; ich hoffe sie wird dazu beitragen, ihn von übereilten Schritten abzuhalten.

Recht betrübt bin ich, daß das Ohrenleiden des Kaisers sich wieder bemerkbar macht. Es ist nun entschieden, daß er den Juli auf der See zubringt, und ich soll ihn begleiten. Leider muß außer dem Leibarzt Leuthold auch der Ohrenarzt Trautmann mitgehen. Gott möge verhüten, daß das Leiden um sich greift! Was wäre es für eine furchtbare Katastrophe für uns, wenn wir in dieser schweren Zeit unseren mutigen und tatkräftigen Kaiser verlieren sollten!

9. Juni.

Prinz Heinrich bestätigte mir, was ich ja anderweit schon mehrfach gehört hatte, daß überall, in Petersburg, Stockholm, Kopenhagen und Rom, Graf Bismarck durch sein [. . .] Wesen aufgefallen sei. Ich konnte nur hinzufügen, daß es sich mit Stuttgart, München und Wien genau ebenso verhielte.

Der Kriegsminister ist dahinter gekommen, daß ein Artikel des „Hannoverschen Kuriers" über die Reisepläne des Königs von Italien und unseres Kaisers, der sich mit einflußreichen Generalen beschäftigt und dabei auch Verdys Namen nennt, aus der Wilhelmstraße stammt. Er will es sich nicht gefallen lassen.

7. Juli.

Ich bin seit vier Wochen nicht dazu gekommen, mein Tagebuch fortzuführen, und will nun einen Regentag auf der „Hohenzollern" benutzen, um das Versäumte einigermaßen nachzuholen.

Unmittelbar nach dem Besuche des Schahs von Persien begab ich mich — am 11. Juni — auf meine Generalstabsreise nach Nördlingen in Bayern, beendete sie, nachdem ich noch in Heidenheim, Geislingen, Gmünd und Aalen[1]) Quartier genommen, am 28. abends und war am 29. früh in Berlin, das ich schon am 30. abends zur Kaiserfahrt nach Norwegen wieder verließ. Die Generalstabsreise war vielfach interessant und ist mir, wie ich glaube, gut gelungen. Alle Herren folgten mit Spannung und zeigten sich als hervorragend tüchtige Offiziere. Nach dem Dienste waren wir in Fröhlichkeit vereint. Bemerkenswert scheint mir überall die deutliche reichstreue Gesinnung in der Bevölkerung, von der ich persönlich übrigens sehr gefeiert wurde. Auch wir bemühten uns, freundlich entgegenzukommen; das Opfer des vielen Biertrinkens, einiger Dankesreden, und des Zusammenseins mit Leuten, die anderen sozialen Schichten entstammen, ist gern gebracht worden, um der Gesamtheit zu nützen.

Während meiner Abwesenheit herrschte erhebliche politische Spannung, wobei ich wieder einmal eine Rolle gespielt habe.

Am Tage des Schießens vor dem Schah auf dem Tegeler Platze rief mich der Kaiser, sobald er mich sah, heran und sagte etwa: „Das sind ja wieder schöne Nachrichten aus Rußland; nach Yorcks letztem Berichte nun noch die Neuigkeit, daß eine Konversion von 250 Millionen Rubeln in Berlin bewirkt werden soll. Das wird mir zuviel, ich kann es nicht dulden. Was sagen Sie dazu?" Ich bat um etwas Bedenkzeit, der Kaiser sagte: „Da kommt der Kriegsminister, sprechen Sie mit ihm, und gebt mir nachher zusammen Euern Rat." Am Schluß der Übung ritten wir zu ihm heran und sagten etwa: „Wir raten, zunächst den Grafen Bismarck fragen zu lassen, ob die Nachricht von der Konversion begründet ist. Bestätigt sie sich, so würden wir verlangen, daß etwas geschieht, um die Sache zu verhindern, wozu der Kanzler die Mittel haben dürfte." Als der Kaiser äußerte: „Ich werde mir Lindau kommen lassen, der soll einige Zeitungsartikel schreiben," erwiderte ich: „Dies allein hilft hier wohl nicht mehr; der Kanzler muß selbst einschreiten. Wissen die Juden, daß er entschieden dagegen ist, so lassen sie die Hände davon, sonst nicht." Gleich nach der Rückkehr ließ der Kaiser den Grafen Bismarck mit Geheimrat Lindau, der die Presseangelegenheiten[2]) bearbeitet, zum Vortrag bestellen. Es kam nun, nachdem Bismarck die Nachricht von den Konversionen bestätigt hatte, zu gereizten Auseinandersetzungen. Der Kaiser äußerte sich namentlich scharf gegen Bleichröder, von dem er unter anderem sagte, daß er beim Kanzler aus- und einginge, und tat seinen Willen, die Konversionen zu verhindern, entschieden kund. Lindau

[1]) Sämtlich in Württemberg.
[2]) Im Auswärtigen Amte.

erhielt den direkten Befehl, in diesem Sinne Zeitungen zu beeinflussen — speziell nannte der Kaiser die „Kölnische“. Natürlich nahm Bismarck diesen Eingriff sehr übel.[1])

*

Die[2]) Unterhaltung zwischen Herbert Bismarck und dem Kaiser hatte einen sehr scharfen Ton angenommen. Als der Kaiser in kräftigen Ausdrücken über Bleichröder herzog, sagte Herbert erregt: „Ew. Majestät wissen doch, daß ich mit ihm gar keine Beziehungen habe.“ Der Kaiser erwiderte heftig: „Das weiß ich, es ist mir aber ganz gleichgültig, denn er geht bei Ihrem Vater aus und ein.“ Sehr übel nahm es Herbert, daß der Kaiser dem Geheimrat Lindau direkt befahl, in der „Kölnischen Zeitung“ einen Artikel gegen die Konversionen zu bringen, und es ist nicht zu leugnen, daß das Verfahren ungewöhnlich und hart gegen Herbert, mittelbar auch gegen den Kanzler war. Der Vorgang veranlaßte Herbert zu einer Reise nach Varzin; dort bat er den Vater nachzugeben, was ja dann auch bis zu einem gewissen Grade geschehen ist. Nach meiner festen Überzeugung lag aber hier der entscheidende Wendepunkt beim Kaiser; er hatte seitdem im Herzen mit Vater und Sohn Bismarck gebrochen. Wunderbarerweise erkannten aber beide den Ernst der Situation nicht. Unverantwortlich ist dies von Herbert, der ja so oft Gelegenheit hatte, den Kaiser zu sehen und mit ihm zu verhandeln. Es zeigt dies recht deutlich, daß es ihm an scharfem Verstande doch sehr gebricht. Von da ab hat der Kaiser mit dem Kanzler eigentlich nur noch Komödie gespielt. Bei Begegnungen war er äußerst höflich und voller Rücksichten, kaum hatte der Kanzler aber den Rücken gekehrt, so gab es Klagen, wohl auch gar Spott über ihn. Bismarck machte es nicht anders: Auge in Auge mit dem Monarchen war er immer der untertänige Diener, der es nicht im geringsten an Achtung fehlen ließ, hinterher aber erging er sich sogleich in Beschwerden. Gänzlich falsch hat Bismarck das Verhältnis des Kaisers zu Herbert beurteilt, die Schuld daran liegt natürlich bei Herbert, der den Kaiser nicht durchschaute und den Vater falsch informierte. Als die Minister gegen Ende des Jahres 1889 den

---

[1]) [Nachtrag]. Nach dem Schießen vor dem Schah von Persien begab sich der Kaiser zum Frühstück in die Kaserne der Gardeartillerie in der Kruppstraße. Es ging sehr heiter her und wurde dem Weine gut zugesprochen. Unmittelbar nach der Rückkehr ins Schloß folgte die Unterhaltung mit Herbert Bismarck und Lindau, die doch wohl unter diesen Umständen sich etwas lebhafter gestaltete, als es sonst der Fall gewesen wäre. Den Verlauf des Gespräches habe ich von Lindau erfahren, der sogleich zu mir kam, um sich Material für seine Zeitungsartikel über russische Rüstungen zu erbitten.

[2]) Nachtrag aus dem Jahre 1892.

Kanzler mehrfach baten, doch von Friedrichsruh nach Berlin zu kommen, da seine Anwesenheit dringend nötig sei, hat er erwidert: „Solange Herbert in Berlin ist, kann ich ganz ruhig sein, er kennt den Kaiser ganz genau, sie sind eng befreundet und werden sich nie trennen!" Dies war der ominöse Irrtum. Ich bin noch heute überzeugt, daß ohne den [. . .] Herbert — der sich in Berlin mit allen Leuten verfeindet hatte und der nicht merkte, daß die meisten nur aus Furcht vor dem Vater höflich zu ihm waren — die ganze Kanzlerkrisis hätte anders verlaufen können; es wäre nicht zu dem häßlichen Krach gekommen, sondern zu einem allmählichen Zurücktreten des Kanzlers. Daß Kaiser Wilhelm II. den Fürsten Bismarck nicht lange ertragen würde, habe ich bei der Thronbesteigung schon mit großer Sicherheit vorhergesagt, unter anderen auch gegenüber Herrn v. Holstein; es wollte damals aber niemand glauben. Erst im Spätsommer begann den Leuten ein Licht aufzugehen, von da an verließen die Ratten allmählich das Schiff. Die sichersten Anhänger waren wohl Maybach und Scholz, im Auswärtigen Amte Berchem. Einer der ersten Fahnenflüchtigen war Holstein;[1]) Philipp Eulenburg und Kiderlen folgten bald nach. Boetticher befand sich in schwieriger Lage. Er war dem Fürsten vielen Dank schuldig, wollte doch aber daran festhalten, daß er in erster Linie ein Diener des Kaisers sei. Daß er den Fürsten einfach im Stich gelassen oder gar verraten hätte, wie dieser es behauptet hat, ist ein völliger Irrtum. Ein sehr fester Charakter ist Boetticher nie gewesen, wohl aber ein rechtschaffener Mann, und wenn er zwischen Kanzler und Kaiser wählen sollte, konnte er doch nicht gut anders als mit letzterem gehen.

*

In der Diskussion brauchte der Kaiser die Wendung: „Meine militärischen Ratgeber haben mir auch gesagt, es sei unzulässig, den Russen ihre Finanzoperationen noch weiter zu erleichtern und ihnen damit das Geld zum Kriege gegen uns zu schaffen." Diese Äußerung veranlaßte den Kanzler zu einem kräftigen Angriffe auf mich. Schon nach wenigen Tagen erschienen in den „Hamburger Nachrichten", sowie in einer Wiener Zeitung Artikel, in welchen von militärischen Unterströmungen die Rede war, die die Politik störten; es wurde vom Generalstabe gesprochen, der über seine Aufgaben hinausginge und von mir, der dem Kaiser eine Denkschrift über die russischen Rüstungen eingereicht haben sollte, in der zum Kriege

[1]) Noch am 4. August 1889 schreibt Herr v. Holstein an den Verfasser: „Ich als Bismarckianer sollte diese letztere Eventualität [schlechte Wahlen] eher herbeiwünschen, denn je schwieriger die inneren Verhältnisse, desto unentbehrlicher ist S.[eine] D.[urchlaucht]. Vgl. auch die Äußerung Holsteins zu Harden, Köpfe, S. 103.

geraten wurde.[1]) Der Artikel hatte natürlich sofort eine Anzahl anderer im Gefolge, die mich als den bösesten Menschen abmalten, der Handel und Wandel störe usw. Für jeden, der zu lesen versteht, war unverkennbar, daß die Spitze der Angriffe sich gegen den Kaiser richtete, man sah die maßlose [. . .] des Kanzlers in grellem Lichte. Natürlich gab es nun wieder das übliche Ableugnen. Der Kaiser befahl Nachforschungen nach dem Urheber, und, wie schon früher einmal,[2]) wurde ihm wieder die Fabel von einem Russen — mit Anspielung auf den Botschaftsrat Grafen Murawiew[3]) — aufgetischt. Das Verdienst dieser Leistung gebührt dem Grafen Berchem. Ich bin immer noch so gutmütig geblieben, alles ruhig über mich ergehen zu lassen.

Die Grundtendenz des Artikels war die, den Kaiser zu warnen und meinen Ruf noch mehr zu verderben, um mich politisch für die Folge unmöglich zu machen. Da ich mich auf der Generalstabsreise befand, kamen die Angriffe verhältnismäßig spät und auch nur stückweise zu meiner Kenntnis. Bei meinem kurzen Aufenthalte in Berlin Ende vorigen Monats konnte ich in der Angelegenheit nicht viel tun, wollte vor allem auch einen großen Skandal vermeiden, um dem Kaiser, der den Kanzler doch noch einige Zeit behalten muß, keine Ungelegenheiten zu bereiten. Ich hatte ja das beruhigende Gefühl, jenen völlig auf meiner Seite zu haben. Das erfuhr ich deutlich in Stuttgart, wie er ganz offen mit mir sprach, und ebenso wieder an unserem ersten Seereisetage, und ich wußte es auch deswegen, weil er mehrere Briefe von mir mit Befriedigung angenommen und sich ihres Gedankenganges kontra den Kanzler bedient hatte. Ich habe aber mehrfach — auch schriftlich dem Grafen Berchem — ausgesprochen, daß es empörend sei, solche Angriffe auf mich in amtlicher Stellung nicht in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" widerlegt zu sehen. Verdy versprach mir, in meinem Interesse zu wirken.

Um die Wut des Kanzlers, und der zahlreichen Bankiers zu verstehen, muß man sich klar machen, daß für letztere große Geldinteressen auf dem

---

[1]) Die betr. „Berliner Zuschrift" der „Hamburger Nachrichten" („Die Kriegstreiberei") vom 19. Juni erwähnt nichts von der angeblichen Denkschrift, ihrem im Text angedeuteten Inhalt und ihrer Überreichung durch den Verfasser. Dagegen findet sich die Sensationsmeldung: kurz nach dem Trinkspruch des Zaren auf den Fürsten von Montenegro solle dem Kaiser eine vom Generalstab vorher ausgearbeitete Denkschrift über die russischen Rüstungen unterbreitet sein, die eine Anfrage in Petersburg wegen der dortigen einer Mobilisierung gleichkommenden Maßregeln als kaum vermeidbar bezeichnete, sowie die Nennung des Verfassers in diesem Zusammenhange in der erwähnten Wiener Zeitung, dem „Wiener Tagblatt". Graf Berchem schrieb am 1. Juli dem Verfasser, er „glaube [. . .] sicher zu wissen", daß jener Artikel „mit Rubeln" gezahlt woden sei.

[2]) Vgl. Bd. 1, S. 361, Note 2.

[3]) Der spätere Minister des Äußeren, vgl. Bismarcks Bemerkungen bei H. Hofmann, a. a. O., I, 195.

Spiel standen: man rechnet, daß Bleichröder zwölf Millionen verlieren kann, daß andererseits der Kaiser mit Festigkeit auf seinem Entschluß, die Konversionen nicht zu dulden, beharrte und alle Winkelzüge Bismarcks durchkreuzte. Mein vom Kaiser sofort befolgter Rat, den Finanzminister Scholz, einen selbständigen, vor allem sachkundigen Mann zu hören, mißfiel dem Kanzler sehr. Man sagte also dem Kaiser, nicht Scholz, sondern Boetticher sei der richtige Mann. (Boetticher, der nur tut, was der Kanzler will!) Darüber wurde Zeit gewonnen, bis Scholz einen Urlaub angetreten hatte. Lucanus und Berchem, mit denen der Kaiser noch sprach — Graf Bismarck war auf Urlaub — stehen ja ebenfalls in vollster Abhängigkeit vom Kanzler. So wurde der Monarch hingehalten und mit Versprechungen genährt, ihm auch vorgeredet, der Kanzler stehe der g a n z e n A n g e l e g e n h e i t k ü h l g e g e n ü b e r!

Als der Kaiser am 30. Juni abends in Spandau in die Eisenbahn stieg, kam er sogleich in mein Kupee, in dem auch Graf Philipp Eulenburg sich befand, und sagte: „Es geht alles sehr gut; ich habe das Versprechen von Boetticher und Berchem, daß die Konversionen verhindert werden, der Kanzler ist einverstanden." Als wir allein waren, sagten wir uns beide, daß möglicherweise ein großer Krach bevorstände, denn die Ansichten des Kanzlers kannten wir ganz genau. Der Kaiser hatte vollstes Vertrauen, mußte es also sehr bitter empfinden, wenn er sich getäuscht und überlistet sah. Mit Spannung warteten wir auf Nachricht. Da kam am 5. bei Odde[1]) die schriftliche Meldung, daß die Konversion an der Berliner Börse zugelassen sei, aber gleichzeitig das T e l e g r a m m, daß der Kanzler befohlen habe, in der „Norddeutschen" das Publikum vor Ankauf russischer Werte zu warnen. Was nun den Kanzler veranlaßt hat, seinen Standpunkt zu ändern, bin ich gespannt zu erfahren. Sicher ist, daß er mit seinen Getreuen, zu denen ich hier besonders Boetticher und Rottenburg rechnen muß, sich mit dem Gedanken getragen hatte, dem Kaiser ein Ultimatum zu stellen, ebenso daß man mich für den schlechten Berater des Kaisers hielt, dessen Einfluß gebrochen werden muß. Ich bin jetzt der Sündenbock für alle ihnen unbequemen Äußerungen des Kaisers, ich werde wohl noch mancherlei Kämpfe vor mir haben.

*

Nachtrag zum 9. Juli 1889.

Als das Telegramm des Kanzlers eingegangen war, in dem er meldete, daß er die „Norddeutsche" veranlaßt habe, das Publikum vor dem Ankauf russischer Werte zu warnen, war ich nicht einen Augenblick im Zweifel,

[1]) Von der (älteren) „Hohenzollern" angelaufener Ort in Norwegen.

daß der Kaiser getäuscht werden sollte. Nachdem ich mich mit Philipp Eulenburg beraten, schlugen wir dem Kaiser vor, sich doch täglich den Stand der russischen Anleihe an der Berliner Börse telegraphieren zu lassen; er ging darauf ein, und die Telegramme kamen auch. Sie gelangten aber nicht zu meiner Kenntnis, da Kiderlen sie mir nicht zeigte, Eulenburg andererseits krank wurde und zeitweise die „Hohenzollern" verließ. Die Hauptsache war aber, daß der Kaiser, durch die Eindrücke der Reise völlig in Anspruch genommen, das Interesse an der ganzen Angelegenheit verlor, und diese so im Sande verlaufen konnte. Ich bin überzeugt, daß schon damals Kiderlen ein doppeltes Spiel gespielt hat, um es weder mit dem Kaiser noch mit dem Hause Bismarck zu verderben.

*

Während meiner Übungsreise war ich zweimal in Augsburg, um den Oberbürgermeister und Reichstagsabgeordneten v. Fischer zu besuchen. Ich hatte ihn in Berlin kennen gelernt, wo er auf mich einen sehr guten Eindruck machte. Er ist einer der Führer der süddeutschen Reichstreuen, den es in seiner Stellung zu stärken und zu halten gilt. Er ist auch ein möglicher Nachfolger des Ministers v. Lutz, der leider etwas kränkelt. Fischer war außerordentlich höflich, und ich habe sehr angenehme Stunden in seinem Hause verlebt. Seine Frau ist eine liebenswürdige junge Blondine, die mich mit herzlicher Freundlichkeit empfing. Ich glaube, beide haben sich überzeugt, daß ich nicht so schlecht bin, wie der Kanzler mich darstellt.

Bei Bergen, den 9. Juli.

Ich führe für diese Reise ein besonderes Tagebuch[1]) und kann mich daher hier auf Eindrücke beschränken, die in keinem notwendigen Zusammenhang mit der Reise selbst stehen. Heute möchte ich noch einiges nachholen.

Beim Minister Lutz konnte ich mich sehr gut durch Grüße des Kaisers einführen. Außerdem hatte ich ihm auch zu sagen, der Kaiser sei sehr zufrieden mit der Antwort an die Bischöfe;[2]) er, Lutz, möge überzeugt sein, daß der Kaiser immer zu ihm halten würde, und er möge sich nicht irre machen lassen, wenn er aus Berlin einmal andere Eindrücke empfinge. (Es bezog sich dies auf die gute Behandlung des Freiherrn v. Franckenstein,[3]) welche die gutgesinnten Süddeutschen etwas erschreckt hatte.) Lutz war augenscheinlich hoch erfreut und gestand mir ganz offen,

[1]) Nicht aufgenommen.

[2]) Welche die Aufhebung des königlichen Plazet für kirchliche Erlasse betreffend Glaubensfragen verlangten.

[3]) Der bekannte Zentrumsabgeordnete.

daß ihm diese Bestellung die weitere Arbeit sehr erleichtere; wenn er nur ab und zu von Berlin etwas gestützt werde, dann halte der Prinzregent unbedingt an ihm fest. Schon früher hatte ich den Kaiser darauf aufmerksam gemacht, daß es zweckmäßig sei, Lutz bald den Schwarzen Adler-Orden zu geben. Das erstemal wollte er nicht recht heran, beim zweitenmal war er aber schon nachgiebiger. Es freute mich also sehr, daß die Verleihung wenige Tage nach meinem Besuche erfolgte.

Eine kirchliche Angelegenheit von großer Wichtigkeit ist in der Schwebe; die Katholiken betreiben die Rückberufung der Redemptoristen nach Bayern. An sich mögen die Leute nicht viel Böses tun, sie sind aber ohne Frage dem Jesuitenorden affiliiert, wir dürfen also unter keinen Umständen die Rückberufung zulassen. Die Klerikalen sehen darin eine große Engherzigkeit und benutzen es zu weiteren Angriffen auf Lutz. Der Kaiser ist Gott sei Dank fest, und soll hier auf der „Hohenzollern" auch nicht in anderem Sinne beeinflußt werden; hoffentlich machen sich später nicht andere Strömungen geltend, an Versuchen wird es nicht fehlen.

18. Juli.

Endlich habe ich mich doch meiner Haut wehren müssen. Vor einigen Tagen brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen Artikel, der an Nichtswürdigkeit alles übertrifft, was je gegen mich geleistet worden ist. Das Blatt betrachtet an hervorragender Stelle einen Ausspruch von Clausewitz über den Krieg,[1]) die Tendenz richtet sich, wie alle Welt sofort herausgefühlt hat, allein gegen mich, man erklärte unverblümt, ich wolle den Krieg nur um des Krieges willen, also aus niedrigen Motiven. Noch ehe ich selbst etwas wußte, war der Artikel auf der „Hohenzollern" bekannt geworden, der Kaiser hatte sogleich in Erkenntnis des wahren Zusammenhangs nach Berlin telegraphieren lassen, Herrn Pindter, dem Redakteur der „Norddeutschen", einen kräftigen Verweis zu erteilen mit dem Bemerken, daß er im Wiederholungsfalle bestraft oder fortgeschickt werden würde.

Diejenigen Herren des Reisegefolges, welche möglichst zum Kanzler halten, wie der [. . .] Graf Wedel und der Flügeladjutant v. Bülow, hatten große Besorgnis, daß ich die Chance, den Kaiser jederzeit vertraulich sprechen zu können, ausbeuten und dem Kanzler dadurch schaden würde. Ich bin aber nicht so geschmacklos gewesen; ich hatte den Willen, dem

---

[1]) Gemeint ist der am 7. Juli in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erschienene Artikel „Theorie des Krieges", in welchem im Gegensatz zur Theorie des sogenannten „absoluten Krieges" auf die Richtigkeit des bekannten Clausewitzischen Satzes vom funktionellen Verhältnis des Krieges zur Politik hingewiesen wird.

Kaiser seine Erholungsreise nicht zu verderben und habe auch nicht ein Wort mit ihm über meine Angelegenheit gesprochen. Hingegen nahm ich allerdings Gelegenheit, den „Hamburger Nachrichten", als der Quelle wenigstens des Preßskandals, ein deutliches Telegramm zu schicken.

Hafen von Drontheim. Jacht „Hohenzollern".

An die Redaktion der „Hamburger Nachrichten"
Hamburg.

Die „Hamburger Nachrichten" brachten vor einigen Wochen einen Artikel, der von militärischen Unterströmungen usw. spricht, und dessen Inhalt darin gipfelt, der Chef des Generalstabes der Armee habe Seiner Majestät dem Kaiser eine Denkschrift überreicht, in welcher zum baldigen Kriege gegen Rußland geraten wird.[1]) Der verehrten Redaktion teile ich mit, daß diese Mitteilung eine dreiste und böswillige Erfindung ist. Wenn durch den Artikel Beunruhigung in der ganzen Welt, namentlich aber der Geschäftswelt, erzeugt worden ist, so fällt die Verantwortung dafür der Redaktion bzw. ihrem verlogenen Korrespondenten zu.

Graf Waldersee
Chef des Generalstabes der Armee.

Wilhelmshaven, den 28. Juli.

Die „Hamburger Nachrichten" haben mein Telegramm nicht wiedergegeben, sondern nur an schwer zu findender Stelle mitgeteilt, ihnen sei durch mich aus Drontheim telegraphiert worden, daß ich dem Kaiser gar keine Denkschrift überreicht hätte.[2]) In der ganzen Welt

---

[1]) Vgl. jedoch oben S. 57, Note 1 und die folgende Note.

[2]) In einem Schreiben des Chefredakteurs der „Hamburger Nachrichten" an den Verfasser vom 16. Juli war zunächst darauf hingewiesen, daß sich in dieser Zeitung „nicht die geringste Spur" jener Sensationsmeldung von der dem Kaiser überreichten Denkschrift finde, und sodann die Bitte ausgesprochen, „dem Getriebe dieser Skribentensorte", die es sich seit einiger Zeit zum Ziel gesetzt habe, die „Hamburger Nachrichten" durch „ebenso böswillige wie unwahre Denunziationen ... als Komplizen von Machinationen und Intrigen" gegen den Chef des Generalstabes hinzustellen, „auf den Grund zu kommen und damit aufzuräumen". Graf Berchem schrieb am 15. Juli u. a. dem Verfasser: „Den Artikel der ‚Hamburger Nachrichten' habe ich gestern noch einmal nachgelesen und kann Sie versichern, daß er die ipsissima verba enthält, in denen der bleiche Shylock [Bleichröder] sein Erstaunen über die Veränderung der Zeiten mehreren Personen gegenüber ausgedrückt hat [...]." Graf B. bezeichnet ein „sehr anrüchiges Subjekt" von der „Nationalzeitung" als mutmaßlichen Autor und fährt fort: „Varzin hat mit dem Artikel so wenig zu tun, wie Sie mit den infamen Artikeln der ‚Kreuzzeitung'."

hat aber auch das verstümmelte[1]) Telegramm das größte Aufsehen gemacht. Man fühlt sich wieder einmal von der offiziösen Presse belogen, und fängt an zu begreifen, daß ein systematischer Angriff gegen mich geführt wird.

Ich glaube aber, auch diesen Feldzug gegen den Kanzler und seine Leute gewonnen zu haben, denn zunächst sagte mir der Kaiser heute, als ich mich bei ihm empfahl: „Nun nehmen Sie sich die Zeitungsartikel nicht etwa zu Herzen; ich hoffe, es kommen keine mehr, und schließlich sind sie ja doch eigentlich gegen mich gerichtet." Die guten Leute ahnen noch nicht, wie sie mit dem Feuer spielen. Ferner aber: Der Kanzler hat das Gegenteil von dem erreicht, was er erreichen wollte. Statt mich tot zu machen, hat er die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich gerichtet; ich habe meinen Einzug in illustrierte Zeitungen, namentlich Witzblätter gehalten, die mich als Gegner Bismarcks darstellen, erscheine auch schon auf der Bühne. Ich habe dem Kaiser vorhergesagt, daß ich nächstens im Panoptikum sein würde.[2]) Und schließlich: Viele Leute nähern sich mir, die bisher nichts von mir wissen wollten. Liberale sagen: „Der scheint ja aber gar nicht so schlecht zu sein, wie der Kanzler ihn macht."

*

Ich bin von Wilhelmshaven am 28. nachmittags direkt nach Luzern abgereist, wo ich am 29. Juli spät ankam und nach vierwöchiger Trennung mit meiner lieben Marie zusammentraf. Wir gingen den nächsten Tag nach Engelberg, hauptsächlich zur Einweihung eines von uns veranlaßten evangelischen Kapellenbaues, für den Marie auch viel Geld gegeben hatte.

In der Schweiz ist es bekannt, daß ich unser Vorgehen[3]) nicht gebilligt habe; man hat wirklich Angst gehabt, es könne zum Kriege kommen, und ist im höchsten Grade erregt gewesen, war es eigentlich immer noch. Das Resultat des unglücklichen Feldzuges ist, daß die Schweiz einiges tun will, um die Sozialisten besser zu überwachen, jedoch selbst zugibt, bei den heimischen Verhältnissen[4]) könne das nicht viel sein. Also nur ein sehr kleiner Erfolg! Dagegen steht nun aber auf der anderen Seite: Verletzung zahlreicher Elemente, die bisher deutsch gesinnt waren. Verschlechterung der Stimmung und Verschärfung der Gegensätze bei einem

[1]) Über die Gründe dieser „Verstümmelung" vgl. den Artikel der „Hamburger Nachrichten" vom 23. Juli 1890, Morgenausgabe, bei H. Hofmann, a. a. O., I, 285 f.

[2]) [Zusatz:] Ist erfolgt.

[3]) Anläßlich der Affäre Wohlgemuth, vgl. o. S. 51.

[4]) Es gab keine zentralisierte Fremdenpolizei, diese war vielmehr den kantonalen Behörden überlassen. Infolge der deutschen Demarchen wurde aber dieser Zustand bald darauf geändert.

großen Teile der Schweizer. Steigendes Mißtrauen gegen uns und stärkeres Hinneigen zu Frankreich. Daraus folgend die Gefahr, daß bei dem Kriege mit Frankreich die Schweiz schwanken, vielleicht sich unseren Gegnern zuneigen kann. Verschlechterung der Stimmung in Süddeutschland,[1]) die wohl bei den Wahlen zum Ausdruck kommen wird.

Der[2]) Grundgedanke Bismarcks war ein guter; er wollte Rußland zu einer gemeinsamen politischen Aktion mit uns bewegen und dadurch eine Annäherung herbeiführen. Er holte sich aber einen Korb, während er die Aktion gegen die Schweiz[3]) bereits begonnen hatte. Als die Schweiz sah, daß niemand mit uns ging, war man dort klug genug, sich zu sagen, daß wir nicht ernsthaft daran denken würden, sie wegen der nur unbedeutenden Differenz mit einem Kriege zu überziehen, welcher doch leicht weitere Folgen hätte haben können (Aufstachelung Frankreichs). Daß man in Süddeutschland sehr aufgeregt wurde, war wohl kein Wunder; ein Zollkrieg, mit dem Bismarck drohte, hätte doch in der Tat viele Interessen empfindlich berührt. Sehr bald kamen von Baden und Württemberg Reklamationen, der Großherzog hat sich, glaube ich, direkt an den Kaiser gewandt. Auf Wunsch des letzteren und auch angeregt von Herrn v. Holstein nahm ich Gelegenheit, in Stuttgart[4]) mit dem Kaiser zu sprechen und ihn auf die ganz törichte Idee eines Krieges mit der Schweiz aufmerksam zu machen. Dieser ging gern darauf ein und war augenscheinlich schon entschlossen gewesen, die Sache in ruhiges Fahrwasser zu bringen. In der Schweiz traute man eben Bismarck viel Schlechtigkeit zu, und ist man tatsächlich und zwar noch längere Zeit sehr erregt gewesen. Sehr erfreut war man dort, als ich in den letzten Julitagen erschien. Man sagte sich: „Wenn der Chef des Generalstabes sich hier als Tourist herumtreibt, kann es wohl nicht sehr kriegerisch aussehen." Die ganze Sache diente nicht dazu, Bismarcks Ruhm zu erhöhen; dieses völlig fehlgeschlagene Unternehmen begann beim Kaiser das Vertrauen zur überlegenen Staatskunst seines Kanzlers zu erschüttern.[5])

Von Engelberg brachte ich Marie nach Lautenbach und fuhr dann nach Berlin, um zur Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph zurecht zu kommen. Der Besuch verlief in allerbester Weise; gründliche Aussprache

---

[1]) Vgl. weiter unten.

[2]) Nachtrag.

[3]) Sie bestand in einer scharfen Protestnote und in der Kündigung des Niederlassungsvertrages mit der Eidgenossenschaft, welchen diese nach deutscher Auffassung nicht mit der nötigen Entschiedenheit gegenüber sozialdemokratischen Einwanderern zur Anwendung gebracht hatte.

[4]) Wohin Verfasser bei Gelegenheit des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs befohlen worden war (26./27. Juni).

[5]) Der Bismarckische Standpunkt bei v. Eppstein, Fürst Bismarcks Entlassung S. 113 und H. Hofmann, a. a. O., I, S. 259.

von beiden Seiten haben das Bündnis entschieden gefestigt. Auch der Kanzler kann dagegen nichts mehr tun, da ich unseren Kaiser für entschlossen halte. Er hat mir mehrfach versprochen, russische Rüstungen gegen Österreich als auch gegen uns gerichtet anzusehen. Kaiser Franz Joseph war zu mir ganz besonders freundlich und herzlich. Mit dem Feldzeugmeister Beck sprach ich ausführlich, wir schieden mit der Versicherung, unter allen Umständen fest zusammenhalten zu wollen. Ein sehr beachtenswertes Ereignis ist die Ernennung des Feldmarschalls Moltke zum Inhaber eines österreichischen Infanterieregiments. Wenn der Kaiser Franz Joseph dies tun konnte, was ihm wahrlich schwer angekommen sein muß, so zeigt sich darin Charaktergröße.

*

An den Kriegsminister. Berlin, 14. 8. 89.

Eurer Exzellenz[1]) wird es nicht entgangen sein, daß ich im Laufe der letzten zwei Monate das Ziel schmachvoller Angriffe in der vaterländischen wie der auswärtigen Presse gewesen bin. Fast während dieser ganzen Zeit war ich von Berlin abwesend, so daß es mir schwer war, den gegen mich geführten Preßkrieg völlig zu übersehen. Nachdem ich nunmehr hierher zurückgekehrt bin, und mir Einblick in ein reiches Zeitungsmaterial geworden ist, ich auch Gelegenheit gefunden habe, das Urteil mit unseren Partei- und Preßverhältnissen vertrauter Personen zu hören, sehe ich mich genötigt, mit Eurer Exzellenz in einen Gedankenaustausch einzutreten, da ich Zustände erblicke, die mir im Interesse des Vaterlandes und der Armee im höchsten Grade bedenklich erscheinen, und denen entgegenzuwirken mir die Pflicht eines jeden Ehrenmannes zu sein scheint.

Ich bin weit entfernt, Angriffen, die gegen meine Person allein gerichtet sind, eine weitergehende Bedeutung beizumessen; ich bin an solche auch seit Jahren gewöhnt und habe ihnen stets nur meine tiefste Verachtung entgegengestellt. Von Bedeutung für die Beurteilung der Tendenz der jetzigen Angriffe ist es aber, daß sie mit der der früheren sich völlig deckt, nämlich mich in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren, und dazu u. a. auch, und mit besonderer Vorliebe, sich der Lüge bedient, ich stehe mit der „Kreuzzeitung" in nahen Beziehungen. Im vorliegenden Fall handelt es sich nun um Angriffe auf mich als Chef des Generalstabes der Armee und um Angriffe, die in ihrer Grundtendenz auf die Allerhöchste Person Seiner Majestät des Kaisers und Königs gerichtet sind. Und dies ist die Ursache, daß ich mich nach Hilfe umsehe und daß ich der Überzeugung geworden bin, daß etwas zur Richtigstellung geschehen muß.

---

[1]) Nach dem Konzept.

Eure Exzellenz werden sich entsinnen, daß am 11. Juni c. Seine Majestät auf dem Tegeler Schießplatze uns beiden die Frage vorlegte, ob es wohl zu dulden sei, daß eine russische Konversion in Höhe von 250 Millionen Rubel an der Berliner Börse bewirkt, daß also wiederum deutsches Kapital dazu benutzt würde, die russischen Finanzen zu bessern und damit Rußland die Kriegführung gegen uns zu erleichtern, und daß, nachdem wir uns darüber besprochen hatten, wir Seiner Majestät am Schluß der Übung unsere Ansicht dahin abgaben, daß es wünschenswert scheine, die Konversion zu verhindern. Seine Majestät schlossen sich dieser Auffassung an und brachten sie noch am selben Tage dem Staatssekretär Grafen Bismarck gegenüber zum Ausdruck. In der Unterhaltung erwähnte Seine Majestät u. a., daß Allerhöchstderselben militärische Ratgeber der gleichen Ansicht seien. Gegenwärtig hierbei war nur noch der Geheime Legationsrat Lindau.

Hierauf erschienen am 19. Juni in den „Hamburger Nachrichten" und im „Wiener Tagblatt" die vorliegenden,[1]) von Lügen starrenden Artikel, die, im engsten Zusammenhang stehend, zweifellos von derselben Stelle ausgegangen und mit Vorbedacht gleichzeitig lanciert worden sind. Beide Zeitungen geben zu, daß sie diese Artikel von Berlin und von „besonderer Seite", auch von „sehr hochstehender Stelle", erhalten haben. Das Aufsehen war, wie es von den nichtswürdigen Verfassern richtig berechnet, ein allgemeines. Die Presse der ganzen Welt druckt die Artikel ab, begleitet sie meist mit Kommentaren, in denen vielfach von einer Kriegspartei, deren Haupt ich sei, die Rede war, und die nahezu ausnahmslos von den gehässigsten sonstigen Angriffen auf mich begleitet waren. Außer ihnen ergingen sich, daran anknüpfend, viele Zeitungen in Betrachtungen über „Friktionen", die in den obersten Sphären bestehen sollten, darin gipfelnd, daß ich mit dem Reichskanzler in Differenzen über die Behandlung der auswärtigen Politik geraten sei, mit mehr oder weniger offener Hindeutung darauf, daß Seine Majestät der Kaiser sich mehr meiner Ansicht als der des Reichskanzlers zuneige.

Ich habe durch fast zwei Wochen dies alles ruhig über mich ergehen lassen in der sicheren Erwartung, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" Gelegenheit finden oder dazu veranlaßt werden würde, diesem Unwesen ein Ende zu machen, wozu eine kurze Notiz genügt haben würde. Ich habe mich nicht allein in meiner Erwartung getäuscht, sondern habe es mit ansehen müssen, daß diese Zeitung in dem sogenannten Clausewitz-Artikel[2]) alle Angriffe an Gehässigkeit und Nichtswürdigkeit noch weit zu übertreffen imstande war, also statt mich in Schutz zu nehmen, sich dem

[1]) Vgl. o. S. 56 f.
[2]) Vgl. o. S. 60.

feigen Gesindel, deren Waffen Lüge und Verleumdung sind, noch anschloß. Ich weiß sehr gut, daß dieser Artikel an sich wohl als eine akademische Abhandlung betrachtet werden kann, es zeigt dies aber nur die Raffiniertheit der Angreifer. Ich kann hier sehr ruhig an das Urteil der Welt, der öffentlichen Meinung und jedes halbwegs urteilsfähigen Menschen appellieren. Es lautet dahin, daß nach allem, was die Presse vorher beschäftigt hatte, ein solcher Artikel, in dieser Zeitung, ein direkter Angriff auf mich war. Es wurde der Welt gesagt, der Chef des Generalstabes der Armee treibt zum Kriege, der Lust zum Kriege wegen; er will das Vaterland, halb Europa in einen blutigen Krieg verwickeln aus unlauteren Motiven. Ich kann dies nur als einen Akt unerhörter Roheit bezeichnen — und als einen Versuch ansehen, mir die Ehre abzuschneiden, und bin in der unangenehmen Lage, einer Zeitung, die als eine offiziöse angesehen und nachweislich oft zu offiziösen Mitteilungen benutzt wird, bodenlose Gemeinheit vorwerfen zu müssen.

Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Angriffe gegen mich geführt sind, haben mir die Überzeugung gegeben, und sie wird allgemein geteilt, daß Geldinteressen das Hauptmotiv gewesen sind. Es ist dies auch wohl erklärlich, wenn die „Gruppe Bleichröder", wie Seiner Majestät gemeldet worden ist, beim Fehlschlagen der Konversion einen Verlust von 10 bis 12 Millionen Mark erleiden kann. Der Artikel hat völlig seinen Zweck erfüllt. Es ist ihm gelungen, mich in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Wenn auf Grund dieser Preßmache Leute im guten Glauben mich in der Tat für den schlechten Menschen halten, zu dem unsere offiziöse Zeitung mich zu machen beliebt, und dies offen aussprechen und damit mit dem Staatsanwalt in Berührung kommen — wie es bereits geschehen ist —, so trägt die Verantwortung die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", beziehungsweise ihre nichtswürdigen Auftraggeber, und ebenso auch dafür, wenn durch den ruchlosen Schwindel von Kriegspartei, Kriegstreiberei, Denkschriften des Chefs des Generalstabes, die Seine Majestät zum Krieg treiben sollen usw., Beunruhigung in die Geschäftswelt gekommen ist.

Wenn ich mich bisher völlig abwartend verhalten habe, so lag es, abgesehen davon, daß ich erwartet hatte, von berufener Stelle in Schutz genommen zu werden, darin, daß ich es durchaus vermeiden wollte, Seiner Majestät dem Kaiser Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ich halte diesen Standpunkt auch jetzt noch fest und erbitte mir Eurer Exzellenz geneigte Ansicht, in welcher Weise wohl weiter zu verfahren sein möchte.

Darf ich nun meine Ansicht kurz zusammenfassen, so lautet sie dahin:

1. Der ganze Preßskandal ist in Szene gesetzt, weil von Allerhöchster Stelle der Versuch gemacht worden ist, die Konversion zu verhindern, er geht also aus von Leuten, deren Geldinteressen berührt sind, also hier von der „Gruppe Bleichröder", also Juden und Judengenossen, und auch von solchen, denen es unbequem ist, daß Seine Majestät eine eigene Ansicht zum Ausdruck und zur Durchführung bringt.

2. Seine Majestät der Kaiser hat das Recht, jeden, dem Allhöchstderselbe Vertrauen schenkt, um eine Ansicht zu befragen, und habe ich das Recht, wenn ich gefragt werde, meine Ansicht unumwunden auszusprechen. Jeder Versuch, diese Rechte anzutasten, muß kräftig zurückgewiesen werden.

3. Wenn bei uns das Vorhandensein militärischer Unterströmungen, die im Widerspruch mit der Staatspolitik stehen, konstatiert sein soll, so wird Seine Majestät der Vorwurf gemacht, solche Strömungen zu dulden oder nicht soweit der Herr zu sein, sie zu verhindern. Es muß dies dem Allerhöchsten Ansehen schaden.

4. Es wird behauptet, es bestände in der Armee eine Kriegspartei. Gott sei Dank gibt es in unserer Armee noch keine Parteien; es wird ihr aber ein schwerer Vorwurf durch die Behauptung ins Gesicht geschleudert. Es ist eine Beleidigung Seiner Majestät zu sagen, es beständen in der Armee Parteien.

5. Die Verbreitung der Ansicht, daß „Friktionen" in den höchsten Sphären vorhanden seien, muß unser Ansehen stören und namentlich dem Auslande völlig falsche Auffassungen von unseren Zuständen geben, und hat dies nachweislich auch erreicht.

6. Wenn gegen einen der hochstehendsten und in besonders verantwortlicher Stelle befindlichen Generale durch viele Wochen hindurch in der Presse ehrenrührige Angriffe, die nachweislich in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt haben, geführt werden und keinen Widerspruch, sondern sogar in der „Nordd. Allg. Zeitung" Ermutigung finden, so müssen sich in der öffentlichen Meinung falsche Auffassungen bilden, die dem Ansehen der Armee Schaden tun.

7. Ich halte es für unzulässig, daß ein General, dem solcher Makel anhängt wie jetzt mir, in der Armee verbleiben kann. Entweder geschieht etwas, diesen Makel zu beseitigen, oder ich kann nicht länger der Armee angehören.

8. Es ist nötig, im Interesse der Armee Vorkehrungen zu treffen, der Wiederholung ähnlicher Zustände vorzubeugen.

Waldersee.

An den Kriegsminister. Berlin, 15. 8. 89.

Eurer Exzellenz [1]) beehre ich mich anknüpfend an mein Schreiben vom 14. d. Mts. die gegen mich gerichteten Preßangriffe betreffend, davon in Kenntnis zu setzen, daß ich es für ausreichend erachte, wenn die „Nordd. Allg. Zeitung“ etwa folgendes brächte:

Im Laufe der letzten Wochen haben Artikel über Kriegstreibereien, militärische Unterströmungen, Kriegspartei und dergleichen die Presse vielfach beschäftigt und zu allerhand Betrachtungen über Friktionen in den höchsten Sphären geführt. Bei der gänzlichen Gehaltlosigkeit dieser Preßerzeugnisse haben wir es nicht der Mühe wert gehalten, von ihnen Notiz zu nehmen. Da sie aber wider Erwarten großes Aufsehen gemacht haben und noch nicht völlig zur Ruhe kommen können, erklären wir sie nunmehr sämtlich für müßige, auch wohl böswillige Erfindungen.

Sollte bei einer eventuellen Besprechung mit dem Herrn Reichskanzler Eurer Exzellenz der Bescheid werden, daß die „Nordd. Allg. Zeitung“ kein offiziöses Blatt sei, so, meine ich, würde es Seiner Durchlaucht um so leichter sein, die obige Erklärung in der Zeitung erscheinen zu sehen. In einem etwaigen Versuch, Herrn Pindter [2]) für den Übeltäter zu erklären, könnte ich nur einen hohen Grad von Übelwollen gegen mich erkennen. Waldersee.

Die [3]) Angelegenheit ist mündlich erledigt worden. Der Kriegsminister trat mit dem Kanzler in Verbindung — ob direkt oder durch Herbert, ob mündlich oder schriftlich, weiß ich nicht —, und dieser ließ mir sagen, ich möge doch die Sache ruhen lassen, er sei immer überzeugt gewesen, daß man mich ohne Grund anklage. Die Geschichte sei ja nun auch erledigt, und kein Mensch rede mehr darüber. Da mir allmählich klar wurde, daß das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler sich ständig verschlechterte, ich auch jenem, wenn möglich, keine Verdrießlichkeiten bereiten wollte, und endlich die Presse mich in Ruhe ließ, so habe ich von weiterer Verfolgung Abstand genommen.

*

6. Oktober.

Am 5. Oktober, früh 8 Uhr, traf ich, von Lautenbach kommend, wo ich Marie und meine Schwiegermutter abgeholt hatte, in Berlin ein. Ich mußte sogleich zum Vortrage im Neuen Palais. Der Kaiser erzählte

[1]) Nach dem Konzept.

[2]) Redakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“. Vgl. Hermann Hofmann, Fürst Bismarck 1890—1898, I, S. 200 f.

[3]) Nachtrag.

nachher, daß Zar Alexander, der nun endlich seinen Gegenbesuch machen will, seine Mutter in Kopenhagen[1]) sehr unhöflich behandelt hätte. Schon aus früheren Äußerungen weiß ich, daß Kaiser und Kaiserin die Unhöflichkeit des langen Zögerns mit dem Gegenbesuch stark empfinden. Der Kaiser ist sich völlig klar, daß mit Rußland auf freundlichem Wege nichts mehr zu machen sei, er sagt: „Ich bin mit meiner Ansicht fertig, mit dem Kanzler spreche ich gar nicht mehr darüber, denn er hat seine eigene, und wir einigen uns nicht mehr."

In Berlin ist das Hauptereignis eine Erklärung des „Reichsanzeigers",[2]) daß der Kaiser das Verfahren der „Kreuzzeitung" gegen das Kartell[3]) stark mißbilligt. Daß die „Kreuzzeitung" sich wieder höchst töricht benommen hat, ist ganz klar, sie verdiente in der Tat einen tüchtigen Denkzettel; aber die Art, wie es geschehen, halte ich für bedauerlich. Der Kaiser mußte herausbleiben und nicht einer Zeitung die Ehre antun, sie zu beachten. Ich fürchte, er erreicht das Gegenteil von dem, was er wünscht. Ich hoffe, daß Herr v. Hammerstein ausscheiden wird, dann hätte der Kaiser einen großen Erfolg errungen.

10. Oktober.

Ich hatte heute Vortrag beim Kaiser und den Kriegsminister gebeten dabei zu sein. Ich sprach über unseren Aufmarsch für 1890/91 und schlug mehrere Änderungen vor. Der Kaiser erklärte sich mit allem einverstanden. Ich nahm die Gelegenheit wahr, darauf hinzuweisen, daß der Krieg, auf den wir uns vorbereiten, der gewaltigste sein werde, der je geführt worden ist, daß alles dabei auf dem Spiele stehe. Ich halte es für meine Pflicht, den Kaiser über den Ernst der Sache nicht in Zweifel zu lassen. Er ist ja schließlich auch der Hauptinteressent.

11. Oktober.

Gestern war ich zum offiziellen Schluß der Ausstellung für Unfallverhütung eingeladen. Beim Diner kam mir der Gedanke, das Wort zu ergreifen und mich in friedlichem Sinne auszusprechen. Unter anderem sagte ich: „Wenn die Bestrebungen der Ausstellung Gemeingut aller Nationen werden, so wird der schlimmste aller Unfälle, der die zivilisierte Welt treffen kann, der Krieg, sich verhüten lassen."

Es steckt nun einmal in vielen Köpfen, daß ich Reichskanzler werden soll, und nichts hilft dagegen. Auch heute wurde ich von verschiedenen

---

[1]) Die Gemahlinnen des Zaren und des Bruders der Kaiserin Friedrich, des späteren Eduard VII., waren Töchter Christians IX. von Dänemark.

[2]) Vom 2. Oktober.

[3]) In einer seit der zweiten Septemberhälfte erschienenen Artikelserie: „Die Monarchie und das Kartell".

Seiten darauf angesprochen und mir z. B. gesagt: „Sie haben viel mehr Freunde, als Sie denken."

Der Zar weilt in Berlin. Ich wünschte, der Besuch wäre ganz unterblieben, denn ich fürchte, wir lassen uns abermals zu der Idee verleiten, es wäre mit Rußland noch etwas anzufangen. Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung: in Rußland ist Bismarck als der schlimmste Feind verschrieen, während man ihn bei uns zu den wenigen rechnet, die Sympathie für Rußland haben. Kaiser Alexander denkt wie alle anderen Russen. Die Erklärung dürfte sein, daß man schlechte Erfahrungen mit dem Kanzler gemacht hat. [...] Ich höre aus guter Quelle folgende Äußerung des Zaren: „Wir haben in Deutschland jetzt keinen Freund mehr, nachdem Werder beseitigt ist." Auf den Einwurf, der Kanzler sei doch auch ein Freund und ebenso Schweinitz, hatte er für jenen nur ein verächtliches Achselzucken und sagte von Schweinitz: „Es wird nicht lange dauern, dann wird auch der uns noch genommen werden."

Ich habe gestern bei den Festlichkeiten den Kanzler mehrfach gesehen und gesprochen; er schien liebenswürdig sein zu wollen. Das hilft ihm nun bei mir nichts mehr. Ich traue ihm nie wieder.

13. Oktober.

Der Kanzler hat gestern bei einer Ministerberatung über seine Audienz beim Kaiser Alexander referiert. Dieser soll[1]) die Ansicht ausgesprochen haben, daß wir Rußland angreifen wollten, und der Kanzler will diese Ansicht bekämpft haben. Dann soll der Zar gesagt haben, die Reise unseres Kaisers nach Konstantinopel[2]) müsse er sehr übelnehmen; sie sehe so aus, als ob wir die Türken gegen ihn gewinnen wollten. Nach allen möglichen Versicherungen des Kanzlers soll dann der Kaiser Alexander behauptet haben, daß unser Monarch auch anderen sein Ohr leihe, und zwar sei ich derjenige, welcher zum Kriege gegen Rußland dränge. Er soll dreimal auf mich zurückgekommen sein. Ich glaube das nicht. Sollte der Zar in der Tat von anderen Einflüssen gesprochen haben, so hat ihm der Kanzler dies erleichtert, vielleicht ihn auf meinen Namen geführt. Es ist wirklich traurig, daß ich so mißtrauisch bin, aber der Kanzler hat es nicht anders verdient. Es macht mir daher auch gar keinen Eindruck, daß Vater und Sohn heute wiederum zu mir besonders liebenswürdig waren. Wenn man den Zaren als eine durchaus offene Natur

---

[1]) Die Quelle für das Folgende dürfte Verdy sein.

[2]) Der Kaiser reiste am 18. Oktober nach Athen zur Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Sophie, und von da zum Besuche des Sultans (2. November) nach Stambul.

bezeichnet, so scheint es doch eigentümlich, daß er zu mir — also nach seiner oben erwähnten Äußerung dem Hauptfeinde Rußlands —, sehr freundlich war. Dies ist er doch in seiner Art durchaus gewesen, wenn er mich in den zwei Tagen des Zusammenseins viermal anredete, mir die Hand gab und mir zutrank. Vielleicht ist er aber nicht der Biedermann, als den er sich gibt, sondern ein gewandter Komödiant.

In unserer Presse stehe ich wieder im Vordergrunde seit meiner Rede bei der Unfallausstellung und seit einem groben Briefe, den ich an die „Nationalzeitung" geschrieben habe.[1]) In der Kreuzzeitungs-Partei herrscht große Verwirrung; die Erklärung des „Reichsanzeigers" hat der Zeitung zunächst großen Schaden zugefügt, da auch in Parteikreisen bitterer Tadel, und zwar mit Recht, geübt wird. Die einzige gesunde Lösung, die ich schon früher wiederholt angeregt habe, daß nämlich Herr v. Hammerstein die Leitung niederlegt, scheint auch jetzt noch nicht erreichbar. Hammerstein handelt fanatisch, ganz ohne Überlegung und befindet sich im Irrtum über seine eigene Bedeutung. Er hat das Zeug dazu, die Zeitung zu ruinieren und außerdem, was sehr beklagenswert wäre, die ganze konservative Partei schwer zu schädigen. Ich habe ihm mehrfach und auch jetzt wieder gründlich meine Meinung sagen lassen, auch daß ich mit der Zeitung nichts zu tun haben wolle.

15. Oktober.

Der Kaiser sagte mir, daß er mit dem Ergebnis des Zarenbesuches sehr zufrieden sei. Die persönliche Begegnung habe wieder gute Früchte getragen, der Zar sei von Stunde zu Stunde herzlicher geworden. Zum Schluß habe er ihn zu den nächstjährigen Manövern nach Krasnoje eingeladen, darin liege wohl eine gewisse Garantie, daß wir wenigstens für das kommende Jahr auf Frieden rechnen könnten, was uns ja sehr gelegen sei. Das Ganze wäre doch, fügte er hinzu, ein hübscher Erfolg. Man könne allerdings nicht wissen, wie lange die hiesigen Eindrücke anhalten würden, immerhin sei der Beweis geliefert, daß persönliche Berührungen gute Wirkungen hätten, man habe also die Pflicht, solche möglichst oft zu veranlassen. Dann, auf mich übergehend, sagte der Kaiser: „Der Kanzler hat Sie übrigens sehr entschieden in Schutz genommen, als

[1]) Anläßlich eines Artikels des freikonservativen „Deutschen Wochenblatts" vom 10. Oktober, der sich in apologetischem Sinne mit der Person des Verfassers beschäftigte, hatte die „Nationalzeitung" die Ansicht ausgesprochen, daß es das beste sei, wenn der Chef des Generalstabes „außerhalb aller öffentlichen politischen Erörterungen bleibt" und „selbst keinen Anlaß zu solchen gibt". Verfasser glaubte den „Rat" des Blattes „als in hohem Maße ungebührlich auf das entschiedenste zurückweisen zu müssen." Vgl. Schultheß, Europäischer Geschichtskalender (1889), S. 125 f.

der Zar Sie als den Kriegstreiber hinstellte."[1]) Bismarck hat gesagt, es handle sich um boshafte Erfindungen französischer Zeitungen, wenn von Gegensätzen zwischen ihm und mir gesprochen würde. Solche beständen nicht und könnten gar nicht bestehen. Wir seien viel zu alte Bekannte und Freunde, er würde es niemals glauben, daß ich Minister- oder Kanzleraspirationen hätte. Hiernach scheint es mir, als ob der Zar in der Tat von mir gesprochen hat; alles kann der Kanzler doch wohl nicht erfunden haben. Daß der Zar fürchtete, ich würde die Reise nach Konstantinopel mitmachen, glaube ich wirklich, denn beim Abschiede auf dem Lehrter Bahnhofe fragte er mich: „Vous allez partir bientôt?" Wie sollte er mich nach einer Reise fragen, wenn er nicht diese im Sinne gehabt hätte?

Mag der Besuch abgelaufen sein, wie er will — die Russen rüsten weiter und werden, wenn sie fertig sind, uns und Österreich in höchst bedrohlicher Haltung gegenüberstehen.

Unser[2]) Kaiser hatte den Zaren zur Bahn geleitet und stieg, nachdem dieser sich von uns verabschiedet hatte, noch einmal auf fünf Minuten in den Salonwagen, wo wir dann beide in lebhafter Konversation erblickten. Hier hat unser Kaiser sich für das nächste Jahr zum Besuche in Rußland angesagt; eine Einladung vom Zaren ist nicht erfolgt. Nach der Abreise nahm der Kaiser den Reichskanzler in seinen Wagen und erzählte ihm sofort, in dem Gefühl, einen geschickten Coup gemacht zu haben,[3]) daß er sich fürs nächste Jahr in Rußland angesagt hätte. Bismarck ist darüber sehr betreten und unzufrieden gewesen und hat fraglos recht gehabt. Man muß den Russen unter keinen Umständen nachlaufen, sondern sie herankommen lassen. Außerdem aber hatten wir auch nicht die Spur von Veranlassung besonders höflich zu sein, und endlich kennt man bei uns den Zaren schon gut genug, um zu wissen, daß ihm fürstliche Besuche überhaupt unangenehm sind, ganz besonders von einem so unruhigen Herrn, wie es unser Kaiser nun einmal ist. Tatsächlich wurde nun — jedenfalls auf höheren Befehl — am russischen Hofe bis zum Frühjahr niemals über den in Aussicht stehenden Besuch die geringste Andeutung gemacht, dagegen weiß man aus guter Quelle, daß einige Tage nach der Rückkehr bei einem kaiserlichen Diner in Petersburg auf die laut geäußerte Frage, wie der Besuch in Berlin verlaufen sei, die Antwort erfolgte: „Es hat alles vor uns auf dem Bauche gelegen."

---

[1]) Vgl. jedoch die aus den Papieren Heinrich v. Poschingers überlieferte Äußerung Bismarcks zum Zaren über den Verfasser, „Deutsche Rundschau", Oktoberheft 1919, S. 76.

[2]) Nachtrag.

[3]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 144 f.

16. Oktober.

Ich habe gestern den Kanzler besucht, weil der Kaiser, der den Frieden zwischen uns wünscht, es mir nahelegte. Die Unterhaltung verlief wieder sehr gut, augenscheinlich hatte der Kanzler den Wunsch, liebenswürdig und ohne Hintergedanken zu erscheinen. Wir sprachen meist über den Zaren, dabei äußerte Bismarck: „Er ist wohl sechsmal[1]) auf Sie zu sprechen gekommen als auf jemanden, der den Kaiser in kriegerischem Sinne beeinflußt, hat aber auch von meinem Sohn behauptet, daß er manchmal anderer Ansicht sei als ich." Dann sprachen wir über die Reise nach Konstantinopel und die sich daran knüpfenden Befürchtungen der Russen, schließlich lange über unseren Kaiser, den der Kanzler im allgemeinen sehr lobte, was sicherlich nicht ganz ehrlich war. Ich bin überhaupt weit davon entfernt, alle seine Äußerungen als seine wirklichen Ansichten zu nehmen, das Wesentliche bleibt immerhin, daß er nicht direkt gegen mich eingenommen zu sein schien. Er dankte mir sehr für meinen Besuch. Rottenburg, wahrscheinlich der Hauptheter, ist seit einigen Wochen auf Urlaub. Zum Schluß klagte der Kanzler wieder über seine Gesundheit; er tut dies aber seit zwanzig Jahren.

21. Oktober.

Ich habe in den letzten Wochen vorsichtig mit den Freikonservativen Fühlung genommen, die mir darin entgegenkamen, auch mit den Nationalliberalen mich etwas mehr angefreundet. Sie sind darüber sehr erfreut und haben sich überhaupt zu ihrer großen Befriedigung überzeugt, daß ich nichts weniger als ein fanatischer Kreuzzeitungsmann bin.[2]) Ich habe seit Kaiser Wilhelms II. Thronbesteigung die Haltung der Zeitung im allgemeinen und besonders in bezug auf die Art, das Kartell anzufeinden, stark gemißbilligt, stand aber — natürlich hauptsächlich durch Bismarckische Bemühungen — eigentlich überall im Verdacht, ein arger Reaktionär und, als Freund des Kaisers, ein sehr gefährlicher Mensch zu sein. Dem Kanzler war es gewiß sehr bequem, immer auf mich, den „kommenden Mann", wie es jetzt stets heißt, hinzuweisen und zu sagen: „Seht, dieser Stoeckerianer usw. steht euch bevor."[3]) Wollte ich heute mit Sang und Klang in das freikonservative Lager übergehen, so wäre das für Bismarck ein empfindlicher Schlag. Ich bin jedoch keineswegs geneigt, dies zu tun; ich habe die „Kreuzzeitung" abgeschüttelt, behalte mir nun aber freie

---

[1]) Vgl. Lucius, a. a. O., S. 504 und oben S. 70.

[2]) Herr v. Holstein hatte dem Verfasser brieflich geraten, sich „je eher je lieber für das Kartell auszusprechen" (2. Juli; ähnlich am 15. Juli und 4. August). Vgl. auch oben S. 6.

[3]) Vgl. „Frankfurter Zeitung" vom 26. Februar, Abendblatt.

Hand vor. Wenn es gelingen sollte, die „Kreuzzeitung" auf einen vernünftigen Weg zu bringen und dadurch Einigkeit unter den Konservativen herbeizuführen, so gehört diesen die Zukunft — vorausgesetzt, daß sie stets die nationale Fahne hochhalten.

22. Oktober.

Aus der neulichen Unterhaltung mit dem Reichskanzler habe ich noch nachzutragen, daß dieser sich auch sehr anerkennend über die Kaiserin aussprach und, meinen eigenen Eindrücken völlig entsprechend, sagte, daß sie dem Kaiser eine große Hilfe sei. Mich wundert dann nur, daß er sich noch in jüngster Zeit sehr unzufrieden über ihre kirchlichen Neigungen geäußert und behauptet hat, sie dürfe ihre evangelische Konfession nicht zu sehr hervortreten lassen. Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß die Kaiserin sehr recht handelt. Man muß seinen Glauben offen bekennen; das wird, wenn es wirklicher Glaube ist, auch von den anderen Konfessionen geachtet. Wir müssen die katholische Kirche nicht in so ungeschickter Weise bekämpfen, wie wir es im Kulturkampf getan haben, der gerade der evangelischen Sache die größten Wunden schlug. Wir müssen aber die evangelische Kirche heben und stützen, soviel wir irgend können; dies ist das beste Kampfmittel gegen die Katholiken.

23. Oktober.

Gleich nach der Abreise des Zaren habe ich dahin gewirkt, daß unser Kaiser bei Gelegenheit seiner Reise nach Konstantinopel mit dem Kaiser Franz Joseph irgendwo zusammentrifft. Ich besprach die Sache mit dem Obersten v. Steininger, der gerade nach Wien reisen wollte, und mit dem Geschäftsträger Eisenstein.[1]) Gestern erfuhr ich, daß Kaiser Franz Joseph in einem eigenhändigen Schreiben unseren Kaiser einlädt, auf dem Rückwege von Konstantinopel ihn zu besuchen.

27. Oktober.

In der Sozialdemokratie regt es sich mächtig. Man macht große Anstrengungen für die nächsten Wahlen. Die Agitation wird augenscheinlich mit Geschick betrieben und erfaßt immer weitere Massen. Diese wichtigste aller Fragen wird in unverantwortlicher Weise auf die leichte Schulter genommen. Das Parteigezänk dort, wo man eigentlich zusammenhalten müßte gegen den gemeinsamen Feind, hilft den Agitatoren wesentlich. Leider wird nun auch die ländliche Arbeiterbevölkerung beeinflußt. Ich habe von den Gesetzen zur Besserung des materiellen Lebens der unteren Klassen niemals viel gehalten. Man kann die Menschen auf dieser Erde

[1]) Ritter v. Eisenstein-Lhotta, Legationsrat I. Kl.

nicht befriedigen; jeder, der etwas erreicht, wünscht noch mehr zu bekommen. Jetzt müßte doch schon eine Spur von Besserung erkennbar sein; ganz im Gegenteil steigt aber die Unzufriedenheit. Andererseits werden jene Bestrebungen, die nach dem richtigen Worte Kaiser Wilhelms I. „dem Volk die Religion erhalten" wollten, nicht allein gleichgültig behandelt und verlacht, sondern sogar bekämpft. Das wird sich einst noch furchtbar rächen.

29. Oktober.

Der Kanzler hat den Kriegsminister durch Rottenburg aufgefordert, die Bildung der neuen Armeekorps bis zum Herbst aufzuschieben, weil die Franzosen die Dislokationen übelnehmen würden. Verdy erwiderte, daß es zu spät sei, die Vorarbeiten wären im vollen Gange. Ich bin gespannt zu sehen, was daraus wird; die weite Entfernung des Kaisers kann recht störend wirken.

3. November.

Der Kanzler hat sein Verhalten dem Kaiser gegenüber jetzt geändert. Er schmeichelt ihm, erklärt z. B. dem Monarchen, daß es allein sein, d. h. des Kaisers, Verdienst sei, wenn der Zar nunmehr ganz anders über uns denke, daß er bedeutende diplomatische Befähigung besitze. Leider beißt der Kaiser nur zu sehr hierauf an. Heute feiert die „Norddeutsche" gelegentlich der Reise nach Konstantinopel den Kaiser in geradezu widerwärtiger Weise als großen und weisen Herrscher. Es wird wohl etwas besser werden, wenn der Kaiser wieder hier ist und die Ansichten von Leuten hört, die nüchtern und uneigennützig denken.

Zu meiner Freude ist nun innerhalb der konservativen Partei die Einigkeit hergestellt.[1] Eigentlich hat die Kreuzzeitungsgruppe — der man allerdings in sehr unehrlicher Weise entgegengetreten war — gesiegt. Ich wünschte, daß man nun von beiden Seiten verständig weiter arbeitet, daß namentlich die „Kreuzzeitung" einen ganz anderen Ton anschlägt, so daß sie ein Beispiel in vornehmer Haltung gibt. Solange Herr v. Hammerstein sie leitet, bin ich aber ohne Hoffnung.

5. November.

Der Kanzler hat gesehen, daß die Formierung des XVI. und XVII. Armeekorps nicht aufzuschieben ist. Er will aber möglichst wenige Forderungen vor den Reichstag bringen, es wird also ein Nachtragsetat für Barackenbauten und Eisenbahnen jetzt nicht eingebracht werden, sondern vor den neu zu wählenden Reichstag kommen. Daß dieser aber schlecht

---

[1] Zwischen den Extremen (Kreuzzeitungsgruppe) und der regierungs-(kartell-)freundlichen Mehrheit unter v. Helldorff-Bedra.

werden wird, darüber sind die meisten einig. Jetzt hätte noch etwas erreicht werden können.

Ich hatte Gelegenheit, mit dem Minister Boetticher[1]) zusammen zu fahren, wir konnten über eine Stunde in Ruhe sprechen. Er sieht nicht weniger bedenklich in die Zukunft als ich. In einer Hinsicht denkt er etwas optimistischer, indem er glaubt, daß die Altersversorgung einen wohltätigen Einfluß zu üben anfange. Ich halte diese Wirkung für so minimal, daß sie wertlos ist. Über den Kanzler waren wir ebenfalls merkwürdig einer Meinung, namentlich was seinen Charakter, die Bevorzugung seiner Familie, das Verhalten gegenüber dem Kaiser anlangt, ebenso inbezug auf den Mißbrauch der Presse, auf Verhetzen der Parteien untereinander usw. Nur bleibt Boetticher dabei, wir müßten den alten Löwen konservieren, solange er lebe. Ich konnte nicht beipflichten, weil der Rückgang doch zu augenscheinlich ist und bald allgemein bekannt werden wird. Auch im Urteil über die Söhne herrschte zwischen uns Einigkeit; zu meinem Erstaunen sprach Boetticher aber die Ansicht aus, daß er hoffe, der Kaiser werde Herbert sich abstreifen und ihm irgendeinen Botschafterposten geben.

13. November.

Man bemerkt jetzt öfter Unzufriedenheit darüber, daß der Kanzler zu nachgiebig gegen den Kaiser ist, mit anderen Worten: man macht den Kanzler verantwortlich für manche Dinge, die der Kaiser tut. So z. B. in der Angelegenheit der kaiserlichen Jacht, die $4\frac{1}{2}$ Millionen kosten soll, und des Postgebäudes in Frankfurt, wobei zur Herstellung einer kaiserlichen Wohnung zwei Millionen gefordert werden. Zweifellos wären diese beiden Forderungen, zumal in der Art, wie sie vorgebracht sind, besser unterblieben, der Kanzler hat aber den Kaiser nicht gewarnt. Ganz wenige Personen nur ahnen, wie schwach er diesem gegenüber ist, aus Sorge vor einem Konflikt, der zum Abschied führen könnte. Der Kaiser weiß dies und behandelt den Kanzler ganz geschickt. Er folgt ihm in vielen Dingen, hält sich aber in anderen unbedingt selbständig.

Auf Grund sorgfältiger Beobachtungen bin ich der Ansicht, daß die Popularität des Kaisers, die hauptsächlich darauf beruht, daß — von der extremen Linken abgesehen — jede Partei ihn für sich haben möchte, ihren Höhepunkt erreicht hat. Ganz allmählich entwickelt sich eine gewisse Enttäuschung: die vielen Reisen, die rastlose Tätigkeit, die zahlreichen und

[1]) Staatssekretär des Innern, Mitglied (Vizepräsident) des preußischen Staatsministeriums, „um dort die Ansichten des Reichskanzlers zu vertreten, wenn derselbe persönlich nicht dazu imstande war." (Bismarck bei Hermann Hofmann, a. a. O., II, S. 329).

verschiedenartigen Interessen haben zur natürlichen Folge einen Mangel an Gründlichkeit. Die Kabinettschefs klagen, daß sie nur schwer Vorträge halten können, und daß dann alles zu kurz und zu hastig abgemacht werden muß. Die Minister haben das Gefühl, daß der Kaiser mit ihnen ab und zu über ihre Ressorts gründlich sprechen müsse, er tut es aber fast gar nicht. Er hat regelmäßige Vorträge vom Kriegsminister, auch von mir ausreichend, aber viel zu viel vom Grafen Bismarck. Mit Recht sieht man darin den Beweis der Schwäche des Bismarckischen Systems: Vater und Sohn glauben den Monarchen fortwährend bearbeiten zu müssen. Über den Grafen Bismarck lachen schon junge Leute, wenn sie sehen, wie er in Gesellschaft oder bei Diners den Kaiser belagert und jeden beobachtet, der mit jenem redet. Der Kaiser ist in Gesprächen — von solchen mit dem Kanzler kann ich allerdings nichts sagen — sehr sicher und überwindet leicht jeden Widerstand. Mir gegenüber zeigt er sich in der Form stets korrekt und sehr rücksichtsvoll, in der Sache niemals anderer Ansicht, ein besseres Verhältnis ist also kaum denkbar. Ich bin aber auch sehr zurückhaltend, laufe ihm nicht nach und behellige ihn nicht unnütz.

Ganz eigen ist es, daß ich fortwährend in der In- und Auslandspresse besprochen werde. Immer mehr dringt die Anschauung durch, daß der Kanzler schnell abwirtschafte, und sein Sohn völlig ungeeignet sei, ihn zu ersetzen. Man meint nun, teils weil ich ein besonderer Vertrauter des Kaisers sei, teils weil hervorragende Leute fehlen, ich müsse Reichskanzler werden. Ich hoffe stark, daß ich dauernd, d. h. solange meine Kräfte dazu ausreichen, in meiner Stellung verbleiben kann.

Unzufriedenheit mit dem Kanzler findet man jetzt in allen Parteien, die freikonservative und nationalliberale eingeschlossen; die größte Mißstimmung herrscht aber innerhalb des Ministeriums, alle Minister sind mißmutig und klagen, daß sie nicht wissen, was der Kanzler wolle, daß er alle Augenblicke seine Ansicht ändere.

17. November.

Die Majestäten sind vorgestern früh wohlbehalten wieder eingetroffen. Der Kaiser ist sehr befriedigt. In Athen war, was jeder vorher wußte, der Hof nicht auf einen so zahlreichen fürstlichen Besuch eingerichtet, es hat daher manches nicht recht gestimmt, anderes dürftig ausgesehen. Konstantinopel zeigte sich im schönsten Wetter, und der Sultan hat für den Empfang weit mehr getan, als man erwarten konnte. Die Begegnung mit Kaiser Franz Joseph,[1]) für mich die Hauptsache, ist gut verlaufen.

[1]) In Innsbruck.

Major v. Deines fuhr bis Bozen entgegen und hatte Gelegenheit, in längerer Unterredung mit unserem Kaiser manche Eindrücke zu verwischen, die durch die Bismarckischen abfälligen Urteile über Österreich entstanden waren. Vielleicht ist da auch ein Brief von Bedeutung gewesen, den ich dem Kaiser nach Venedig sandte. Der Monarch dankte mir dafür und teilte mir mit, daß er das Schreiben in Monza verbrannt habe, was mir lieb ist, da es leicht in falsche Hand kommen konnte. Zu meiner Überraschung begann der Kaiser mit mir eine Unterhaltung über Liebenau. Ich bemerkte eine sehr erregte Stimmung und nahm daher keinen Anstand, meiner Ansicht unumwunden dahin Ausdruck zu geben, daß er ein ganz ungeeigneter Hofmarschall sei, über dessen Rücksichtslosigkeiten hoch und niedrig Klage führten. Der Kaiser hörte nicht allein ruhig zu, sondern bekräftigte manchmal meine Ausführungen. Liebenau tut ihm wirklichen Schaden; der Herr neigt ja selbst etwas zu Rücksichtslosigkeiten und muß durchaus Umgebungen haben, die mildernd einzuwirken verstehen. Nebenbei ist Liebenau nichts als ein Geschöpf Bismarcks, so wie Wedel,[1]) dem man ebenfalls bei Hofe nicht traut. Über Politik länger zu sprechen, verbot die Zeit, doch sehe ich, daß der Kaiser über Rußland wieder nüchterner denkt. Er sagte: „Ich habe keine Lust, immer auf Empfindlichkeiten Rücksicht zu nehmen, man kümmert sich um meine Gefühle auch sehr wenig." In der Redemptoristenangelegenheit[2]) hat er unterwegs an den Kanzler seine Ansicht so deutlich telegraphiert, daß dieser etwas erstaunt gewesen ist; der Kaiser glaubt aber, daß es geholfen hat.

Der Kanzler ist augenblicklich gegen die Nationalliberalen stark verstimmt, die ihm u. a. beim Sozialistengesetz Schwierigkeiten machen, und nähert sich naturgemäß wieder den Konservativen. Er merkt auch, daß die Uneinigkeit, die bei diesen infolge des Vorgehens gegen die „Kreuzzeitung"[3]) entstanden war, einen verderblichen Einfluß auf die Wahlen üben kann, und hat deshalb die Wiedervereinigung[4]) gern gesehen.

Ich sprach lange mit dem Kriegsminister. Er hat bereits mancherlei Schwierigkeiten, nimmt sie sich aber nicht zu Herzen. Die zum 1. April beabsichtigten Truppenverschiebungen sind bekannt geworden und haben natürlich einen Sturm von Petitionen zur Folge, die auf den Kanzler und mehrere Minister Eindruck machen; Verdy wird aber fest bleiben. In ganz sonderbarer Angelegenheit ist Graf Bismarck im Auftrag seines Vaters zu ihm gekommen. Auf dem Wiener Kongreß wurde in geheimer

[1]) Flügeladjutant Oberst Graf Wedel.

[2]) Es handelte sich um die Frage, ob die Wirkung des Jesuitengesetzes vom 4. Juni 1872 für die Redemptoristen aufzuheben sei.

[3]) Vgl. o. S. 69.

[4]) Vgl. o. S. 75.

Klausel abgemacht, daß wir im Falle eines französischen Krieges Antwerpen besetzen dürfen, und England, wie ich glaube, Ostende. Im Jahr 1832 hat man die Bestimmung erneuert. Der Kanzler scheint sich nun einzubilden, daß wir von ihr unter Umständen Nutzen ziehen könnten, und will des Kriegsministers Ansicht hören. Was er sich dabei denkt, ist mir ganz unklar. Sollen wir, die wir jeden irgend entbehrlichen Mann aus den Festungen herausziehen, um den Feind im Felde zu besiegen, und die wir wahrlich nicht Truppen übrig haben, ein Armeekorps nach Antwerpen schicken? Was soll es da? Wird Belgien es zulassen, das doch dann sofort die Franzosen auf den Hals bekäme?

21. November.

Gestern war eine Einweihungsfeier des neuen, sehr gelungenen Hauses für den „Christlichen Verein junger Männer"; die Kaiserin war zugegen. Wir haben in kaum anderthalb Jahren 130 000 Mark dafür zusammengebracht, was für Berlin eine erhebliche Leistung ist.

24. November.

Ich bin zur Jagd in Letzlingen gewesen. Der Kaiser verlieh dem Herzog Günther von Holstein und mir die Hofjagduniform, die bisher nur Prinz Leopold besaß. Die Sache ist an sich bedeutungslos, zeigt nur die freundliche Gesinnung des Monarchen mir gegenüber.

Im Reichstage hat sich inzwischen eine für mich höchst interessante Szene abgespielt. Herr Richter fragte,[1]) ob Anzeichen dafür vorlägen, daß ich die Politik des Kanzlers kreuzte. Durch einen glücklichen Zufall war Verdy gerade zugegen und benutzte die Gelegenheit zu einer deutlichen Erklärung in meinem Interesse, hinter der auch Graf Bismarck noch zustimmend nachhinkte. Das war von Verdy ebenso brav als geschickt; er wird sich aber ohne Frage den Zorn der Familie Bismarck nebst Anhang zugezogen haben. Sie hatten ja den Preßschwindel gegen mich inszeniert und mußten nun vom Kriegsminister hören, daß dies „frivol" und „beleidigend für die Armee" sei. Graf Herbert insbesondere mußte dies Verdysche Urteil noch bestätigen!

Das Sozialistengesetz beunruhigte die Minister; die Nationalliberalen zeigen sich unzuverlässig,[2]) ohne die Konservativen geht es nun einmal nicht. Der Kaiser macht sich über die inneren Verhältnisse noch gar keine Sorgen, er sagt: „Mein Großvater hat einige Jahre mit Verfassungs-

---

[1]) Den Staatssekretär des Auswärtigen bei Gelegenheit der Beratung von dessen Etat am 22. November.

[2]) Die Partei verlangte Milderungen der Regierungsvorlage. Vgl. Schüßler, Bismarcks Sturz, S. 57 f., besonders S. 61.

konflikt regiert, da werde ich auch schon durchkommen." Leider liegt die Sache aber jetzt ungünstiger. In Preußen würde auch ich einen Konflikt nicht tragisch nehmen, im Reiche ist er aber höchst bedenklich.

25. November.

Durch die Wahlen für die Stadtverordnetenversammlung sind die sozialdemokratischen Vertreter gewaltig an Zahl gewachsen. Stoecker hatte auf die hiesigen Massen in gutem Sinne zu wirken begonnen; gerade als die Frucht seiner Bestrebungen reifte, vernichtete man in unglaublicher Kurzsichtigkeit das Werk, indem man die Leiter vor den Kopf stieß und in schmachvoller Weise angriff.

Graf August Eulenburg, der Vizeoberzeremonienmeister, erzählte, der Kaiser habe ihm gesagt: „Ich kann es nicht länger mehr mit Liebenau aushalten. Unablässig kommen von allen Seiten Klagen über seine Unhöflichkeit und Rücksichtslosigkeit. Schließlich werde ich selbst für unhöflich gehalten. Meinen Hof nennt man bereits den Parvenuhof. Was raten Sie?" Eulenburg hat verständigerweise gebeten, sich die Sache überlegen zu dürfen, und ist gleich zu mir gekommen. Ich habe ihm sofort erklärt, er solle nicht abraten, und meinen neulich schon dem Kaiser gemachten Vorschlag wiederholt, Liebenau zum Generalintendanten der Gärten zu ernennen. Als geeignetsten Nachfolger bezeichnete ich ihn, Eulenburg, selbst, und hatte den Eindruck, daß er gern annehmen würde.

Ich bat ihn schließlich, mit seinem Vetter Philipp zu sprechen, dem der Kaiser in diesen Tagen seinen Besuch abstattet und von der Sache fraglos erzählt.

27. November.

Graf Bismarck schlug dem Kaiser den Major Grafen Lüttichau als Nachfolger Liebenaus vor, worüber der Monarch laut aufgelacht hat. Zum Glück sprach dieser auch, wie ich es vermutete, Philipp Eulenburg, welcher den guten Einfall hatte, ihn zu fragen: „Wissen Eure Majestät auch, daß Liebenau mit dem Hause Bismarck sehr gut steht?" „Das ist mir ganz egal, ich suche mir meinen Hofmarschall selbst aus," war die Antwort.

Botschafter Schweinitz, der nach Petersburg zurückgeht, besuchte mich zum ersten Male. Er ist der Ansicht, daß in Rußland alles getan werden würde, um den Besuch unseres Kaisers in Krasnoje zu verhindern, und daß auch in der Tat dem Zaren der Besuch nicht angenehm sei, hauptsächlich, weil so etwas seine Bequemlichkeit störe.

4. Dezember.

Gestern abend war ich auf einer parlamentarischen Soiree beim Grafen Bismarck. Er empfing mich mit großer Herzlichkeit, ich traue ihm aber nicht. Ich erfuhr, daß das Kartell endlich wieder fest abgeschlossen[1]) ist. Hoffentlich hat es nunmehr Bestand.

Der Kaiser ist zweifellos völlig in das russische Lager eingerückt, dank der Geschicklichkeit des Kanzlers. Es steht ihm daher nach meiner Überzeugung noch manche Enttäuschung bevor.

8. Dezember.

Ich hatte Besuch vom Botschafter Münster. Er ist sehr unzufrieden mit unserer Politik und völlig meiner Ansicht, daß wir auf dem besten Wege sind, mit Österreich auseinanderzukommen, ohne uns der Freundschaft Rußlands zu versichern.

Neulich bei der Fahrt nach Dessau[2]) kam das Gespräch mit dem Kaiser auf die Polenfrage. Wegen des Gefolges konnte ich nicht so reden, wie ich wollte; bemerkenswert war es aber, daß der Kaiser die Wiederherstellung Polens als eine Notwendigkeit anerkannte.

10. Dezember.

Der Kanzler fängt jetzt Händel mit dem Kriegsminister an, es ist also eingetreten, was ich diesem nach seiner Rede über die offiziöse Presse[3]) vorhergesagt hatte. Dreimal kurz hintereinander hat der Kanzler in einem Tone an Verdy geschrieben, der die Absicht leicht merken läßt.[4])

Sofern es sich um die Schaffung einer Art militärischen Aufsichtsrechts über alle Bahnen im Reiche handelt, bin ich direkt beteiligt. Der Kanzler war im Frühjahr mit allem einverstanden, macht aber nun plötzlich kehrt. Er behauptet, die Tragweite der Sache im Juni nicht völlig übersehen zu haben, im Reiche werde das größte Mißtrauen entstehen, und namentlich der Einfluß auf die bevorstehenden Wahlen ein ungünstiger sein. In Wirklichkeit finden sich die deutschen Staaten in alles, was aus militärischen

---

[1]) Durch eine gemeinsame Kundgebung der drei Kartellparteien, die Anfang des Monats in deren Organen erschien.

[2]) Am 4. Dezember machte der Kaiser dem Herzoge seinen offiziellen Besuch.

[3]) Vgl. o. S. 79.

[4]) Der Kriegsminister hatte u. a. an den Verfasser geschrieben: „Ich bin jetzt im Besitz dreier Piecen des Fürsten, welche in ihrer Gesamtheit auf mich den Eindruck machen, daß derselbe mich schließlich für den Ausfall der Wahlen verantwortlich zu machen beabsichtigt, wenn diese ein Mißtrauensvotum gegen seine innere Politik ergeben sollten.“

Notwendigkeiten hervorgeht, sie fürchten nur, daß die Bahnen Reichsbahnen werden sollen, wovon gar keine Rede ist, und sie fürchten Maybach. Nur Preußen ist gegen die Vorschläge, Maybach will nicht.

Die andere Frage zwischen Kanzler und Kriegsminister berührt die Militärgerichtsbarkeit,[1]) geht mich also direkt nichts an.

Nach guten Nachrichten ist der Kanzler aggressiver, seitdem Rottenburg wieder bei ihm ist. Dieser hat unlängst geäußert: „Es dreht sich doch alles um die Frage: Bismarck oder Waldersee", und behauptet, der Kanzler wolle aus der Eisenbahnangelegenheit eine Kabinettsfrage machen. Reuß, der gestern aus Friedrichsruh kam, bestätigte ungefähr meine obigen Eindrücke; er rät immer zum Frieden und bat mich auch jetzt, dem Kanzler womöglich eine Brücke zu bauen.

Verdy glaubt, der Kanzler wolle vor allem andere für die kommenden schlechten Wahlen verantwortlich machen. Das soll ihm doch so leicht nicht gelingen. Er allein trägt die Verantwortung, er hat durch eine Kette von Fehlern die allmählich schlechter werdende Stimmung herbeigeführt; das sah man ja schon vor vielen Monaten.

11. Dezember.

Mit dem Kaiser konnte ich Personalien besprechen, fand ihn dabei aber in einigen Fällen durch Hahnke schlecht informiert. Ich schlug vor, dem General v. Hahnke das Gardecorps zu geben, da Hüllessem[2]) wahrscheinlich gehen würde. Der Kaiser war über letztere Nachricht erstaunt und sagte dann, er könne Hahnke nicht gut missen, nachdem er sich eben mit ihm eingearbeitet habe. Ich hoffe, er ändert seine Ansicht noch, denn Hahnke hat noch heute nicht das Verständnis für die Bedeutung seiner Stellung dem Kaiser gegenüber und [...] Sodann teilte ich dem Kaiser mit, daß der Kanzler in der Eisenbahnangelegenheit wieder schwanke und daß er überhaupt anfange, sich feindlich gegen Verdy zu stellen, scheute mich auch nicht zu sagen, daß Rottenburg wahrscheinlich der Hetzer sei. Der Kaiser versprach, für die Eisenbahnprojekte einzustehen und äußerte sich ziemlich unfreundlich darüber, daß der Kanzler fortdauernd Rücksicht auf die nächsten Wahlen nehmen zu müssen glaube.

Ich war bei Verdy; er hat den Grafen Bismarck gesprochen und den Eindruck gewonnen, daß der Kanzler in der Eisenbahnsache wieder nachgiebiger sei. Dieser schwankt fortwährend.

---

[1]) Am 21. November hatte der Bundesrat die Vorlegung eines Entwurfs einer Militärstrafprozeßordnung für das Reich beschlossen.

[2]) General d. I. Freiherr v. Meerscheidt-Hüllessem.

14. Dezember.

Gestern begleitete ich den Kaiser bis Hannover. Leider hat ihm Graf Bismarck während der Fahrt in der Eisenbahnangelegenheit Vortrag gehalten und ihn, wie ich fürchte, auch nachgiebig gestimmt, wenigstens sagte mir der Monarch etwas verlegen, der Kanzler halte es für so wertvoll, Velleitäten der Bundesfürsten zu schonen, daß er doch geneigt sei, ihm entgegenzukommen, zumal Bismarck versprochen habe, alles zu tun, was im Eisenbahnbau von mir verlangt würde. Der Kaiser erzählte mir noch während der Fahrt, daß der Kanzler den Wunsch habe, die Berliner Garnison mit Rücksicht auf sozialistische Erhebungen vermehrt zu sehen, und zwar durch Erhöhung der Etatsstärke. Ich entgegnete: „Soweit sind wir doch wahrhaftig nicht. Von Revolten kann gar keine Rede sein, dazu gehören ganz andere Vorgänge, auch beabsichtigen die Sozialisten gerade im Gegenteil sich völlig ruhig zu verhalten." Ich riet, wenn durchaus etwas geschehen solle, lieber das III. Armeekorps auf hohen Etat zu setzen, da es ja stets zur Hand sei, während die Kasernen in Berlin für erheblich höhere Etatsstärken keinen Raum böten. Dem Kaiser schien der Gedanke des Kanzlers aber doch Eindruck gemacht zu haben. Ich vermute, Bismarck will ihn etwas ängstlich machen.

23. Dezember.

Ich war im Neuen Palais zum Frühstück. Nachher nahm mich der Kaiser in sein Arbeitszimmer zur Zigarre und ging dann mit mir eine Stunde spazieren. Er sagte u. a.: „Denken Sie sich, der Kanzler hat mir durch seinen Sohn mitteilen lassen, er könne nachts nicht schlafen wegen der 500 Geschütze, die Frankreich im Vergleich zu uns mehr hat. Jetzt also kommt er mit einer Sache, über die wir seit länger als einem Jahre mit ihm verhandelt haben!" Das ist allerdings merkwürdig und muß in einem besonderen Zusammenhange stehen, den ich heute nicht zu erkennen vermag. Der Kaiser kam auch auf Rußland und sagte etwa: „Ich behandle den Kaiser Alexander so gut wie möglich und erweise ihm ab und zu Aufmerksamkeiten, die ihn in guter Stimmung erhalten sollen. Ob es gelingt, ist eine andere Sache. So habe ich ihm jetzt eine sehr große Photographie vom Vorbeimarsch der Truppen vor der Botschaft nach seiner Ankunft gesandt. Schweinitz hat sie ihm selbst übergeben und ihn sehr aufgeräumt gefunden. Im Sommer gehe ich jedenfalls nach Krasnoje."

26. Dezember.

Der Kanzler beginnt einen Kampf, in den ich wahrscheinlich verwickelt werde oder vielleicht schon verwickelt bin. Schon längere Zeit beunruhigt ihn die freundliche Haltung, die der Kaiser den Militärattachés gegen-

über einnimmt; jetzt ist ihm nun besonders Huene unbequem geworden, dieser soll also beseitigt werden. Der Kanzler weiß jedoch, daß dies beim Kaiser nicht so leicht zu erreichen sein wird, und geht daher auf Umwegen vor. Daß Huene mir im vorigen Jahre[1]) einige Male geschrieben, und daß ich die Briefe dem Kaiser zu lesen gegeben habe, hat der Graf Wedel in Erfahrung gebracht und leider dem Kanzler wieder erzählt; es ist dies [. . .] gegenüber seinem Herrn, dem er doch allein dienen soll. Wedel weiß sogar, daß der Kaiser Huene aufgefordert hat,[2]) ihm direkt vertraulich zu berichten. Mag er das billigen oder nicht, er mußte vor allem darüber schweigen. Der Kanzler in seiner argwöhnischen Art konstruiert da nun ein ganzes Gebäude von Hirngespinsten; er glaubt, ich unterhalte ein geordnetes politisches Bureau, in dem die Korrespondenz mit allen Militärattachés eine Hauptrolle spielt.

Ich bin mehrfach gewarnt worden, mich in acht zu nehmen, da ich zahlreiche Feinde hätte. Ich weiß nicht, was sie mir tun wollen, und werde gerade so weiter leben wie bisher, denn meine Handlungen brauchen das Licht nicht zu scheuen. Heute sagte mir jemand, ich sei in der letzten Zeit zweimal im Reichstag gewesen, dies verursache jedesmal Beunruhigung; ich würde sogleich bemerkt, und man frage sich: „Was will der hier?“ Es ist richtig, ich war zweimal im Parlament, um den Major Liebert über Kolonialsachen sprechen zu hören, und bin jedesmal ohne Erfolg fortgegangen, habe mich auch nicht lange aufgehalten, weil ich das meist fade Geschwätz nicht liebe.

Oberbürgermeister Fischer[3]) in Augsburg teilte mir mit, daß dem Minister Lutz[4]) von Berlin aus (angeblich durch die Gesandtschaft) gemeldet worden sei, ich hätte große Neigung, mich mit dem Zentrum einzulassen. Das wäre allerdings eine arge Nichtswürdigkeit, indes hat Fischer den Minister Lutz darüber beruhigt.

---

[1]) Vgl. Bd. 1, S. 361 den Brief vom 25. Februar 1888; auch aus den anderen Jahren liegen Berichte des Freiherrn v. Huene an den Verfasser vor. — Ferner hat der Pariser Militärattaché, wie im Text erwähnt, auf Wunsch des Kaisers direkt an diesen, jedoch unter der Adresse des Verfassers, berichtet. Auf einem solchen Immediatbericht (vom 11. März 1889), den der Kaiser an den Verfasser abgegeben hatte, findet sich folgende Notiz von dessen Hand: „Über den Inhalt dieses Briefes hat Se. Majestät mit mehreren Flügeladjutanten gesprochen, so daß bald dem Kanzler Kenntnis von dem direkten Verkehr Huenes mit Sr. Majestät wurde und wahrschenilich auch, daß ich die Mittelsperson gewesen bin.“ Wie sich aus einer nachträglichen Aufzeichnung ergibt, wurde beim Amtsantritt Caprivis auf Vorschlag des Verfassers die hier erwähnte Art der Berichterstattung des Pariser Militärattachés an den Kaiser aufgegeben.

[2]) Anfang 1889 (wie Verfasser an andrer Stelle bemerkt).

[3]) Oberbürgermeister L. v. Fischer, den der Verf. im Sommer kennen gelernt hatte. (Vgl. o. S. 59.)

[4]) Bayerischer Kultusminister Freiherr v. Lutz.

Wo man jetzt hinsieht, findet man Bleichröders Spuren. Als man mich vor einem Jahre darauf aufmerksam machte, lachte ich und hielt es für eine arge Übertreibung. Nach dem, was ich seither erlebt habe — z. B. die Angelegenheit der russischen Konversion —, bin ich bekehrt.

27. Dezember.

Der Großherzog von Baden sandte vorgestern seinen Adjutanten zu mir; er möchte mich gern vertraulich sprechen. Die Großherzogin flüsterte mir bei einem Tee der Kaiserin Augusta zu, ihr Gemahl würde kommen, sobald er gesund sei.

1890

Berlin, 2. Januar.

Die Manipulationen des Kanzlers mit Rußland müssen Österreich schließlich argwöhnisch und mißmutig machen. Der Dreibund beginnt schon jetzt wacklig zu werden infolge alter Differenzen zwischen Italien und Österreich, die immer wieder auftauchen, infolge der Anstrengungen Frankreichs, sich mit Italien wieder auszusöhnen, und der Angst der Italiener vor Frankreichs Überlegenheit. Der Kanzler [. . .] gibt dem Kaiser nur solche Berichte, die im Sinne seiner Politik geschrieben sind, er hat übrigens seine Agenten auch so in der Flucht, daß diese kaum noch etwas anderes schreiben als das von ihm Bestellte. Von Ausschnitten fremder Zeitungen darf dem Kaiser nichts vorgelegt werden, was z. B. über die wahre Stimmung in Rußland Aufschluß gibt.[1])

Ganz ebenso verhält es sich übrigens in der inneren Politik. Der Kanzler hat es erreicht, daß der Kaiser außer dem Kriegsminister und dem Sohne keinen Minister empfängt; Lucanus ist lediglich sein Organ, und die Zeitungsausschnitte werden völlig in seinem Sinne präpariert.

Trotz aller dieser [. . .] Maßnahmen ist nun der Kanzler des Kaisers durchaus nicht sicher; er fühlt sich deswegen in hohem Grade unbehaglich, aber auch infolge der höchst bedenklichen Situation, in der wir uns befinden. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik die Wahrscheinlichkeit einer russisch-französischen Allianz gegen uns, im Innern ein noch keineswegs gefestigtes Deutsches Reich, die drohende soziale Frage, ungesunde Parteiverhältnisse und nahe vor uns wahrscheinlich schlechte

[1]) [Nachtrag.] Dies sind Ansichten, die ich mir natürlich mit Sicherheit selbst nicht bilden konnte; ich habe sie aber aus dem Auswärtigen Amte, namentlich von Herrn v. Holstein, der natürlich in der Lage ist, die Fragen gründlich zu durchschauen; Holstein hat mich auch wiederholt aufgefordert, dem Kaiser Mitteilungen zu machen und mir durch Yorck mehr Material zu beschaffen.

Wahlen. Eine Differenz der Auffassungen zwischen Kaiser und Kanzler besteht gerade jetzt über die Behandlung der Streiks, sowie überhaupt der sozialen Frage. Der Kaiser ist dem Kanzler zu arbeiterfreundlich. Ich habe schon die Auffassung gehört, Bismarck wolle es bei den Streiks gern zum Einschreiten der Truppen und zum Schießen kommen lassen, um den Monarchen umzustimmen. Daß er ihn mit sozialistischen Unruhen zu ängstigen sucht, ist ganz evident. Von der absurden Idee, die Berliner Garnison zu verstärken, scheint er zum Glück abgekommen zu sein. Möglicherweise kommt es bei der Beratung des Sozialistengesetzes zu Differenzen zwischen Kaiser und Kanzler.

Was meine Person anlangt, so bin ich sicher, daß ich vom Kanzler mit ungeschwächter Kraft gehaßt werde, ich vermute, die Wut ist jetzt besonders groß, weil man nichts findet, weswegen man mich angreifen kann. Es wird fortdauernd versucht, mich beim Kaiser zu diskreditieren; man befolgt wohl den Grundsatz, daß bei Verleumdungen doch immer etwas hängen bleibt. Bisher kann ich nur sagen, daß der Kaiser gleichmäßig freundlich und gut gegen mich geblieben ist.

Huene war vor einigen Tagen in Friedrichsruh. Er bestätigte, was andere mir schon gesagt hatten, daß der Kanzler sehr gealtert ist. Er hat den Kampf mit Huene nicht aufgenommen, sondern ist ausgesucht höflich gewesen, nebenbei auch weich, sogar bis zu Tränen gerührt. Er sieht sein Gebäude zusammenbrechen und hat nicht mehr die Kraft zu einer großartigen Aktion. Seine gute Zeit ist mit dem Tode Kaiser Wilhelms I. dahin. Unter dem jetzigen Kaiser ist seine Macht allmählich gesunken, er erklärt diesen ganz offen für einen eigenwilligen Herrn, mit dem schwer zu verhandeln sei. [...]

3. Januar.

Glücklich bin ich zu vernehmen, daß Oberst Villaume unseren Kaiser über die wahre Stimmung in Rußland aufgeklärt und auch Eindruck gemacht hat. Dazu nun noch die Ungezogenheit, daß Kaiser Alexander kein Neujahrstelegramm geschickt hat. Dem Kanzler ist das sehr unbequem, er hat Schweinitz telegraphisch aufgefordert zu melden, daß das Telegramm wegen der Krankheit des Zaren unterblieben sei.

Ich war lange beim Großherzog von Baden, der einige Auskünfte wünschte. Die Unterhaltung gestaltete sich sehr offen; ich habe mich unumwunden ausgesprochen, weil ich weiß, daß der Großherzog es wirklich mit dem Kaiser gut meint und verschwiegen ist.

Huene ist wieder nach Paris zurück. Der Kaiser, der ihn sehr gern mag, hat ihn abermals ausgezeichnet, was mich aufrichtig freut; ich habe ihn als einen besonders tüchtigen Mann empfohlen. Familie Bismarck hat sich überzeugt, daß sie nichts ausrichten kann, und versucht es

nun mit Schmeicheleien. Natürlich durchschaut Huene den Schwindel und lacht namentlich über die plumpe Art Herberts.

4. Januar.

Mehrfach ist mir nahe gelegt worden, ich solle den Kaiser über die Methoden des Kanzlers aufklären. Es ist sehr freundlich, mir diese Mission zuzuweisen; zunächst bin ich entschlossen, die Sache weiterlaufen zu lassen, allerdings scharf zu beobachten.

5. Januar.

Der Kaiser hat gestern beim Fürsten Hatzfeldt in Trachenberg gejagt; es steht nun nur noch eine Jagdexkursion aus, was gut ist, da Regelmäßigkeit in den Geschäftsbetrieb kommen muß. Wenn auch der Kaiser sehr leicht auffaßt, also schneller arbeitet als viele andere, so wäre doch größere Konzentration angebracht. Das Jahr wird mancherlei ernste Fragen im Innern bringen und damit die Notwendigkeit, sich diesen Verhältnissen mehr zuzuwenden; ich hoffe, 1890 wird eine ernste, aber ausgezeichnete Schule für den Monarchen.

8. Januar.

Ich war am 6. spät abends nach Bückeburg gefahren, wo mich die Nachricht vom Ableben der Kaiserin Augusta ereilte. Wir verlieren in der guten Kaiserin ein seltenes Vorbild in Pflichttreue, Aufopferung und zäher Energie. Sie ist in diesen Eigenschaften mit den Jahren gewachsen und hat sich auch immer mehr die allgemeine Liebe und Achtung erworben. Der Kaiser verliert sehr viel. Das Verhältnis zwischen beiden war das allerbeste. Daß sie überhaupt noch unter den Lebenden weilte, hatte schon eine große Bedeutung, abgesehen davon, daß ihr Urteil doch oft für Kaiser und Kaiserin von Wert war. Es ist zu befürchten, daß das Band, welches diese mit ihren treuergebenen Freunden, dem Großherzog und der Großherzogin von Baden, verknüpfte, nunmehr sich lockert.

9. Januar.

Graf Philipp Eulenburg besuchte mich gestern. Er verurteilt mit mir die Intrigen der beiden Bismarcks und ist übrigens auch der Ansicht, daß gegen mich wieder stark gearbeitet wird. Als er den Kaiser davon in Kenntnis setzte, wurde dieser sehr böse. Die guten Leute mögen sich daher in acht nehmen.

Der Monarch ist übrigens orientiert darüber, daß der Kanzler sichtlich schwächer wird, und daß im Ministerium eine sehr üble Stimmung herrscht. Eulenburg hat den Kaiser auch über die Angelegenheit Liebenau befragt und die Antwort erhalten: „Die Sache geht ihren ruhigen Weg, der Topf wird allmählich immer voller, und ich werde den geeigneten Moment schon finden."

11. Januar.

Der Kaiser hat erneut und wiederum sehr übereilt einen Schlag gegen die „Kreuzzeitung" geführt. Hinzpeter teilte ihm mit, daß sein Name bei Wahlagitationen in Bielefeld von Konservativen zugunsten Hammersteins gemißbraucht worden sei durch die Behauptung, er, der Kaiser, hielte es im Herzen doch mit der „Kreuzzeitung" und gegen den Kanzler.[1]) Daraufhin ist die „Kreuzzeitung" bei Hofe verboten worden, was kolossales Aufsehen machen wird und unbedingt ein fehlerhafter Schritt ist, denn zunächst mußten beide Teile gehört werden, und dann ist es überhaupt falsch, daß der Kaiser in die Wahlagitation eintritt. Hätte er für die Beseitigung Hammersteins etwas tun lassen, so wäre mir dies ganz recht. Daß dieser, um bei der Wahl in Bielefeld bessere Chancen zu haben, die Hilfe Windthorsts nicht verschmähte,[2]) ist ein ärgerlicher und für die Zukunft bedenklich stimmender Vorgang.

Dr. Hinzpeter kam, nachdem ich obiges erfahren hatte, zu mir und fragte gleich beim Hereinkommen: „Was sagen Sie zu dieser Nervosität des Kaisers? Er wird ja immer übereilter. Ich habe ihm allerdings geschrieben, daß in Bielefeld mit seinem Namen Mißbrauch getrieben würde, und gefragt, ob er noch auf dem Standpunkt der Erklärung des ‚Reichsanzeigers' [3]) — die ich übrigens für eine große Übereilung gehalten habe — stände; darauf hat er mir sofort in den allerschärfsten Ausdrücken telegraphiert, und das offene Telegramm ist natürlich bald bekannt geworden. Nun hat er noch den Schritt getan, die Zeitung bei sich zu verbieten." Hiernach hat allerdings Herr Hinzpeter die Sache in Gang gebracht und somit einen erheblichen Teil der Schuld. Man muß sehen, ob die „Kreuzzeitung" sich zu wehren weiß.

Hinzpeter kam dann auf das Verhältnis des Kaisers zum Kanzler und sagte, es verschlechtere sich doch gradatim. Zu meiner großen Genugtuung erfuhr ich, daß der Kaiser endlich dahinter gekommen ist, daß ihm vieles vorenthalten wird. [...]

---

[1]) Bei Gelegenheit einer geschlossenen Versammlung konservativer Vertrauensmänner in Schildesche bei Bielefeld sollte der Rechtsanwalt Klasing geäußert haben, die „Kreuzzeitung" sei die einzige Zeitung, welche Seine Majestät lese, und der Kaiser sei im Grunde seines Herzens „Hammersteinisch".

[2]) Auch die „Kreuzzeitung" gab zu, daß Herr v. Hammerstein sich über die „Möglichkeit einer Unterstützung seiner Kandidatur durch die durchweg streng konservativen Katholiken in Wiedenbrück Gewißheit zu verschaffen suchte". Eine Verabredung zwischen Windthorst und dem Frhrn. v. Hammerstein stellte dieser allerdings in einer öffentlichen Erklärung vom 17. Januar in Abrede.

[3]) Vom 2. Oktober 1889 gegen die Artikelserie der „Kreuzzeitung": „Die Monarchie und das Kartell", insbesondere gegen den Artikel vom 26. September, vgl. o. S. 69.

Meine Stellung beim Monarchen, behauptet Hinzpeter, sei die alte. Der Kaiser spreche nur mit Achtung von mir, ich sei eigentlich der einzige, demgegenüber die Stimmung sich nie verändert habe. Dies würde beweisen, daß ich mich korrekt benehme. Hinzpeter bat mich dringend, mich in kleinen Sachen nicht verbrauchen zu lassen, sondern mich für große frisch und intakt zu halten.

12. Januar.

Die „Kreuzzeitung" erklärt es nun für unwahr, daß mit dem Namen des Kaisers Mißbrauch getrieben sei.[1]) Der gute Dr. Hinzpeter hat durch sein ganz unnützes und unüberlegtes Eingreifen in die ihn nichts angehende Sache rechtes Unheil gestiftet und sich selbst, wie es scheint, in eine sehr unbequeme Lage gebracht.

Ich sah einen Augenblick den Großherzog von Baden. Er sagte mir mit Bezug auf einen vor drei Tagen erschienenen Artikel der „Norddeutschen", die russische Preßstimmen bringt und damit wieder die Frage Bismarck-Waldersee aufwärmt:[2]) „Der Angriff gegen Sie ist abgeschlagen. Ich habe dem Kaiser den Artikel, der ihm natürlich vorenthalten war, gezeigt, dieser erkannte bald, daß er vom Hause Bismarck stammt und im Grunde genommen doch gegen ihn selbst gerichtet ist. Er hat nun sehr energisch verfügt, daß die Zeitung revozieren soll.[3]) Man windet sich und behauptet, sich nichts Böses gedacht zu haben." Als ich ihm erklärte: „Ich habe überhaupt den Eindruck gewonnen, daß der Kaiser nun anfängt klar zu sehen, wie er von Bismarck betrogen wird, und glaube, daß Eure Königliche Hoheit dazu wesentlich beigetragen haben," erwiderte er: „Ich habe allerdings mit dem Kaiser gründlich gesprochen. Er ist völlig entschlossen, den Kanzler zu behalten, auch gegen dessen Willen, er will aber mehr Einsicht in die Geschäfte nehmen, um ihrer Herr zu bleiben."

---

[1]) Das Blatt meldete u. a., daß Dr. Hinzpeter die oben S. 88, Note 1 mitgeteilte Äußerung des Rechtsanwalts Klasing nach dessen Erklärungen als „nicht getan" anerkenne.

[2]) Die „Norddeutsche Allg. Zeitung" druckte in ihrer Nr. 14 einen Artikel der „Nowoje Wremja" ab, der sich mit der Behauptung französischer und russischer Zeitungen beschäftigte, daß unter den ersten Dienern Seiner Majestät entgegengesetzte Strömungen beständen, und von einem Antagonismus: Bismarck-Waldersee gesprochen hatte.

[3]) Am 12. Januar kam die „Norddeutsche Allg. Zeitung" auf das Thema zurück und erklärte: „Die Friedenspolitik des Fürsten Bismarck, von der die „Nowoje Wremja" spricht, ist die Politik des Kaisers, und es ist ausgeschlossen, daß in der Allerhöchsten Umgebung sich ein Antagonismus auf politischem oder militärischem Gebiete geltend machen könnte."

Gleich darauf sprach ich den Kriegsminister. Er erzählte mir, daß er den König von Sachsen sehr besorgt gefunden habe,[1]) der ebenso klar in die Zustände hineinsähe wie der Großherzog von Baden.

Hiernach scheint es wirklich, als ob wir vor einem großen Umschwunge stehen. Ich glaube kaum, daß der Kaiser den Kanzler gegen dessen Willen wird lange halten können. Es kommt darauf an, den Kaiser richtig zu beraten, so daß er nicht den kürzeren zieht; bei allem Rückgang ist der Kanzler doch immer noch ein kluger und höchst verschlagener Mann. Seine Stärke war immer, in schwieriger Lage schnell einen Ausweg zu finden. Es darf unter keinen Umständen vor der Welt so aussehen, als ob der Kaiser den Kanzler habe los werden wollen.

Verdy hatte gestern jemanden gesprochen — er nannte den Namen nicht —, der behauptete, der Kanzler arbeite stark daran, mich als Statthalter nach den Reichslanden zu bringen. Ich glaube es nicht und bin überzeugt, daß der Kaiser nicht darauf eingehen würde, besonders nicht in diesem Augenblicke. Ich selbst würde ganz gern die Stellung annehmen, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß ich wie Manteuffel selbständig und nicht wie Hohenlohe unter dem Reichskanzler stände, außerdem müßte ich Truppenbefehlshaber sein.

13. Januar.

Ich habe den Grafen Philipp Eulenburg mehrfach, auch heute noch, gesehen, nachdem er wiederholt mit dem Kaiser konferiert hatte. Er bestätigte mir, daß der Monarch über den Artikel der „Norddeutschen“ sehr erzürnt gewesen ist und herausgefühlt hat, daß er selbst darin angegriffen sei, und der Kanzler sich auf seine Kosten verherrlichen ließe. Der Kaiser hat Herbert Bismarck genötigt, den entschuldigenden Artikel der „Norddeutschen“[2]) zu schreiben! — Der Kaiser will sich augenscheinlich mehr von Bismarck losmachen; unter diesem Eindrucke schrieb ich folgenden Brief an Eulenburg, der diesen hoffentlich noch hier in Berlin erreicht:

Berlin, 13. 1. 90.

Mein verehrter Graf!

Unsere[3]) Unterhaltung wurde schnell abgebrochen, und kann ich es mir nicht versagen, einige Gedanken, die ich zum Ausdruck bringen wollte, schriftlich mitzuteilen.

Die schwierige Stellung Seiner Majestät dem Kanzler gegenüber ist dadurch entstanden, daß die beiden durch die Organisation gegebenen

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 52.
[2]) Vom 12. Januar. Vgl. o. S. 89, Note 3.
[3]) Abschrift von der Hand des Adjutanten des Verfassers, Majors Zahn.

Vertrauenspersonen, die Chefs des Militär- und Zivilkabinetts, ihre Stellungen nicht richtig ausfüllen. Der erstere — ein kreuzbraver, ehrenwerter Mann —, weil es ihm an Fähigkeiten gebricht, der andere, weil er [...] und zur Zeit völlig Kreatur des Kanzlers ist.

Seine Majestät braucht eine Vertrauensperson und einen Gehilfen, um der Herr zu bleiben; läßt sich ein Wandel durch Wechsel der Kabinettschefs nicht herbeiführen, so muß diese Vertrauensperson gefunden werden, und weisen die Verhältnisse deutlich auf Sie hin. Sie müßten dann aber nicht weiter als Liebenberg von hier entfernt sein, denn es ist ein reger mündlicher Verkehr natürlich notwendig. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, kann es nicht bleiben, d. h. für den Fall, daß Seine Majestät sich etwas unabhängiger vom Kanzler machen will. Mit dem bisherigen Apparate ist nichts zu machen, als höchstens in irgendeiner oder der anderen Frage den eigenen Willen durchzusetzen; im allgemeinen hat der Kanzler durch das ihm ergebene Personal — Sohn, Lucanus, Liebenau, Wedel[1]) — und durch die Presse die größeren Machtmittel in der Hand.

Wenn der Kanzler erst merkt, daß eine andere Zeit anbricht, so wird er versuchen, ganz herauszukommen. Er kommt dann aber in einen schweren inneren Kampf, da er nur unter Umständen gehen möchte, die seinem Sohn die Nachfolge sichern, und liegt hier, glaube ich, die Handhabe für Seine Majestät, ihn hinzuhalten, und auf weiter nichts kommt es beim Alter und der Verfassung des Kanzlers doch nur heraus. Solange es irgend angeht, muß der Kanzler ja auch im Amte gehalten werden; sollte er in der Tat ausbrechen wollen — woran ich nicht leicht glauben kann —, so wählt er den Augenblick so, daß er die öffentliche Meinung für sich hat. Dies muß nicht zugelassen, sondern das Gegenteil erstrebt werden, was ich für gar nicht so schwer halte.

Was General v. Hahnke anlangt, so habe ich unlängst Seine Majestät gefragt, ob er ihm kein Armeekorps geben wolle, wozu Hahnke jetzt heransteht. Seine Majestät lehnte es ab, weil ein häufiger Wechsel nicht angenehm, und Hahnke jetzt ganz eingearbeitet sei. [...] Ich glaube in dem Major v. Bülow[2]) den erkannt zu haben, der Seiner Majestät zuredet, den General — den er völlig übersieht und also gern mit ihm arbeitet[3]) — zu behalten.

Verzeihen Sie diese hastigen Zeilen; ich möchte sie Ihnen noch vor Ihrer Abreise zuführen.

---

[1]) Der oben erwähnte Oberst und Flügeladjutant Graf Wedel.

[2]) Flügeladjutant Adolf v. Bülow, ein Bruder des späteren Reichskanzlers, dem Kaiser schon in dessen Prinzenzeit nahegetreten und, da in jener Zeit zum Militärkabinett kommandiert, von Einfluß in Personalfragen.

[3]) So!

Daß mich kein anderes Interesse leitet als das unseres teuren Herrn, wissen Sie; dessen bin ich gewiß und habe deswegen auch so offen gesprochen.

Ihr treu ergebener

A. W.

Oldenburg, 17. Januar 90.

Hochverehrter Graf!

Herzlichsten Dank für Ihren Brief und das Vertrauen, das Sie mir durch seinen Inhalt betätigen! Wenn ich durch Ihren Wunsch, mich näher von Berlin halten zu wollen, sehr erfreut sein muß — auch die Gründe, die Sie dafür anführen, wohl für berechtigt halte —, so glaube ich doch bei meiner bisherigen Ansicht festhalten zu sollen, daß ich unserem geliebten Herrn *wirksamer* dienen kann, wenn ich den täglichen und kleineren Fragen fernbleibe.

Ihren Ausführungen bezüglich der Kabinettchefs stimme ich insofern bei, als ich in diesen Persönlichkeiten gegenüber dem alternden und immer schwieriger werdenden Kanzler den natürlichen Halt Seiner Majestät sehen möchte, und beklagen muß, wenn es nicht der Fall ist. Eine Änderung herbeizuführen, halte ich jedoch für *sehr* schwierig, da die liebenswürdige Persönlichkeit beider Herren Seiner Majestät angenehm ist. Der Kaiser sprach mir übrigens bei unserem Spaziergang im allgemeinen von der Absicht seiner Umgebung, General v. Hahnke zu ersetzen, und daß er an diesem ehrlichen und ergebenen Manne festhalten wolle. Mit Bülow wird man *immer* zu rechnen haben. Dieselbe Anhänglichkeit — jene schöne Eigenschaft des Kaisers, die unsere Hoffnung ist, ihm nahe zu bleiben — ist auch das Band, das uns an Bülow kettet. — Ich hoffe jetzt in der so schwierigen Situation, daß der Kaiser einen engeren Anschluß an den König von Sachsen und Großherzog von Baden nimmt und in ihnen, unterstützt durch Boetticher, eine Art Äquivalent für den Ausfall seiner Kabinettschefs findet. Das würde in der Tat die einzige Kombination sein, mit der eine Bekämpfung der den Interessen und Absichten des Kaisers zuwiderlaufenden inneren Politik des Kanzlers denkbar ist. Allerdings glaube ich, daß selbst mit so mächtigen Bundesgenossen ein „Krach" schwer zu vermeiden sein wird! — Für jede gütige Mitteilung werde ich Ihnen, hochverehrte Exzellenz, sehr dankbar sein! [...]

Eurer Exzellenz sehr getreuer

P. Eulenburg.

*

14. Januar.

Der Kanzler verlangt, daß dem Kaiser nur solche Preßerzeugnisse vorgelegt werden, die ihm selber passen.[1]) [...] Die Ausschnitte werden an zwei Stellen gemacht: im Auswärtigen Amte durch Geheimrat Lindau, einen [...] und Mann der neuen Schule, im Staatsministerium durch Geheimrat Rößler, einem alten Beamten und braven Mann, der sich fügt, wenn auch mit inneren Kämpfen. Unlängst war es diesem passiert, daß der Kaiser einen Artikel bekam, der dem Kanzler nicht paßte. Sofort gab es einen Verweis, sodann wurde ihm ein jugendlicher als Hilfsarbeiter angestellter Landrat zur Aufsicht vorgesetzt.[2])

15. Januar.

Vor wenigen Tagen war der Kommandierende General des IX. Armee-Korps, v. Leszczynski, hier. Er hat unlängst den Kanzler besucht und auch den Eindruck gewonnen, daß bei diesem erheblicher Haß gegen mich besteht. Unter anderem sagte Bismarck: „Es ist doch etwas Neues bei uns, daß der Chef des Generalstabes sich mit Jünglingsvereinen einläßt." Dies muß sich auf die Eröffnung des Hauses des Christlichen Vereins junger Männer beziehen. Man sieht, wie ich beobachtet werde, und wie man Material gegen mich sammeln möchte. Der damals an Stelle von Rottenburg in Friedrichsruh beschäftigte Geheimrat Brauer, ein alter Bekannter Leszczynskis, hat diesem erzählt, er sei überzeugt, Bismarck arbeite mit aller Kraft daran, mich als Statthalter nach den Reichslanden zu bringen, um mich hier loszuwerden.

Der Artikel der „Norddeutschen", „Bismarck-Waldersee", macht, nachdem die Zeitung sich zu einem Widerruf hat bequemen müssen, großes Aufsehen. Eine Zeitung sagt sehr richtig: „Die ‚Norddeutsche' hat sich wieder einmal selbst aufhängen müssen."

Der Kaiser beginnt über die wahre Stimmung in Rußland doch nun klarer zu sehen. Er sagte mit Bezug darauf, daß der Zar auf das Neu-

[1]) [Nachtrag.] Als Zeugen rufe ich auf: die beiden Kabinettchefs, den Herrn v. Wittich, sämtliche Flügeladjutanten und die Hofmarschälle. Sie kennen ganz genau diese [...] Prozeduren, denn der Kaiser gibt ihnen oft die Zeitungsausschnitte zu lesen. Da sie voraussichtlich verbrannt werden [dies trifft im allgemeinen nicht zu!], fehlen später die Belege für meine Behauptungen; es bleiben nur die Aussagen der genannten Personen.

[2]) In einem Briefe Holsteins an den Verf. vom 5. August [!] 1889 heißt es: „Rottenburg hat bei Herrfurth [Minister des Innern] durchgesetzt, daß dem alten Geheimrat Professor Rößler, der die Zeitungsausschnitte für S. M. besorgt, eine Zensurbehörde in der Person eines Landrats Meyer vorgesetzt worden [ist]. [...] hauptsächlich war er [Rottenburg] deshalb wütend, weil jener [Rößler] dem Kaiser Artikel vorgelegt hatte, von denen wir annehmen, daß Rott[enburg] selber sie geschrieben hat."

jahrstelegramm nicht geantwortet hatte: „Ich tue mein Möglichstes, um unser Verhältnis zu bessern oder wenigstens eine Verschlechterung zu verhindern. Ich will mir dereinst nicht den Vorwurf machen lassen, als hätte ich etwas versäumt. Ich stecke Unhöflichkeiten ein und erwidere sie durch Höflichkeit. So trage ich auch die Namenschiffre des Kaisers Alexander, mögen die Menschen darüber lachen oder nicht, und mag dieser meine Chiffre tragen oder nicht."

18. Januar.

Vortrag beim Kaiser. Ich hatte u. a. einige Berichte aus Rußland vorzulegen, damit kam die Konversation bald auf unser Verhältnis zu diesem Lande. Der Kaiser sagte: „Jetzt bin ich mir völlig klar, daß der einzige, der vielleicht noch ein wenig Sympathie für uns hat, der Zar selbst ist, und dann wohl auch sein Onkel Nikolaus." Ich glaube, er täuscht sich insofern, als beide Herren wohl für ihn, aber keineswegs für uns eine gewisse Sympathie haben. Besonders verstimmt war er über den Grafen Woronzow, der, hier mit Auszeichnungen überhäuft, nur Spott für uns hat, was ich dem Kaiser übrigens vor Wochen schon mitgeteilt hatte.

Dann klagte der Monarch, daß er seit vielen Wochen über die Stimmung in Rußland kaum noch etwas erführe und deswegen den Grafen Bismarck zur Rechenschaft ziehen würde. Ich legte ihm hierauf eine große Zahl von Auszügen aus russischen Zeitungen vor[1]) und sagte dabei, daß ich sehr wohl in der Lage sei, dies öfter zu tun, aber sicherlich dafür vom Kanzler angefeindet werden würde. Er erwiderte: „Das lassen Sie meine Sorge sein; ich wünsche von Ihnen von nun an wöchentlich russische Zeitungsausschnitte vorgelegt zu erhalten." Aus dem Ton der ganzen Unterhaltung ging hervor, daß die Verstimmung gegen den Kanzler groß ist.

Nachmittags hatte ich einen langen Besuch vom Großherzog von Baden. Auch er hat den Eindruck, daß der Kaiser jetzt klarer sieht und sich von der Allmacht des Kanzlers losmachen möchte. Wir waren darin einig, daß Lucanus fort müsse, weil er nicht Vertrauensmann des Kaisers sondern des Kanzlers sei. Der Großherzog bestätigte mir, daß man im Reiche anfängt, unsere Zustände mit Besorgnis anzusehen, und daß bei längerer Dauer derselben nachteilige Folgen für den Bestand des Reiches gar nicht ausbleiben könnten. Es herrscht eben bei uns eine Art chaotischer Zustand,

[1]) Am 2. Dezember hatte Graf Philipp Eulenburg dem Verfasser geschrieben: „Unter den obwaltenden Umständen liegt es fast allein in Ihrer Hand, S. M. durch Vorlage militärischer Berichte (ich betone dieses ‚militärisch', weil ich ein Herübergreifen Ihrerseits auf die Politik in dieser Richtung für bedenklich halte) über den wahren Sachverhalt aufzuklären."

der nicht geändert wird, weil niemand vorhanden sein soll, der den Reichskanzler ersetzen könnte! Der Kanzler will alles beherrschen und hat dazu nicht mehr die Kraft. Er ist Minister des Auswärtigen und greift in jedes der Reichsämter hinein ohne Rücksicht auf die Ansichten der Chefs;[1]) er ist preußischer Ministerpräsident und Handelsminister und betrachtet die einzelnen Minister als seine Untergebenen. Dazu sitzt er in Friedrichsruh, ist also schwer zu erreichen. Weder ein Minister noch einer der Chefs der Reichsämter wagt ihm zu widersprechen. Sie klagen sämtlich über Mangel an Instruktionen, Unsicherheit in den Entscheidungen, auch namentlich über das Lügen des Kanzlers und kommen in Zeiten wie jetzt, wo Reichstag und Landtag versammelt sind, oft in größte Verlegenheit. Daß diese Zustände weiterhin bekannt werden, ist gar nicht zu vermeiden; schon im Bundesrat werden sie oft genug gefühlt. Ich glaube, es drängt zu einer Entscheidung.

21. Januar.

Der Kaiser schickte Hahnke, um mir mitzuteilen, die „Kreuzzeitung" besitze ein Monopol beim Offizierverein, und dessen Leitung habe es anderen Zeitungen abgeschlagen, mit ihnen Verbindungen einzugehen. Er wünsche, daß dies Monopol beseitigt, und ich in die Angelegenheit nicht verwickelt[2]) werde, damit der Kanzler nicht wieder Gelegenheit zu Angriffen gegen meine Person erhalte. Ich konnte Hahnke erwidern, daß der Kaiser belogen sei, im vorliegenden Falle unbedingt vom Grafen Bismarck, und daß ich jedenfalls mit der Sache nichts zu tun hätte. Was daraus werden kann, ist mir heute noch nicht klar; ein Bismarckischer Angriff ist aber sicher.

22. Januar.

Heute holte mich der Kaiser zum Spazierengehen ab, und wir waren wohl dreiviertel Stunden im Tiergarten allein. Unter anderem sprachen wir über die Aussichten des Sozialistengesetzes. Als ich erwähnte, daß es demnächst vor den Reichstag käme, erklärte der Kaiser, das wünschte er nicht und würde es für einen großen Fehler halten. Wir endigten beim Grafen Bismarck, wo gleich das Thema wieder aufgenommen wurde. Bismarck sagte: „Mein Vater kommt morgen, und das Sozialistengesetz wird ihn dann beschäftigen." Der Kaiser erwiderte: „Ich weiß davon gar nichts, würde es auch für sehr beklagenswert halten und hatte gemeint, man über-

[1]) Vgl. jedoch die Äußerung des Reichskanzlers im Reichstag am 24. Februar 1881 bei Horst Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, Bd. VIII, S. 325.
[2]) Infolge der Beziehungen des Verfassers zum Deutschen Offizierverein.

ließe es dem zu wählenden Reichstag. Jetzt kann nur noch Unglück angerichtet werden; wir schädigen uns die Wahlen."[1]) Bismarck deutete an, der Fürst würde eine Kabinettsfrage aus der Sache machen, und sagte unter anderem: „Mein Vater hat in solchen Dingen doch große Erfahrung, und ich glaube, es wird gut sein, ihm zu folgen." Natürlich war der Kaiser nicht zu bekehren, und die Mehrheit des Reichstags steht wohl auch auf seiner Seite.

Nachdem der Monarch gegangen war, bat mich Graf Bismarck, noch einen Augenblick zu bleiben, was ich sehr ungern tat. Wir besprachen eine Militärattachéangelegenheit, auch das eventuelle Zurückziehen Villaumes, für den ich den Erbprinzen von Fürstenberg vorgeschlagen habe. Dabei kamen wir auf die für den Sommer geplante Reise des Kaisers nach Rußland. Bismarck sagte mir, der Kaiser wolle schon zum 8. Juli dorthin und später nach Norwegen und England; nach seiner Meinung passe die Zeit in Rußland schlecht. Ich konnte dies bestätigen, da die Manöver, zu denen man Besuch liebt, erst Mitte August stattfinden, und versprach auch dahin zu wirken, daß der Kaiser seine Reise in umgekehrter Folge macht. Auf meinen Einwand, daß ich es für besser halte, der Kaiser ginge überhaupt in diesem Jahre nicht nach Rußland — noch beim Spazierengehen hatte er geklagt, daß die Zarin in besonders feindseliger Stimmung sei und darin von ihren Schwestern[2]) fortwährend bestärkt würde, und daß sämtliche jungen Großfürsten fanatische Deutschenfeinde seien —, sagte Graf Bismarck, sein Vater halte die Reise doch für zweckmäßig, da man sich immerhin eine Wirkung auf Kaiser Alexander versprechen könne, wenn diese auch nicht lange vorhalte.

25. Januar.

Gestern ist der Reichskanzler nach Berlin gekommen. Er hatte sogleich Ministerrat, in welchem er gegen seine Herren Kollegen sehr unfreundlich gewesen sein soll. Um 6 Uhr war dann Kronrat beim Kaiser, in dem der Schluß des Reichstages beschlossen wurde. Heute ist dieser durch den Kaiser persönlich erfolgt. Der Kanzler wollte einen stillen Schluß, doch hat der Kaiser darauf bestanden, selbst zu schließen und in der Thronrede[3]) sein persönliches warmes Interesse für die Arbeiterfrage zum Ausdruck zu bringen. Der Gegensatz zwischen beiden wächst. Er besteht zunächst in bezug auf die jetzige Lage darin, daß der Kaiser noch weiter versuchen

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 53.

[2]) Alexandra und Thyra, die Gemahlinnen des Prinzen von Wales und des Herzogs Ernst August von Cumberland.

[3]) Am 25. Januar. Vgl. Schultheß, Europ. Geschichtskalender 1890, S. 15 ff.

will, die Arbeiter durch Nachgeben und Interessiertheit für ihre Wünsche zu beruhigen, während der Kanzler meint, man müsse ihnen die Zähne zeigen. Wichtiger sind andere Differenzen. Der Kaiser ist verletzt darüber, daß Bismarck in seiner Presse immer von „der Politik des Kanzlers" sprechen läßt; er wünscht, selbst als der betrachtet zu werden, der die Politik im großen dirigiert. Sodann ist dem Kaiser klar geworden, daß der Kanzler doch mit der Börse erhebliche Beziehungen unterhält, namentlich mit Bleichröder [...].[1]) In der Arbeiterfrage ist der Kaiser empört, daß der Kanzler mit ruhigem Blut die Armee mißbrauchen will, um auf die Arbeiter zu schießen, und meint, der Kanzler wolle ihm auch hier den Ruhm, diese große Frage selbst geregelt zu haben, aus der Hand nehmen. Eigentlich ist es unglaublich, daß er noch mit einem Manne zusammen wirken will, dem er zutraut, nur aus Eifersucht um seines Ruhmes willen Blutbäder herbeizuführen! Leider ist es aber der Fall. Ich glaube nicht, daß es lange so weitergehen wird, bin aber dafür und suche — soweit meine schwachen Kräfte reichen — in dem Sinne zu wirken, daß der Kaiser den Kanzler jetzt nicht fortläßt oder fortschickt, sondern erst die Wahlen abwartet.

Im Ministerrat hat der Kanzler übrigens von seinem Fortgehen gesprochen und erklärt, er sei noch ungewiß, ob er aus allen Ämtern scheiden oder nur das Präsidium des preußischen Staatsministeriums niederlegen solle. Ich halte dies zunächst nur für Redensarten, die vorliegenden Fragen liegen für einen Rücktritt nicht günstig. Boetticher hat ebenfalls vom Rücktritt gesprochen; er wird aber auch nicht ernsthaft daran denken, glücklicherweise! Zum Reichstagsschluß erschien der Kanzler nicht, was seine Verbitterung zeigt. Die Thronrede war frisch und warm und wird einen guten Eindruck machen.

27. Januar.

Die Kanzlerkrisis ist wieder beseitigt, und dies ist auch ganz gut; schon transpirierte einiges von ernsten Zerwürfnissen, und man sah bedenkliche Gesichter. Der Kanzler hat sich ganz geschickt herausgezogen. Nachdem der Kaiser im Kronrat sein Programm über die Arbeiterfrage entwickelt hatte, erklärte Bismarck, die Frage sei so ernst, daß sie reiflicher Überlegung bedürfe. Nachher war er sehr verstimmt, und die Minister gingen gestern zu ihm in der Erwartung, daß er von seinem Rücktritt sprechen würde. Sie fanden ihn aber höchst vergnügt[2]) und wurden mit Champagner und Zigarren bewirtet. Er entwickelte, daß der Kaiser nicht

[1]) Vgl. jedoch Schüßler, a. a. O., S. 126 f., 311 f.
[2]) Vgl. Lucius, a. a. O., S. 512.

gehindert werden könnte, sich private Ratgeber à la Hinzpeter, Douglas, Heyden[1]) oder Berlepsch zu halten — letzterer ist der neue Oberpräsident der Rheinprovinz, den der Kaiser unlängst und nur einmal gesprochen hat,[2]) wobei allerdings von Streiks die Rede gewesen ist —; vielleicht ließe sich aber einer von ihnen besser ausnutzen, wenn man ihn zum Minister mache. Er, der Kanzler, habe ja noch das Ministerium für Handel und Gewerbe außer seinen vielen Geschäften zu verwalten und wolle es gern aufgeben. Unter den jetzigen Umständen sei es wohl geraten, wenn er es an jemanden übergebe, der das volle Vertrauen des Kaisers habe. Der Coup ist wirklich geschickt. Er braucht nicht seine Entlassung zu nehmen, was er ja unter allen Umständen vermeiden will, er kommt dem Kaiser anscheinend entgegen und nutzt jemanden, zu dem der Kaiser Vertrauen hat, schnell ab, was zu erreichen ihm ja nicht so schwer wird. Es fragt sich, ob der Kaiser die [...] durchschaut. Da er den Kanzler behalten will, so ist mir das Arrangement ganz recht. Aus der Differenz ist der Monarch bisher fraglos als Sieger hervorgegangen.

30. Januar.

Herr v. Berlepsch ist hier, seine Ernennung zum Handelsminister wird wohl noch heute erfolgen.[3]) Innerhalb des Ministeriums herrscht die größte Verwirrung; alle sind nur einig in Abneigung gegen Bismarck Vater und Sohn. Gestern hatten Maybach und Goßler den Abschied nehmen wollen, und hatte Boetticher eine heftige Szene mit dem Kanzler, dem er rund heraus sagte, er habe nun genug und wolle gehen. Es ist aber alles wieder zugeleimt.

Der Kaiser hatte eine lange Unterhaltung mit General v. Versen[4]) und sprach sich sehr bitter über den Kanzler aus, sagte auch: „Aus Rußland bekomme ich gar nichts oder nur verstümmelte Berichte und lasse mir nun russische Zeitungen durch den Generalstab vorlegen."

Bei der Ministersitzung am Sonntag hat der Kanzler gesagt, er wolle zum König von Sachsen — der zum Montag erwartet wurde — und ihm gehörig den Kopf waschen über seine Ideen, die Arbeiterfrage betreffend.[5])

[1]) Die vom Kaiser im Kronrat vom 24. Januar als seine Autoritäten in der Sozialpolitik bezeichneten Persönlichkeiten: sein Erzieher Hinzpeter, Graf Douglas, der freikonservative preußische Abgeordnete, der Maler und frühere Bergwerksbeamte Professor v. Heyden.

[2]) Vgl. jedoch Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 61.

[3]) Am 31. Januar.

[4]) Der dem Kaiser damals nahestehende Kommandeur der Garde-Kavallerie-Division, Generaladjutant v. Versen.

[5]) Über die Haltung der sächsischen Regierung in der Frage der Arbeiterschutzgesetzgebung vgl. die von H. Richter in der „Deutschen Rundschau", Februar 1922, veröffentlichten Berichte des sächsischen Gesandten Grafen Hohenthal aus der Krisenzeit.

Er ist nun auch über eine Stunde bei demselben gewesen, hat aber nicht mit einem Worte die Arbeiterfrage erwähnt. Er weiß in der Tat nicht mehr recht, was er will; er schwankt und [...], macht alle, die mit ihm arbeiten müssen, mißmutig und muß — wie auch schon zu merken ist — das Vertrauen auf unsere Zustände stark ins Wanken bringen. Das Bezeichnende ist, daß er unter keinen Umständen seinen Abschied nimmt.[1]) [...]

2. Februar.

Gestern hatte ich Vortrag beim Kaiser, überwiegend über sehr interessante Schriftstücke, die aus Rußland stammten.

3. Februar.

Im Ministerium dauern die Wirren fort; namentlich Boetticher hat einen schweren Stand mit dem Kanzler. Nachdem nun ein Handelsminister ernannt ist, hat man eine höchstens zwei Jahre alte Verfügung des Kanzlers, die Wohnungseinrichtung im Handelsministerialgebäude betreffend, aufgefunden, in der er schreibt: „Ein preußischer Handelsminister ist ein Unsinn, es kann niemals wieder einen solchen geben." (!) In der Presse ist man über die Vorgeschichte des neuen Handelsministerpostens sehr im unklaren und stellt die verschiedensten Betrachtungen an. Heute bringt die „Norddeutsche" offiziellen Aufschluß; sie sagt, der Kanzler habe sofort nach seiner Rückkehr[2]) von Friedrichsruh, bei seinem ersten Vortrage, den Kaiser gebeten, ihn vom Handelsministerium zu entbinden. Sie muß also wieder einmal [...].

Ich kann nicht leugnen, daß mich die Pläne des Kaisers in der Arbeiterfrage bedenklich zu machen beginnen; er ist da nach meiner Ansicht nicht gut beraten. Herr Hinzpeter nimmt eine schwere Verantwortung auf sich. Meine Ansicht ist, daß angesichts der weit fortgeschrittenen Unterwühlung unseres Arbeiterstandes jedes neue Entgegenkommen und Nachgeben zum Verderben führt. Wir sind auf der schiefen Ebene, seit im vorigen Jahre die kontraktbrüchigen Arbeiter in Westfalen nicht allein nicht bestraft, sondern wieder angenommen worden sind. Ich verkenne nicht, daß die Arbeiterfrage in der ganzen Welt von größter Bedeutung ist, hatte aber gehofft, daß gerade bei uns am festesten gegenzuhalten sei. Bisher haben wir die Erfahrung gemacht, daß alle gutgemeinten Gesetze,

[1]) Vgl. W. Schüßler, a. a. O., S. 93.
[2]) Der Entschluß des Kanzlers, das Handelsministerium abzugeben, scheint in der Tat erst nach dem 25. Januar gefaßt worden zu sein; bei der ersten Audienz, unmittelbar vor dem Kronrat am 24. Januar, ist davon augenscheinlich nicht die Rede gewesen. Vgl. Schüßler, a. a. O., S. 98 und 75 f.

alle Erleichterungen und Lohnerhöhungen die Begehrlichkeit nur gesteigert haben.

5. Februar.

Gestern dinierte der Kaiser beim Kanzler, um mit Abgeordneten über die Arbeiterfrage sprechen zu können. Er hat in Gegenwart anderer ein mehrstündiges Gespräch mit dem Freiherrn v. Stumm[1]) gehabt; beide sagten sich deutlich ihre Ansichten. Stumm kam heute sogleich zu mir, um davon zu erzählen und mich um Hilfe zu bitten. Er war aber imponiert von den Kenntnissen des Kaisers und von der Art, wie er seine Ansichten entwickelte.

8. Februar.

Vorgestern war Kriegsspiel mit dem Kaiser, der in heiterer Unterhaltung noch länger mit uns zusammenblieb. Gestern nachmittag besuchte er mich. Ich brachte das Gespräch auf seine beiden Erlasse,[2]) die in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen gemacht haben und auch machen mußten. Er sagte: „Ich will mein Möglichstes versuchen und möchte mir nicht später Versäumnisse vorwerfen lassen. Wir werden ja sehen; geht es nicht, so habe ich doch meine Schuldigkeit getan." Der Staatsrat soll erst zusammentreten, wenn Berlepsch etwas eingearbeitet ist. Heute hatte ich langen Vortrag beim Kaiser.

Daß die Stellung des Kanzlers stark ins Wanken gekommen ist, meinen alle, die den Verhältnissen nahe stehen. Ich bleibe aber bei der Überzeugung, daß der Kaiser den festen Willen hat, ihn nicht fortzulassen, und daß schließlich der Kanzler viel zu sehr an seiner Stellung hängt.

Vorgestern hatte ich eine lange Unterhaltung mit Miquel, welcher äußerte, der Kanzler würde den Sommer kaum überdauern. Miquel denkt hinsichtlich der Nachfolge ähnlich wie Stosch; er behauptet, ich müsse der Nachfolger sein und hat dies leider auch anderen Leuten gesagt.

9. Februar.

Die gestrige Börse hat durch eine Panik in industriellen Werten dem Kaiser die Antwort auf seine Proklamation gegeben!

Vor einigen Tagen wurde mir ein angeblich ganz sicheres Reichstagsmandat in Bochum angeboten. Ich lehnte sogleich ab; ich habe nicht die Zeit dazu, außerdem dürfte es besser sein, daß ich mich möglichst zurückhalte.

Major Liebert geht im Auftrage des Auswärtigen Amtes nach Sansibar; er wurde vorgestern vom Kaiser und sodann von Bismarck

---

[1]) Freiherr Carl Ferdinand v. Stumm, Geh. Kommerzienrat, Mitglied der Reichspartei.

[2]) An den Reichskanzler und an die Minister der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe, beide vom 4. Februar, betreffend die soziale Frage.

empfangen. Beider Instruktionen widersprachen sich völlig. Wo man hinsieht, verschiedene Auffassungen zwischen Monarch und Kanzler! Ohne Krach kann es gar nicht abgehen. Nach meiner Meinung muß er vermieden werden, bis der Reichstag zusammen ist, und der Kanzler sich mit ihm festgefahren hat.

10. Februar.

Die kaiserliche Botschaft macht immer größeres Aufsehen und findet erheblichen Widerstand bei allen Großindustriellen und überhaupt wohl beim Großkapital. Wie will der Kaiser in der Sache vorwärts kommen, wenn er den Kanzler nicht für sich hat? Es entspringt daraus doch die Unmöglichkeit, daß der Fürst länger Kanzler bleibt; er scheint aber anders zu denken, und auch der Kaiser dies noch nicht zu fühlen, ebensowenig das große Publikum. Ich bin nicht einen Moment im Zweifel, daß der Kanzler fallen muß, und der Augenblick ist für den Kaiser wahrlich kein schlechter.[1])

Vorgestern[2]) hat nun der Fürst den Ministern gesagt, er wolle den Kaiser bitten, ihn vom Präsidium des Staatsministeriums zu entbinden, so daß er sich auf den Kanzlerposten beschränken könne. Zunächst weiß ich nicht, ob er es ernst meint, sodann halte ich diese Trennung für ein Unding und nicht auf sechs Wochen durchführbar. Vielleicht denkt er die Arbeiterfrage mehr als preußische behandeln zu lassen und dabei zusehen zu können. Das ist aber nicht möglich, es handelt sich um eine deutsche und nach Auffassung der kaiserlichen Botschaft eine internationale Angelegenheit.[3])

14. Februar.

Bismarck hat in der Tat dem Kaiser gesagt,[4]) er wolle das preußische Ministerpräsidium niederlegen; es ist dabei zu heftigen Auseinandersetzungen, aber zu keinem Resultat gekommen.

Der Kaiser ist in sehr erregter Stimmung und beklagt sich bitter über den Kanzler, dessen Lügen er nun auch selbst erfahren hat; ebenso ist er sehr verstimmt über Lerchenfeld,[5]) der — sicherlich auf Anstiften Bis-

---

[1]) Vgl. jedoch die Eintragung vom Tage zuvor.

[2]) Am 9. Februar (vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 75). Es braucht kein Irrtum des Verfassers vorzuliegen, da obige Eintragung trotz des Kopfdatums am 11. erfolgt sein kann.

[3]) Über die Gründe für den oben besprochenen Schritt des Kanzlers vgl. Schüßler, a. a. O., S. 112 f.

[4]) In der Audienz am 8. Februar.

[5]) Graf Hugo Lerchenfeld, bayerischer Gesandter in Berlin.

marcks[1]) — nach München von einer Kanzlerkrisis geschrieben hat, worauf von dort auf die Notwendigkeit, den Fürsten zu halten, hingewiesen wurde. Ich habe keine Ahnung, ob der Kaiser sich über die Wahl eines Nachfolgers schon klar ist, und auch nicht die geringste Andeutung darüber, wen er wohl im Auge haben könnte.[2]) Jedenfalls weiß ich aber genau, daß ich ein Tor sein würde, wenn ich mich mit Kanzlerideen tragen wollte. Ich bleibe bei meinem alten Vorsatz: es muß erst mindestens ein Nachfolger Bismarcks abgewirtschaftet haben; dann läßt sich vielleicht darüber reden.

15. Februar.

Ich habe Hinzpeter gegenüber meine Ansicht, daß der Kanzler kaum noch zu halten sein wird,[3]) unumwunden ausgesprochen. Jeder, der es mit dem Kaiser ehrlich meint, muß mitwirken, daß wenn der Krach kommt, der Monarch durch den Kanzler keine Niederlage erleidet; eine Möglichkeit, mit der man rechnen muß, wenn dieser lange im Amt bleibt, denn daß der Kaiser viel von seinen Ideen zur Ausführung bringen wird, bezweifle ich. Ist Bismarck einmal heraus, so verlassen ihn in seinem hohen Alter die Kräfte und seine jetzigen Freunde. Diese haben also auch kein Interesse, ihn zurückkommen zu sehen, wozu der Monarch übrigens auch nie die Hand bieten würde.

16. Februar.

Gestern früh fuhr ich mit dem Kaiser nach Potsdam und hatte unterwegs Vortrag; nachher machte ich Miquel einen langen Besuch. Dieser ist der Meinung, daß von den Absichten des Kaisers einiges zu erreichen sein wird, und teilt meine Ansicht, daß ein Sieg des Kanzlers unbedingt verhindert werden muß; im Gegensatz zu mir wünscht er jedoch eine langsame Auflösung seiner Macht. Der Kaiser hat den Wunsch, Miquel zum

---

[1]) Der Kanzler hatte den Grafen Lerchenfeld am 10. Februar zu sich kommen lassen, ihm von seinem Entschluß, das preußische Ministerpräsidium abzugeben, Mitteilung gemacht und auch von der Möglichkeit seines gänzlichen Rücktritts gesprochen. Graf Lerchenfeld betonte seine Bedenken gegen die Trennung des Reichskanzler- und preußischen Ministerpräsidentenposten vom föderalistischen Standpunkte aus, eine Tatsache, auf die Bismarck am 12. Februar den Kaiser hinwies, um damit sein Verbleiben im preußischen Dienst zu begründen. Auf diese „Sinnesänderung" (vgl. Schüßler, a. a. O., S. 119 ff.), die dem Kaiser wohl in wesentlich ungünstigerer Beleuchtung erscheinen mochte, bezieht sich das im Text gebrauchte scharfe Wort („Lügen") über das Verhalten des Fürsten. Über Graf Lerchenfeld und Fürst Bismarck vgl. die von Karl Alexander v. Müller im Dezemberheft der „Süddeutschen Monatshefte" veröffentlichten Berichte des bayerischen Gesandten aus damaliger Zeit, für die Unterredung vom 10. Februar besonders S. 149 ff.

[2]) Am 1. Februar hatte der Kaiser Caprivi empfangen und ihm mitgeteilt, daß er für den Fall eines Bruches zu Bismarcks Nachfolger ausersehen sei. (Nach Caprivis eigenem Zeugnis, Deutsche Revue, Maiheft 1922, S. 142).

[3]) „Kanzler — wird" steht über durchgestrichenem „Kanzler beseitigt werden muß".

Oberpräsidenten der Rheinprovinz zu ernennen. Miquel schwankt, wird aber doch schließlich annehmen;[1]) er fühlt mit Recht, daß dabei die nationalliberale Partei Schaden erleiden und ohne geeigneten Führer zum Teil nach links gehen könnte. An Bennigsen haben wir ein Beispiel: er befindet sich als alter Parteiführer und als Beamter in einer höchst unbehaglichen Lage.

18. Februar.

Die Kanzlerkrisis ist in vollem Gange, doch ahnen nur wenige den Sachverhalt. Man hat wohl erfahren, daß der Kanzler das Ministerpräsidium niederlegen wolle, nimmt dies aber für nicht allzu tragisch. In der Tat steht es so, daß er gänzlich zurücktreten wird. Nach meinen Eindrücken ist der Kaiser so weit, sich völlig hineingedacht zu haben, dann aber gibt es nach meinen Erfahrungen für ihn kein Zurück mehr. Vom Nachfolger wird eigentlich gar nicht gesprochen, und ich habe vom Kaiser darüber auch nicht die geringste Andeutung; indes glaube ich, daß seine Wahl auf Caprivi gefallen ist. Dieser wurde vor etwa zehn Tagen[2]) nach Berlin gerufen, war eine Stunde beim Kaiser und ist dann, ohne Aufsehen zu erregen, nach Hannover zurückgereist. Ich glaube, der Kaiser könnte keine bessere Wahl treffen. Caprivi ist ein grundehrenwerter, charakterfester Mann, der die größte Achtung genießt und sich auch als Marineminister große Anerkennung im Reichstag erworben hat. Fraglich ist mir nur, ob er mit dem Kaiser zusammen wird gut wirtschaften können. Er hat viel eigenen Willen und gehört zu den Leuten, die keinen Widerspruch ertragen können; er verließ sofort das Marineministerium, als der Kaiser, dessen Marineneigungen er ganz genau kannte, auf den Thron kam, und zeigte sich also viel klüger als Bronsart, der Kriegsminister blieb und viel Ärger davon hatte.[3])

Der Kaiser möchte, wenn der Kanzler geht, den Sohn gern als auswärtigen Minister halten. Man muß ihm da auch zureden: die Sache macht sich vor der Welt besser, wenn Graf Herbert erst nach einiger Zeit dem Vater folgt. Daß dies geschehen wird, darüber kann kein Zweifel bestehen, denn jeder Kanzler muß die Leitung der auswärtigen Politik in der Hand behalten.

Der Kanzler hat mich besuchen wollen! Ich traute meinen Ohren nicht, als ich es hörte. Er macht schon seit Jahren eigentlich gar keine Besuche

---

[1]) Vgl. jedoch unter dem 19. Februar.

[2]) Schon am 1. Februar! (Vgl. o. S. 102, Note 2).

[3]) [Nachtrag.] Wie habe ich mich in Caprivi getäuscht! Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß ich ihn nicht genau gekannt und mehr nachgesprochen habe, was andere sagten.

und ist nun bei mir und dem Feldmarschall vorgefahren, um sich melden zu lassen. Er fängt in der Tat an schwach zu werden.

19. Februar.

Ich suchte den Feldmarschall auf, um zu erfahren, was der Kanzler gewollt habe. Er hat sich über den Kaiser bitter beklagt, auf alle Minister geschimpft, sie sämtlich für unfähig erklärt und ist, wie der Feldmarschall sich ausdrückt, sehr bekümmert gewesen.[1]) Leider hat der gute Feldmarschall, der die Zustände bei uns nicht recht durchschaut, ihm zugeredet, doch ja zu bleiben.

Ich machte einen Besuch bei der Fürstin Bismarck, die außerordentlich zärtlich war. Sie kann sich aber am besten verstellen. Der Fürst hatte gerade Vortrag, und ich bat Rottenburg, ihm zu sagen, daß ich einen Gegenbesuch hätte machen wollen.

Miquel hat, wie ich ihm geraten, mit dem Kaiser direkt gesprochen und dann — nach meiner Ansicht mit Recht — das Oberpräsidium abgelehnt.

20. Februar.

Gestern und heute ließ mich der Kaiser, der mit der Kaiserin spazieren ging, herunterrufen. Wir hatten kurze Konversationen. Er ist sehr munter und nimmt sich die schwebenden Fragen noch nicht zu Herzen. In der Arbeiterfrage, glaubt er, werde der Staatsrat gute Vorschläge machen, und sich manches erreichen lassen. Gewiß — leider wird dies aber die Arbeiter noch nicht annähernd befriedigen. Der Monarch geht großen Enttäuschungen entgegen. Er hat einen Strom entfesselt, der schwer einzudämmen sein wird.

Der Kaiser[2]) hat mit dem Kanzler entschieden abgeschlossen. Er hat es diesem sehr übel genommen, daß er so auf seine Ministerkollegen schimpft. Der Kanzler sagte gelegentlich einer längeren Aussprache,[3]) bei der er sogar Tränen zu Hilfe nahm, um Effekt zu erzielen: „Es scheint mir, als ob ich Eurer Majestät unbequem sei." Der Kaiser will darauf kein Wort erwidert, auch keine Miene verzogen haben, während der Kanzler ein zustimmendes Kopfnicken wahrgenommen zu haben vermeint. Darauf hat der Fürst zu erfahren versucht, wen der Kaiser wohl als Nachfolger im

[1]) Am 19. Februar schüttete der Kanzler auch seiner alten Gegnerin, der Kaiserin Friedrich, sein Herz aus.

[2]) Zum Folgenden schrieb der Verfasser mit Bleistift an den Rand: „Ist mir alles vom Kaiser erzählt worden."

[3]) In der Audienz am 8. Februar (vgl. Schüßler, a. a. O., S. 113 ff.), über deren Verlauf Verfasser schon unter dem 14. Februar ähnliche Aufzeichnungen gemacht hatte.

Auge habe. Der Monarch hat auch nicht ein Wort erwidert. Nunmehr hat Bismarck, getreu seinem oft angewandten System, den Nachfolger zu diskreditieren, und in der Annahme, der Kaiser könne einen der Minister für geeignet halten, jeden einzelnen heruntergerissen und ihnen allen politische Bedeutung abgesprochen. Daß er hierbei auch Boetticher, der ihm zehn Jahre hindurch mit Aufopferung geholfen und in der Tat die größten Dienste geleistet hat, nicht verschonte, empfand der Kaiser geradezu als empörend.

21. Februar.

Gestern abend Kriegsspiel mit dem Kaiser, der sehr munter war und nachher lange im heitersten Gespräche sitzen blieb.

22. Februar.

Gestern früh holte mich der Kaiser zum Spaziergang ab. Das Gespräch kam schon nach wenigen Minuten auf die Kanzlerkrisis, und ich fand einen erheblichen Grad von Verbitterung. Der Kaiser ist völlig überzeugt, daß der Kanzler mit der größten Dreistigkeit in der Arbeiterfrage gegen ihn arbeitet; es klingt unglaublich, ist aber leider so. Dann sagte er mir auch, es sei dem Fürsten augenscheinlich unbequem, nicht zu erfahren, wer sein Nachfolger werden solle, die Befürchtung, daß ich es sein könne, sei noch immer vorhanden. „Ich war," sagte der Monarch, „auf die Frage, ob Sie es sein sollten, präpariert, und hätte ihm eine Antwort gegeben, die er wieder übelgenommen haben würde. Ich hätte gesagt: Der ist mir viel zu schade dafür." Was den Rücktritt des Kanzlers angeht, so sagte er: „Er hat gehen wollen und dann am nächsten Tage sein Gesuch wieder zurückgezogen.[1]) Solches Spielen lasse ich mir nicht gefallen; jetzt werde ich den Termin bestimmen, zu dem er gehen soll, und zunächst muß er noch etwas warten. Sein Unglück ist seine maßlose Herrschsucht. Er hat ja allmählich alles untergekriegt und ist verwöhnt; bei mir ist er nun einmal an den Falschen gekommen."

Um 4 Uhr fuhr ich zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum des Garde-Husarenregiments mit im Salonwagen nach Potsdam, dann nahm mich

---

[1]) Diese kaiserliche Äußerung kann sich — da ausdrücklich von einem „Gesuch" des Kanzlers die Rede ist — nur auf das Angebot Bismarcks, aus seinen preußischen Ämtern zum 20. Februar auszuscheiden (in der Audienz vom 8. Februar), beziehen, welches der Kanzler insofern kurz darauf (Audienz vom 12. Februar) wieder „zurückzog", als er den Abgang nicht schon am 20. Februar, sondern erst im Mai oder Juni stattfinden lassen wollte. Danach würde die im Text wiedergegebene Äußerung des Kaisers den gleichen Irrtum des Monarchen zeigen, wie er (vgl. Schüßler, a. a. O., S. 115 und 310) in dessen Brief an Kaiser Franz Joseph vom 5. April zutage tritt: den Irrtum, als habe der Kanzler damals überhaupt seinen Abschied nehmen wollen.

der Kaiser zu einer kurzen Spazierfahrt in seinen Wagen, ebenso auch wieder abends bei der Rückkehr. Das Wahlresultat ist schlechter, als irgend gedacht wurde. Das Kartell ist in die Luft geflogen. Die über hundert Stichwahlen geben erst ein richtiges Bild, doch ist das gewaltige Anwachsen der Sozialdemokratie sicher. Der Kaiser hat sich die ganze Tragweite noch nicht klargemacht. Wir stehen vor einem wichtigen Wendepunkte. Militärforderungen bewilligt dieser Reichstag gewiß nicht.[1]) Seine Auflösung kann kaum zu besseren Zuständen führen, höchstens, wenn der Sommer große Ausschreitungen bringen sollte; aber auch dann wäre für die Dauer nichts gewonnen. Es bleibt nichts übrig, als das allgemeine Wahlrecht abzuschaffen. Ich will gern dabei mithelfen.

Graf Philipp Eulenburg ist öfter hier und sieht dann stets den Kaiser. Nach meinem Gefühl ist er der einzige wirkliche Vertraute, und er wird sicherlich verständigen Rat geben.

24. Februar.

Die Ratten fingen an, das Kanzlerschiff zu verlassen: Als es vor etwa acht Tagen so aussah, als ob der Kanzler bald zurücktreten würde, ließen verschiedene seiner Untergebenen, wie z. B. der berüchtigte Geheimrat Kayser,[2]) ihn völlig fallen und lästerten ungeniert. Jetzt, da sie seine Stellung gefestigt glauben, sind sie des Lobes für Vater und Sohn wieder voll.

Die Nationalliberalen haben eine schwere Niederlage erlitten, was diesen unsicheren Leuten, die mit monarchischen Gesinnungen renommieren, aber wenn der Monarch nicht ihren Geldinteressen dient, ihn verleugnen, recht gesund ist. Sie sind es, die die Hauptschuld an der Niederlage des Kartells tragen.

26. Februar.

Ich hatte Vorschläge über gemeinsame Manöver des IX. Armeekorps und der Marine zu machen in Gegenwart des Kriegsministers, des Generals v. Leszczynski[3]) und des Admirals Goltz.[4]) Der Kaiser genehmigte alles, und wir waren in einer Viertelstunde fertig.

Dann blieb ich mit Verdy noch beim Kaiser, der erzählte, daß der Kanzler lange bei ihm gewesen sei.[5]) Auf die Frage, warum er so ernst und anscheinend bekümmert aussehe, habe der Kanzler erwidert, er sei

[1]) In der Tat wurde er 1893 wegen Resistenz gegen die Capriviische Militärvorlage aufgelöst.
[2]) Vortragender Rat im Auswärtigen Amt.
[3]) Kommandierender General des IX. Armeekorps.
[4]) Vizeadmiral Frhr. v. d. Goltz, Marinestationschef in Wilhelmshaven.
[5]) Am 25. Februar.

von Sorge erfüllt, daß der Kaiser, falls es zu Unruhen, vielleicht Aufständen käme, nicht mit ganzer Energie zufassen und nicht schießen lassen werde. Als dann der Kaiser erwiderte, er möge nur beruhigt sein, im Notfalle werde er auch vor den äußersten Maßnahmen nicht zurückschrecken, sei der Kanzler vergnügt geworden und habe gesagt, damit werde ein Alp von ihm genommen, der ihn Nacht für Nacht bedrückt habe. Verdy und ich lachten und meinten, daß dies wiederum nichts sei als eine Komödie, also [...]; der Kaiser ist, glaube ich, der gleichen Ansicht. Sodann habe Bismarck über die Wahlen gesprochen und gesagt, der Stimmenverlust bei den Nationalliberalen rühre daher, daß viele Anhänger dieser Partei mit den kaiserlichen Erlassen unzufrieden seien und infolgedessen mit dem Fortschritt gestimmt hätten. Es ist dies eine haarsträubende [...]! Schließlich hat der Fürst erklärt, er wolle nunmehr mit dem Kaiser gehen,[1]) obwohl er nicht glaube, daß irgend etwas erreicht werden würde. Somit hat der Kanzler sich dem Kaiser unterworfen. Dieser war sehr befriedigt. Die Ansicht aber, daß auch jener sich nun wohl in ruhigerer Stimmung befände, hat sich nicht bestätigt, denn als ich heute in den Staatsrat kam, sagte mir Boetticher, der Kanzler sei aufgeregter denn je; er, Boetticher, glaube nicht, daß dies lange so weitergehen könne, er habe den Verkehr mit dem Fürsten auch gründlich satt und gedenke selbst zu gehen, wenn dieser bleibe.[2])

1. März.

Die letzten drei Tage waren durch Sitzungen des Staatsrates ausgefüllt. Ich gehörte nicht zu den beiden einberufenen Abteilungen, hatte mir aber vom Kaiser die Erlaubnis erbeten zuhören zu dürfen. Der Kaiser führte das Präsidium mit großer Sicherheit bis zu Ende durch. Die Sitzungen dauerten am ersten Tage von 11, an den beiden folgenden von 10 bis 7 Uhr abends, dazwischen nur eine Frühstückspause von drei Viertelstunden, das Präsidium war also eine wirkliche Anstrengung. Das Resultat der Beratungen kann infolge der lediglich konsultativen Befugnisse des Staatsrats nur als — allerdings wertvolles — Material für das Ministerium, vielleicht auch für Bundesrat und Reichstag betrachtet werden. Die Hauptsache ist, daß der Kaiser das Gefühl hat, etwas Gutes gefördert zu haben, und daß viele Leute, denen er bisher kaum näher getreten war, ihn kennen und schätzen lernten. Als klarer Kopf und tüchtiger Mann trat Herr Jencke,[3]) der Kruppsche Generaldirektor, hervor. Er

[1]) Vgl. seine Äußerung zu Rottenburg bei Schüßler, a. a. O., S. 139.
[2]) Vgl. Boetticher bei v. Eppstein, Fürst Bismarcks Entlassung, S. 64.
[3]) Sächsischer Geh. Finanzrat a. D.

machte die entschiedenste Opposition und gefiel mir durch seinen Mut ganz besonders. Er sieht die Arbeiterfrage mit nüchternen Augen an, tadelt u. a. in unerschrockener Weise die Behandlung der vorjährigen Streiks durch Kaiser und Regierung und hat unbedingt recht. Auch Herr v. Stumm [1]) vertrat seinen Standpunkt mit Sachkenntnis und Geschick. Am Schluß dankte der Kaiser und bemerkte dabei bedeutungsvoll, niemand möge glauben, daß er auf dem hier eingeschlagenen Wege die soziale Frage zu lösen beabsichtige (er wiederholte mir dies übrigens auch heute beim Vortrage); er wolle nur bewirken, daß die junge Generation körperlich und geistig gesund heranwachse. „Was die Bekämpfung der Sozialdemokratie anlangt," fügte er hinzu, „so ist das meine eigene Sache." Er sagte dies so, daß jeder fühlte, er sei zu energischen Maßnahmen entschlossen.

Um 11 Uhr hatte ich Vortrag, bei dem viel über die letzten Tage gesprochen wurde. Der Kaiser ist sehr imponiert von Miquel. Das zeigt, wie es ihm an Menschenkenntnis fehlt. Miquel ist klug und gewandt, ein hervorragender Redner, liebenswürdig und zur Leitung von Versammlungen sehr befähigt, aber nichts weniger als ein fester Charakter.[2]) Sodann sprach der Kaiser vom Kanzler. Dieser hat ihm vorgeschlagen, erst nach Beendigung der Arbeiten der internationalen Konferenz mit den Arbeiterschutzvorlagen an den Reichstag heranzutreten. Der Kaiser erkannte sogleich die Absicht Bismarcks, die Sache zu verschleppen, und hat ihm geschrieben, daß die Vorlagen dem Reichstag so schnell als irgend möglich gemacht werden sollen.

Es gibt natürlich sehr viele, die den Fortgang des Kanzlers als ein großes Unglück betrachten. Die den Verhältnissen Näherstehenden sind sich darin einig, daß er nicht lange mehr bleiben kann; sie möchten aber einen baldigen Krach vermeiden und den Kanzler sich allmählich abwirtschaften lassen. Ich gehöre auch zu dieser Richtung; ich wünsche, daß der Kanzler noch vor diesem Reichstag erscheint, dessen schlechte Zusammensetzung doch vor allem ihm zur Last fällt. Meine Besorgnis, er könne dem Kaiser in der Arbeiterfrage zu große Schwierigkeiten bereiten, ist jetzt geschwunden, nachdem ich gesehen habe, wie der Monarch Herr geblieben ist. Sein großer Erfolg liegt auch vor der Welt klar; niemand spricht jetzt von der Sozialpolitik des Kanzlers, sondern von der des Kaisers. Fortwährend werde ich wegen der Nachfolge angesprochen und immer nur kann ich antworten, daß ich ein Verbleiben des Kanzlers im Amt wünsche, wenngleich ich seinen Rückgang deutlich vor Augen sehe, und daß ich auch nicht entfernt danach begehre, sein Nachfolger zu werden.

---

[1]) Vgl. o. S. 100.

[2]) Vgl. das Urteil Bismarcks bei A. v. Scholz, Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck, S. 73 und unten S. 200.

Nur in dem Fall, daß der Kaiser das allgemeine Wahlrecht aufheben will und dazu den Kanzler nicht gebrauchen kann, stelle ich mich zur Verfügung und will meine Existenz gern dafür einsetzen.

2. März.

In Ruhe betrachtet erweisen sich die Ergebnisse der Beratungen des Staatsrats als minimal. Miquel hat es verstanden, die Resolutionen in so vagen Fassungen zu redigieren, daß eigentlich jeder vernünftige Mensch ihnen zustimmen kann. Sehr traurig ist dagegen, daß der Kaiser die Begehrlichkeit der Arbeiterbevölkerung mächtig angeregt hat; einige Wahlkreise sind gewiß dadurch verloren gegangen, daß man die dummen Leute glauben machte, der Kaiser wünsche sozialdemokratische Wahlen.

Bismarck fährt fort, sich bei aller Welt als liebenswürdigen Mann zu zeigen. So hat er im Auswärtigen Amte die vortragenden Räte besucht. Albedyll und Loë, die zum Staatsrat hier waren, hat er sogleich eingeladen und mit beiden, wie mit vielen anderen, von seinem Abgang gesprochen. Er behauptet jetzt, nur der schlechte Ausfall der Wahlen veranlasse ihn zu bleiben, wenn auch nicht auf lange Zeit; er wolle nicht fahnenflüchtig scheinen. Als ich ihm neulich im Staatsrat begegnete, sagte er mir, es habe ihm sehr leid getan, mich zu verfehlen, er habe das Bedürfnis gehabt, sich mit mir auszusprechen. Ich machte eine leidlich höfliche Verbeugung, erwiderte aber nichts. Ich habe nicht die geringste Lust, mich mit ihm weiter einzulassen [...]; es fragt sich nur, ob ich jetzt, wo sein Stern im Sinken ist, alles vergeben und vergessen sein lassen oder doch noch mit ihm [...] soll.

Der Kaiser glaubt, daß Rußland auf der Balkanhalbinsel von neuem stark intrigiert, und daß Zar Alexander selbst dahinter steckt. Daß es sich dabei um eine wirkliche, eventuell zum Kriege führende Aktion handelt, scheint mir nicht wahrscheinlich.

3. März.

Am ersten Tage der Staatsratssitzungen[1]) war der Kanzler zugegen und ließ seine schlechte Laune wieder gegen Boetticher aus. Nach der Pause verschwand er, und ist dann nach der Wilhelmstraße 76 gegangen, um den einzelnen Räten Besuche zu machen. Sie trauten ihren Augen nicht, denn so etwas war noch nie dagewesen. Der Kanzler hat zu jedem einzelnen sich höchst mißvergnügt geäußert, zum Teil auch weidlich auf den Kaiser geschimpft; sein Sohn, der ihm gefolgt war, hat leider in diesen Ton eingestimmt.

[1]) 26. Februar.

Zu meinem Bedauern werde ich wieder viel als Kanzlernachfolger besprochen. Boetticher hat neulich geäußert, ich würde zweifellos ernannt worden sein, wenn nicht am letzten Dienstag[1]) eine Art Aussöhnung zwischen Kaiser und Kanzler zustande gekommen wäre. Das ist wirklich nur ein Phantasiegebilde; ich fände es natürlich, wenn der Kaiser im Falle eines schnellen Rücktritts des Kanzlers Boetticher zum Nachfolger bestellte.

Über Caprivis neuliches Erscheinen sehe ich nun etwas klarer. Der Kaiser hat den General telegraphisch berufen, dieser ist nach zwei Besprechungen, ohne sonst jemanden zu sehen, nach Hannover zurückgekehrt. Er hat nicht Kanzler, sondern merkwürdigerweise Kriegsminister werden sollen.[2]) Da ich bisher von einer Verstimmung zwischen dem Kaiser und Verdy nichts wahrgenommen habe, dieser dem Monarchen gegenüber vielmehr sehr entgegenkommend ist (manche meinen zu sehr), kann nur Bismarcks Hand im Spiele sein; er muß den Rücktritt Verdys beim Kaiser direkt erbeten haben.[3]) Die Sache scheint übrigens abgetan.

4. März.

Ich hatte eine lange Unterredung mit Herrn v. Kardorff,[4]) der recht bedenklich in die Zukunft sieht. Nach seiner Meinung ist die Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts erforderlich, was sich aber ohne Bismarck kaum machen ließe.

Staatssekretär Stephan, der mich nachher besuchte, sieht weniger schwarz, klagt aber auch sehr über den Kanzler, mit dem nicht mehr zu wirtschaften sei. Er lehne alle Vorschläge ab mit der Bemerkung, für so etwas sei er zu alt.

Was ich von den preußischen Ministern schon wußte, gilt nun auch für die Staatssekretäre. Der Kanzler hat ihnen verboten, in irgendeiner

---

[1]) 25. Februar.

[2]) Vgl. jedoch Note 3.

[3]) [Nachtrag.] Bismarck hat es Verdy sehr übelgenommen, daß dieser sich für eine neue Militärstrafprozeßordnung mit öffentlichem Verfahren einsetzte. Er hat sofort erklärt, Verdy sei fortschrittlich gesinnt, und versucht, den Kriegsminister zu stürzen. Daß Verdy gern mit den Liberalen kokettiert, ist ganz richtig, und auch ich halte seine Anregung zu einer neuen Strafprozeßordnung für höchst überflüssig. Ob Bismarck Caprivi zum Kriegsminister machen wollte, ist mir nie ganz klar geworden. Der Kaiser hat diesem das Ministerium wohl nicht angetragen. Caprivi erzählte mir, nachdem er Kanzler geworden war, der Kaiser habe ihm keineswegs sogleich die volle Kanzlerschaft angeboten; er sei in seinen Ausführungen nicht recht klar, ihr Kernpunkt aber der gewesen, daß er, der Monarch, in Zukunft viel mehr selbst regieren wollte. (Über ähnliche Äußerungen Caprivis zum Grafen Lerchenfeld vgl. Süddeutsche Monatshefte, Dezember 1921, S. 140 Note. Vgl. ferner Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 114 und Lucius, a. a. O., S. 413.)

[4]) Führer der Freikonservativen.

Sache mit dem Kaiser direkt zu verhandeln.[1]) Man sieht wieder, wie aufgeregt er ist und wie er sich unnütz in die Lage bringt, mit dem Kaiser Konflikt zu bekommen. Diesem ist von mehreren Seiten, z. B. vom Großherzog von Baden, gesagt worden, er möge doch gerade die Minister öfter sprechen, und der Monarch hat auch die Absicht, es zu tun. Der Kanzler klagt fortwährend über Übermüdung und will sich nun noch mehr Arbeit machen!

5. März.

Gestern abend war Kriegsspiel. Der Kaiser teilte mir gleich bei seiner Ankunft sehr erfreut mit, der Kanzler sei eben bei ihm gewesen und habe erklärt, das Sozialistengesetz ganz fallen zu lassen.[2]) Ich gratulierte von Herzen. Hatte ich doch schon seit längerer Zeit behauptet, daß es am besten sei, von dem Gesetze abzusehen. Wozu nun all die Aufregung und Verwirrung am Schluß des Reichstags?

Für mich bleibt es unfaßlich, daß der Kanzler sich nicht hat entschließen können, den Abschied zu nehmen, als er sah, daß der Kaiser ohne seinen Rat und gegen seine Überzeugung eine große Aktion begann. Es gab für ihn nur zwei Wege. Entweder offen und ehrlich mit dem Kaiser oder die Erklärung: „Ich kann es mit meiner Überzeugung nicht vereinen, nehme also meinen Abschied." Sein Sohn hat ihm übrigens hierzu geraten. Daß er trotzdem bleibt, erklären sich jetzt schon viele so, wie ich es seit langem tue: er fürchtet sich vor seinem Nachfolger und vor den Szenen entfesselter Leidenschaften vieler, die er bedrückt, [...] hat. Schon jetzt hört man höchst traurige Aussprüche über ihn. [...] Sind sie übertrieben?

Man muß in höchstem Maße beklagen, daß es so weit gekommen ist. Der Fürst hat ganz großartige Verdienste. Sein Festbleiben in der Konfliktszeit, seine Politik 1864, 1866 und 1871 sind Leistungen ersten Ranges. Er hat mit großem Geschick den König zu führen gewußt und dabei viele Schwierigkeiten überwunden. Als 1870 der Krieg überraschend an uns herantrat — Bismarck selbst wollte noch wenige Tage vor der Kriegserklärung nicht an Krieg glauben —, verstand er es mit überlegener Klugheit, die deutschen Fürsten heranzuholen, die Neutralität der fremden Staaten zu erhalten. Damit hören aber seine hervorragenden Taten auf. Die Armee hat den Krieg siegreich ausgefochten, und später begannen bald große Mißgriffe des Kanzlers. Aber, was er bis dahin geleistet hat, sichert ihm für alle Zeiten einen hohen Platz in der Ge-

[1]) Das Verbot für die preußischen Minister (abgesehen von dem des Krieges) gründete sich auf eine Kabinettsorder vom 8. September 1852.

[2]) Vgl. Schüßler, a. a. O., S. 142.

schichte, das weitere [...] muß dem schönen Bilde viel Abbruch tun. Man wird ihn schließlich hart beurteilen.

In[1]) den Jahren 1889 und 1890 habe ich mich öfter recht hart über Bismarck geäußert. Ich war damals infolge der vielen Anfeindungen, die ich von ihm und seinen Leuten zu erdulden hatte, sehr aufgebracht; namentlich hatte mich der fortwährende Gebrauch der Lüge als Kampfmittel sehr gegen den Kanzler eingenommen. Ich gebe gern zu, daß ich in dieser Stimmung seinen großen Verdiensten nicht genügend Rechnung getragen habe. Trotzdem muß ich aber festhalten, daß alles, was ich von ihm sagte, auf Wahrheit beruht, ausgenommen, was sein Verhältnis zu Bleichröder betrifft, hier kann ich damals starke Übertreibungen ausgesprochen haben.[2])

7. März.

Vorgestern sagte mir der Kaiser, der kurz vorher Herrn v. Helldorff gesprochen hatte, die Konservativen würden eine Präsidentenstelle im Reichstage nicht annehmen; Zentrum und Fortschritt sollten sehen, wie sie ein Präsidium zusammenbrächten. Dem Kaiser gefiel dieser Gedanke sehr. Mir war er völlig neu, und ich antwortete nicht, um mir meine Ansicht erst bilden zu können. Sie geht nun dahin, daß Helldorff sehr unrecht hat. Er scheint ganz im Fahrwasser der Nationalliberalen zu sein. Diese sind sichtlich unterlegen und wollen die Konservativen mit in den Schmollwinkel ziehen. Die Konservativen haben aber nur acht Sitze verloren, bilden eine stattliche Partei und können ganz auf eigenen Füßen stehen. Wird das Präsidium von Zentrum und Fortschritt gestellt, so suchen diese tüchtige Leute aus und werden die Posten unparteiisch und geschickt verwalten lassen. Was kann das den Konservativen helfen? Helldorff ist nicht gewählt, dies hat ihn wohl verbittert. Ich schrieb an den Kaiser, um ihm das Fehlerhafte der Helldorffschen Auffassung klarzumachen, und glaube ihn auch überzeugt zu haben.

8. März.

Ich hatte Vortrag beim Kaiser und war vorher einige Zeit allein bei ihm. Er wollte ursprünglich während der Manöver in Schlesien den Kaiser Franz Joseph besonders einquartieren lassen, um nicht zu sehr geniert zu sein. Da ich beauftragt war, die Quartiere zu ermitteln, hatte ich Veranlassung, gegen das getrennte Wohnen Vorstellungen zu erheben, und zu meiner Freude gab der Kaiser auch nach. Die Monarchen werden nun zusammen in Rohnstock beim Grafen Hochberg wohnen.

---

[1]) Nachtrag.

[2]) Die betreffenden Stellen sind aus diesem Grunde von der Publikation ausgeschlossen worden.

Der Kaiser sagte mir, nach seinen Eindrücken habe man in Süddeutschland zum Teil aus Abneigung gegen den Kanzler schlecht gewählt. Ich erwiderte, daß allerdings die verkehrte Politik gegen die Schweiz[1]) dort sehr und mit Recht gegen den Kanzler verstimmt habe.

9. März.

Der Kanzler fährt fort, in ganz rücksichtsloser Weise über den Kaiser zu sprechen. So hat er — unglaublich, aber wahr — dem französischen Botschafter sein Leid geklagt. Der Monarch, der sehr viel erfährt, hat auch dies bereits wieder erfahren. Trotzdem leben Kaiser und Kanzler äußerlich in guten Beziehungen. Der Kaiser sagt: „Ich halte es für zweckmäßig, ihn zunächst noch zu behalten, und tue so, als bemerke ich seine Schlechtigkeiten gegen mich nicht; ich werde auch nächstens wieder bei ihm essen, damit die Menschen denken, wir seien auf gutem Fuße."

10. März.

Heute früh erschien der Kaiser, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und erzählte, daß er Boetticher, um ihn aufzumuntern, den Schwarzen Adlerorden verliehen habe. Das freut mich sehr, denn Boetticher hat wahrlich einen schweren Stand mit dem Kanzler und ist ein sehr angesehener Mann und tüchtiger Minister. Sodann erwähnte der Kaiser, daß Bismarck ihm vorgeschlagen habe, die Gehälter der niederen Beamten und Offiziere zu erhöhen. Würde dies abgeschlagen, so würden die Wahlen besser werden. Ich kann mir nicht helfen, der Kanzler schwankt hin und her.

Ich hatte einen langen Besuch vom Großherzog von Baden. Er überblickt den völligen Riß zwischen Kaiser und Kanzler; jener hat auch ganz offen darüber gesprochen. Der Großherzog ist nun der richtigen Ansicht, daß dieser Zustand nicht lange anhalten darf, daß es nicht gut ist, wenn allmählich die ganze Welt sieht, daß der Kaiser Komödie spielt. Sehr besorgt ist der Großherzog über die Wahlen; er sagt, in Süddeutschland habe sich eine ganz auffallende Reichsfeindschaft herausgebildet. Ich übergab ihm einen Brief, den ich vor einigen Tagen von Miquel erhielt.[2])

12. März.

Ich bin nun auch der Influenza zum Opfer gefallen, hoffentlich dauert sie nicht zu lange.

[1]) Gemeint ist der Fall Wohlgemuth (vgl. oben S. 51).

[2]) Der betreffende Brief, der an den jetzigen Besitzer des Miquelschen Nachlasses entliehen ist, konnte bis zur Druckfertigkeitserklärung obiger Zeilen leider nicht aufgefunden werden.

Ich sandte auf Wunsch des Großherzogs den Miquelschen Brief an den Kaiser.

Der Kanzler spricht oft von Reichstagsauflösung. Ich würde eine solche geradezu für ein Unglück halten und habe dies auch dem Kaiser gesagt und geschrieben.

13. März.

Es ist ganz eigentümlich, daß man bis auf wenige Eingeweihte noch gar nicht den Riß zwischen Kaiser und Kanzler sieht; auch im Auswärtigen Amt weiß man nicht Bescheid. Dort herrscht eine gewisse dumpfe Stimmung, ohne daß man eine Katastrophe für nahe hält. Der Graf Bismarck ist in hohem Grade verstimmt und geschäftsunlustig, und einzelne Leute beginnen sich auf das Verlassen des Kanzlerschiffes einzurichten.

15. März.

Der große Krach ist da!

Ich begab mich heute zum Vortrag beim Kaiser. Als ich mit Hahnke und Wittich bei ihm eintrat, sagte er: „Ich komme eben vom Kanzler, es hat einen heftigen Zusammenstoß gegeben, der wohl zum Ende führt, und es ist mir erwünscht, daß Sie von dem ganzen Vorgange Kenntnis erhalten. Ich habe dem Kanzler gesagt, es sei nicht zulässig, daß er im jetzigen Moment mit Herrn Windthorst in Verhandlungen trete, ohne mir vorher etwas davon zu sagen. Er hat sofort sehr heftig erwidert, als verantwortlicher Ministerpräsident könne er empfangen, wen er wolle, außerdem sei er klüger als Windthorst und habe keinen anderen, der mit diesem zu unterhandeln imstande sei. Auf meine Erwiderung, daß ich auf meinem Standpunkt beharren müsse,[1]) daß in diesem Augenblick Verhandlungen mit dem Zentrum im Lande den schlechtesten Eindruck machen würden, und, wie ich es von Herrn v. Helldorff noch gestern abend gehört, die Konservativen sich sogleich von der Regierungspolitik lossagen würden, schließlich daß mir die Vermittlung Bleichröders[2]) höchst bedenklich erscheine, wurde er völlig wütend und sprach konfuses Zeug. Zum Beispiel, er sei von Spionen umgeben, dabei vergessend, daß seine Zusammenkunft mit Windthorst in allen Zeitungen gestanden hatte.[3]) Dazwischen wurde er weich und weinte. Ich bin überzeugt, daß es sich hier um ein Zusammengehen der Jesuiten mit den reichen Juden handelte.

---

[1]) [Nachtrag.] Ferner erwähnte der Kaiser: „Ich erklärte ihm noch, daß ich ja gar nicht verlangte, daß er zu mir käme, sondern ganz zufrieden sei, wenn er mir Herbert schickte, um mich von dem, was er mit Windthorst vorhätte, in Kenntnis zu setzen."

[2]) Um die Zusammenkunft Windthorsts mit Bismarck zustande zu bringen.

[3]) Vgl. jedoch S. 115, Note 1.

Ein zweites Konfliktsthema war sein Befehl an die Minister — auf Grund einer Kabinettsorder vom Jahre 1852 — mir keine Immediatvorträge zu machen. Nach heftigen Auseinandersetzungen habe ich ihm befohlen, mir eine neue Order vorzulegen, durch welche die vom Jahre 1852 aufgehoben wird."

Ich sagte dem Kaiser: „Trotz alledem würde der Kanzler seine Entlassung nicht einreichen, er hinge zu sehr am Amte, könne nicht heraus, weil [. . .] und der Sohn doch der Nachfolger nicht sein werde, weil er hoffe, durch Hinhalten noch einmal wieder die Oberhand zu gewinnen. Angesichts des ganz unhaltbaren Zustandes würde es das beste sein, dem Kanzler seine Entlassung, wenn er sie nicht nehme, zu geben, und das sobald als möglich." Sowohl Wittich als Hahnke stimmten dem zu.

Der Kaiser erklärte jedoch, es sei ihm lieber, wenn der Kanzler um die Entlassung einkäme, es hätte vor der Welt dann ein besseres Aussehen.

Das Gespräch ging dann weiter, und nun trat ich zum ersten Male dem Kaiser gegenüber offen mit meinen Ansichten hinsichtlich des Fürsten hervor, jetzt aber schonungslos. Hahnke und Wittich waren sehr erstaunt, der Kaiser aber keineswegs; er kannte die verschiedenen Anklagen ganz genau. Unter anderem sagte ich auch: „Der Kanzler hat sehr geschickt sich den Ruf zu erhalten gewußt, auf dem auswärtigen Gebiete ein Meister und unersetzlich zu sein; er hat aber bei all seiner Kunst es nicht zu verhindern verstanden, daß wir jetzt Frankreich und Rußland als Feinde gegen uns haben, die von Jahr zu Jahr stärker und unverschämter werden. Wahrlich eine sehr ernste Lage! Eure Majestät haben das Reich in einer sehr schwierigen Zeit übernommen."

Der Kaiser erwiderte: „Eigentümlich, gestern abend hat mir Herr v. Helldorff[1]) genau dasselbe auseinandergesetzt, und zwar mit gutem Grunde. Mit Rußland steht es sogar jetzt ganz schlecht; sie hetzen dort gewaltig gegen mich, und Kaiser Alexander spricht in wegwerfenden

---

[1]) [Nachtrag.] Daß der fanatische Verehrer Bismarcks Helldorff schon längst das schwankende Schiff verlassen hatte, ist der Familie Bismarck wohl nie klar geworden. Daß der Kaiser in jener Zeit Herrn v. Helldorff, den damaligen Führer der Konservativen, also einen einflußreichen Mann, sehr oft gesehen hat, wurde nicht allgemein bekannt, und die Leute aus der kaiserlichen Umgebung, die Bismarck mit Nachrichten aus dem Schlosse versorgten, wie Graf Wedel und Kessel, waren klug genug zu merken, daß Vorsicht geboten sei. Daß dem Kaiser gesagt wurde, es sei bedenklich, wenn Bismarck mit Windthorst verhandele, ist das Werk Helldorffs gewesen. Weshalb es so verwerflich sein sollte, habe ich nie begriffen; bei Helldorff war wohl mehr die Befürchtung maßgebend, die Konservativen könnten zu kurz kommen. Nach meinen Eindrücken hat Bismarck bis zu seinem Ende niemals den Verdacht ausgesprochen, daß Helldorff an seinem Sturze mitgearbeitet habe. [Nach E. Hüsgen, Ludwig Windthorst, S. 267 hat Boetticher dem Kaiser von dem Besuche des Zentrumsführers beim Kanzler Mitteilung gemacht.]

Ausdrücken von mir,[1]) sagt unter anderem, ich sei verrückt. Die üble Stimmung gegen uns nimmt fortwährend zu, ich werde nunmehr den Besuch in Krasnoje unter keinen Umständen machen. Daß es im Innern schlecht aussieht, erkennt jetzt jeder; wo bleibt da der große Kanzler? Wo sind seine Verdienste?" Ich empfand dabei einige Befriedigung, da ich seit Jahr und Tag die Situation so ansah, aber selten Glauben fand.

Der Kaiser ging dann auf den Reichstag über und sagte, man könne nur die Vermehrung der Artillerie verlangen, müsse die großen Forderungen zurückstellen. Ich erlaubte mir zu erwidern, ich sei ganz damit einverstanden, jetzt nur die Artillerievorlage zu machen, hielte es aber für richtig, dabei mit voller Offenheit zu erklären, daß in Anbetracht der französischen und russischen Rüstungen noch weitere Forderungen folgen müßten, daß über deren Höhe und die Zeit ihrer Einbringung noch kein Beschluß gefaßt sei. Dem Kaiser gefiel der Vorschlag nicht. Ich blieb aber dabei und sagte, der Reichstag würde nach Einbringung der Artillerievorlage sofort die Frage stellen, ob denn dies alles sei; dann müßten wir doch mit dem Geständnis heraus. Warum also nicht gleich offenes Spiel spielen?

Nach vielem Hin- und Herreden über das unerhörte Benehmen des Kanzlers, gegenüber fremden Diplomaten über den Kaiser abfällig zu urteilen, sagte ich schließlich: „Wie die Sachen liegen, ist es für Eure Majestät unmöglich, mit dem Kanzler länger zu wirtschaften, der jetzige Zustand ist für Eure Majestät unerträglich und für das Vaterland schädlich. Ich schlage vor, daß Eure Majestät sich über die Personenfrage völlig schlüssig werden und dann handeln. Gott gebe, daß Eure Majestät den Kopf oben behalten und die richtigen Leute wählen." Der Kaiser gab mir die Hand und sagte: „Ich denke, es wird schon gehen," und dann in seiner gewöhnlichen, lebensfrischen Art: „Weidmannsheil!" [...]

16. März.

Ich war in Spandau zur Einweihung der Garnisonkirche. Bei der Abfahrt vom Lehrter Bahnhof fragte ich den Kaiser: „Ist etwas vom Kanzler gekommen?" Er erwiderte: „Nein, weder ein Entlassungsgesuch noch die Order; so geht es aber nicht weiter."

---

[1]) In der entscheidenden Auseinandersetzung am 15. März hatte Bismarck dem Kaiser Mitteilung gemacht von russischen Geheimberichten, die vom Botschafter Grafen Hatzfeldt aus London eingesandt waren. Einen dieser Berichte, der abfällige Äußerungen des Zaren über den Kaiser enthielt, hatte dieser dem Kanzler aus der Hand genommen und gelesen. (Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 84.) Nach Eugen Zabel (zitiert von H. Richter, Literarisches Zentralblatt 1921, Sp. 892) hatte Alexander III. u. a. vom deutschen Kaiser gesagt: „C'est un garçon mal élevé et de mauvaise foi".

Am heutigen Sonntag hatte ich etwas ruhige Zeit zum Nachdenken. Ich werde jetzt viel auf die Kanzlernachfolge angesprochen. Mein Standpunkt ist völlig klar. Zunächst glaube ich nicht, daß der Kaiser mir den Posten anbietet, dann aber ist es mein Wunsch, ihn nicht zu erhalten. Ich habe eine hohe, verantwortliche, mich völlig in Anspruch nehmende und befriedigende Stellung; warum sie vertauschen gegen eine viel schwierigere, die mit fortdauernden Aufregungen und leicht mit großen Enttäuschungen verbunden ist? Die Eitelkeit, Kanzler zu sein, plagt mich wirklich nicht. Sehr wahrscheinlich würde auch mein so ausgezeichnetes Verhältnis zum Kaiser leiden, denn es ist keineswegs leicht mit ihm auszukommen. Sollte er mir direkt befehlen, Kanzler zu werden, so fasse ich die Sache rein soldatisch auf und tue, was befohlen wird.[1])

17. März.

Die Ereignisse verlaufen jetzt so schnell, daß kaum Zeit ist, mit Aufzeichnungen zu folgen.

Heute früh kam der Kaiser auf meinen Hof und sagte, die Entscheidung stehe nun bevor, er habe den General v. Hahnke zum Kanzler gesandt und von ihm die Order verlangt oder das Entlassungsgesuch! Dann erzählte er mir, er habe die Erfahrung gemacht, daß ihm vom Kanzler viele Berichte aus Rußland vorenthalten worden seien, und daß die Dinge dort viel schlimmer aussähen, als er habe annehmen können; noch unlängst habe der Kanzler einen wichtigen Bericht aus Odessa[2]) über Rüstungen zu den Akten geschrieben, ohne ihn ihm vorzulegen. Ich sagte: „In der Art ist massenhaft gesündigt worden, und hier liegt eine der Ursachen, daß der Kanzler seine Stellung nicht verlassen kann; er hat zu viel [. . .]." [3])

Dann sprach der Kaiser von der Absicht der Russen, in Bulgarien einzurücken und dazu unsere Zustimmung zu erlangen; er werde sie aber nicht erteilen und sei überhaupt mit den Russen und dem Kaiser Alexander völlig fertig, werde auch keinesfalls im Sommer nach Krasnoje gehen.

Ich erwiderte: „Ich bin glücklich, wenn Eure Majestät so weit sind. Mit Rücksichtnahme und Höflichkeiten ist da schon lange nichts mehr zu machen, die Russen legen alles als Schwäche und Furcht aus. Wollen Eure Majestät den Frieden erhalten, so geschieht dies besser durch festes

---

[1]) Also der gleiche Standpunkt, den Caprivi Bismarck gegenüber vertrat. Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 114.

[2]) Hier ist wohl einer der Berichte des Konsuls Raffauf aus Kiew gemeint. Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 88 ff.

[3]) Zu diesem Absatz vgl. Bismarcks Darstellung in Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 89 ff. und „Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914. Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Herausgeg. von Lepsius, Mendelssohn-Bartholdy, Thimme. Bd. VI, S. 362 ff.

Auftreten, Slawen wollen mit Fußtritten behandelt sein, sie küssen noch den Stiefel, der sie getreten hat."

Zum Schluß kamen wir auf die Flotte zu sprechen. Der Kaiser sagte: „Im April gehe ich nach Wilhelmshaven und auf die Nordsee, da kommen Sie mit."

Dann bat ich um Urlaub, um Marie nach Italien zu geleiten, die für ihre Gesundheit einer Luftveränderung bedarf. Der Kaiser bewilligte es in freundlichster Weise. Durch diesen Urlaub, den ich in acht Tagen anzutreten hoffe, zeige ich wohl deutlich, daß ich beim Kanzlerposten nicht konkurrieren will.

Um 2 Uhr hielt ich meine Kritik der jährlich gestellten sogenannten taktischen Arbeiten. Der Kaiser hatte diese mitgemacht und erschien pünktlich. Beim Aussteigen aus dem Wagen sagte er mir: „Die Sache ist in Ordnung. Hahnke ist beim Kanzler gewesen, er schickt keine Order, aber sein Entlassungsgesuch."

Bald nachher kam Graf Philipp Eulenburg; ich hatte ihm am Sonnabend[1]) nach Oldenburg von allem Kenntnis gegeben und ihn gebeten, schnell hierher zu kommen. Er hatte sich heute im Auswärtigen Amt orientiert und sagte mir, daß außer dem Kanzler auch der Graf Herbert sein Entlassungsgesuch einreichen werde. Wir besprachen nun, was dem Kaiser zu raten sei. Eulenburg war entschieden der Meinung — wie es mir auch Stosch unlängst entwickelt hatte —, ein General müsse Kanzler werden.[2]) Ich hielt Caprivi für unbedingt geeignet und auch für den Besten, war indes überzeugt, daß er mit dem Kaiser nicht zusammen wirtschaften könne. Einen anderen wüßte ich nicht zu nennen. Wir kamen nur zu dem Resultat, daß Boetticher vorläufig die Geschäfte führen solle. Was die Besetzung des Auswärtigen Amts betrifft, so hielt Eulenburg den badischen Gesandten Marschall[3]) für sehr fähig, frisch und gut gesinnt.

18. März.

Jetzt sieht es so aus, als ob der Kaiser Caprivi gewählt hätte.

19. März.

Gestern waren alle Kommandierenden Generale, Generalinspekteure usw. zu 6 Uhr abends ins Schloß berufen. Der Kaiser besprach seine Differenz mit dem Kanzler in ruhigster Weise und wies nach, daß er, um Herr zu bleiben, ihm habe ein Ultimatum stellen müssen. Der Kanzler habe sein

[1]) Am 15. März.

[2]) Diese Ansicht wurde auch in parlamentarischen Kreisen vertreten, vgl. die Äußerung Windthorsts zum Fürsten Bismarck bei Hofmann, a. a. O., I, 396.

[3]) Frhr. Marschall v. Bieberstein, der tatsächliche Nachfolger Herbert Bismarcks.

Entlassungsgesuch verheißen, er würde es annehmen und den General Caprivi zum Kanzler ernennen. Dann berührte der Kaiser unser Verhältnis zu Rußland, das schlecht sei, über das aber der Kanzler ihn zu täuschen versucht habe. Jetzt schiene es ihm, als ob die Russen in Bulgarien einzurücken beabsichtigten und verlangten, wir sollten ihnen dabei nichts in den Weg legen; darauf wolle er sich aber nicht einlassen. „Ich habe dem Kaiser von Österreich im vorigen Jahre Treue geschworen und werde sie halten," sagte er.

Um 7 Uhr hatte der Kaiser Diner für die Arbeiterschutzkonferenz,[1]) wir mußten also um 9 Uhr wiederkommen und blieben bis 12½ Uhr bei ihm. Verdy trug seinen Reorganisationsplan vor, der im großen und ganzen Zustimmung fand; beschlossen wurde dann, zunächst nur die Artillerievorlage, von einigen kleineren abgesehen, zu machen. Der Kaiser stand augenscheinlich unter dem Eindruck Helldorffscher Ideen. Traurig, daß ein beliebiger Parlamentarier, der jetzt nicht einmal Reichstagsmitglied ist, solchen Eindruck machen kann. Das ist nicht sehr versprechend für die Zukunft. Vor wenigen Monaten wollte der Kaiser noch jeden unbotmäßigen Reichstag zwingen, jetzt traut er sich nicht einmal an eine notwendige Vorlage heran.

20. März.

Caprivi wird einen sehr schwierigen Stand haben und kaum mit dem Kaiser auskommen; zudem plant dieser, wie Caprivi mir sagt, eine andere Organisation und nimmt den General eigentlich nur, um sie durchzuführen; er hat ihm direkt gesagt, daß er nicht lange auf dem Posten bleiben solle.[2]) Zwei so verschiedenartige Naturen und harte Köpfe können miteinander nicht arbeiten. Mit Klugheit und List allmählich zu einem Übergewicht zu gelangen, ist nicht Caprivis Art, dazu ist er zu offen und gerade, und vielleicht auch der Monarch selber zu klug.

21. März.

Leider habe ich mit dem Kaiser eine Differenz gehabt; allerdings ist sie heute wenigstens vor der Welt beseitigt. Bei der Kritik[3]) am 17. März ergriff der Monarch nach mir das Wort. Er sprach über die abweichende Lösung, die er selbst auch gefunden hatte. Leider machten seine Ausführungen einen sehr dürftigen Eindruck. Jeder der zahlreichen An-

[1]) Die in den Februarerlassen geplante internationale Arbeiterschutzkonferenz hatte am 15. März im Reichskanzlerpalais unter dem Vorsitz des Ministers v. Berlepsch ihre Sitzungen begonnen.

[2]) Vgl. oben S. 110, Note 3.

[3]) Kritik der Bearbeitungen der taktischen Prüfungsaufgaben I und II für 1890.

wesenden empfand die Unrichtigkeit und Unreife dieser Ansichten; es war daher höchst bedauerlich, daß der Kaiser in Überschätzung seines Wissens sich so bloßstellte. Dann aber kritisierte er — der vorher erklärt hatte, keine Kritik üben zu wollen — in gewisser Weise die erste Aufgabe und brachte leider auch hier wieder nur unreife Ideen zum Ausdruck. Ich erwiderte kein Wort; alle Teilnehmer aber empfanden, daß das sehr unüberlegte Benehmen des Kaisers mich verletzt haben müsse. Ich bekam sogleich und in den folgenden Tagen von meinen Untergebenen zahlreiche Beweise wärmster Sympathie, es wurde mir versichert, meine Kritik sei ganz ausgezeichnet gewesen und habe alle überzeugt. Leider erfuhren bald weitere Kreise einschließlich der Presse von dem Vorfall.

Der anwesende General v. Hahnke hatte mir versprochen, mit dem Monarchen über die Sache zu reden. Da ich aber merkte, daß dabei nicht viel herauskommen würde, ging ich selbst zum Kaiser. Ich sei fest davon durchdrungen, so begann ich, daß es ihm völlig ferngelegen habe, mich zu verletzen, tatsächlich habe er es aber getan. Mein Verhältnis zu ihm beruhe allein auf Vertrauen, sei dies nicht völlig vorhanden, so müßten wir uns trennen.[1]) Er war im höchsten Maße erstaunt und meinte, es wäre ihm nicht im Traume eingefallen, mich zu kritisieren, er habe nur die Ansicht der Herren, die schlecht gearbeitet hätten, zur Geltung bringen wollen, weil er wisse, wie betrübt diese seien.[2]) Auf meine Erwiderung, daß durchaus etwas geschehen müsse, ließ er mir völlig freie Hand, meinen Untergebenen Aufklärungen zu geben,[3]) und war augenscheinlich bemüht, mich zu besänftigen.

Heute nach dem Diner kam der Kaiser zu mir heran, bot mir die Hand und sagte: „Sie sind doch nicht mehr böse?" Danach muß ich die Sache wohl als beendet ansehen, beklage sie aber doch sehr.

Allmählich[4]) ist es mir gelungen, in der Angelegenheit der Kritik der taktischen Arbeiten Näheres zu erfahren: Der Kaiser hatte die erste Arbeit mit Hilfe des Obersten und Flügeladjutanten Lippe sehr flüchtig gemacht und war sehr verstimmt, als er erfuhr, daß er meine Lösung nicht getroffen

[1]) Der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld, der diesen Zusammenhang nicht kennt, berichtet seinem Münchener Chef von der obigen kaiserlichen Kritik, mit dem Zusatz: „Die vielleicht einen anderen zur Einreichung seines Abschiedsgesuchs veranlaßt hätte." (Süddeutsche Monatshefte, Dezember 1921, S. 155, Note).

[2]) Nach dem Stenogramm eines Offiziers hatte der Kaiser u. a. folgendes gesagt: „Ich glaube deswegen, daß die Lage, wie sie hier [bei der taktischen Aufgabe I] angegeben ist, eine sehr schwierige ist, und wenn ich mir die bleichen, sorgenschweren Gesichter vergegenwärtige, die mir im Tiergarten begegnet sind, die prüfende Blicke auf die Zweige der Bäume werfen, um ihren Leiden ein Ende zu machen, so möchte ich glauben, daß die Aufgabe sich in einem zu hoch gespannten Rahmen für die jungen Herren bewegt."

[3]) Was seitens des Verfassers in einer längeren Ansprache am 21. März geschah.

[4]) Nachtrag.

habe. Die Sache beschäftigte ihn außerordentlich, er sprach, namentlich bei den Promenaden im Tiergarten, jeden Offizier darauf an und suchte für seine fehlerhafte Ansicht Propaganda zu machen. Natürlich fand er einige erbärmliche Leute, die ihm beistimmten, und war unfreundlich gegen solche, die dies nicht taten. Sodann hat er mit den Flügeladjutanten sowie Hahnke und Wittich darüber gesprochen. Von diesen wurde mit ihm zusammen die Aufgabestellung bekrittelt, was den beiden Generalen besonders behagt haben soll. Als der Kaiser seine schwächliche Rede gehalten hatte, entschlüpfte Wittich die Äußerung zu Hahnke: „Er hat sich wohl beim Hofmarschall Pückler Rat geholt; wir hatten ihm doch ganz anderes gesagt.“ [. . .] Bei der zweiten Aufgabe hatte der Kaiser die [. . .] Schwäche, sich nach der Lösung, die schon bekannt war, erkundigen zu lassen. Erst dann begann er seine Arbeit!

22. März.

Der Reichskanzler machte mir einen langen Besuch. Er ist sich völlig klar darüber, daß die Schwierigkeit seiner Stellung in der Person des Kaisers liegt und seines Bleibens nicht sehr lange sein wird. Leider konnte ich ihm nicht widersprechen, beider Naturen sind gar zu verschieden. Er hat jetzt den wenig angenehmen Auftrag, Herbert zum Bleiben zu nötigen, während er selbst der richtigen Ansicht ist, daß dieser je früher, je besser das Feld räumen muß. Wir sprachen viel über den Charakter und die Art des Kaisers; ich konnte da manchen Aufschluß geben, riet insbesondere, soviel als irgend möglich direkten Verkehr zu suchen. Völlig einig war Caprivi mit mir, daß sehr viel darauf ankomme, alle etwaigen äußeren Verwicklungen jetzt zu beseitigen, damit erst Ruhe in die Welt und in das Geschäft käme, und nicht gleich gesagt werden könne: „Bismarck geht fort, und sogleich ist der Friede bedroht.“ Wir gaben uns das Versprechen, treu zusammenzuhalten; Caprivi ist ein unbedingt sicherer Mann und soll sich in mir nicht täuschen.

Wir[1]) sprachen auch über die Parteien in Preußen und im Reich. Ich sagte: „Sie treten als ganz neuer Mann ins politische Leben, haben gegen keine Partei Verpflichtungen, also ganz freie Hand. Wir leben in ernster Zeit, es handelt sich jetzt — wenn man sich über das kleine Parteigezänk erhebt — um ‚Zerstören‘ oder ‚Erhalten‘. Suchen Sie dies zum Bewußtsein zu bringen und schaffen Sie eine große Partei, die darin einig ist, daß nur ein Zusammenwirken aller erhaltenden Kräfte uns vor dem großen Krach retten kann.“ Er ging auf diesen Gedanken nicht ein, klagte über die Schwierigkeit der Lage und sagte dann, die einzige Partei, die ihm Achtung einflöße, sei das Zentrum!

[1]) Nachtrag.

Gestern sprach ich längere Zeit den Fürstbischof Kopp.[1]) Er beklagte, daß der Kaiser sich so hart über Windthorst ausgesprochen habe; die ganze Partei sei davon betroffen. Leider kann ich ihm nicht unrecht geben. Der Kaiser ist in seiner Lebhaftigkeit oft sehr unvorsichtig. Daß Windthorst ein gefährlicher Mann ist, darüber kann kein Zweifel sein; man darf es aber vor weiteren Kreisen nicht aussprechen.

Wir haben jetzt oft und schnell Dekorationswechsel. Vor acht Tagen war der Kaiser entschlossen, unter keinen Umständen nach Rußland zum Manöver zu gehen, während kurz vorher das Gegenteil fest stand. Heute sieht es schon wieder anders aus. Schweinitz ist hier und hat im Verein mit Schuwalow, der eben von Petersburg gekommen ist,[2]) dem Kaiser die formelle Einladung gebracht. Dieser fand sogleich, daß Rußland doch nicht so schlecht sei, und will nun wieder reisen! Caprivi wird sich bald wundern.

Caprivi hat den Fürsten Bismarck gefragt, wen er wohl als Nachfolger seines Sohnes vorschlagen könne; dieser nannte Alvensleben, den Gesandten in Brüssel, Limburg-Stirum, der gar nicht mehr im Dienst ist,[3]) und Bülow, den Gesandten in Bukarest, sagte allerdings dabei, zu Bülow könne er kaum raten, Alvensleben sei der beste. Daraufhin ließ Caprivi Alvensleben kommen, dieser aber lehnte mit dem Hinweis auf seine angegriffenen Nerven ab. Nun wandte sich Caprivi mit Genehmigung des Kaisers an Marschall, den ich ihm gleich anfangs genannt hatte. Abends spät schloß Caprivi mit Marschall ab und beschied gleichzeitig Alvensleben, daß auf ihn nicht gerechnet würde. Am anderen Morgen erfährt er, daß der Kaiser Herbert Bismarck gesprochen, dieser ihm doch noch zu Alvensleben geraten, und der Kaiser den Gesandten zu sich gerufen habe. Caprivi eilt sogleich nach dem Schloß und erklärt dem Monarchen, er habe mit Marschall abgeschlossen, ein Rückzug sei ihm unmöglich. Zum Glück war Alvensleben auch dem Kaiser gegenüber bei seinem Standpunkt geblieben, und auf diese Weise der gleich in den ersten Tagen drohende Konflikt verhütet.[4])

18. April.

Ich habe meine Aufzeichnungen unterbrechen müssen, da ich von Berlin abwesend war. Ich reiste am 25. März mit Marie nach San Remo und verlebte dort beinahe vierzehn Tage. Einer Einladung des Großherzogs folgend, machte ich auf dem Rückwege am 14. April abends in Karlsruhe

[1]) Von Breslau.

[2]) Um den Rückversicherungsvertrag mit dem Fürsten und dem Grafen Bismarck zu erneuern.

[3]) Graf zu Limburg-Stirum, zuletzt Gesandter in Weimar.

[4]) Zu diesem Absatz vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, S. 106 ff.

halt. Ich wurde vom großherzoglichen Paare sehr herzlich empfangen und hatte wiederholt Gelegenheit zu vertraulicher Aussprache. Der Großherzog hat unbedingt ein großes [...] um Bismarcks Entlassung; er ist der Ansicht, daß an der schlechten Stimmung in Süddeutschland ganz überwiegend der Kanzler Schuld trägt, worin er auch ohne Frage recht hat.

In Frankfurt hatte ich mich bei Miquel zum Essen angesagt und verbrachte mit ihm und Stosch, zuletzt mit ihm allein, einige angenehme Stunden. Bei meiner Hinreise, wo ich ihn schon flüchtig gesehen hatte, war er überrascht, wie sich unter den Nationalliberalen in Westdeutschland die Stimmung zugunsten Bismarcks regte, und daß noch gar kein Verständnis für die Notwendigkeit seines Falles vorhanden war. Jetzt sagte er mir, die Leute würden schon ruhiger und fingen allmählich an klar zu sehen. Er ist mit der Wahl des ihm wohl zu prononciert konservativen Marschall nicht einverstanden.[1]) Sonst beurteilt er die Verhältnisse aber mit einigem Vertrauen und glaubt auch nicht, daß die Arbeiterfrage uns große Unbequemlichkeiten bereiten werde.

Am 16. vormittags kam ich in Berlin an und wurde sogleich vom Kaiser zum Frühstück eingeladen. Er war wie immer sehr gütig und herzlich, und ich konnte lange mit ihm allein plaudern. Er ist doch sehr froh, daß die Kanzlerkrisis ihr Ende gefunden hat, auch alle Minister, sagt er, atmen auf. Caprivis Art gefällt ihm sehr. Gestern holte er mich auch zum Spazierengehen ab, sprach fast ausschließlich über Bismarck und beklagte sich bitter über dessen Unbotmäßigkeit, auch darüber, daß dieser jetzt von Friedrichsruh aus unbequem zu werden schiene. In dieser Beziehung riet ich zum Eingreifen, um dem Fürsten klarzumachen, daß ein ruhiges Verhalten in seinem eigenen Interesse liege.

Während in Berlin die Nachricht vom Abgange Bismarcks zuerst mit größter Ruhe aufgenommen wurde und von irgendwelcher Erregung gar nicht gesprochen werden konnte, hat sich dies später während meiner Abwesenheit geändert; nach Ansicht aller Unbefangenen aber infolge künstlicher Mache, die sich besonders bei den Ovationen gelegentlich seiner Abreise gezeigt haben soll.

Während meiner Abwesenheit [2]) hat der Kaiser einen Erlaß über den Offiziersersatz, das Leben der Offiziere usw., der nach meinem Gefühl ganz sekret zu behandeln war, in den Zeitungen veröffentlichen lassen. Der Grundgedanke des Erlasses ist durchaus richtig, ich habe selbst öfters auf den Monarchen in ähnlicher Richtung einzuwirken versucht. Wir müssen — allerdings mit größter Vorsicht — in den Anforderungen beim Offizier-

---

[1]) [Nachtrag.] Ebensowenig mit der Ernennung Caprivis. Miquel und Stosch hatten darauf gerechnet, daß ich Kanzler würde.

[2]) Am 29. März.

ersatz etwas nachlassen, da es sehr an Offizieren fehlt, wir müssen dahin wirken, daß der Offizier von der allgemeinen Richtung zum Luxus und Wohlleben nach Möglichkeit zurückgehalten wird, aber die betreffende kaiserliche Order mußte geheim bleiben. Die Armee ist eine Korporation wie eine Familie, deren intime Fragen nicht vor die Öffentlichkeit gehören. Der Kaiser hat durch jene Maßnahme völlig falsche Auffassungen über das Leben in den Offizierkorps verbreitet, der Armee Schaden getan und viele Offiziere verletzt. Allerdings sind Verdy und vor allem Hahnke von Schuld nicht freizusprechen. Der Wortlaut der Order war von Verdy verfaßt, ist aber im Kabinett völlig umgearbeitet worden. Die Veröffentlichung hat der Kaiser selbst befohlen und gar nicht früh genug haben können. Leider muß ich sagen, daß lediglich Eitelkeit ihn treibt [...].

20. April.

Caprivi, den ich besuchte, erzählte mir, daß er wahrhaft entsetzt sei über vieles, was er nun aus dem Studium der Akten erführe, wie z. B., daß eine Menge wichtiger Vorlagen, welche die königliche Genehmigung erhalten hätten, von Bismarck einfach unterdrückt worden seien. Die Verwendung des Welfenfonds soll schwerste Bedenken erregen.[1])

24. April.

Auf der Fahrt mit dem Kaiser nach Bremen[2]) kam es zu einem ernsten Gespräch über die Kriegervereine, das von mir ausging. Viele Vereine sind sozialistisch beeinflußt, wir müssen schnell und gründlich dagegen vorgehen und uns Mittel schaffen, um energisch eingreifen zu können. Jetzt stehen die Organisationen mehr unter dem Einfluß des Ministers des Innern als dem der Militärbehörden; ich verlangte, daß die Generalkommandos die Aufsicht bekämen. Der Kaiser hörte aufmerksam zu. Minister Boetticher unterstützte mich. Als die Möglichkeit von Unruhen erörtert wurde, sprach sich der Kaiser sehr entschlossen aus. Bei dieser Gelegenheit wollte ich nicht gern sagen, daß der Minister des Innern nicht der Mann sei für schwierige Zeiten.

Ich war viel mit Graf Philipp Eulenburg zusammen. Er ist Idealist und glaubt fest daran, daß die Vorsehung mit dem Kaiser Besonderes vor habe. Ich bin nüchterner veranlagt und mache mir manchmal Sorgen, weniger auf dem Gebiete der auswärtigen als der inneren Politik. Wie auch die sozialen Wirren verlaufen mögen, soviel ist nachgerade

---

[1]) Vgl. jedoch H. Hofmann, a. a. O., I, S. 356, und H. v. Poschinger, Deutsche Rundschau, Dezemberheft 1919, S. 431.

[2]) Am 20. abends zum offiziellen Besuch der Stadt.

allen klar geworden, daß der Kaiser sein geplantes Ziel nicht erreicht. Was mich am meisten besorgt macht, ist die Beobachtung, daß der Kaiser noch keine festen Ansichten hat. Zum Glück wird es in weiten Kreisen nicht gemerkt. Wie oft habe ich ihn schon zwischen Österreich und Rußland hin und her schwanken sehen! Wieviel verschiedene Ansichten habe ich ihn schon entwickeln hören über bestimmte Persönlichkeiten! Es kann einer heute vortrefflich sein und nach wenigen Tagen schon nichts mehr taugen und umgekehrt. Leider hat auch schon manch einer das Gefühl, im Stich gelassen zu sein. Auch die Parteien wissen beinahe schon nicht mehr, wie sie mit ihm stehen. Läge dem ein bestimmter Plan zugrunde, so wäre das ausgezeichnet; er muß ja über den Parteien stehen und wird mit allen am besten fertig, wenn jede glaubt, er neige sich zu ihr. Jener Plan besteht aber nicht! Ein kluger Mann, der mit ihm umzugehen weiß, kann ihn sehr leicht zu einer anderen Meinung bekehren. Nicht erfreulich ist auch die immer deutlicher hervortretende Sucht, sich populär zu machen; dabei ist noch nie etwas dauernd Gutes herausgekommen. Angesichts der vielen vortrefflichen Eigenschaften und Gaben des Kaisers hoffe ich, daß Erfahrungen einen Wandel bewirken; es wäre aber gut, wenn sich die herben Erfahrungen bald einstellen möchten.

26. April.

Wir versuchen den italienischen Finanzen aufzuhelfen. Zu meinem Bedauern bedienen wir uns dabei auch Bleichröders, und zwar mit Genehmigung des Kaisers. Wie hat er noch vor wenig Wochen über Bleichröder geurteilt! Schon wieder eine von den unerwarteten Schwankungen.

27. April.

Das Zentrum möchte sich gern mit dem jetzigen Regime gut stellen und dadurch Vorteile erreichen. Deutlich sieht man an Windthorsts Benehmen, daß er noch beobachtet. Miquel, den ich jetzt öfter sah, erklärt immer, Windthorst sei bei weitem nicht so schlimm, als man ihn mache; er sei vor allem eitel und könne bei verletzter Eitelkeit gefährlich werden, ließe sich aber ebenso durch diese Schwäche auch einfangen.

28. April.

Eine soeben erschienene Broschüre: „Videant consules" wird ungeheures Aufsehen erregen. In ihr ist schonungslos auseinandergesetzt, daß wir nicht genügend für den kommenden Krieg vorbereitet und in der auswärtigen Politik die letzten fünfzehn Jahre falsch geführt worden

seien.[1]) Manche werden sagen, es sei unpatriotisch, so offen zu sprechen; ich halte das rückhaltlose Aufdecken von Schäden, die mir und vielen anderen ja längst bekannt sind, für gut. Da unverhohlen Rußland als unser eigentlicher Feind bezeichnet ist, wird die Broschüre dort böses Blut machen, auch unserer politischen Leitung ebenso wie dem Kaiser jetzt nicht angenehm sein.[2])

4. Mai.

Am 2. und 3. war ich in Potsdam zu Besichtigungen und ritt beide Male mit dem Kaiser vom Schloß nach dem Bornstedter Felde hinaus. Ich fand ihn sichtlich ernster als sonst und glaube auch, daß mancherlei doch nicht so glatt geht, wie er dachte. So macht die Arbeiterfrage ihm viel Sorgen; er sieht, wie die Leute immer mehr wollen.

Major Liebert ist aus Ostafrika [3]) zurück, von dessen Entwicklungsfähigkeit er eine große Meinung hat. Im Auswärtigen Amte ist man besorgt, er könne den Kaiser noch mehr begeistern und uns dadurch Schwierigkeiten mit England bereiten. Ich habe kein Urteil über unser Verhältnis zu England, weiß nur, daß wir bisher unglaublich nachgiebig und ängstlich gewesen sind, und daß die Engländer in Ostafrika dauernd unverschämt und rücksichtslos auftreten.

6. Mai.

In der konservativen Partei vollzieht sich, glaube ich, eine Scheidung. Vertreter der versöhnlichen Richtung, zu der Minister Puttkamer, Graf Mirbach, Herr v. Levetzow gehören, haben die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gekauft und wollen sie zum offiziellen Organ der Partei machen, da sie sich mit der „Kreuzzeitung" nicht verständigen können. Hoffentlich leidet dabei die konservative Sache keinen Schaden.

Sehr schmerzlich ist es mir zu hören, daß in der Armee der Kaiser sichtlich an Boden verliert. Ganz allmählich hat sich eine Abkühlung vollzogen, die noch ständig zunimmt. Die Ursachen sind mannigfacher

---

[1]) [Theodor Schiemann], Videant consules, nequid respublica detrimenti capiat. Kassel, Verlag von Th. Kay. Diese vor dem Rücktritt des Fürsten Bismarck fertiggestellte Broschüre des bekannten Publizisten und späteren Hochschullehrers war nach dem Vorwort veranläßt „durch die gänzliche Unzulänglichkeit der letzten Militärvorlage und das, was über die demnächst zu erwartende, scheinbar offiziös, verlautet". Das scharfe Urteil Bismarcks bei Hofmann, a. a. O. I, 226, kann zu falschen Schlüssen auf die Stellung des Verfassers der Broschüre gegenüber dem Reichskanzler führen. Jener ist trotz seiner Kritik ein Anhänger des Fürsten.

[2]) Der Reichskanzler wandte sich am 16. Mai (bei Beratung der Militärvorlage) gegen einzelne Behauptungen der oben erwähnten Broschüre.

[3]) Wo das Reich der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft" zu Hilfe gekommen war. 1889 hatte Wißmann den Aufstand Buschiris niedergeschlagen.

Art: Große Bevorzugung der Marine, desgleichen der Garde, und damit geringes Interesse für die Linie, namentlich für die Linieninfanterie. Erheblich geringere Höflichkeit gegen höhere Offiziere, als man sie beim Großvater gewohnt war. Ausgesprochene Neigung zur Soldatenspielerei, besonders deutlich durch die ständigen Alarmierungen, die gar keinen Zweck haben, weil man sich überall darauf vorbereitet, aber auch sonst bemerkbar. Große Sicherheit im Urteil über Dinge, die der Herr doch nicht recht durchdringt, also Überhebung über das Urteil erfahrener Leute. Häufiges Bevorzugen einzelner, das man allein auf persönliche Empfindungen zurückführt, umgekehrt harte Behandlung anderer und harte (wohl meist unbedachte) Urteile, die sogar an [...] streifen. Ungeniertes Sprechen mit jungen Offizieren über deren Vorgesetzte. Schließlich, und hier muß ich völlig zustimmen, die Neigung, auf Kosten der Armee sich populär zu machen, wie es in den Orders über Mißhandlungen und über Offizierersatz zum Ausdruck kommt. Ich schreibe dies nieder, weil es mir von sehr verschiedenen Seiten und urteilsfähigen Männern immer von neuem mitgeteilt wird.

In Personalfragen der Armee ist augenscheinlich durch Verschulden des Kabinetts manch falscher Schritt geschehen. Ich habe nichts gegen die Verjüngung des Offizierkorps, tadle nur die rücksichtslose Art der Ausführung. Die hohen Offiziere sind nicht mehr lange genug in ihren Stellungen, sie kommen fort, ehe sie Boden fassen und ihre Untergebenen gründlich kennen lernen konnten. Eine sehr üble Folge dieses Verfahrens ist das Gefühl der Unsicherheit bei den hohen Offizieren, und damit auch Mangel an Dienstfreudigkeit. Mancherlei ist hinzugekommen, was nicht auf militärischem Gebiete liegt; ich rechne dahin in erster Linie das Nichtfesthalten am gefaßten Entschluß. Ein Gefühl der Sorge hat mich schon seit geraumer Zeit, wohl seit vorigem Herbst, beschlichen.

Zu meinem Erstaunen hörte ich heute, daß die Angelegenheit der Kritik der taktischen Arbeiten in der Armee sehr bekannt geworden ist und böses Blut gemacht hat. Man hält das Auftreten des Kaisers für eine [...] und tadelt ihn scharf; man sagt: Was soll daraus werden, wenn keine Autorität mehr gilt!

Noch immer hoffe ich, daß wachsende Erfahrung alles zum besten führen wird.

Zu meiner großen Freude fängt der Kaiser nun endlich an, über Herbert Bismarck klar zu sehen.

10. Mai.

Ich war heute beim Reichskanzler. Das Gespräch kam auf die Legende, die mich zum Kriegshetzer gegen Rußland gemacht hat; der Kanzler

gab mir sofort zu, daß dies allein das Werk seines Vorgängers sei.[1]) Ich fand Gelegenheit, im nachherigen Vortrage beim Kaiser die Sache noch einmal zur Sprache zu bringen. Der Monarch erörterte in diesem Zusammenhange das jetzige Verhalten Bismarcks, das ihn sehr ärgert. Schon Caprivi sagte mir, bei Bismarck kann man nur noch Eisumschläge anraten.

18. Mai.

Die ersten Anzeichen eines Konfliktes zwischen Caprivi und Verdy sind da. Der Kanzler war der Ansicht, daß Verdy bei der Militärvorlage[2]) sich weiter als erwünscht engagiert[3]) habe, und schrieb ihm deswegen einen Brief, den Verdy übelnehmen mußte.

Die konservativen Parteien hatten die Absicht, eine Adresse an den Fürsten Bismarck zu richten. Unlängst kam nun der Reichskanzler zum Feldmarschall und bat ihn, seinen Einfluß auf die Konservativen dahin geltend zu machen, daß die Adresse oder Ähnliches unterbliebe. Er belegte seine Bitte mit so schlagenden Gründen, daß der Feldmarschall sie erfüllt hat.

23. Mai.

Der Kaiser stieg in der Dragonerkaserne — direkt von Ostpreußen kommend — zu Pferde und erzählte mir sogleich, daß er Liebenau entlassen habe, wozu ich ihn von Herzen beglückwünschte. Der Topf ist endlich übergelaufen. August Eulenburg ist der Nachfolger.

Daß man mich in Rußland infolge der Bemühungen Bismarcks und seiner Leute, namentlich Bleichröders, für den schwarzen Mann hält, wird jetzt immer bekannter; Schuwalow hat es neulich auch zugegeben. Es ist mir gleichgültig, was sie von mir denken; ich finde es nur unzweckmäßig, daß Caprivi jener Ansicht jetzt nicht entgegentritt;

---

[1]) Am 9. Mai hatte der Verfasser amtlich beim Reichskanzler angefragt, ob es nicht an der Zeit sei, die Behauptung, er, Graf Waldersee, sei der Führer einer Kriegspartei und besonderer Feind Rußlands, auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Auf dieses bei den Akten des Auswärtigen Amtes befindliche Schreiben notierte Herr v. Caprivi den Inhalt der oben im Text erwähnten Unterredung vom 9. Mai. Nach der Darstellung des Kanzlers hat dieser dem Verfasser bedeutet, daß der Ruf, in den er gekommen sei, nicht notwendig vom Fürsten Bismarck gemacht sein müsse, daß vielmehr Äußerungen von Generalstabsoffizieren wesentlich dazu mitgewirkt haben könnten. Herr v. Caprivi lehnte es ab, in der Sache Schritte zu tun, allmählich würden von selbst gesündere Verhältnisse eintreten. Der Verfasser gab sich zufrieden und verzichtete auf eine schriftliche Beantwortung seiner Anfrage.

[2]) Erste Beratung am 14. Mai.

[3]) Vgl. unter dem 7. Juni.

wenn auf diese Weise halb zugegeben wird, was die Russen glauben, so müssen diese ja doch gegen den Kaiser mißtrauisch werden.

27. Mai.

Graf Berchem verläßt das Auswärtige Amt. Wie mir scheint, hat er sich über die Ernennung Marschalls zum Staatssekretär geärgert und dann angefangen, geschäftliche Schwierigkeiten zu machen, wohl in der Annahme, daß man ihn nicht würde gehen lassen.

28. Mai.

Graf Henckel ist in Friedrichsruh gewesen und hat den Fürsten in leidlich ruhiger Stimmung gefunden, die Fürstin allerdings noch sehr verbissen. Auch von mir ist die Rede gewesen, der Fürst hat mir sagen lassen, er sei völlig überzeugt, daß ich ihm niemals ernstlich Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte, es sei bei ihm gegen mich und auch bei mir gegen ihn kräftig gehetzt worden. Henckel hatte Grüße und allerlei Freundlichkeiten zu bestellen. Es tut mir leid, daß ich den Beteuerungen des Fürsten nicht recht glauben kann, denn er hat mehrfach stark gegen mich gearbeitet, allerdings gebe ich gern zu, daß er durch böse Menschen, namentlich durch seinen Sohn, dazu gebracht worden ist.

30. Mai.

Graf Berchem ist der Meinung, daß Holstein ihn aus seiner Stellung gebracht hat, um im Auswärtigen Amt unumschränkt zu herrschen. Allerdings, Marschall ist mit Holstein befreundet und sehr auf seinen Rat angewiesen. In der Wilhelmstraße gibt es leider viele Intrigen; hoffentlich vermag Caprivi da Besserung zu bewirken.

31. Mai.

Vortrag beim Kaiser über einen völlig veränderten Aufmarsch im Osten. Der Monarch genehmigte nach reiflicher Überlegung alles. Ich hatte darauf hingewiesen, daß es sich um eine sehr kühne Anlage handle, der zu fassende Entschluß sei groß. Vorher sprach ich mit den Oberquartiermeistern und dem Feldmarschall von meinem Projekt und erhielt ihre vollste Zustimmung; eine wahre Freude war es zu sehen, mit welcher Passion der Feldmarschall an die Sache heranging.

1. Juni.

Seit einiger Zeit bemerkt man, daß der Geheimrat Kayser aus dem Auswärtigen Amt mit dem Monarchen im Verkehr steht. Schon bei den

Staatsratsverhandlungen in der Arbeiterfrage sprach dieser ihn oft an; seitdem haben sich die Beziehungen enger geknüpft, was mir gar nicht gefallen will.

7. Juni.

Die Landtagsverhandlungen über die Sperrgelder[1]) haben die Gemüter sehr aufgeregt; das Zentrum scheint Lust zu haben, seine Macht bei der Militärvorlage zu zeigen. Gutgesinnte Parlamentarier klagen, daß der Kriegsminister die Situation verderbe, indem er zuviel von Zukunftsplänen spreche. Verdy meinte ehrlich handeln und also sagen zu müssen, daß später für die Armee weitere Opfer nötig wären. Ich stehe da ganz auf seiner Seite. Was gehen uns parlamentarische taktische Kniffe an; dazu ist die Zeit zu ernst. Die Frage liegt so: Wollen wir zusehen, daß unsere Gegner uns immer überlegener werden, um uns dann zu überwältigen, oder wollen wir uns schützen; wollen wir jetzt Millionen sparen, um später Milliarden zahlen zu müssen oder nicht? Daß hier Zentrum und Fortschritt Schacher treiben wollen, ist ein Skandal, ebenso aber, daß die Gutgesinnten nicht mehr Schneid haben. Leider scheint Caprivi ängstlich zu sein; er fürchtet wahrscheinlich einen Konflikt.

8. Juni.

Wir befinden uns tatsächlich in einer ernsten Situation. Ich suchte Verdy auf, der mir dies entwickelte, und erhielt später durch seinen Besuch weitere Mitteilungen. Der Kanzler ist heute beim Kaiser gewesen, um ihn zu bitten, bei ernstlichem Widerstande des Reichstags ihn doch zu gewissen Konzessionen zu ermächtigen. Caprivi ist sehr deprimiert zurückgekommen. Der Kaiser hat alles rundweg abgeschlagen und sich sehr scharf geäußert. Es handelt sich darum, das Septennat aufzugeben, bedingungsweise zweijährige Dienstzeit zuzugestehen und auch von den jetzigen Forderungen noch einiges nachzulassen. Der Kaiser hat nur erlaubt in Aussicht zu stellen, daß 1894 ein neues Septennat nicht gefordert werden solle.

Caprivi sieht nun sehr schwarz; er ist wohl verdrossen über seine erste Meinungsverschiedenheit mit dem Kaiser und weiß nicht, wie er weiter hantieren soll. Ich bin mit Verdy der Ansicht, daß der Reichstag nachgibt, wenn man ihm mit Auflösung droht, denn keine Partei wünscht

[1]) Die auf Grund des Gesetzes vom 22. April 1875, betr. die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bistümer und Geistlichen, einbehaltenen Staatsgelder. Die Regierungsvorlage, nach welcher ein jährlicher Rentenbetrag von der Summe dieser Gelder zugunsten der katholischen Kirche verwendet werden sollte, wurde vom Zentrum abgelehnt. Das Gesetz fiel am 7. Juni.

Neuwahlen. Auf diese Weise wird man es einrichten, daß die Vorlagen mit ganz kleiner Majorität angenommen werden. Caprivi will unter keinen Umständen eine Auflösung; besteht der Kaiser darauf, so tritt er zurück.

Engelberg, Juli.

Obwohl es an Stoff nicht gemangelt hat, bin ich lange nicht dazu gekommen, Aufzeichnungen zu machen. Ich verließ am 10. Juni Berlin, um mir zunächst einen Teil des Kaisermanöverterrains bei Jauer und Striegau anzusehen, machte dann dem Prinzen Albrecht in Camenz einen Besuch und traf am 12. in Glatz zur Generalstabsreise ein. Diese mußte ich vorzeitig abbrechen, da der Kaiser mich beauftragt hatte, den Prinzen Friedrich Leopold, der ihn bei der Ulmer Dombaufeier vertreten sollte, zu begleiten. Es waren sehr schöne Festtage und ein stolzes Gefühl, hier eine der schönsten Kirchen — nebenbei die höchste der Welt — als evangelisches Gotteshaus vollendet zu sehen. Einer Einladung des Fürsten Hohenzollern folgend, fuhren Marie und ich am 1. mit dem Prinzen Friedrich Leopold zusammen nach Sigmaringen und verlebten dort einen höchst angenehmen Tag.

25. Juli.

Am 5. fuhren wir von Luzern nach unserem lieben Engelberg. Seit Mitte Juni haben sich wichtige Ereignisse abgespielt. Die Abmachung mit England über Ostafrika und Helgoland, der Bruch zwischen Kaiser und Kriegsminister, die Ernennung Miquels zum Finanzminister und das Vorgehen des Fürsten Bismarck gegen den Kaiser.

Unser Verhältnis zu England hatte sich im Laufe der letzten Monate infolge unseres Vorgehens in Ostafrika sichtlich verschlechtert. Über die maßlose Unverschämtheit der Engländer, unsere wirklich recht bescheidenen kolonialen Bestrebungen zu bekämpfen, kann kein Zweifel bestehen. Der Kaiser hatte noch im April dieselbe Auffassung, er war entschlossen nicht zurückzuweichen, unseren Einfluß bis an die Seen hin dauernd zu befestigen, Sansibar zu annektieren oder mindestens das Protektorat darüber zu erlangen. In diesem Sinne hatte er sich oft ausgesprochen, seine Ansicht war also in den kolonialen Kreisen bekannt und hatte große Hoffnungen erweckt. Was letzten Endes die Sinnesänderung bewirkt hat (Gefahr eines Sturzes von Salisbury, Italiens prekäre Stellung bei einer feindseligen Haltung Englands?), kann ich nicht beurteilen; ich war zu oft von Berlin entfernt. Jedenfalls war die Abmachung mit England eine völlige Überraschung. Wenn auch der Gewinn Helgolands erfreulich und wertvoll ist — ob der Kaufpreis zu hoch war, weiß ich nicht —,

so bleibt es bedauerlich, daß unsere Kolonialfreunde so hineingefallen sind. Es gab in diesen Kreisen große Erbitterung, was man um so mehr beklagen muß, als es sich ausschließlich um Reichstreue, gerade auch in Süddeutschland, handelt. Insbesondere bedauere ich die gegen den Kaiser entstandenen bitteren Gefühle: man glaubt vorwärtsgedrängt und dann verleugnet und verlassen worden zu sein. Die Hast der Erledigung wird vielfach getadelt; weder der auf der Rückreise befindliche Wißmann noch Liebert oder Gravenreuth,[1]) die in Berlin waren, noch sonst ein Kenner afrikanischer Verhältnisse ist gefragt worden, während die englischen Unterhändler erfahrene Leute waren.

Was die Affäre Verdy anlangt, so hatte dieser, als Caprivi Kanzler wurde, sogleich das Gefühl, wohl nicht lange Minister bleiben zu können. Beide sind von älterer Zeit her Gegner, und ich bin überzeugt — letzthin habe ich dafür manchen Beleg gefunden —, daß Caprivi in sein Amt getreten ist mit der Absicht, Verdy bald los zu werden, und daß er dem Kaiser dies auch frühzeitig gesagt hat. Er fand den Boden für die Aktion ganz gut vorbereitet. Einmal hatte Verdy durch seine Neigung, amüsant zu erscheinen, sich oft dazu verleiten lassen, bei Hofe, namentlich wenn er bei Diners den Majestäten gegenüber saß, laute und nicht immer taktvolle Konversation zu machen, zum Teil animiert und stets sekundiert durch Herbert Bismarck. Dies war der Kaiserin von vornherein sehr fatal und wurde auch dem Kaiser schließlich etwas unbequem. Sodann aber, und hier liegt der Kernpunkt, hatte Verdy den Kanzler sehr gegen sich aufgebracht durch seine im November im Reichstage gegen die „frivole offiziöse Presse“ [2]) gehaltene Rede. Ich hatte Verdy, der ja für mich eingetreten war, herzlich gedankt, ihm aber auch gleich gesagt, daß seine damaligen Worte vom Hause Bismarck nicht vergessen werden würden. So ist es auch gekommen. Etwa zu Beginn des Jahres fing der Kanzler an, den Kaiser gegen Verdy einzunehmen. Sehr geschickt insinuierte er, daß dieser fortschrittliche Neigungen habe.[3]) Leider sitzt dergleichen beim Kaiser ja oft; mit Sicherheit, wenn er gegen die betreffende Person schon etwas hat.

Bei Behandlung der Militärvorlage soll nun Verdy in den Kommissionen nicht immer glücklich operiert haben, namentlich mit seiner Mitteilung, daß noch größere Projekte über Armeevermehrung in der Luft lägen. Er hat damit sowohl richtig als vor allem ehrlich gehandelt, wurde aber von den Regierungsparteien elend im Stich gelassen. Die guten Leute sind um ihre Mandate besorgt; sie fingen ein klägliches

[1]) Hauptmann Freiherr Karl v. Gravenreuth, Mitkämpfer von Wißmann.
[2]) Vgl. oben S. 79.
[3]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. III, mehrfach.

Geschrei an, behaupteten, die ganze vorliegende Militärforderung sei gefährdet, rannten zu Caprivi und kamen auch — ich weiß noch nicht genau durch wen, wahrscheinlich aber durch Helldorff, der schon mehrfach einen unseligen Einfluß geübt hat — an den Kaiser. Caprivi entpuppte sich als Schwarzseher,[1]) ging zum Monarchen und bat ihn, Konzessionen, z. B. mit der zweijährigen Dienstzeit, zu machen. Der Kaiser lehnte dies energisch ab und verlangte vom Kanzler, er solle in die Kommission gehen und seinen ganzen Einfluß aufbieten, um die Gemüter zu beruhigen. Beide waren sich aber einig in abfälliger Beurteilung Verdys, und damit stand dessen Fall fest. Caprivi tat einen entscheidenden, aber auch bedenklichen Schritt: er verleugnete Verdy in der Kommission durch die Erklärung, überhaupt nichts von weiteren Reorganisationsplänen zu wissen! Hiermit trat Beruhigung ein. Aber der Kanzler hatte eine Unwahrheit gesagt, und die Reichstagsabgeordneten hatten gezeigt, daß sie belogen zu werden wünschen. Beim Kaiser hieß es: „Der Kriegsminister hat die Vorlage gefährdet, allein durch mein Eingreifen ist sie durchgekommen; er muß zurücktreten."

Verdy übersah so ziemlich, wie es stand, erhielt aber völlige Klarheit, als der Kaiser von einem Besuch bei Krupp zurückkam, von dem er sich in einer schwebenden Frage, betreffend Bronze- und Gußstahl, sehr gegen das Kriegsministerium hatte aufhetzen lassen. Ohne sich bei dieser Behörde zu erkundigen, ging er mit größter Schärfe gegen ihren Chef selbst vor und behauptete hintergangen worden zu sein. Verdy sah, daß hier vor der Welt die Ursache seines Sturzes gefunden werden sollte, und fügte sich sogleich in sein Schicksal.

Ich bin infolge meiner Abwesenheit ganz aus der Sache herausgeblieben. Als ich zwischen Übungsreise und Fahrt nach Ulm einen Tag in Berlin weilte, ging ich, nach Informierung bei Verdy und auch sonst, zu Caprivi und bat ihn, dafür zu sorgen, daß sich Verdys Rücktritt in würdiger Form vollzöge; ich hielte es auch für unmöglich, daß ein Kriegsminister einer Stimmung im Reichstage wiche, jedenfalls müßte einige Zeit verstreichen. Der Kanzler sagte mir, daß dies auch seine Ansicht sei, und er dem Kaiser vorgeschlagen habe, bis zum Oktober zu warten. Ich hoffe, es wird nun auch so verlaufen, fürchte nur, daß der Kaiser, wenn er erst über den Nachfolger klar ist, die Zeit nicht einhält. Wittich und Kaltenborn stehen zur Wahl, jener hat gar keine, dieser wenig Lust.

Ich bedaure Verdys Rücktritt in mehrfacher Hinsicht. Zunächst war er mir ein treuer Freund, der sich als solcher auch in der Ministerzeit voll bewährt hat. Sodann habe ich mit ihm zum Nutzen der Armee zusammengearbeitet. Während seit langen Jahren Kriegsministerium

[1]) Vgl. o. unter dem 8. Juni.

und Generalstab in Feindschaft lebten — bei Bronsart ging es zuerst ganz gut, später aber auch nicht mehr —, haben wir zusammengehalten und unsere Untergebenen zur Eintracht ermahnt. Dadurch ist es gelungen, die großen, in Verdys Ministerzeit zur Ausführung gekommenen Vermehrungen und Verbesserungen in der Armee in überraschend schneller Zeit vorzubereiten. Ferner bedauere ich es, wenn ein so klarer Kopf, dessen Rat ich im Kriege gern gehört hätte, der Armee verloren geht, und mit mir werden es auch andere beklagen. Endlich ist es für mich ein betrübendes Gefühl, daß hier ein General durch Parlamentarier zu Fall gebracht worden ist. Zu Zeiten Kaiser Wilhelms I. wäre dies unmöglich gewesen.

Ich bin gespannt, wie die Welt und die Armee schließlich urteilen werden. Zunächst sucht man Verdys Fehler an einer ganz falschen Stelle. Sie liegen allein auf dem Gebiete des Charakters, er ist kein Mann des Festhaltens und unbeugsamen Willens. Der Vorwurf, den man ihm machen muß, ist der, daß er gegen den Kaiser zu nachgiebig gewesen ist; er hätte in vielen Fragen gegenhalten und manchmal auch seine Stellung dafür einsetzen müssen. Sobald ich den Kaiser allein spreche, werde ich ihm sagen, daß er einen bequemeren Kriegsminister nicht wieder bekommt. Er wird sich manchmal nach ihm zurücksehnen.

Daß Miquel einmal Minister werden würde, hatte ich immer angenommen, und auch das Finanzministerium ist wohl das Richtige für ihn. Überraschend bleibt nur die Geschichte seiner Ernennung. Als der Rücktritt von Scholz feststand, machte der Kaiser, ohne irgend jemanden zu fragen, gelegentlich seines Besuchs bei Krupp Herrn Jencke den Vorschlag, Finanzminister zu werden. Dieser lehnte ab und verhinderte dadurch einen Zusammenstoß zwischen Kaiser und Kanzler; denn der letztere beansprucht doch, in solchen Fällen gehört zu werden, womöglich den Vorschlag selbst zu machen. Um des lieben Friedens willen hat man die Sache auf sich beruhen lassen. Danach wurde Miquel gefragt — es ging alles sehr schnell, weil der Kaiser seine Seereise antreten wollte —, und er nahm an. Bemerkenswert ist nun, daß die beiden Kandidaten grundverschiedene Auffassungen haben. In der Arbeiterfrage war bekanntlich während der Staatsratssitzungen Miquel Referent und vertrat sehr geschickt die Ideen des Kaisers. Wer war aber deren Hauptgegner, wer griff mit großem Mut und von fester Überzeugung getragen diese Ideen an und bezeichnete sie als ungesund? Kein anderer als Herr Jencke! Nun ist es ja gewiß ein Zeichen von Seelengröße, seinen Gegner zu achten und anzuerkennen. Was sollte aber ein Minister, der auf einem den Kaiser und die ganze Welt jetzt am meisten interessierenden Gebiete diametral entgegengesetzten Anschauungen huldigt? Angesichts des An-

gebots an Herrn Jencke muß man glauben, daß der Kaiser sich eingestanden hatte, auf falschem Wege zu sein und umkehren wollte; diese Annahme wird aber hinfällig durch die Wahl Miquels. Für manchen wird das Ganze ein Rätsel sein, für mich ist es dies leider nicht.

Was das Benehmen des Fürsten Bismarck anlangt, so ist man sich in der Mehrzahl wohl einig, es unerhört zu finden. Ich bekenne, mich hier völlig getäuscht zu haben. Ich war der Ansicht und habe sie auch dem Kaiser gegenüber zum Ausdruck gebracht, der gefallene Kanzler würde sich ruhig verhalten, weil er zuviel Feinde und dunkle Punkte hat. Nun heißt es, er müsse sich austoben. Anfänglich schien dies System auch ganz richtig zu sein, er war überwiegend persönlich und verfolgte einzelne Menschen mit seinem Haß; jetzt ist das aber allmählich anders geworden, er spricht oft ganz sachlich über die wichtigsten politischen Fragen. Durch seine Äußerungen über Österreich, die Polen, Ostafrika und Helgoland wird er nachgerade unbequem. Und dabei besitzt er in Deutschland noch einen großen Anhang, namentlich im Süden und Westen, und alle durch die Arbeitererlasse Betroffenen, die Großindustriellen, und damit das Großkapital, ebenso die Judenschaft schließen sich ihm an. Das sind beachtenswerte Bundesgenossen! Noch wäre ein Einschreiten möglich. [. . .]

Konstanz, 7. August.

Einer Einladung der Großherzogin von Baden folgend, gingen Marie und ich am 5. nachmittags nach der Mainau und blieben dort bis heute gegen Abend. Großherzog und Großherzogin, die sehr genaue Beobachter sind, beginnen um den Kaiser entschieden besorgt zu werden. Sie fürchten, daß er an Boden verliert und übereilt handelt, obwohl sie mit mir bei den vielen guten Eigenschaften des Monarchen immer noch das Beste hoffen. Dem Großherzog war etwas davon zu Ohren gekommen, daß ich mit Caprivi nicht gut stände; erst daraus merkte ich, daß seitens des Kanzlers in der Tat gegen mich etwas unternommen zu sein scheint. Ich bedauere diese Kunde; ich bin in loyalster Weise gegen ihn verfahren und baute fest auf seine Ehrlichkeit. Auch jetzt möchte ich diese Illusion noch nicht aufgeben. Meine Ansicht, daß ich beim Kaiser nicht mehr so gut angeschrieben zu sein scheine wie früher, beunruhigte den Großherzog sehr; er bat mich dringend, ihm Nachricht zu geben, wenn sich mein Eindruck bestätigen sollte.

Berlin, 10. August.

Gestern früh traf ich hier wieder ein, wo es gleich viel Arbeit und neue Eindrücke gab.

Zu meinem Bedauern naht ein Konflikt mit Caprivi. Ich ahnte das schon in Engelberg, wo ich Huene, Funcke[1]) und Deines zu sprechen Gelegenheit fand. Seit langer Zeit habe ich die Stellung der Militärattachés zu heben versucht. Der Kaiser war völlig meiner Ansicht, sie der Abhängigkeit von den Missionschefs zu entziehen. Caprivi hat aber jetzt das Gegenteil verfügt. Die Herren sollen den Missionschefs völlig unterstehen und als deren Reporter in ihren Berichten niemals die Politik streifen. Die Verfügung ist ganz unsinnig und für den Dienst nachteilig. Die Militärattachés überragen geistig fast alle Diplomaten;[2]) dies ist ihr Verbrechen. Der Kaiser mag sie gern, protegiert sie und hat auf ihre politischen Berichte großen Wert gelegt, natürlich zum Verdruß derer von der Zunft.

Es ist nur eine Stimme, daß Caprivi sich durch Holstein hat aufhetzen lassen, ebenso, daß der ganze Coup gegen mich gerichtet sein soll. Ich habe Holstein oft in Schutz genommen und ihm mein Vertrauen geschenkt. Sollte er wirklich der Macher sein, so wäre das geradezu eine Infamie. Ich würde ihn für einen [...] halten müssen, damit allerdings zu einer Ansicht kommen, die viele bereits haben. Sein Verhalten wäre nicht nur schlecht, es wäre auch leichtsinnig, denn er hat sich eigentlich in meine Hand gegeben durch Einblick in ein zweideutiges Spiel, das er mit Bismarck Vater und Sohn gespielt hat[3].)

Ich muß die ganze Militärattachéangelegenheit mit größter Vorsicht behandeln und zunächst des Kaisers Ansicht in Erfahrung zu bringen suchen. Auch ein Konflikt zwischen diesem und dem Kanzler muß vermieden werden.

Man betrachtet die Presse meist als den Ausdruck der öffentlichen Meinung. Das ist ein großer Irrtum. Wer Zeitungen liest, muß glauben, daß es keinen populäreren Mann und Herrscher gibt als Kaiser Wilhelm, und doch ist das leider nicht der Fall. Auch nicht, was ich für das Be-

[1]) Vgl. u. S. 172.

[2]) Vom Freiherrn Huene sagt das sein eigener Chef, der damalige Graf Münster, in einem Schreiben an den Verfasser vom 20. Dezember 1889.

[3]) Holstein selbst hat dies stets bestritten, vgl. Harden, Köpfe, 13. Aufl. (1910), S. 101 bis 103.

[Aus einem Nachtrage]. Herr v. Holstein hat mich in den Jahren 1889 und 1890 (bis zum Rücktritt des Fürsten) wiederholt aufgefordert, mir — z. B. durch den Grafen Yorck — direkte und *rein politische* Berichte erstatten zu lassen, um sie dem Kaiser vorzulegen, der, wie Holstein sich ausdrückte, von Bismarck über die Stimmung in Rußland getäuscht werde. Ich habe diese Aufforderung nicht befolgt. Auch bei dem Zwischenfall mit der Schweiz [Fall Wohlgemuth, vgl. oben S. 51] ersuchte mich Herr v. Holstein, Seine Majestät auf das Fehlerhafte der Bismarckischen Politik hinzuweisen, und versah mich mit dem nötigen Material. Er intrigierte also gegen seinen direkten Vorgesetzten, dem er viel Dank schuldete [Anspielung auf den Arnimprozeß!] und verriet ihn, hat aber die Stirn, mir nachzusagen, ich hätte verbotenen Verkehr mit den Militärattachés. [Vgl. u. S. 140].

denklichste halte, in der Armee. Wenn von dieser Seite Klagen an mein Ohr kommen, müssen sie wahr sein, denn, da ich für einen besonderen Freund des Kaisers gelte, sind die meisten mir gegenüber doch sehr vorsichtig.

11. August.

Gestern war Professor Schottmüller [1]) lange bei mir. Ich habe mich schon früher mit ihm mehrfach gründlich ausgesprochen, er ist ein offener Kopf und mit mir in dem Wunsche einig, daß dem Kaiser seine Aufgaben und Pläne gelingen.

Schottmüller, der — seit einigen Wochen von Rom abwesend — sich hier sehr betriebsam umgesehen hat, ist entsetzt über die Zustände im Auswärtigen Amt. Caprivi und vor allem Marschall haben sich völlig in Holsteins Hand gegeben, dieser arbeitet in Gemeinschaft mit Lindau und Raschdau bisher mit großem Erfolge. In einer Frage hat er kein Glück gehabt: Seit langem versucht er, Schloezer in Rom durch den Grafen Monts zu ersetzen. Dabei wurde auch der Umstand ausgebeutet, daß es Schloezer nicht gelungen war, beim Heiligen Stuhl als Nachfolger des verstorbenen Posener Erzbischofs Dinder wieder einen Deutschen durchzusetzen, woraus man ihm keinen Vorwurf machen durfte, da sich die Zeiten geändert haben.[2]) Der Coup wäre beinahe gelungen, im letzten Augenblick hat Caprivi durch Schottmüllers ungeschminkten Vortrag doch eine andere Ansicht gewonnen, Schloezer bleibt nunmehr definitiv. Dieser hatte ebenso wie Engelbrecht [3]) über die italienischen Zustände stets eine andere Auffassung als unser Botschafter und seine Räte. Er und Engelbrecht haben seit zwei Jahren behauptet, daß unsere Allianz nicht von Dauer ist, und Italien langsam sich wieder zu Frankreich neigt. Holstein hat dies immer bekämpft und deswegen beide fortbringen wollen, gegen Engelbrecht wird noch jetzt gearbeitet. Schottmüller hat im Auswärtigen Amte ganz offen darüber sprechen gehört, daß wenn erst Verdy heraus sei, ich bald ein Armeekorps bekommen würde. Zu meinem Bedauern muß ich sagen, daß Caprivi dabei keine reinen Hände haben kann.

Ich besuchte auch Miquel. Er äußerte sich, wie vorher Schottmüller, über die steigende Unzufriedenheit großer Bevölkerungskreise mit dem Kaiser. Es ist sehr bemerkenswert, daß keine Partei es ganz mit dem Herrscher verderben möchte, teils fürchten sie sich vor seinen anscheinend gewalttätigen Neigungen, teils hoffen sie, daß er eigentlich ihr Mann sei.

[1]) Konrad Schottmüller, Sekretär der „Historischen Station" (seit 1890 „Institut") in Rom.

[2]) [Anmerkung des Verfassers.] Bei der Ernennung Dinders war der Papst infolge der Übertragung des Schiedsrichteramts in der Karolinenfrage an ihn zu Gegenleistungen geneigt.

[3]) Militärattaché in Rom.

Selbst in der Fortschrittspartei vertritt man diese Anschauung. Gewiß kann man den Kaiser nicht auf besondere Vorliebe für eine bestimmte Partei festlegen, nach meiner Überzeugung liegt die Sache aber recht traurig: Der Kaiser hat noch auf keinem Gebiete eine eigentliche Ansicht und weiß nicht, worauf er hinaus will; er ist von leidlich geschickten Leuten leicht zu beeinflussen und macht die überraschendsten Sprünge nach allen Seiten. Ein Gedanke bestimmt alle seine Handlungen: das Interesse für seine persönliche Stellung, der Wunsch, populär zu sein! Dazu tritt die Sorge für persönliche Sicherheit und schnell zunehmende Eitelkeit. Ich habe den Kaiser Friedrich für einen sehr eitlen Herrn gehalten, der sich gern drapierte und posierte. Der jetzige Herrscher übertrifft ihn aber darin bei weitem. Er hascht geradezu nach Ovationen und hat nichts lieber als hurrabrüllende Volksmassen. Da er von den eigenen Fähigkeiten sehr eingenommen ist (was leider auf arger Täuschung beruht), so empfindet er Schmeicheleien sehr angenehm. Gern spielt er den Mäzen und wirft mit dem Gelde um sich, ohne sich die geringsten Sorgen zu machen. All das hat sich so schnell entwickelt, daß ich von einem Staunen ins andere gerate.

Die große Stärke des Kaisers ist das ihm eigene Geschick, mit Menschen umzugehen, er besitzt eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und gewinnt die Herzen überall, wo er hinkommt und — nicht lange bleibt.

13. August.

Gestern war die große Herbstparade, die eigentlich verregnete. Ich konnte vor Beginn den Kaiser einige Minuten sprechen, er war ganz wie immer, ebenso auch bei dem Diner, bei welchem ich ihm nahe gegenüber saß. Gleichwohl ist irgend etwas vorgegangen, was ich noch nicht völlig übersehen kann. Schottmüller, der sich sehr für mich interessiert, auch den Kaiser gestern und vorgestern lange gesprochen hat, ist der festen Ansicht, daß Intrigen vom Auswärtigen Amt gegen mich gesponnen sind, und daß Holstein der Dirigent ist. Ich werde wohl bald klar sehen.

Graf Münster, der mir einen Besuch machte, wollte mich überreden, Huene von Paris fortzunehmen, dessen geistige Überlegenheit den Diplomaten unbequem wird. Da man weiß, daß der Kaiser große Stücke auf ihn hält, hat man Huene höchsten Orts als gefährlichen Ultramontanen geschildert.

Ich habe beim Reichskanzler diniert mit den Botschaftern Reuß und Münster, dem Statthalter Hohenlohe und den Gesandten Schloezer und Bülow (Bukarest). Ich fand Caprivi ganz munter und besser aussehend als im Frühjahr.

Nachher fuhr ich mit dem Staatssekretär Marschall lange spazieren. Er hat nur einige Male mit dem Kaiser zu tun gehabt und ist entzückt über dessen Auffassung und ruhiges Beurteilen. Ich sagte: „Ich wünsche von Herzen, daß Sie nach einem halben Jahre noch dieselbe Ansicht haben." Über die Militärattachés hatte ich mit ihm eine Unterhaltung, in der wir scharf aneinander gerieten. Als er mir sagte, es sei durchaus nachteilig, wenn die Militärs sich mit Politik beschäftigten, erwiderte ich ihm, daß der Fürst Bismarck in seiner beinahe dreißigjährigen Tätigkeit ganz anderer Ansicht gewesen sei und großen Wert auf die Berichte der Militärattachés gelegt habe. Dagegen konnte er allerdings nichts einwenden. Ich sagte ihm auch rund heraus, die ganze Aktion gegen die Militärattachés sei nichts als eine Ranküne Holsteins gegen den Major Engelbrecht, den er nicht leiden könne, und die eigentliche Spitze sei gegen mich gerichtet. Er schwor hoch und teuer, daß davon keine Rede sein könne, wird es sich aber wohl merken. Erschreckt bin ich über die gänzliche Unkenntnis unserer Verhältnisse, die sich in Marschalls Ausführungen zeigt. Ich werde mit Caprivi selbst Rücksprache nehmen; es wird einen harten Kampf geben, indes habe ich doch das Vertrauen, daß er als ein vornehm denkender und kluger Mann einsehen wird, daß er sich hat aufhetzen lassen.[1])

17. August.

Ich bin am 14. mit dem Kaiser, der seine russische Reise antrat, bis Kiel gefahren, um Vortrag zu halten. An den Vortrag knüpfte sich eine lange Unterhaltung, die meist von mir geführt wurde. Beim Thema Sozialisten wies ich darauf hin, daß seit der letzten Reichstagswahl nichts geschehen sei, um dem Übel an die Wurzel zu kommen. Kirche und Schule müßten, statt sich zu bekämpfen, zusammengehen, beide, vor allem aber die Lehrer, bedürften eines anderen Nachwuchses. Der Kaiser erwiderte: „Ich kann ja in der Schulreform nicht das Geringste vorwärts bringen; Goßler will jetzt kommissarische Beratungen zahlloser Leute, d. h. die Sache auf die lange Bank schieben." Der Kaiser hörte ruhig zu, als ich erklärte, sowohl der Minister des Innern als der des Kultus müßten zurücktreten, in erster Linie Herrfurth (den ich für sehr unbedeutend halte).

Von Bismarck sagte ich, als das Gespräch auf sein Verhalten kam, er trete jetzt allgemein für die Besitzenden ein, bald werde die Nation in zwei große Lager zerfallen, das des Kaisers und das des ehemaligen Kanzlers. Man müsse diesen still machen. Der Kaiser meinte: „Vor-

---

[1]) [Nachträgliche Randbemerkung des Verfassers.] Welche Illusion!

gestern hat Miquel ganz ähnlich geredet.“ [...] Hahnke, der dabei war, meinte, der Fürst sei gar nicht so schlimm.

Ich hatte ebenfalls noch in Kiel eine Aussprache mit Caprivi, die ausgezeichnet verlief. Ich sagte ihm, vermutlich wohnten in seinem Hause Geisterseher, die sich in den Kopf gesetzt hätten, daß ich in Gemeinschaft mit den Militärattachés Politik triebe, was der reine Unsinn sei.[1]) Wolle er, wie ich aus Marschalls Äußerungen vernommen, daß die Militärs die Politik in ihren Berichten nicht streifen sollten, so sei das seine Sache, und es würde niemandem einfallen dagegen zu handeln. Ich wünschte vor allem zu vermeiden, daß zwischen ihm und mir eine Wolke aufstiege. Ich bat ihn aber zu berücksichtigen, daß die Herren durch Bismarck geradezu darauf hingewiesen seien, politische Berichte zu machen, die dieser gern gelesen hätte. Caprivi ging mit großer Offenheit auf meine Worte ein und sagte, allerdings wünsche er, daß die Militärs die Politik nicht berührten, im übrigen bestände jedoch viel eher Veranlassung zum Eingreifen bei seinen eigentlichen Untergebenen, die er auf verbotener Korrespondenz hinter seinem Rücken — eine mir wohlbekannte Sache — ertappt hätte; Holstein sei da besonders bloßgestellt, er brauche ihn aber zunächst noch. Was Wahl und Abberufung der Militärattachés anbeträfe, so überlasse er, der Kanzler, das völlig meinem Gutdünken. Caprivi schloß mit der Bemerkung, daß wir zusammenhalten müßten, und dankte mir für die Aussprache; wir gaben uns die Hand und schieden als Freunde. Ich war sehr glücklich, und es tat mir leid, daß ich einen Augenblick an seiner Loyalität gezweifelt hatte.[2])

19. August.

Bei der Frage der Neubesetzung des Kriegsministeriums liegt die Schwierigkeit darin, daß der Kaiser eine viel zu geringe Meinung von der Bedeutung dieser Behörde hat; er will in der Armee nach seinem Belieben schalten und walten, der Kriegsminister soll gehorsam alles ausführen. Leider hat Hahnke den Monarchen in dieser Auffassung bestärkt, und Verdy nicht die Energie gehabt, sie zu bekämpfen. Ich habe früher

[1]) [Aus einem Nachtrage.] Ich habe mit den Militärattachés zeitweise in privater Korrespondenz gestanden, wie das mein gutes Recht ist. Diese Korrespondenz erfolgte ganz offen durch die Feldjägersendungen des Auswärtigen Amts. Dem Fürsten Bismarck war der Verkehr bekannt, ich habe ihm nachweislich öfter aus Briefen der Militärattachés Mitteilungen gemacht, die er dankend in Empfang nahm. Auch an den Kaiser gingen mehrfach Abschriften davon. Wenn Caprivi auf einen angeblich verbotenen Verkehr zwischen mir und den Militärattachés aufmerksam gemacht worden ist, so kann das nur durch Holstein geschehen sein. [Vgl. o. S. 136, Note 2.]

[2]) [Nachträgliche Randbemerkung des Verfassers.] Damals hatte mich der Biedermann bereits verraten! Wie harmlos bin ich doch gewesen!

häufig mit dem Kriegsministerium Differenzen gehabt, wünsche aber nicht, daß seine Macht völlig gebrochen wird. Ministerium, Chef des Generalstabes und Militärkabinett sind drei Faktoren, die zusammengehen, aber auch sich balancieren müssen, keiner von ihnen darf die unbestrittene Führung haben.

30. August.

Am 25. erwartete ich den aus Rußland zurückkehrenden Kaiser in Memel und begleitete ihn zu militärischen Besichtigungen in Insterburg, Goldapp, Lötzen, von wo die Fahrt nach Berlin angetreten wurde. Kaiser und Kanzler sprachen lange mit mir über ihre Eindrücke. Alles in allem sind sie gut, doch wurde hinzugesetzt, daß die Situation natürlich nicht verändert sei. Die Russen sind ausgesucht höflich gewesen, und zwischen den Majestäten hat sich schließlich ein sehr freundlicher Verkehr entwickelt. Caprivi hat mit dem Zaren lange und für beide Teile befriedigend gesprochen. Giers hat auf ihn einen weniger guten Eindruck gemacht. Da wir deutlich zu erkennen gaben, daß wir am Bündnis mit Österreich festhalten, und in der bulgarischen Frage jeder Fürst uns recht sei, der Österreich passe, so ist alles beim alten geblieben. Die Manöver waren so angelegt, daß man sehr wenig sehen konnte, um so weniger, als der Zar nur Schritt ritt, gern haltmachte, sein Augenmerk vorwiegend auf das Frühstückszelt richtete und den Kaiser mit Umgebung stets bei sich behielt.

Ich habe, trotzdem der Kaiser in freundlichster Weise mit mir verkehrte, doch recht traurige Eindrücke empfangen. Vor allem infolge der übereilten und scharfen Urteile, die ich zu hören bekam, und in denen Wittich und Hahnke empörenderweise den Monarchen noch bestärkten. So wurde z. B. über einen General (Rössing)[1]) und mehrere höhere Offiziere auf Grund ganz unzureichender Information und sogar völlig falscher Urteile der Stab gebrochen, und dies in Gegenwart des Hofmarschalls, des Arztes und der hin und her gehenden Dienerschaft! Ich trat für die Herren, namentlich für den General ein, werde mir damit aber keinen Beifall erworben haben. Wie unmöglich wäre solches Verfahren beim alten Herrn gewesen! Ist da noch irgend jemand seines Lebens sicher?

Der Kaiser hat eine große Übereilung begangen. Er hat eine Infanteriebrigade des III. Armeekorps vom Manöver hierher berufen, weil es nach einer Sozialdemokratenversammlung in Friedrichshagen[2]) zu Unruhen gekommen war. Das beim Ausrücken der Garnison zum Manöver hier

---

[1]) Freiherr v. Rössing, Kommandeur der 3. Infanterie-Brigade.
[2]) Berliner Vorort.

verbliebene Wachtkommando von 600 bis 700 Mann im Verein mit den mehr als 3000 Schutzleuten genügte für solche Vorkommnisse völlig. Großes Aufsehen ist unvermeidlich, und die Sozialdemokraten, die an Putsche oder mehr auch nicht entfernt denken, werden in Hohngelächter ausbrechen. Es scheint, als ob der Kaiser ängstlich gemacht wurde. Interessant ist, daß weder Kriegsminister noch Kanzler vorher zu Rate gezogen worden sind. Selbst Hahnke nicht!

1. September.

Ich habe oben vergessen zu erwähnen, daß der Kaiser sowohl auf der Reise nach Kiel als in Ostpreußen sich dahin aussprach, es sei gefährlich, Berlin und andere große Städte von Besatzung zu entblößen, wie dies zur Manöverzeit geschehe, für solche Fälle müsse man besondere Truppen formieren, also etwa pro Armeekorps vier Bataillone, die vielleicht als Reservebataillone und Kaders für Reservedivisionen aufgestellt werden könnten. Ich traute meinen Ohren nicht, denn diese Formationen hatte ja ganz unlängst Verdy vorgeschlagen, war aber dabei in schmählicher Weise desavouiert worden. Ich erwiderte, daß ich eine derartige Maßregel mit Freuden begrüßen würde, aber überzeugt sei, der Reichstag würde bei solcher Motivierung (Polizeitruppe!) nie zustimmen. Der Kaiser wollte dies natürlich nicht glauben. Vielleicht hat er durch die Heranziehung der Brigade des III. Armeekorps die Maßregel vorbereiten wollen. Ferner erzählte mir der Kaiser in Lötzen, der zum russischen Manöver geladene französische General Boisdeffre,[1]) Souschef des Großen Generalstabs, sei sehr höflich gewesen und schließlich mit der Behauptung herausgekommen, daß sich in seinem Vaterlande eine monarchistische Restauration vorbereite, und hohe Offiziere dafür gewonnen seien. Ich bedeutete dem Kaiser, daß ich dies nach unseren bisherigen Nachrichten für höchst unwahrscheinlich hielte; er blieb aber dabei, daß Boisdeffre recht habe und von den Russen unterstützt würde.

An Bord der „Hohenzollern", 9. September.

Manöver bei Düppel unter Mitwirkung der Flotte.[2]) Gestern kleines Diner in Gravenstein.[3]) Die Kaiserin sprach viel von ihren Kindern und

---

[1]) Es ist derselbe, der damals im Lager von Krasnoje Selo durch Aussprache mit dem russischen Generalstabschef Obrutschew die Entente zwischen Frankreich und Rußland einleitete, während „der Gedankenaustausch Alexanders III. und seines Gastes Wilhelms II. gleichzeitig Gefahr lief, trotz der Sommerhitze einzufrieren". (Fester, Verantwortlichkeiten, „Deutsche Rundschau", Oktober 1920, S. 91 f.)

[2]) Die Manöver des IX. Korps hatten am 5. begonnen.

[3]) Bei Apenrade. Dort wohnte die Kaiserin während des Manövers im Schlosse ihres Bruders.

sagte, daß sie mir nicht dankbar genug sein könne für die Empfehlung Falkenhayns zum Gouverneur. Vom Kronprinzen sagte sie, es sei ganz auffallend und mache ihr etwas Sorge, welche Zuneigung zum weiblichen Geschlecht er zeige; er wisse ganz gut, hübsch von häßlich zu unterscheiden, achte auf Damentoiletten und sei stets höflich und aufmerksam gegenüber Damen, besonders hübschen. Im übrigen sei er aber ein sehr begabtes, vielversprechendes Kind.

Mit dem Kaiser, dem ich bei dem Manöver stets zur Seite gewesen war, kam das Gespräch auf süddeutsche Verhältnisse. Er gab mir zu, daß es in Bayern und Württemberg gar nicht gut aussehe, und daß etwas geschehen müsse. Ich meinte, wenn die Kaisermanöver diesmal nicht in Bayern stattgefunden hätten, so sei der Grund dafür eine Intrige des Gesandten Grafen Rantzau und Lerchenfelds; auch aus anderen Rücksichten würde es hohe Zeit, daß jener von München fortkäme. Philipp Eulenburg sei der richtige Mann für die dortige Stellung. Der Kaiser erwiderte, Eulenburg brauche er in Stuttgart, wohin er übrigens ja auch eben erst geschickt sei. Was die württembergischen Verhältnisse betrifft, so handelt es sich dort um die Neubesetzung des Generalkommandos. Der Kaiser war sich noch nicht schlüssig über die Persönlichkeit, es hat ja auch seine Schwierigkeiten wegen der dortigen eigenartigen Zustände bei Hofe und in der Gesellschaft. Bisher hat man den preußischen Kommandierenden General ertragen, aber nach Kräften versucht, ihm das Leben schwer zu machen; jetzt möchte man ihn ganz loswerden. Wir besprachen die einzelnen Kandidaten, worauf der Kaiser sagte: „Man möchte gern Sie in Süddeutschland haben. Ich sehe natürlich ein, daß man Ihnen das XIII. Armeekorps nicht anbieten kann; ich möchte aber dort eine große militärische Stellung schaffen, mit der eine Generalinspektion der süddeutschen Truppen verbunden ist, eine Stellung wie ein Vizekönig." Ich erwiderte: „Ich diene Eurer Majestät überall, wo ich gebraucht werde, meine aber, daß die von Eurer Majestät geplante Stellung nicht zu schaffen ist, weil Bayern sie sich nicht gefallen läßt. Handelt es sich dagegen nur um eine Armeeinspektion, so liegt wieder eine Schwierigkeit in dem Dienstalter des Prinzen Leopold,[1]) nur Loë, Albedyll und Alvensleben[2]) sind älter; ich würde den ersteren für allein, und zwar sehr geeignet halten. Sollte der Betreffende gleichzeitig das Generalkommando in Stuttgart übernehmen, so ist auch hierfür Loë die passende Persönlichkeit." Das Gespräch endete damit, daß der Kaiser mir auftrug, über die Fragen weiter nachzudenken und ihm dann Bericht zu erstatten.

---

[1]) Der zweite Sohn des Prinzregenten Luitpold, damals Kommandierender General des I. Armeekorps.

[2]) General der Kavallerie, Kommandierender General in Stuttgart.

Breslau, 11. September.

Die Manöver in Schleswig erreichten gestern ihr Ende. Wieder mußte ich eine Kritik abhalten, der der Kaiser die seinige folgen ließ. Ich kann nur sagen, daß er im ganzen sachlich und gut sprach, allerdings lobte er die Flotte zu sehr, was in der Armee allmählich unangenehm berührt.

Während der Eisenbahnfahrt[1]) sprach ich mit dem Kaiser wieder über Württemberg und empfahl ihm schließlich Loë unter der Voraussetzung, daß er Armeeinspekteur würde. Der Kaiser lehnte nicht ab.

Ich bin mir noch nicht recht darüber klar, ob etwa Caprivi mich als künftigen Vizekönig von Süddeutschland wünscht, um mich los zu werden; jedenfalls überlege ich, ob ich nicht gut tue, diese Gelegenheit zu benützen, um hier herauszukommen. Schon längere Zeit habe ich angesichts der wenig erfreulichen Zustände den Wunsch, nicht als einer der großen Ratgeber angesehen, also mitverantwortlich gemacht zu werden. Ich bin überzeugt, daß es auch weiterhin immer mehr bergab gehen wird; warum soll ich mich da von der Lawine, die ich nicht aufhalten kann, verschütten lassen? Ich möchte Caprivi allein arbeiten lassen und würde nur zur Hilfe bereit sein, wenn er mich darum bittet. Machte ich mich jetzt irgendwie bemerkbar, so würde er sofort über Verrat schreien und die Gelegenheit benutzen, um selbst abzuspringen.

12. September.

Eine vertrauliche Mitteilung aus Berlin sagt mir, daß Caprivi sich über die Kieler Unterhaltung[2]) sehr befriedigt, sogar beglückt ausgesprochen habe; es sei ihm ein Stein vom Herzen, soll er gesagt haben. Das zeigt aber auch, wie argwöhnisch er gewesen sein muß. Gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, daß Holstein von neuem gegen mich arbeite und hauptsächlich derjenige sei, der Caprivi beunruhige.

13. September.

Das Korpsmanöver[3]) verlief sehr interessant, ich bekam von vielen Seiten Komplimente über die Anlage. Leider war der Kaiser, der sachlich ganz gut und klar sprach, sehr scharf; sein Tadel ging hauptsächlich auf die Führung im großen. Er tut durch diese Schärfe gegen alte Generale in Gegenwart fremder und junger Offiziere großen Schaden.

Ich hatte mit ihm eine lange Konversation über Italien, die von meiner Behauptung ausging, daß sich die Verhältnisse dort allmählich ver-

[1]) Nach Breslau zu den Manövern.
[2]) Vgl. unter dem 17. August.
[3]) Manöver des VI. Korps gegen markierten Feind.

schlechterten, außer Crispi doch auch der Kronprinz entschiedener Irredentist sei. Der Kaiser war anfangs etwas ungläubig, sagte dann aber, er würde im Herbst gern nach Italien gehen, um selbst zu sehen und Fühlung zu behalten. Ich finde die Idee nicht glücklich; sie kommt zu oft! Dann erzählte der Kaiser, er habe dem Fürstbischof Kopp über das neuerliche Verhalten des Vatikans gesagt, jetzt habe er es satt und werde nicht mehr so rücksichtsvoll sein wie bisher, er ermächtige ihn, den Fürstbischof, dies überall zu verbreiten.

Pleischwitz,[1]) 21. September.

Heute will ich mich hier etwas ausruhen. Die Manöver[2]) sind beendet, und ich kann mit Befriedigung auf sie zurückblicken. Leider hat der Kaiser mir Wasser in den Wein gegossen.

Er führte am 17., am 18. vom Mittag an, am 19. und 20. Im vorigen Jahre ging alles noch weit besser. Jetzt war die Sicherheit gewachsen, aber auch die Überschätzung der eigenen Fähigkeiten. Nach meiner Überzeugung hat der Monarch ein gewisses Verständnis für Exerzierplatzbewegungen, nicht aber für die eigentliche Truppenleitung. Es fehlt jede Kriegserfahrung, woraus auch der Zweifel an der geringen Verwendungsfähigkeit der Kavallerie entspringt. Der Kaiser ist außerordentlich unruhig, jagt hin und her, ist viel zu weit vorn in der Gefechtslinie, greift in die Führung der Generale ein, gibt zahllose, sich oft widersprechende Befehle und hört kaum auf seine Ratgeber. Er wünscht immer zu siegen und nimmt daher eine gegen ihn ausfallende Entscheidung des Schiedsrichters übel. Das sollte ich erfahren, als ich auf diesen Wunsch keine Rücksicht nahm und meine Schuldigkeit ohne Menschenfurcht tat.

Ich hatte den 19. so angelegt, daß das VI. Armeekorps aller Wahrscheinlichkeit nach geschlagen werden mußte. Der Kaiser ahnte das nicht und übernahm die Führung des Korps für jenen Tag. Seine Dispositionen waren entschieden schlecht, schon am Abend vorher sah man, daß es eine verlorene Schlacht geben würde. Bezeichnenderweise herrschte darüber bei Fürstlichkeiten und Gefolgen allgemeine Befriedigung! Von vielen Seiten wurde mir Dank, daß ich Seine Majestät auch einmal etwas anlaufen ließe. Ich erwiderte stets, ich täte es aus Pflichtgefühl, würde aber wohl schwerlich Dank ernten. Es kam, wie es kommen mußte. Das VI. Armeekorps wurde geschlagen.

Am Schluß war Kritik über die beiden vergangenen Tage; ich mußte sie halten, und sie gelang mir, Gott sei Dank, gut. Es wurde mir auch von

---

[1]) In Schlesien, wo sich der Verfasser bei seiner Schwester Amélie, verwitweten Gräfin Pfeil, aufhielt.

[2]) Korpsmanöver (s. S. 144) und Kaisermanöver.

den anwesenden Fürstlichkeiten gesagt, ich hätte ausgezeichnet und mit größtem Takt gesprochen, alle Fehler erwähnt, ohne in verletzenden Tadel zu fallen. Der Kaiser, der natürlich scharf beobachtet wurde, soll zunächst ein etwas verwundertes und dann ein sehr ernstes Gesicht gemacht haben. Als ich schloß, nahm er das Wort. Er erklärte sich zunächst mit meiner Kritik einverstanden, versuchte dann aber sich herauszureden und war leider recht schwach in seinen Ausführungen. Abends merkte ich schon seine Verstimmung und hörte dann auch bald, daß er sich sehr geärgert habe und mir die Schuld für seine schlechte Führung zuschieben wolle.

Am nächsten Tage machte er von neuem schwere Fehler[1]) und wurde sehr aufgeregt. Wieder ließ er mich kritisieren, schloß sich meinen Ausführungen durchaus an und dankte mir für die Anlage. Dann aber konnte er sich nicht enthalten, den gestrigen Tag zu streifen und das unglückliche Gefecht des VI. Armeekorps als zum Teil durch die Anlage bedingt darzustellen. Er wollte mir also einen kleinen Hieb geben, hatte gleichzeitig aber den Wunsch, es mit mir nicht zu verderben, und sagte mir nach Schluß der Kritik, als die Umstehenden zurückgetreten waren, die größten Schmeicheleien über die schönen Manöver und meine Tätigkeit.

Der Besuch des Kaisers von Österreich, der von Kálnocki begleitet war, ist gut verlaufen; das Wohnen in Rohnstock[2]) erleichterte den intimen Verkehr sehr. Nach meinen Beobachtungen hätte unser Kaiser höflicher und aufmerksamer gegen den Kaiser Franz Joseph und gegen den König von Sachsen sein können; es fehlt manchmal an gewissen kleinen Rücksichtnahmen. Kálnocki und Caprivi wohnten zusammen in Hausdorf, dicht bei Rohnstock, und hatten Gelegenheit zu gründlichen Aussprachen. Unser Kanzler scheint mir doch noch zu vertrauensselig und wird daher mancherlei Enttäuschungen erleben.

Während des Rohnstocker Aufenthaltes spielte sich eine Episode ab, die mich momentan etwas aufregte. Caprivi kam zu mir und erklärte, daß ich ihm einen großen Gefallen tun und dem Reiche einen hervorragenden Dienst leisten würde, wenn ich Kommandierender General in Stuttgart werden wollte. Die Verhältnisse erforderten dort eine Kraft ersten Ranges, die in allen Sätteln gerecht sei; ich wäre der richtige und einzige dafür, und auch meine Frau wäre wie geschaffen zur Mitwirkung. Der Kaiser sei einverstanden, wünsche aber, daß ich unter keinen Umständen glauben solle, es bestehe bei ihm die Absicht, sich von mir zu trennen, er sei mir zu großem Dank verpflichtet und halte es für eine Vorbedingung, daß ich gern nach Stuttgart ginge. Caprivi fügte hinzu, ich sollte sofort den Schwarzen Adlerorden bekommen, und auch sonst würde der Kaiser

[1]) Die Detailschilderungen über die vier Manövertage sind fortgelassen.
[2]) Vgl. oben unter dem 8. März.

auf meine Wünsche eingehen. Unter anderem solle eine Order die Welt erkennen lassen, daß es sich hier um besonders wichtige Dinge handle. Ich empfahl Loë. Der Kanzler erwiderte, dieser und Haeseler kämen allerdings in Betracht, seien aber im Vergleich zu mir weit weniger geeignet. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Das einzige Motiv zu einer Annahme, bemerkte ich noch, wäre für mich, auf diese anständige Weise aus meiner jetzigen Position herauszukommen; einen Bruch mit dem Kaiser sähe ich schließlich doch voraus und wünschte, mit unseren sichtlich sich verschlechternden Verhältnissen nicht identifiziert zu werden.

Ich fühlte, daß ich vor einer Entscheidung stand, und ging nach reiflichem Nachdenken auch mit meinem Gotte zu Rate, ihn um Beistand bittend.

Hirschlust,[1]) 24. September.

Nach einer etwas unruhigen Nacht war ich mir darüber klar geworden, den Posten in Stuttgart unbedingt ablehnen zu müssen. Ich hatte am Morgen des 18. in diesem Sinne an den Reichskanzler zu schreiben angefangen, als der Kaiser in mein Zimmer trat. Er brachte mir einen „Figaro"-Artikel, der die letzten französischen Manöver besprach, und ich benutzte seine Anwesenheit, um ihm zu erklären, daß ich ihm zwar gern diene, wo immer es sei, aber doch unter der Voraussetzung, ihm auch nützlich sein zu können. Im vorliegenden Falle hätte ich diesen Eindruck nicht. Möge er nach Stuttgart schicken, wen er wolle, es würde jeder dort angefeindet; den Württembergern sei der preußische General unbequem. Alvensleben habe keineswegs so angestoßen wie seine Vorgänger und mit dem königlichen Hofe ganz gut gestanden; wenn jetzt alle Welt sich gegen ihn wende, so sei dies die Folge des erstarkten Partikularismus. Nach meiner Meinung sei es das beste, einen württembergischen General, von denen es jetzt mehrere brauchbare gäbe, wie Grävenitz[2]) und Wölckern,[3]) auch wohl den vor einem Jahr verabschiedeten Brandenstein,[4]) zum Kommandierenden General zu machen. Der Kaiser erwiderte mir, er hätte tags zuvor mit dem König von Sachsen darüber gesprochen, dessen Ansicht sei, daß man am zweckmäßigsten dem Prinzen Wilhelm[5]) das Generalkommando übertrüge. Ich stimmte dem zu, äußerte aber als Vermutung, der Prinz würde nicht annehmen, oder dem König würde es nicht angenehm sein. „Dann," sagte der Kaiser, „können wir ja immer noch auf Ihren Vorschlag eingehen und einen württembergischen General

[1]) Verfasser war zu Besuch beim Grafen Henckel-Tarnowitz.
[2]) Generalleutnant v. Grävenitz, Kommandeur der 12. Division in Neisse.
[3]) Der spätere Kommandierende General des XIII. Armeekorps, vgl. S. 153.
[4]) Generalleutnant v. Brandenstein, zuletzt Kommandeur der 9. Division in Glogau.
[5]) Neffe König Karls I., württembergischer General der Kavallerie.

nehmen; Grävenitz gefällt mir auch ganz gut. Sprechen Sie mit dem Kanzler und teilen Sie ihm auch die Ansicht des Königs von Sachsen mit." Mir war ein Stein vom Herzen, und ich dankte dem lieben Gott, der den Kaiser in mein Zimmer geführt hatte.

Ich schrieb nun an Caprivi,[1]) teilte ihm alles mit und erwähnte auch, daß der neu erwachte Partikularismus nicht auf militärischem Gebiete entstanden, also auch nicht auf ihm bekämpft werden könnte. Am 20. sah ich Caprivi wieder. Er sagte mir, daß er meine Ansicht, einen württembergischen General hinzuschicken, doch zunächst nicht teilen könnte; er sehe aber ein, daß ich nicht wolle, und verzichte daher auf meine Kandidatur.

Ich bin wirklich der Ansicht, in Württemberg nicht helfen zu können, ebensowenig wie irgendein anderer preußischer General, und begreife auch völlig das Gefühl der Württemberger, auf eigenen Füßen stehen zu wollen. Sie haben seit zwanzig Jahren unser Kommando ertragen, sehr willig gelernt und wirklich brauchbare Generale geliefert. Warum soll nicht einmal ein Württemberger — wenn er geeignet ist — Kommandierender General werden? Durch die Ablehnung nähren wir nur den partikularistischen Geist.

Für meine ablehnende Haltung war folgendes entscheidend. Ich wäre aus einer großen dienstlichen Stellung auf ein Generalkommando zweiter Klasse[2]) herabgedrückt worden. In der Welt hätte es geheißen: „Er mußte fort. Der Kaiser duldet ja nur Mittelmäßigkeiten," oder: „Caprivi hat ihn ganz geschickt abgestreift." So oder so würde die Zahl der mit dem Kaiser Unzufriedenen vermehrt. Auch im sonstigen Leben würde ich bei dem Tausch nur verlieren, meine Verwandten und Freunde, meine geliebte Jagd usw. Vor allem aber, ich könnte in Württemberg nichts Erhebliches leisten, würde bald angefeindet werden, und wenn der Klatsch das Ohr des Herrschers erreichte, bin ich keinen Augenblick im Zweifel, daß er mich ohne gründliche Prüfung rücksichtslos fallen ließe. Ich habe aber den Wunsch, ein anderes Ende zu nehmen, als einen aufgezwungenen Abschied, weil ich eine unlösbare Aufgabe nicht lösen konnte!

Daß der Kaiser mich direkt lossein wollte, glaube ich noch nicht, immerhin, es wird mir klarer und klarer, dauernd werde ich nicht mit ihm auskommen. Er beginnt sich militärisch zu fühlen und möchte infolgedessen nicht mehr von mir abhängig erscheinen. Und doch, welch Dilettantismus bei ihm gerade auf militärischem Gebiete! Wollte er im Kriege das Kommando führen, nicht bloß formell wie sein Vater oder Großvater, es gäbe ein Unglück.

---

[1]) Der sich in Hausdorf bei Rohnstock befand, vgl. oben S. 148.

[2]) D. h. ein weniger selbständiges als die preußischen Generalkommandos, weil in Stuttgart neben dem Kommandierenden General noch der württembergische Kriegsminister eine Rolle spielte.

In den letzten Monaten bin ich viel im Lande herumgekommen, habe die Vertreter der verschiedensten Berufe gesprochen, — ich kann es beschwören, nicht einer hatte Vertrauen in die Zukunft. Das eigentümliche bei der Sache ist, daß der Kaiser überall mit Enthusiasmus empfangen wird; da ist es kein Wunder, daß er sich falsche Vorstellungen macht. Die Parteien kokettieren mit ihm, das gibt der Presse ihr Gepräge; spricht man einzelne Persönlichkeiten, so sieht es ganz anders aus. Die wirklich Zufriedenen sind die Sozialdemokraten; sie sehen ihren Weizen blühen und beurteilen den Kaiser vielleicht am richtigsten.

25. September.

Ich sitze hier einsam in einem Jagdhäuschen unweit Czenstochau.[1]) Graf Henckel ist gestern vormittag nach einem anderen Revier gefahren, Zeitungen gibt es glücklicherweise nicht, die Hirsche lassen sich wenig sehen und gar nicht hören, ich habe also Zeit zu ruhiger Betrachtung.

Immer wieder kehren meine Gedanken zum Kaiser zurück und können sich leider zu den freudigen Hoffnungen von einst nicht mehr aufschwingen. Was ich vor bald zwei Jahren fürchtete, aber immer wieder gern von mir wies, ist leider allmählich zur Gewißheit geworden: Der Kaiser ist — und ich weiß mein Urteil von persönlichen Verstimmungen frei — doch nicht der rechte Mann, das Vaterland aus vielen drohenden Gefahren zu führen. Er ist entschieden zu früh auf den Thron gekommen! Voll guter Absichten und idealer Bestrebungen, aber noch nicht geläutert durch wirklich ernste Sorgen, vermochte er nicht zu erkennen, daß der Beifall der Massen, den er sich überraschend schnell erwarb, und das Bild, welches Fernerstehende im In- und Auslande von ihm entwarfen und ihm in den Zeitungen vorhielten, doch nicht auf Taten, auf die Wirklichkeit begründet waren. Bei erheblich entwickelter Eitelkeit stellte sich schnell der Glaube ein, wirklich etwas ganz Besonderes darzustellen. [. . .] Es gelang ja auch zunächst alles. Beharrlich schlugen die Karten zu seinen Gunsten. Auch in der sozialen Frage. Gerade hier wurde ihm besonders stark Weihrauch gestreut. Dabei ist schon jetzt deutlich, daß die sozialistische Bewegung, anstatt gehemmt zu werden, nur neuen Aufschwung erhalten hat. Auch beim Kaiser regt sich nun Sorge. Manche, die ihn genau kennen, sagen: Sorge um seine eigene Person. Das wäre sehr schlimm, denn es bedeutete das Ende einer sachlichen Prüfung der Frage.

Viele glaubten, der Monarch wäre mit festen und großen Plänen auf den Thron gestiegen. Ich bin mir völlig klar, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Er übernahm das Reich in einer hochgeachteten Stellung,

[1]) Graf Henckel hatte in Russisch-Polen Besitzungen.

wenn auch die politische Lage durch das Verhältnis Frankreichs zu Rußland eine unbequeme war. Die Welt glaubte an die feste Einigkeit Deutschlands, an die Überlegenheit seiner Armee über jede andere, an das Genie Bismarcks und betrachtete die Gesamtlage Europas ohne Sorge. Der Kaiser meinte, nun diese Erbschaft einfach annehmen und damit wirtschaften zu können. Er übersah dabei zweierlei: Einmal, daß die deutschen Fürsten gar nicht anders konnten, als sich dem neunzigjährigen Gründer des Reichs, dem die ganze Welt mit Ehrfurcht begegnete, zu fügen, daß dieses Gefühl dem neunundzwanzigjährigen Enkel gegenüber nicht ohne weiteres gegeben war, daß dieser sich also hier noch viel verdienen mußte. Dann aber übersah der neue Herrscher, daß das Verhältnis der Armee zum Kaiser mühsam erworben worden war, durch drei Kriege mit beispiellosen Erfolgen, durch ansehnliche Vermehrungen, durch ein väterliches, gerechtes Verfahren, durch ein nie müde werdendes Interesse und durch den Zauber der Persönlichkeit selbst.

Kaiser Wilhelm II. glaubte das Offizierkorps verjüngen zu müssen. Er hatte hierin unbedingt recht, versah sich aber in der Art der Ausführung; es ging viel zu hastig und keineswegs immer gerecht zu. Die älteren Offiziere glaubten von dem jungen militärisch unerfahrenen Monarchen gewisse Rücksichten erwarten zu können; sie sahen sich aber getäuscht. Während der Großvater bis in seine letzten Jahre hinein jeden Offizier zur Meldung zuließ, der nach Berlin kam, wurden beim Enkel sogleich die Meldungen sehr reduziert, und fehlten, wenn sie stattfanden, das so freundliche Wesen des hochseligen Herrn, sowie die rücksichtsvolle Behandlung des einzelnen. Wo der Kaiser auch auftrat, zeigte er wenig Achtung vor den Alten und der Erfahrung, dagegen entwickelte sich bald eine Sicherheit des Urteils und eine Leichtigkeit, über alte Leute Kritik zu üben, die bedenklich machte. Natürlich blieben solche Eindrücke der Außenwelt verborgen, ganz allmählich verbreiteten sie sich aber in der Armee. Dazu kam sein Verhältnis zum Kriegsminister Bronsart; hat dieser auch mehrfach falsch operiert, immer war er doch einer unserer tüchtigsten Generale und reich an Erfahrungen, der die schließliche recht schlechte Behandlung nicht verdiente. Es gab eigentlich nur drei hochgestellte Generale, denen der Kaiser stets mit Rücksicht begegnete, Moltke, Pape und mich. Oft hat er es auch ausgesprochen, sich auf die Jugend stützen zu wollen; ist es da wohl ein Wunder, wenn alle älteren Offiziere ihm schließlich kühl gegenüberstehen? Die Sache würde ja auch für die Armee noch nicht so schlimm sein, wenn wenigstens die Jugend in Liebe und Achtung vor dem Kaiser heranwüchse. Hier liegt aber der große Rechenfehler. Er erzieht sich eine Jugend, der jede Achtung vor der Autorität verloren geht, die ihm persönlich durchaus noch nicht anhängt, da sie eine besondere Zuneigung

für die Armee nicht erkennt. Er sägt also an dem Aste, auf dem er sitzt. Schwere Verantwortung trifft den General Hahnke. Er läßt den Kaiser tun, was er will [. . .] Die Erlasse über die Mißhandlungen Untergebener sowie über den Offiziererſatz usw. haben viel verderblicher gewirkt, als ich annahm; namentlich durch den Eindruck im Auslande. Sodann entwickelte sich schnell ein deutlicher Hang zur Soldatenspielerei, der sich in Uniformveränderungen, Alarmierungen (die ja, wenn sie häufig erfolgen, jeden Wert verlieren), ferner in der geradezu lächerlichen Verwendung der Kavallerie und in großen Schaustellungen (Einrichtung von Leibwachen usw.) offenbarte. Von seinem Verhalten im Manöver ist früher schon die Rede gewesen.[1])

Es wäre ruchlos, wenn ich nur die schlechten Seiten des Kaisers berühren wollte. Zu seinen guten gehört ein scharfer Verstand (bis zu einer gewissen Grenze, die meist in der Eitelkeit liegt) und ungewöhnlich schnelle Auffassung, die ihm in Verbindung mit einem ausgezeichneten Gedächtnis eine gewisse Sicherheit im Sprechen und Urteilen ermöglicht. Sodann besitzt er, bei aller äußerlichen Härte und Rücksichtslosigkeit, eine gewisse Gutmütigkeit und auch Herz für solche, die ihm gute Dienste geleistet haben. Ferner, dies ist seine stärkste Seite, hat er ein ungewöhnliches Geschick, mit Menschen umzugehen. Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit weiß er jedermann für sich zu gewinnen und durch geschickte und angenehme, oft sehr amüsante Konversation zu imponieren. Jeder, der ihn nicht gründlich kennen lernte, unterliegt dem Zauber der Persönlichkeit, der ja natürlich durch die Stellung als Kaiser gewaltige Vorteile zufallen.

Berlin, 2. Oktober.

Heute in der Frühe bin ich hierher zurückgekehrt; glücklich, endlich wieder mit meiner lieben Frau in unserer gemütlichen Häuslichkeit zusammen zu sein. Beinahe vier Monate habe ich aus dem Koffer gelebt! Mein Aufenthalt beim Grafen Henckel war wie immer sehr angenehm. Henckel gehört zu denen, die vielen Grund haben, sich über den Kaiser zu beklagen. Durch schlechte Menschen, auch Verwandte, aufgehetzt, ist der Kaiser gegen den Grafen eingenommen und hat ihn seit seiner Thronbesteigung höchst unfreundlich behandelt. Henckel spricht ungern über die Sache, ist aber augenscheinlich sehr verstimmt. Leider ist er nicht der einzige.

Ich besuchte Verdy, der gestern sein Abschiedsgesuch eingereicht hat. Nachfolger wird Kaltenborn. Gewißheit hierüber erhielt ich erst in Rohnstock durch Caprivi. Ich bedauere die Wahl, denn der General ist mir in jetziger Zeit zu schade für den Posten. Der Kaiser nimmt den

---

[1]) Vgl. oben unter dem 21. September.

ganzen Ministerwechsel außerordentlich leicht, zu Caprivi hat er gesagt: „Länger als drei Vierteljahre wird es mit dem neuen Minister wohl auch nicht dauern!“

Der Erbprinz von Meiningen[1]) besuchte mich. Er hat das Kaisermanöver beim V. Armeekorps mitgemacht. Er sprach sehr verständig über die Manöver und sagte, er halte es für ein großes Glück, daß der Kaiser mit seiner Führung verunglückt sei; nun würde er vielleicht milder in seinem Urteil über andere werden. Er habe einen Brief vom König von Sachsen, der sich in gleichem Sinne ausspreche und sehr glücklich über meine Kritik sei.

4. Oktober.

Erst jetzt habe ich von einer Freundschaft erfahren, die von großer Bedeutung ist und mir manches erklärt. Hinzpeter ist nämlich mit dem Geheimrat Kayser vom Auswärtigen Amt sehr bekannt, sie haben in der Arbeiterfrage zusammengewirkt; auf diese Weise wurde Kayser — was damals sehr auffiel — Korreferent im Staatsrat. Der Monarch sprach sich in dieser Zeit mehrfach höchst anerkennend über den Geheimrat aus, benützte ihn auch, um über die Stimmung in der Familie Bismarck informiert zu sein, und machte ihn dadurch zum Verräter an seinen früheren Wohltätern. Wenn Hinzpeter solche [...] protegiert, so liefert er den Beweis, daß er selbst nichts taugt. Eine Zeit lang war Herrn Kayser das Verhältnis zu Seiner Majestät in den Kopf gestiegen, und ich halte es für glaubhaft, daß er den Plan verfolgt — natürlich mit Hilfe Hinzpeters — Chef des Zivilkabinetts zu werden. Ich bin jetzt so weit, alles für möglich zu halten, warum soll daher diese Stellung nicht auch ein jüdischer Mann bekommen.

Leider denkt man in weiten Kreisen ebenso pessimistisch. Man sagt sich: Der Kaiser ist völlig unberechenbar, er nähert sich heute der und morgen einer anderen Partei, er schimpft auf die Juden, läßt sich aber mit Leuten jüdischen Ursprungs ein, er verspricht heute die Landwirtschaft zu stützen, tut aber morgen die Möglichkeit, sie zu ruinieren, er zeigt Interesse für die Großindustrie, feindet sie eigentlich aber in vernichtender Weise an, er entläßt Bismarck, zum Teil weil dieser sich mit Windthorst eingelassen haben soll, und sieht ruhig zu, wie Caprivi mit dem Zentrumsführer im regen Verkehr steht, er erklärt die Adligen für die edelsten seiner Untertanen und droht den frondierenden Adel (von dem niemand etwas weiß) zu zerschmettern, er ist heute voll Haß und Verachtung gegen Rußland und macht trotzdem den Russen den Hof, so daß diese selbst darüber

[1]) Erbprinz Bernhard, Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade, Gemahl der Prinzessin Charlotte, Schwester des Kaisers.

lachen, die Österreicher sind einmal jämmerliche Leute, das andere Mal seine treuen und ausgezeichneten Verbündeten. Ist er ein wirklich frommer Mann und gläubiger Christ, oder tut er nur so, ist er ein zuverlässiger Mann oder nicht? Wir wissen es nicht. Das sind Betrachtungen, die man jetzt häufig zu hören bekommt.

Die schwersten Bedenken bei allen, die mit ihm zu tun haben, erregt es, daß er selbst nicht die geringste Lust mehr zur Arbeit hat. Zerstreuungen, seien es Spielereien mit der Armee und namentlich der Marine, Reisen oder Jagden, gehen ihm über alles; so hat er in der Tat kaum mehr Zeit zur Arbeit. Er liest sehr wenig, die Zeitungsausschnitte vielleicht noch am regelmäßigsten, schreibt selbst kaum noch, abgesehen von Randbemerkungen auf Berichten, und hält den Vortrag für den besten, der schnell erledigt ist. Wahrhaft skandalös ist es, wie die Hofberichte das große Publikum über die Tätigkeit des Kaisers täuschen; nach ihnen ist er von früh bis spät im Geschäft!

Seit ich nach Berlin zurückgekehrt bin, werde ich immer von neuem auf die Angelegenheit der Kritik und ihre Wirkungen angesprochen; die Zeitungen, namentlich auswärtige, beschäftigen sich viel mit mir und meinem Abgange. Die Sache ist in der Tat schnell in der Armee und im Lande herumgekommen, sogar in Damenkreisen wird sie lebhaft besprochen.

Gestern besuchten mich die Kommandierenden Generale des V. und XI. Armeekorps.[1]) Mit beiden kam es zu vertraulichen Aussprachen, bei beiden die gleiche Mutlosigkeit. Grolman ist froh, in Kassel abseits der großen Straße zu sitzen. Wir sprachen von der Möglichkeit, daß sein Korps 1891 Kaisermanöver hätte, worauf er resigniert erklärte, das würde dann wohl der Schluß seiner Laufbahn sein, denn vor seinen Untergebenen könne er sich nicht tadeln lassen. Meine Frage, ob er sich beim Kaiser melden werde, verneinte er. Wäre dies vor zwei Jahren noch denkbar gewesen, daß ein Kommandierender General nach Berlin kommt, ohne den Hauptwunsch zu haben, seinen Kaiser zu sehen? Auf die Frage: „Werden Sie Hahnke aufsuchen?" kam die Antwort: „Wozu?"

Vorher besuchte mich Prinz Wilhelm von Württemberg, der wegen der Besetzung des Stuttgarter Generalkommandos hier ist. Er teilte mir mit, daß nunmehr alles geregelt sei, und der Kaiser gestern abend zugestimmt habe, dem württembergischen General v. Wölckern das Generalkommando zu geben. Ich bin sehr froh, daß es nunmehr soweit ist, und zufrieden, wesentlich hierzu beigetragen zu haben, und zwar gegen die Anschauung Caprivis.

[1]) Generalleutnant Freiherr v. Hilgers und General der Infanterie v. Grolman.

Verdy hat sich heute beim Kaiser abgemeldet. Die Order für die Verabschiedung ist ziemlich kühl gehalten. Auch die Begegnung ist nach Verdys Ansicht etwas kühl verlaufen; er selbst will gar nicht gesprochen haben, während der Kaiser kurz Verdys Ministertätigkeit gestreift und erklärt hat, mit ihm in geselligem Verkehr bleiben zu wollen. Verdys Eindruck ist der, daß der Kaiser es nicht ganz mit ihm verderben möchte. Der Monarch hat seit dem Beginn der Verwicklung mit dem Reichstage niemals mit Verdy über die ganze Angelegenheit gesprochen, also niemals eine Andeutung gemacht, daß er unzufrieden sei; man könnte glauben, er habe eine Aussprache gefürchtet.

Morgen bin ich zum Vortrage beim Kaiser bestellt. Dabei werde ich vielleicht ermitteln, wie er jetzt zu mir steht. Es kann ja auch sein, daß es zu einer Aussprache kommt. Für diesen Fall bin ich fest entschlossen, es bis zu völligem Bruch zu treiben, wenn der Kaiser mir irgendwie zu nahe tritt. Er soll wahrhaftig nicht den Eindruck gewinnen, als fürchte ich mich vor ihm, oder als könne er mir imponieren.

11. Oktober.

Ich habe heute Vortrag beim Kaiser gehabt. Er war überaus freundlich und herzlich und ganz wie in alter Art. Vorher hatte ich mit Hahnke und Wittich ein Gespräch; jener behauptete, der Kaiser habe bei ruhigem Nachdenken über die Manöver sich doch von seinen Fehlern überzeugt. Das wäre ja ein großer Gewinn und ein Glück für den Monarchen, doch bin ich vorsichtig und leider mißtrauisch geworden; durch ein paar freundliche Redensarten lasse ich mich nicht einfangen.

13. Oktober.

Die Presse hätte eigentlich Veranlassung, mir eine Dankadresse zu votieren; kaum jemand bietet ihr so nachhaltigen Stoff. So geht jetzt wieder seit Wochen ein Geschwätz durch die sämtlichen Zeitungen des In- und Auslandes, daß meine Stellung erschüttert sei, daß ich mit Kommandierenden Generalen oder mit dem Kaiser Meinungsverschiedenheiten habe, mit Verdy eng zusammenhinge u. dgl. Eine gewisse Clique[1]) war durch die Thronbesteigung des jetzigen Kaisers beiseite geschoben. Sie beginnt sich wieder zu regen.

16. Oktober.

Den Zeitungen ist durch einen Artikel im „Reichsanzeiger", betreffend die nachteiligen Folgen des Klatsches über Veränderungen in hohen Stellen namentlich der Armee, wohl Schweigen geboten. Lange vor-

[1] Gemeint sind die sogenannten „Alexandriner", ein Kreis von Offizieren des Alexanderregiments, vgl. Bd. I, S. 324 unter dem 12. Mai.

halten wird es kaum; jetzt soll ich wieder einmal Statthalter der Reichslande werden.

17. Oktober.

Ich besuchte gestern den Reichskanzler und hatte mit ihm eine sehr angenehme Konversation. Wir sprachen auch über die württembergische Angelegenheit, und er gab nun doch zu, daß sie zweckentsprechend erledigt sei. Er stimmte mir auch bei, als ich die Zuverlässigkeit des Kaisers in Abrede stellte; ich täte nicht Unrecht zu glauben, daß er mich leicht im Stiche gelassen haben würde, wenn in Stuttgart Angriffe gegen mich gerichtet worden wären. Das Gespräch berührte die Umgebungen des Kaisers, und auch hier waren wir im allgemeinen derselben Ansicht; über Wittich urteilte Caprivi wohl etwas milder. Der Kanzler wird mit Crispi zusammentreffen, was ihm wenig Freude macht. Er ist der Ansicht, Crispi inszeniere das nur zu Wahlzwecken.

20. Oktober.

Ich war den 18. und 19. in Kreisau. Der Feldmarschall fragte mich, was es mit dem Zeitungsgeschwätz über meinen Rücktritt oder über Veränderungen auf sich habe, und äußerte sich besorgt über den Kaiser. Er sagte: „Ich halte es für ganz unmöglich, daß er Sie aus Ihrer Stellung fortläßt. Einen Kriegsminister kann man allenfalls öfter wechseln, aber nicht einen Chef des Generalstabes, der seit Jahren eingearbeitet ist und wie Sie das vollste Vertrauen seiner Untergebenen besitzt, wenigstens nicht ohne Schädigung der höchsten Interessen."

Am 17. dinierte ich bei Miquel mit mehreren Ministern. Herrfurth erzählte dabei, daß der Artikel des „Reichsanzeigers" — für den ich mich bei Caprivi bedankt hatte — auf direkten Befehl des Kaisers erschienen sei! Caprivi nahm den Dank dafür gern an. Es ist nun bereits das zweitemal, daß der Kaiser auf diesem Gebiete für mich eintritt.

21. Oktober.

Ich hatte gestern eine längere Aussprache mit dem Kriegsminister. Er geht dreist an die Arbeit heran, aber nicht mit Enthusiasmus. Wir waren einig, daß die Schwierigkeiten hauptsächlich beim Kaiser liegen. Ich traue Kaltenborn zu, daß er energisch für seine Stellung eintritt. Er hatte schon gemerkt, daß der Reichskanzler Neigung hat, sich mehr um Armeeangelegenheiten zu kümmern, als ihm zukommt, um den Kriegsminister schließlich zu einem Staatssekretär hinunterzudrücken. Daß Caprivi in mehreren Fällen über Verdy fort mit dem Kaiser unter-

handelt hat, ist festgestellt; dieser scheint nicht gemerkt zu haben, in welche Gefahr er sich begibt.

Ich sprach gestern auch Verdy einen Moment; er ist sehr verbittert, macht aber den Fehler, zu viel über sich und den Kaiser zu sprechen. Ich gewinne den Eindruck, als ob er mit Vorliebe erzählt, daß mein Verhältnis zum Kaiser nun auch ein getrübtes sei.

Heute war der Großherzog von Baden lange bei mir. Das Gespräch kam sofort auf den Kaiser, und der Großherzog teilte meine Bedenken. Er erzählte, daß er mit Caprivi bei dessen Aufenthalt in Baden lange über dasselbe Thema gesprochen habe; auf seine Befürchtung, daß jetzt leicht die Streber zu Einfluß kommen könnten, habe der Kanzler erwidert, leider sei es schon so weit. Der Großherzog von Baden hat, wie er mir erzählte, dem Kaiser gesagt, in dessen Auftreten gegenüber [dem Feldmarschall[1]) habe jeder mit Freuden die Ehrfurcht vor dem Alter zum Ausdruck kommen sehen.

28. Oktober.

Major Wißmann, der wieder nach Ostafrika zurückkehrt, besuchte mich. Er war in Friedrichsruh und hatte den Fürsten Bismarck wohl, die Fürstin sehr verbittert gefunden. Der Fürst hat allerdings noch vielfach scharf über Persönlichkeiten gesprochen, sich aber zu Wißmanns Erstaunen über mich sehr anerkennend und wohlwollend geäußert.

General Lindequist ist als Divisionskommandeur nach Württemberg versetzt und gleichzeitig Generaladjutant geworden. Lindequist war in Potsdam Brigadekommandeur, als der Kaiser auf den Thron kam; dieser war gegen ihn so eingenommen, daß er ihn von Potsdam versetzen und nach Darmstadt schicken wollte. Nun ist der General also wieder in Gnaden, ohne daß irgend etwas besonderes passiert wäre; ein Beweis, daß die Leute recht haben, die sagen, man muß sich über nichts mehr wundern, man kann heute in der Gunst sehr hoch und morgen ganz niedrig stehen, aber ebensogut auch umgekehrt.

Seit längerer Zeit sind Gerüchte im Umlauf — namentlich in den Provinzen höre ich davon —, der Kaiser lebe sehr über seine Verhältnisse und habe bereits ansehnliche Schulden. Ich bin dem immer entgegengetreten. Durch Rücksprache mit dem Grafen Stolberg und dem Hausminister weiß ich heute: es ist alles Unsinn. Der Kaiser gibt sein Geld allerdings aus, von Schulden kann aber keine Rede sein. Kaiser Friedrich hat in den drei Monaten seiner Regierung ansehnliche Summen zu Bauten sowie Einrichtungen des Charlottenburger Schlosses und des Neuen

[1]) Bei der Feier von Moltkes 90. Geburtstage.

Palais verbraucht, deren Rechnungen sämtlich vom jetzigen Kaiser bezahlt werden mußten. In seiner Privatschatulle macht der Monarch ganz ansehnliche Ersparnisse und besitzt darin schon heute vier Millionen.

29. Oktober.

Schottmüller war bei mir. Er hat sich am 27. in Potsdam mit dem Kaiser besonders über die Schulreform unterhalten, bei welcher seine Mitwirkung vorgesehen ist. Der Kaiser verlangt von ihm mindestens alle vierzehn Tage Mitteilungen über den Verlauf der Angelegenheit, die er offiziell doch nicht erhielte. Wiederholt war von mir die Rede, wobei der Kaiser bemerkte: „Er hat mir einige Male unangenehme Dinge gesagt, ich habe es ihm aber nicht übelgenommen."

Augenblicklich tagen Provinzialsynoden. Dabei ist Stoecker wieder energisch aufgetreten, hat sich aber leider erneut den Zorn des durch Hinzpeter aufgehetzten Kaisers zugezogen. Wenn ich in neuester Zeit von Hinzpeter etwas hörte, so handelte es sich stets um verleumderisches Wirken beim Kaiser.

4. November.

Stoecker hat sich entschlossen, seinen Abschied einzureichen. Ich bedauere das aufrichtig, denn wiederum können nun Leute sagen, der Kaiser ist ein unsicherer Mann; außerdem werden viele Stillen im Lande, die nur im Interesse des Königtums wirken und nichts für sich wollen, tief betrübt und erschüttert sein. Ich sehe nur einen Sieg jüdischer Kreise und muß den größten Teil der Schuld Lucanus zuschieben. Seine Pflicht war es, den Kaiser richtig zu informieren, er ist aber dem Drucke der Gegner Stoeckers gewichen und hat den Kaiser sogar aufgehetzt. Man kann an Stoecker mancherlei aussetzen, das will ich nicht leugnen. Aber er ist ein mutiger Mann, der seine Person oft eingesetzt hat; er kämpft nicht für irdische Ziele, denn er kann nichts erreichen, sondern nur für die Sache, und zwar für die des Königtums und der evangelischen Kirche. Es ist ein Jammer zu sehen, wie man eine Riesenmeute hinter ihn gehetzt hat, die ihn, wenn er keinen Schutz von oben genoß, zu Fall bringen mußte.

7. November.

Stoeckers Abschied wurde sofort genehmigt, und diese Eile ist sehr unerfreulich. Viele, die nun jubeln, werden bei einigem Nachdenken sagen: „Wenn es uns auch freut, so können wir es doch nicht schön finden." Koegel, der wegen Krankheit einen längeren Urlaub angetreten hatte, ist bei der ganzen Prozedur gar nicht zu Rate gezogen worden und über die Art

und Weise völlig gebrochen. Ich habe erst jetzt gehört, daß er seit der vorjährigen Reise nach Athen-Konstantinopel in Ungnade gefallen ist, weil er die Kaiserin vom Besuch des Harems abhalten wollte; seitdem soll der Kaiser ihn mehrfach gekränkt haben.

9. November.

Wir leben, ohne daß die Mehrzahl der Menschen es merkt, inmitten einer gewaltigen Revolution.[1] Das gänzlich Ungesunde unserer Zustände liegt in dem schroffen Gegensatz von reich und arm. Das kann auf die Dauer nicht so bleiben, da wir Menschen sind und menschliche Schwächen haben. Von dem einzigen Mittel, mildernd und ausgleichend zu wirken, von der Religion, wird kein Gebrauch gemacht, im Gegenteil, es wird mit Überlegung auf Verwilderung der Massen, auf Gleichgültigkeit bei den mittleren und oberen Schichten hingearbeitet. Der Staat begnügt sich mit Versuchen, die materielle Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern, hat aber bisher nichts erreicht, als ihre Begehrlichkeit zu steigern. Die Möglichkeit, durch Spekulation schnell große Summen zu verdienen, hat eine Neigung zum Luxus und Genuß entwickelt, von der weite Kreise erfaßt sind. Das deutsche Familienleben geht sichtlich zugrunde. Unglückliche Ehen, Ehebruch, frühzeitige Verderbnis der Jugend, Hang zum Wohlleben, Neigung, reicher zu scheinen, als man ist, nehmen erschreckend zu. Bei den unteren Klassen der großen Städte hat die Verwilderung schon einen hohen Grad erreicht; man kann rechnen, daß in Berlin einige hunderttausend Heiden wohnen. Die ungleiche Verteilung des Geldes mit allen ihren Konsequenzen muß schließlich zu einer Katastrophe führen.

Die Behandlung der schwierigen Fragen ist bei uns noch erschwert durch den konfessionellen Zwiespalt. Der Ultramontanismus ist eine gewaltige Macht und kümmert sich schließlich nicht um die Staatsform; er findet sich mit Republiken schnell ab, er treibt sogar in Republiken die schönsten Blüten. Die Zahl der Katholiken, die sich nicht von der extremen Partei leiten lassen, ist ja noch immer recht erheblich, namentlich am Rhein und in Bayern, andere große Bezirke stehen dagegen unter Führung der fanatischen Zentrumsmänner. Die Schwierigkeiten werden gesteigert durch die Zerrissenheit der evangelischen Kirche. Man hört hier wohl ab und zu vom Bedürfnis nach Vereinigung, doch steckt kein rechter Trieb dahinter, dogmatische Tüfteleien oder Gleichgültigkeit verhindern den Zusammenschluß. Der unselige Kulturkampf hat der evangelischen Kirche neue Wunden geschlagen, und nach seinem traurigen Ausgang verhält man sich sehr vor-

[1]) Ein seltsamer Zufall! Vgl. das Datum.

sichtig gegen die Katholiken, deren nächstes, fest ins Auge gefaßtes Ziel die Rückberufung der Jesuiten und die Übernahme der Volksschule ist.

Nach meiner seit langem gebildeten Überzeugung müßte der Kaiser die evangelische Fahne energisch in die Hand nehmen und auf Zusammenschluß aller Evangelischen in Deutschland hinwirken. Er darf die Katholiken nicht verfolgen, im Gegenteil, er muß ihre Rechte und ihre Überzeugung achten, aber ihren Übergriffen sollte er entgegentreten, wenn auch nicht mit Gewalt. Er muß auf den religiösen Sinn im Volke wirken und sich offen als evangelischen Christen bekennen. Dadurch erwirbt er sich die Achtung auch der vernünftigen Katholiken. Die katholischen Bestrebungen, soweit sie in ihren Wirkungen und Zielen staatserhaltend sind, muß er unterstützen, überhaupt Achtung vor jeder religiösen Auffassung zeigen, wenn er fühlt, daß sie auf wirklicher Überzeugung gegründet ist.

Eine heikle Frage wird immer die jüdische bleiben. Der Staat darf auch hier nicht als Verfolger auftreten und Ausschreitungen der Christen gegen die Juden nicht dulden; er darf aber die Juden nicht so protegieren, wie er es in seinen Organen mittelbar unbedingt tut. Den wirksamsten Kampf gegen das Judentum würde es bedeuten, wenn darauf hingewirkt werden könnte, daß die Christen das goldene Kalb weniger anbeten, wieder einfacher in ihrer Lebenshaltung und ihren Neigungen werden. Man darf doch nicht vergessen, daß auch viele Christen in Habgier es den Juden gleichtun und erbarmungslos jeden ausplündern, der in ihre Hände fällt.

Die Staatsmaschine geht ruhig ihren Gang weiter, die Minister unterliegen fast der Last der laufenden Geschäfte und sind mit Ausnahme Miquels — vom Kriegsminister will ich hier nicht sprechen — unbedeutende Leute, durch Bismarck ja auch zur Unselbständigkeit erzogen. Der Kanzler wird mit Geschäften überhäuft, will gern alles beherrschen, kommt damit aber doch nicht zustande und ist dann natürlich unsicher. Der Führer zu einer großartigen Aktion ist er auf keinen Fall. Ein vornehm denkender Mann, gewissenhaft, arbeitsam — ganz wie man sich den altpreußischen Offizier denkt —, dabei ein klarer Kopf von mancherlei gründlichen Kenntnissen, liegen seine Schwächen in der Eitelkeit, Empfindlichkeit und großem Ehrgeiz. Zur Erreichung oder Verbergung seiner Zwecke trägt er wohl die Maske des Biedermannes mehr, als gut ist. Als Militär liegt seine Stärke in einem entschiedenen Geschick zur Organisation, zum Lehrer, also namentlich zur Truppenausbildung. Hier hat er unbedingt Erfolge errungen und sich viele Anhänger geschaffen. Wie wir alle Schwächen haben, so liegt bei ihm eine solche auf dem Gebiete der Truppenführung. Hier hat er nie besonders gut, öfter schlecht

abgeschnitten. Beim vorjährigen Kaisermanöver führte er beide Male entschieden nicht gut. Im Kriege 1870/71 war er Chef des Generalstabs beim X. Armeekorps und hat sich dort bei mehrfachen ernsten Gelegenheiten ängstlich gezeigt, wie am 16. August, wo er die Schlacht verloren gab,[1]) bei Le Mans, wo er am Erfolge zweifelte, kurz ehe die Schlacht gewonnen war. Als im Frühjahr der Reichstag den Militärvorlagen gegenüber einen Augenblick unfreundliche Gesichter zeigte, verlor er schnell den Mut und wollte Konzessionen machen, wies auch die unverschämten Forderungen nach Kompensationen nicht sogleich energisch zurück. Ich halte ihn nicht für den Mann, in schweren Krisen auf die Bresche zu treten und den Kopf oben zu behalten. Ein Punkt verdient noch Erwähnung, der zu Caprivis gediegenem Charakter paßt: Niemals wird der jetzige Kanzler auf Gelderwerb ausgehen, ein Übel, an dem mancher Staatsmann krankt; hier steht Caprivi völlig rein da.

16. November.

Sonntag. Stoecker im Dom. Kopf an Kopf war man gedrängt, auch die Hofloge gefüllt. Wir hörten eine ausgezeichnete Predigt, die wiederum Zeugnis gab von der gewaltigen Kraft dieses so viel angefeindeten und so dringend nötigen Mannes. Der Kaiser fuhr am Dom vorüber nach der Garnisonkirche.

Auf der Hin- und Rückreise zur Jagd in Letzlingen war ich im Salonwagen des Kaisers und hatte auch während der Jagd mehrfach Gespräche mit ihm.

Bei der letzten Anwesenheit des Monarchen in Kopenhagen hat der König einen schüchternen Versuch hinsichtlich Nordschleswigs gemacht, und ist natürlich kräftig abgewiesen worden. Der Kaiser äußerte sich dabei ziemlich scharf über die Königin von Dänemark[2]) und über den Prinzen Waldemar, über die Intrigen der ganzen weiblichen Verwandten, also der Zarin, Prinzessin von Wales und Herzogin von Cumberland.[3]) Ich hatte aus früheren Äußerungen entnommen, daß allmählich da eine bessere Stimmung eingezogen sei. Für den Fall eines Krieges hält es der Kaiser für das beste, sogleich eine Flotte nach Kopenhagen zu schicken mit einem Ultimatum. Gewiß! Wenn wir sie zur Hand haben! Was die letzten russischen Manöver betrifft, so hielt sie der Kaiser nach Mitteilungen des Prinzen von Altenburg[4]) für völlig verunglückt, teils durch schlechte Ver-

[1]) Vgl. Anhang II.
[2]) Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Kassel.
[3]) Der drei Schwestern des dänischen Königs Friedrichs VIII. und des Prinzen Waldemar.
[4]) Prinz Albert, ehemaliger kaiserlich russischer Generalmajor à la suite des Deutschen Kaisers, Kommandeur der 3. Garde-Kavalleriebrigade.

pflegung, teils durch sonstige mangelhafte Vorbereitung, teils durch schlechte Führung. Ich mußte dem Kaiser sagen, daß meine Nachrichten meist völlig anders lauteten und keineswegs ein trauriges Bild lieferten; natürlich wollte der Monarch besser informiert sein. Als ich Altenburg nachher ins Gebet nahm, klangen seine Angaben schon wesentlich anders, bei der unmittelbar folgenden Jagd in Spala [1]) hatte er den Eindruck, daß man russischerseits nicht gern über die Manöver sprach. Dies ist nun aber ganz natürlich, da der Zar nicht das geringste Interesse daran nimmt, und die Manöver sich durch den Umstand unangenehm auszeichneten, daß es alle Tage geregnet hatte. Ich sah wieder, daß unser Kaiser eine ungewöhnlich lebhafte Phantasie besitzt und dadurch schnell zu Übertreibungen gelangt.

18. November.

Das Herrenhaus ist mit vollem Recht sehr verstimmt, daß man ihm keine der großen Vorlagen [2]) gegeben hat. Im Ministerium ist man über diese Frage geteilter Ansicht gewesen, schließlich hat Herrfurth den Ausschlag gegeben. So unglaublich es vor einem halben Jahre scheinen konnte, die Regierung (Caprivi) verhandelt mit Windthorst und bringt diesen am Montag mit dem Kaiser zusammen! Damals war eine Besprechung Bismarcks mit Windthorst eine der Ursachen des Kanzlersturzes, und damals hat der Kaiser, so daß es viele hörten, gesagt: „Wenn Windthorst ins Schloß kommt, so lasse ich ihn durch einen Unteroffizier und drei Mann arretieren und hinausschmeißen." Nun werden sie friedlich miteinander essen! Den Zentrumsführer soll man bei der Eitelkeit packen können, sagte mir Miquel öfter, und ich sehe auch hier wieder seine Hand; sicherlich ist er der Vermittler der Begegnung. Hätte Caprivi den entschiedenen Willen, aus Zentrum und Konservativen eine große Partei zu bilden und mit ihrer Hilfe dem Liberalismus aufs Dach zu steigen, so ließe ich mir die Sache gefallen, obwohl sie mir nicht sympathisch ist. Ich bin aber überzeugt, er denkt an so etwas gar nicht, sondern will nur eine bequeme Mittelstraße finden. Eine solche gibt es nicht, Caprivi muß dabei verunglücken; wer sich mit allen Parteien gut stellen will, verliert schließlich bei allen das Vertrauen!

Die Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzeß Viktoria [3]) mit dem Prinzen Adolf von Lippe-Schaumburg haben begonnen, Berlin wimmelt von

[1]) Jagdschloß des Zaren im damaligen russisch-polnischen Gouvernement Petrikau.

[2]) Entwurf zum Einkommensteuergesetz, Gesetz betreffend Abänderung des Erbschaftssteuergesetzes, Gesetz betreffend die öffentliche Volksschule, Gesetz betreffend Abänderung des Gesetzes vom 14. Mai 1885 wegen Überweisung von Beträgen aus landwirtschaftlichen Zöllen, Entwurf einer Landgemeindeordnung.

[3]) Der zweiten Schwester des Kaisers.

kleinen Prinzen. Der Stifter der Ehe ist der Kaiser selbst. Er lernte vor zwei Jahren in Bückeburg den Prinzen kennen und fand Gefallen an ihm. Ich bin überzeugt, daß das Paar durchaus nicht zusammenpaßt, und daß die Ehe keine glückliche werden kann.

Ich hatte Gelegenheit, den Oberhofmeister v. Mirbach zu sprechen; er ist während der Stoeckerkrisis verreist gewesen und außer sich über das Belügen des Kaisers. Daß Hinzpeter stark gehetzt hat, dafür hat Mirbach Beweise; zum Teil ist er selbst Zeuge gewesen.

Ich habe übrigens heute aus guter Quelle gehört, daß der Kaiser doch lange gezögert hat, ehe er sich entschloß, mit Windthorst bei Caprivi zusammenzutreffen.

19. November.

Herr v. Mirbach hat — wohl im Auftrage der Kaiserin — über die Affaire Stoecker mit Caprivi gesprochen und dabei erfahren, daß dieser an der schnellen Erledigung unbeteiligt ist, überhaupt über die Angelegenheit ganz verständig denkt. Schottmüller war heute beim Kaiser wegen der Schulreform. Er suchte ein Wort für Stoecker einzulegen, der Kaiser sagte: „Sprechen Sie nicht von dem, die Wunde ist noch zu frisch!" Man sieht daraus, daß dem Monarchen wirklich die tolle Idee beigebracht worden ist, Stoecker habe gegen ihn verstoßen, andererseits gibt er zu, daß die Wunde heilen kann.

Hinzpeter ist anwesend. Augenscheinlich war es ihm unbequem, daß ich mich ihm näherte; er sagte sogleich, sich halb entschuldigend: „Ich bin nur auf vierundzwanzig Stunden hier."

21. November.

Geburtstag der Kaiserin Friedrich; diesem Tage zu Ehren Dejeuner in Potsdam, bei den Neuvermählten. Ich wurde durch den Hofmarschall bis in die unmittelbare Nähe der Kaiserin geschoben, so daß sie nicht an mir vorüber konnte. Sie sah mich ängstlich an, fragte halblaut: „Wie geht es Ihrer Frau?" und war dann gleich bei meinem Nachbar. Es war dies das erstemal, daß ich sie seit der Erkrankung ihres Gemahls, also seit dem Sommer 1887, sprach. Ich hoffe, ihre Machenschaften gegen mich fallen ihr doch manchmal ins Gedächtnis.

Gestern Vereidigung der Berliner Rekruten in der jetzt üblichen, recht feierlichen Art. Neu war es, daß der Kaiser das Wort ergriff. Er ermahnte die jungen Soldaten, den Verführern kein Gehör zu geben, sie würden vielleicht auf ihre Väter und Brüder schießen müssen, das sei traurig, aber dann nicht zu ändern. Ich halte es für falsch, so offen von

der Gefahr zu sprechen, die ja sofort in der Phantasie der Zuhörer vergrößert wird. Ich würde unter keinen Umständen die Möglichkeit des Gedankens aufkommen lassen, daß die Soldaten nicht schießen könnten, wenn es befohlen wird.

Hinzpeter ist noch hier und heute früh mit dem Kaiser zusammen gewesen. Er ist also doch länger als „vierundzwanzig" Stunden geblieben.

Schon wieder einmal heißt es: Im Generalstabsgebäude wird gepackt, Waldersee geht! Diesmal hat sich auch eine angeblich konservative Zeitung, die „Saale-Zeitung", der Meute angeschlossen. Man sagt mir, sie sei das Organ des Herrn v. Helldorff, dieses pflaumenweichen Klugsprechers, der leider auch dem Kaiser mit seinem Geschwätz imponiert hatte; der Herr bezeichnete ihn gern als „hervorragenden Parlamentarier".

23. November.

Totenfest. Bei Prinz und Prinzeß Leopold ist heute ein größeres Diner! Ich finde das höchst bedauerlich und hoffe, daß der Kaiser es wenigstens rügen wird. Vom Prinzen wundert es mich nicht, ich hätte aber geglaubt, daß die Prinzeß[1]) so etwas nicht zugeben würde; allerdings versucht sie, ihren Gemahl, der sie entsetzlich rücksichtslos behandelt, durch Güte und Nachsicht zu gewinnen.

Der heutige Tag fordert mehr als andere zum ruhigen Nachdenken auf. Die Nichtigkeit der Welt, die Jämmerlichkeit und Kleinheit der Menschen erfüllen das Gemüt mit Trauer. Ich ertappe mich dann ab und zu schon bei dem Gedanken, ob es nicht Zeit ist, dem Getriebe Lebewohl zu sagen, mehr für die Zukunft zu leben und mich auf mein Ende vorzubereiten. Andererseits sage ich mir, daß mich der liebe Gott nicht in die Welt gesetzt hat, um mich nur auf das Jenseits vorzubereiten, sondern um zu arbeiten, solange ich gesund bin.

24. November.

Leider hat der Kaiser Zuträgereien sehr gern, begünstigt sie in aller Weise, gestattet seinen Umgebungen Urteile über andere, ermuntert sie womöglich dazu. Er denkt, indem er Leute hört, die außerhalb der offiziellen Organisation stehen, daß er so über alles orientiert werde und mehr wisse als seine Minister. Er übersieht, daß neun Zehntel seiner Leute ihm nach dem Munde reden. Er bemerkt nicht, wie viele er verletzt, wie viele er mißtrauisch und daher unsicher macht, wie sehr er auf diese Art die Leute gegeneinander aufhetzt, also in summa Unheil anrichtet. Der schlimmste

[1]) Luise Sophie von Schleswig-Holstein, jüngste Schwester der Kaiserin.

aller unverantwortlichen Zuträger ist Hinzpeter. Gerade jetzt spielt er wieder, ähnlich wie im Winter gelegentlich der Arbeitererlasse, eine große Rolle bei der Frage der Schulreform, die nunmehr in Fluß kommen soll. Ich denke, auch seine Stunde wird schlagen.

5. Dezember.

Der Kaiser hat gestern die Konferenzen zur Schulreform mit einer längeren Rede eröffnet, die vielfach Beifall finden wird, da sie gegen das übertriebene Lernen gerichtet ist, an dem wir schwer leiden. Die Rede ist ihm von Schottmüller vorbereitet worden. Eigentümlich ist es, daß der Kaiser im Eingange den Minister Goßler eigentlich maßlos lobt, in der Rede selbst aber angreift.

Windthorst hat im Reichstage die Rückberufung der Jesuiten beantragt. Mich freut, daß dieser Herr wieder sein eigentliches Gesicht zeigt, nun wird wohl auch Caprivi eine Lehre aus der Sache ziehen.

6. Dezember.

Die Herren von der Presse sind natürlich wütend über die Äußerungen gegen die Journalisten,[1]) in denen viel Wahrheit liegt; die meisten wissen noch nicht einmal, daß der Kaiser von „Preßbengeln" gesprochen hat.

7. Dezember.

Leider kann ich wieder nur wenig Erfreuliches erzählen. Der Hinzpetersche Einfluß ist im Steigen; dieser Schleicher befindet sich jetzt wegen der Schulreformkonferenzen in Berlin und wird vom Kaiser sehr viel gesehen, der in seiner unglaublichen Unbefangenheit, ähnlich wie bei Herbert Bismarck, nicht merkt, wie er sich durch Hinzpeter dirigieren und schieben läßt. Die Kaiserin ist da, wie immer, klüger und haßt Hinzpeter. Dieser verfolgt mit Konsequenz die streng kirchliche Richtung und hat den Kaiser nun auch gegen den Oberkirchenrat — der Stoecker nicht ohne weiteres fallen lassen wollte — aufgehetzt; der Präsident Hermes, ein sehr braver und wohlgesinnter Mann, soll verabschiedet werden und mit ihm der sehr tüchtige Präsident des Konsistoriums Hegel. Der Kaiser führt einen Schlag nach dem anderen gegen seine Kirche!

10. Dezember.

Gestern dinierte ich beim Kriegsminister mit dem Kanzler und mehreren anderen Ministern. Goßler klagte mir sein Leid; er weiß nicht, wie er mit dem Kaiser daran ist und behauptet, er wolle überhaupt nichts, als an-

[1]) In der bekannten Rede des Kaisers bei Eröffnung der Schulkonferenz am 4. Dezember hieß es von den Journalisten, daß sie „vielfach verkommene Gymnasiasten" seien.

ständig aus seiner Stellung heraus. Ich glaube, er erntet die Früchte, die er gesät; das fortwährende Schwanken führt niemals zu Erfolgen. Er klagte ferner über Schottmüller, der jetzt viel beim Kaiser sei und diesen weit über das Gebiet des Schulwesens hinaus beeinflusse. Hier stimmte auch der gerade hinzugetretene Boetticher bei. Auf meinen Einwand, daß Schottmüller doch keinesfalls ein Hetzer sei, während Hinzpeter fortdauernd dieses Geschäft betreibe, versuchten sie diesen in Schutz zu nehmen: wer so scharf den Kaiser verurteile und so offen über ihn schimpfe, wie Hinzpeter, könne kaum großen Einfluß haben. Für Goßler ist Hinzpeter angenehm, weil er gerade jetzt in der Schulreformfrage mehr auf seiner Seite steht und in kirchlichen Fragen, wie z. B. in der Stoeckerschen Angelegenheit, mit ihm zusammen wirkt.

Das Auftreten des Kaisers bei Eröffnung der Schulkonferenz hat doch vielfach mißfallen. Man findet, daß der Monarch überhaupt zuviel mit seiner Person und seiner eigenen Ansicht hervortritt, und hat darin völlig recht.

Miquel kommt allmählich den Konservativen nicht mehr so entsetzlich vor, was mich sehr freut, denn er ist ein grundgescheiter und wohlgesinnter Mann, mit dem auch Konservative sich einrichten können. Er hat weite Gesichtspunkte und beurteilt die Gefahren unserer Zeit richtig. Nur bedarf er einiger Anlehnung, da er leicht nachgibt. Leider ist er beim Kaiser nicht mehr ganz so in Gnaden, wie bisher. Unlängst äußerte dieser von ihm: „Der ist auch der richtige klugsprecherische Hannoveraner." Ein etwas schneller Wechsel, wenn man bedenkt, wie entzückt der Kaiser noch vor wenigen Monaten sich äußerte, aber ein rechtes Zeichen unserer Zeit.

13. Dezember.

Caprivi hat seinen Entwurf zu einer Instruktion für die Militärattachés mit ganz unwesentlichen Modifikationen dem Kaiser vorgelegt, und dieser hat ihn genehmigt. Hahnke, der die Sache nicht überblickte, hat den Kaiser auf die Tragweite der Bestimmungen nicht aufmerksam gemacht, so daß dieser jetzt genau das Gegenteil von dem verfügt, was er im Frühjahr für richtig hielt. Das Verfahren Caprivis kann ich nicht für loyal halten und finde es geradezu unerhört, daß er als General Offizieren eine unwürdige Stellung zumutet. Ich bin entschlossen, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen, stehe also sicherlich vor Kämpfen, aber mit dem Bewußtsein, im Interesse der Armee zu fechten. Mit dem Kriegsminister bin ich, wie mehrfache Unterhaltungen ergaben, in den meisten militärischen Fragen ganz einig. Die Behandlung der Attachés hat auch ihn geärgert, er glaubt aber, momentan, da der Kaiser entschieden hat, nichts tun zu können. Ich bin anderer Ansicht.

Es ist jetzt vielfach behauptet worden, daß die Kaiserin Friedrich zu Einfluß auf ihren Sohn gelangt sei. Ich habe nie daran glauben wollen, und Erkundigungen bestätigten nun auch meine Ansicht. Das Verhältnis ist schlecht und sogar in neuester Zeit noch schlechter geworden. Besonderen Skandal gab es, als der Kaiser zur jüngsten Vermählung[1]) den Herzog von Koburg[2]) einladen wollte. Die Kaiserin erklärte, daß sie von der Hochzeit fortbleiben würde, wenn der Herzog käme, so daß die Einladung unterbleiben mußte. In diesen Tagen ist die Enthüllung eines Denkmals, welches die Königin Viktoria dem Kaiser Friedrich setzt. Unser Kaiser hat weder von England noch von seiner Mutter eine Nachricht darüber erhalten, sondern nur in der Zeitung das Faktum gelesen und daraufhin den General v. Wittich abgesandt, um einen Kranz niederlegen zu lassen.

14. Dezember.

Diner im Schloß zu Ehren des Erbgroßherzogs von Luxemburg, der mir keinen besonderen Eindruck machte. Er erhielt den Schwarzen Adlerorden, beide Majestäten waren sehr höflich. Nachher behielt der Kaiser die Herren noch bei sich, wir saßen wohl zwei Stunden in lebhafter Konversation zusammen. Die Schulkonferenz wurde mehrfach berührt, u. a. sagte der Kaiser zu Goßler: „Ich werde in den nächsten Tagen noch einmal hinkommen und präsidieren. Es wird mir von allen Seiten gesagt, daß die Herren sich sehr freuen, wenn ich das Wort ergreife.“ Diese Freude ist mindestens eine geteilte; man sieht wieder, wie die Schmeichler arbeiten.

17. Dezember.

Gestern hatte ich mit dem Kaiser die langersehnte Unterhaltung über die Militärattachés. Ich erklärte, daß ich die neue Instruktion für sehr bedauerlich hielte, weil sie den Herren eine unerträgliche Stellung zumute und sie mißvergnügt machen müsse. Der Kaiser wollte dies nun natürlich nicht Wort haben; es entspann sich eine manchmal etwas lebhaft werdende Konversation, zu der auch Hahnke herangezogen wurde. Unter anderem sagte der Kaiser, die Herren, die Flügeladjutanten seien — es sind dies die Attachés in Petersburg, Wien, Rom und Paris —, hätten das Recht und die Pflicht, nach wie vor direkt an ihn zu berichten, und er würde ihnen dies, da er sie zu Neujahr wieder sehen wolle, gründlich einschärfen. Hahnke hörte alles ruhig mit an und bekräftigte es zum Schluß noch, indem er behauptete, im gleichen Sinne zu dem Reichskanzler gesprochen zu haben. Es folgt hieraus, daß der Kaiser die Instruktion nicht genau kennt, und daß Hahnke sie nicht entfernt begriffen hat. Genau das,

[1]) Der Prinzessin Viktoria.
[2]) Ernst II., der Oheim der Kaiserin Friedrich.

was der Kanzler verhindern möchte, will der Kaiser haben! Der Kanzler fürchtet den direkten oder indirekten Verkehr der Attachés mit dem Kaiser hinter seinem Rücken. Hahnke sagte, daß er Caprivi darin völlig recht gäbe, im selben Atem nimmt er aber die vier Flügeladjutanten aus, um die es sich hauptsächlich handelt! Daß der Kriegsminister und ich sich gegen die Instruktion ausgesprochen hätten, war dem Kaiser unbekannt.

18. Dezember.

Heute früh kam der Kaiser zu mir, um mir die Geburt eines Prinzen mitzuteilen.[1]) Er blieb einige Zeit und erzählte, daß die Entbindung wahrscheinlich drei Wochen zu früh gekommen sei, und zwar aus trauriger Veranlassung. Prinzeß Sophie, die Kronprinzeß von Griechenland, betreibe ihren Religionswechsel, darüber sei sie mit der Kaiserin in eine Unterhaltung gekommen, die sich so lebhaft gestaltete und die Kaiserin so entsetzt hätte, daß die Frühgeburt eintrat. Dabei sprach der Kaiser von seiner Mutter, mit der er — ich glaube, auch die Kaiserin — über dasselbe Thema Auseinandersetzungen gehabt hat. Die Kaiserin Friedrich habe sich dabei als völlig religionslos gezeigt, für den christlichen Glauben nur Spott und Hohn gehabt und behauptet, es ginge den Kaiser gar nichts an, ob seine Schwester die Konfession wechsle oder nicht; sie könne auch Jüdin werden, wenn sie Lust dazu habe. Der Kaiser hat darauf erklärt, er werde seiner Schwester, wenn sie ohne seine Erlaubnis die Konfession wechsle, verbieten, preußischen Boden zu betreten, was natürlich wieder einen Sturm der Entrüstung gegen ihn herbeiführte. Er sprach dann noch sehr bitter und betrübt über seine Mutter, die nur deshalb in Berlin sei, um Unfrieden zu stiften und ihm zu schaden. Er habe sie reich dotiert, ihr verschiedene Schlösser gegeben und sie überhaupt so gestellt, daß sie tun und lassen könne, was sie wolle. Von Dank sei aber gar keine Rede. Neulich habe sie ihm sogar gedroht und prophezeit, daß sein autokratisches Auftreten zum Unglück führen müsse.

Schon wieder einmal lassen die Zeitungen mich meine Stellung aufgeben; diesmal soll ich Botschafter in Petersburg werden! Ich habe nun schon im Laufe der letzten zwei Jahre werden sollen: Reichskanzler, Statthalter der Reichslande, Kriegsminister, Kommandierender General mehrerer Armeekorps, Botschafter in Paris und London, und nun also auch in Petersburg.

19. Dezember.

Die Spannung zwischen dem Kaiser und seiner Mutter ist noch im Zunehmen; diese kam gestern ins Schloß, um die Kaiserin, der es übrigens

[1]) Prinz Joachim.

ganz gut geht, zu besuchen. Der Kaiser ließ sie gar nicht eintreten, sondern führte sie zu ihrem Wagen zurück.

Ich war heute beim General Versen, der sich ein Bein stark verletzt hat. Er kennt den Kaiser ganz genau und hat ihm früher sehr nahe gestanden. Auch er ist sehr enttäuscht und denkt über die Entwicklung des Monarchen geradeso wie ich. Die nächste Umgebung sei soweit, daß niemand etwas zu sagen wage, weder ein Kabinettschef noch Wittich, weder ein Flügeladjutant noch gar ein Hofmarschall. Jeder fürchtet für seine Stellung. Leider ist dies so. Wir haben darüber geklagt, daß Bismarck die Charaktere unterdrückt, hier sehen wir aber dasselbe, nur in stärkerer und gefährlicherer Form.

20. Dezember.

Vortrag beim Kaiser. Ich konnte u. a. über eine projektierte Befestigung von Riga und Dünamünde berichten. Hierbei machte der Kaiser die ganz kurze Bemerkung, er habe den Befehl gegeben, nunmehr Memel zu befestigen, der Finanzminister sei benachrichtigt, daß er Geld schaffen müsse. Ich hatte keine Lust, bei den schon mehrfach divergierenden Ansichten noch eine neue Frage anzuschneiden, die Schwierigkeiten bereiten muß, und tat so, als ob ich die Sache nicht richtig gehört hätte, was nicht schwer war, da der Kaiser selbst gleich auf ein anderes Gebiet überging. Es müssen ja noch andere Faktoren hinzugezogen werden, wie der Reichskanzler, der Kriegsminister, die Landesverteidigungskommission, so daß jedenfalls kein Schaden erwächst, wenn ich jetzt schweige. Die Sache selbst ist aber recht ernst. Seitdem wir von dem Projekt der Russen, Libau zu befestigen und dort einen Kriegshafen anzulegen, wissen, ist der Kaiser auf die Idee gekommen, das gleiche mit Memel zu tun. Ich hörte davon zu meinem Entsetzen schon im Sommer und hatte den Eindruck, als ob Marineoffiziere mit dahinter steckten, hoffte aber, es würde Gras darüber wachsen. Was der Kaiser sich eigentlich denkt, ist mir nicht recht klar. Handelt es sich um eine Torpedostation, so würde ich noch allenfalls Sinn darin finden. Eine Festung aber würde bedeutenden Umzug erhalten müssen, eine große Besatzung, zahlreiche Artillerie erfordern und eine erhebliche Anzahl von Millionen verschlingen. Dabei ist ihr Nutzen mir nicht faßlich. Dazu die Lage kaum einen Kanonenschuß von der Grenze! Wie sollen wir die Kriegsbesatzung hinbringen, wenn die Russen es nicht zulassen wollen?

Im allgemeinen war der Kaiser durchaus freundlich; jemand, der ihn nicht genau kennt, würde sogar sagen: sehr freundlich. Ich hatte jedoch den Eindruck, als ob eine gewisse Kälte vorhanden sei. Er kann, wie ich nun schon oft bemerkt habe, den freundlichsten Eindruck erwecken und kurz

vor oder kurz nachher über dieselbe Persönlichkeit sich in wesentlich anderer Stimmung aussprechen.

Der Kaiser provoziert oft Schmeicheleien, indem er fragt: „Wie war meine Rede?“ oder: „Habe ich das nicht gut gemacht?“ Selten ist dann jemand so brav, ihm seine wirkliche Ansicht zu sagen. Oft aber treten die Biedermänner direkt an ihn heran und sagen ihm die fadesten Elogen, teils direkt über gewisse Handlungen, teils auf einem Umwege, indem sie über Menschen hart urteilen, von denen sie wissen, daß der Kaiser gegen sie eingenommen ist. Jeder verständig Denkende, soweit er Einblick in die Verhältnisse hat, ist betrübt, manch einer auch mutlos. Ich habe noch immer die Überzeugung, daß das Gute doch schließlich über das Böse triumphieren wird, wenn auch manchmal schwere Augenblicke kommen mögen. Schwierig wird es immer sein, den rechten Zeitpunkt zu treffen, an dem es heißen muß: „Ich halte es mit meiner Pflicht für unvereinbar, noch länger in meiner verantwortlichen Stellung zu bleiben.“

21. Dezember.

Gestern abend nahm ich die Bibel in die Hand und traf beim ersten Aufschlagen auf den 118. Psalm. „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen tun? . . . Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Menschen — —“ desgleichen: „und nicht sich verlassen auf Fürsten.“

Heute, am vierten Adventssonntage, war ich in der Garnisonkirche, Frommel predigte ausgezeichnet über Phil. 4, 4—7. Wenn Paulus in seinem Kerker, aus dem der Weg voraussichtlich zum Tode führte, rufen konnte: „Freuet euch“ usw., wie erbärmlich wäre es da, wenn ich verzagen wollte, ich, dem es wahrlich so gut geht wie wenigen, der Gott so unendlich viel zu danken hat. Was sollte mir passieren? Das schlimmste wäre nach Lage der Dinge, daß ich meinen Abschied nehme; also ein wenig Einbuße an materiellem Wohlstand, eine kleine Ernüchterung für meinen Ehrgeiz — das ist alles. Die geistigen Güter und mein eheliches Glück können mir Menschen nicht rauben.

22. Dezember.

Ich bin heute lange beim Kanzler gewesen. Ich sagte ihm, daß ich das Bedürfnis zu einer offenen Aussprache hätte, und kam dann sogleich auf die Instruktion über die Militärattachés, die ich als hauptsächlich gegen mich gerichtet ansehen müsse. Ich sei in loyalster Weise gegen ihn verfahren, hätte dem Kaiser gegenüber alles vermieden, was ihm irgend Schwierigkeiten bereiten könnte. Sodann erklärte ich rund heraus,

das Ganze sei nichts als eine Intrige der jüngeren Diplomaten gegen die Militärattachés, hauptsächlich geschürt durch Holstein, der völlig krank davon sei, Engelbrecht nicht aus Rom fortbringen zu können. Nach meiner Meinung müsse es ihm, dem Kanzler, und mir gleichgültig sein, ob Militärattachés und Botschaftsräte sich zankten, mir gefiele die Rolle gar nicht, die Holstein uns spielen ließe, er zöge an der Strippe, und wir müßten tanzen.

Caprivi antwortete sehr ruhig, gab einiges sogar zu, leugnete aber bestimmt die gegen mich gerichtete Spitze und versicherte mir feierlich, daß er an gegen ihn gerichtete Einwirkungen meinerseits beim Kaiser nie geglaubt habe, ihm derartiges auch nicht zu Ohren gekommen sei. Er war dann durchaus herzlich, und wir schieden unter denkbar günstigen Umständen, was mich wahrhaft beruhigte. Ich bin überzeugt, daß meine Auseinandersetzungen Eindruck gemacht haben.

Der Kanzler erwähnte übrigens, daß der Zar sowohl ihm als dem Kaiser versichert habe, sich niemals mit Frankreich als Republik verbinden zu wollen. Sein Wunsch mag das schon sein, es fragt sich nur, was er tun wird, wenn die Wannowski, Obrutschew und Konsorten ihn drängen.

Schottmüller besuchte mich und war sehr unglücklich über Falschheit des Ministers Goßler und Halbheit des Kanzlers. Beide trauen sich anscheinend nicht dem Kaiser zu sagen, daß seine Beziehungen zu Schottmüller ihnen unbequem seien, und wollen nun ihr Ziel erreichen, indem sie diesem das Leben so sauer machen, daß er froh ist, wenn er von hier fort kann. Man hat ihm jetzt einen mehrmonatigen Urlaub nach Rom angeboten, von woher er ja gerade gekommen ist.

25. Dezember.

Der Kaiser beschenkte mich sehr reich. Heute war ich im Schloß, um mich zu bedanken. Ich erzählte auch von meiner Aussprache mit dem Kanzler. Der Kaiser war durchaus ruhig und ging auf meine Auseinandersetzungen im Interesse der Militärattachés so bereitwillig ein, daß ich ihn bat, zunächst nichts zu tun, sondern erst etwas Zeit vergehen zu lassen. Er erzählte mir auch, daß er Engelbrecht gegen Angriffe von Solms in Schutz genommen hätte. Sodann bestätigte mir der Monarch, daß ich niemals versucht hätte, Caprivi irgendwie die Stellung zu erschweren. „Wenn die Leute da noch Geister sehen und sich vor Ihnen fürchten, so ist das eine Folge der eigentümlichen Zeit, die ich als eine Übergangszeit ansehe; es wird sich das schon alles klären."

Ich habe wohl gestern versäumt, zu notieren, daß Caprivi mir mitteilte, Solms habe sich über Engelbrecht beklagt. Dieser verkehre in Kreisen,

die Herrn Crispi feindselig seien und tue uns dadurch Schaden. Caprivi fügte gleich hinzu, Engelbrecht würde deswegen nicht abberufen werden, vielmehr sei Solms darauf aufmerksam gemacht worden, daß er mit Engelbrecht selbst die Sache ins reine zu bringen habe. Caprivi verschwieg mir, daß der Kaiser, der etwa zwei Stunden vor mir bei ihm gewesen war, sich Engelbrechts angenommen hatte. Ich teilte ihm nun mit, daß Solms ausschließlich in diplomatischen Kreisen verkehre, Engelbrecht aber in italienischen, die Solms nicht kenne, da er die Landessprache nicht beherrsche. Engelbrecht habe daher viel bessere Verbindungen und komme allerdings, da er mit Leuten verkehre, die zum Hofe gehörten, wohl in eine Gesellschaft, in der auf Crispi gelegentlich geschimpft würde.

26. Dezember.

Man hört jetzt schon öfter die Ansicht, daß Caprivi durchaus nicht der Biedermann sei, für den man ihn bei seinem Amtsantritt hielt. Ich kann allerdings nicht leugnen, daß ich ihn auf kleinen Unredlichkeiten ertappt habe, will darauf aber keinen weiteren Wert legen. Daß man bei seinen Untergebenen nicht völlig befriedigt ist, wußte ich schon, daß ihn dort mancher aber für falsch hält, war mir neu. So begegnete Schottmüller vorgestern, ehe er zum Kanzler ging, dem Geheimrat Kayser, der ihm sagte: „Sehen Sie sich vor; wenn dieser Herr jemandem besonders viel Honig um den Mund schmiert, so hat er das Messer schon gewetzt, ihm den Hals abzuschneiden.“ Schottmüller erhielt nun in der Tat Honig und ist sehr gespannt, ob sein Todesurteil bald verkündigt wird, was ich nicht für unmöglich halte.

27. Dezember.

Baron v. Rechenberg ist seit einigen Tagen aus Warschau hier, der beste Kenner russischer Verhältnisse, den wir besitzen. Seine Überzeugung ist, daß wir auch nicht einen mehr in Rußland zum Freunde haben, am allerwenigsten den Kaiser, den alles Deutsche im höchsten Grade anwidert. Die Rüstungen gehen ihren ruhigen Gang — wie ich das ja auch weiß —, und die Armee macht konsequent Fortschritte. Daß die Manöver in Wolhynien das Selbstgefühl der Russen gewaltig gehoben haben, gab mir Rechenberg zu; er hat selbst von Gurko[1]) mehrfache Äußerungen darüber gehört. Erschreckt ist er über die Stimmung in Berlin, überall Äußerungen der Unzufriedenheit und Unsicherheit. Er versicherte mir auch, von verschiedenen Stellen sei ihm gesagt worden, der Kaiser trage mir noch immer sein Unglück im Manöver bei Jauer nach, er

[1]) Der aus dem bulgarischen Kriege 1877/78 bekannte Heerführer.

glaubt, daß einzelne Leute wohl mit diesem Umstande rechnen, um gegen mich Stimmung zu machen. Es mag ja sein. — Wie Gott will!

Vortrag beim Kaiser. Ich fragte ihn, ob er schon über die Nachfolge von Huene entschieden habe, bzw. ob mein Vorschlag, Graf Schmettau,[1]) ihm genehm sei. Der Kaiser sagte nach einigem Zögern — er wolle Funcke[2]) hinsenden. Ich erlaubte mir zu erwidern, daß ich diesen trotz vortrefflichen Charakters für ungeeignet hielte. Der Kaiser wurde nun anscheinend einen Augenblick schwankend, blieb aber schließlich bei seinem Entschluß. Ich sagte: „Eure Majestät haben ja zu befehlen, ich habe aber auch die Pflicht, meine Meinung unumwunden auszusprechen und Eure Majestät vor einer Maßregel zu warnen, die ich für nicht richtig halte." Ob die Unterhaltung dem Kaiser große Freude machen wird, scheint mir fraglich; ich habe vor meinem Gewissen aber nicht anders handeln können.

Das wichtigste für mich war aber die Nachricht, daß Caprivi sich mit dem Kaiser bereits über Funcke verständigt hatte, und zwar schon vor einiger Zeit, Hahnke meint, vor mindestens zehn Tagen. Als ich am 22. beim Kanzler war, teilte ich ihm mit, daß ich Schmettau als Nachfolger Huenes vorgeschlagen hätte. Er erwiderte: „Ich habe allerdings aus den Akten ersehen, daß Bismarck sich manchmal auch in diese Sachen gemischt hat, ich will dies aber nicht tun, mir ist jeder recht, den Sie vorschlagen." Dabei hatte er Funcke bereits vorgeschlagen! Er hat mich hier also einfach belogen! Ich habe es bisher immer nicht glauben wollen, und es tut mir wirklich wehe, solche Erfahrung zu machen. Ich bin allerdings harmloser gewesen als andere, die mir sagten: „Sehen Sie sich vor, er weiß sehr geschickt die Maske des Biedermannes aufzusetzen, ist aber falsch wie Galgenholz."

1891

Berlin, 2. Januar.

Der Kanzler hält den Frieden für gesichert, ich bin der Ansicht, Frankreich ist soweit fertig und hat soviel Vertrauen zu sich selbst gewonnen, daß es bei einem schicklichen Vorwand losschlagen wird. Unter diesen Umständen müßten wir die Verdyschen Pläne[3]) sogleich aufnehmen

[1]) Major Graf v. Schmettau, Militärattaché in Brüssel.
[2]) Rittmeister v. Funcke, Militärattaché in Bern.
[3]) Weitere Verstärkung der Rüstungen.

oder selbst schnell und zu einem von uns gewählten Termin den Bruch herbeiführen oder, und das scheint mir das beste, eine andere politische Konstellation zu erreichen suchen. Wenn wir die Frage der Teilung der Türkei aufs Tapet bringen, scheint mir das möglich. Ich weiß sehr wohl, daß die Ungarn nicht mitgehen wollen;[1]) ihr Wille müßte gebrochen werden und würde sich auch brechen lassen. So fortzuvegetieren, uns in dem Gedanken einzuschläfern, der Dreibund sei die Garantie des europäischen Friedens, ist traurig und gefährlich!

Was meine Person anlangt, so gehe ich mit Gottvertrauen ins neue Jahr. Allerdings hat sich unleugbar meine Stellung beim Kaiser verändert, zweifellos durch Caprivi, dem ich hier unbequem bin, und dem sich andere Leute (in erster Linie Hahnke) angeschlossen haben. Konfliktspunkte sind: Die Offiziervereinsangelegenheit.[2]) Sie kann sehr leicht zu einem heftigen Zusammenstoß führen. Die Frage der taktischen Arbeiten. Ich schicke dem Kaiser keine solchen mehr, damit er nicht abermals in die Lage kommt, sich so zu schaden wie im März. Die Manöverkritik. Sie kommt im Februar noch einmal zur Sprache. Die Militärattachéfrage, die sich noch in einer Art Krisis befindet. Die extravaganten Befestigungsideen des Kaisers.[3]) Sie werden sicher Reibungen herbeiführen; allerdings stehe ich dabei nicht in erster Linie.

Gestern beim Empfang der Kommandierenden Generale sprach der Kaiser zunächst recht gut über die Ausbildung der Infanterie und Kavallerie, kam dann auf die nächsten Kaisermanöver, dabei etwas unklar werdend, und ganz unvermittelt auf die Offiziervereinsfrage. Er sagte etwa, den Nutzen der Organisation sähe er in mancher Hinsicht wohl ein, nur sei die Geschichte zu kaufmännisch und eine Namensänderung, etwa in „Armee-Konsumverein", erwünscht. Das bedeutete einen Rückzug des Kaisers im Verein mit seinem Ratgeber Hahnke; die Brücke war geschlagen, und zwar, weil beide erkennen, daß die Armee mit dem Verein sehr zufrieden ist.

---

[1]) Aus Sorge vor einem sich nach Zerschlagung der europäischen Türkei etwa bildenden Großserbien.

[2]) Nach früheren Aufzeichnungen des Verfassers handelte es sich hierbei um folgendes: Der Kaiser war besonders durch den Chef des Militärkabinetts gegen den Offizierverein, als eine zu kaufmännische Organisation, gestimmt. Dem Verfasser, der zu den Begründern des Vereins gehörte, gelang es (Herbst 1889), eine Sinnesänderung herbeizuführen. Nun hatte der Verein u. a. in Kiel eine Filiale begründet, bei der auf Befehl des Kommandierenden Admirals die Kadetten sich equipieren sollten. Eine Petition seitens sich benachteiligt fühlender Kieler Firmen veranlaßte den Kaiser nach Anhörung des Generals v. Hahnke und des Reichskanzlers zu dem Befehl an den Admiral, seine Anordnung wieder aufzuheben (Herbst 1890). Die Angelegenheit wurde dem Kriegsminister übertragen und schwebte seitdem.

[3]) Memel, vgl. oben S. 168.

3. Januar.

Gestern war beim Kaiser Diner für die Kommandierenden Generale, nach welchem noch bis zehn Uhr geraucht und Bier getrunken wurde. Der Kaiser sprach mich an und sagte u. a.: „Was haben Sie zu Stoeckers Predigt gesagt, die ist ja wieder ganz unerhört.“ Ich: „Woher wissen Eure Majestät von der Rede? Ich habe sie sehr gut und taktvoll gefunden.“ Er: „Ich habe Sie gelesen.“ Ich: „Da mag sie, namentlich im Auszuge, anders klingen als gesprochen; ich habe den richtigen Eindruck, denn ich habe sie gehört, ich war in der Kirche.“ Er: „Mir ist gesagt worden, sie sei so gewesen, daß einige Herren Lust gehabt hätten, hinauszugehen.“ Wirklich skandalös, in wie gemeiner Weise hier wieder gehetzt worden ist.

Ich hörte, daß Hinzpeter eine Französin zur Frau hat, die sehr ehrgeizig und das treibende Element sein soll.

9. Januar.

Schottmüller war bei mir und ganz entsetzt über eine gestrige Unterhaltung mit Hinzpeter. Sie sprachen darüber, daß der Kaiser viel anfinge, aber nichts zu Ende führte. Hinzpeter soll gesagt haben: „Das ist auch gar nicht nötig, die Hauptsache ist, daß ich ihn immer in Atem halte; wenn nicht immer Neues kommt, so fällt er in Apathie.“ Mit völligem Zynismus hat er dann über das Ohrenleiden des Kaisers gesprochen und gesagt, es könne leicht zum Tode oder zu geistiger Störung führen, eigentlich müßte der Prinz Heinrich in Berlin wohnen, um sich auf eine mögliche Regentschaft einzurichten. Von der Kaiserin Friedrich gebrauchte Hinzpeter unglaubliche Ausdrücke, rügte ihren Mangel an Wahrheitsliebe und verurteilte auch den Kaiser in dieser Beziehung hart.

Aus ganz sicherer Quelle erfahre ich, daß die Familie Bismarck den ersten Annäherungsversuch gegenüber dem Kaiser gemacht hat. Sowohl der Fürst als Herbert haben dem Monarchen zu Neujahr sehr devote Telegramme geschickt! Dieser hat darauf geschrieben: „Kühl zu beantworten.“

Dem Kaiser sind die Gerüchte von seiner angeblichen Verschuldung wohl bekannt; neulich bei der Jagd äußerte er: „Man sagt ja, ich hätte drei Millionen von den Juden geborgt und dafür Stoecker entlassen müssen.“ Bleichröder hat sich vor einiger Zeit an den Minister Boetticher gewandt, mit der Bitte, ihm doch das Geschäft zuzuwenden, falls der Kaiser Geld gebrauche.

10. Januar.

Während der Jagd im Grunewald hatte ich eine längere Unterhaltung mit Lucanus. Zu meinem größten Erstaunen fing er ein Gespräch über

den Kaiser an, hauptsächlich über die allgemeine unzufriedene Stimmung; ich mußte das leider bestätigen, konnte ihm nur nicht sagen, daß er selbst wohl einen Teil der Schuld trüge, indem er den Monarchen so schlecht berate.

Beim Frühstück kam der Kaiser auf die Landgemeindeordnung und sprach sehr erregt über einen Artikel der „Kreuzzeitung" vom Grafen Kanitz-Podangen, welchen er als Landrat bezeichnete.[1]) Er benutzte diese Gelegenheit, um überhaupt auf die Landräte — diese beste Stütze der Regierung — zu schimpfen, und sagte, auch Caprivi gehe mit der Absicht um, Maßregeln gegen diese Beamtenkategorie zu ergreifen. Vielleicht, setzte er hinzu, schreiben auch noch die Brigadekommandeure Artikel in den Zeitungen gegen die Divisionskommandeure. Ich hätte gern gesagt: Wundern würde es mich nicht, da Eure Majestät die Achtung vor der Autorität selbst untergraben und z. B. oft mit jüngeren Offizieren über ältere und gar Vorgesetzte derselben scharfe Urteile fällen. Die ganze [. . .] des Ministers Herrfurth kommt darin zum Ausdruck, daß er dem Kaiser sogleich den Kanitzschen Aufsatz vorlegt, und zwar aus der „Kreuzzeitung" ausgeschnitten; es waren da zwei Fliegen mit einer Klappe getroffen.

13. Januar.

Ich hatte gestern und auch heute früh wieder eine längere Unterhaltung mit dem von Stuttgart eingetroffenen Grafen Philipp Eulenburg. Er findet den Kaiser ruhig und verständig, war aber entsetzt über die Stimmung, die er hier überall antrifft. Wirklich Neues konnte er mir nicht erzählen, es kam aber wiederholt zum Ausdruck, daß er eine völlig ideale Auffassung vom Kaiser hat. In der Kommission für die Schulreform ist Dr. Kropatschek, einer der Redakteure der „Kreuzzeitung" und ein sehr fähiger und tüchtiger Mann, der geistige Führer geworden. Er geht mit Hinzpeter in vielen Fragen zusammen. Ganz entsetzt sind alle Mitglieder über die Jämmerlichkeit des Ministers Goßler. Hinzpeter hat nun dem Dr. Kropatschek erzählt, er habe mit dem Kaiser über den Ersatz für die Minister Goßler und Herrfurth gesprochen und von jenem u. a. zu hören bekommen: „Ersatz für Minister zu finden ist schwer; wenn ich Generale fortschicke, so finde ich neue, so viel ich will."

15. Januar.

Es ist mir aufgefallen, daß ich im Gegensatz zu der bisherigen Praxis nicht mehr zu Diners eingeladen werde, die man dem Kaiser gibt.

---

[1]) [Anmerkung des Verfassers.] Er ist nicht mehr im Dienst.

16. Januar.

Das Diner beim Kriegsminister hat gestern stattgefunden. Anwesend außer dem Reichskanzler von hohen Militärs: Pape, Hülleſſem, Verſen, dann zahlreiche Diviſionskommandeure. Daß ich gefehlt habe, iſt ſogleich aufgefallen; ich bin nahezu ſicher, daß der Kaiſer dahinter ſteckt, denn der Kriegsminiſter läßt mich wahrlich nicht abſichtlich fort. Es ſcheint mir zur Kriſis zu treiben. Nun: Wie Gott will.

17. Januar.

Beim Vortrage war der Kaiſer ganz munter, anſcheinend wie immer und völlig unbefangen. Die Befeſtigung Memels kam zur Sprache. Ich ſagte, ich verſtände ſeine Idee ſo, daß dort ein Zufluchtshafen für Torpedoboote eingerichtet werden, aber von einer wirklichen Feſtung nicht die Rede ſein ſolle. Er ſtimmte dem bei; damit iſt e i n Streitpunkt nahezu aus dem Wege geräumt.

Hier iſt ein Bild des Kaiſers ausgeſtellt, das er für die Botſchaft in Paris hat malen laſſen. Es erregt allgemeines Aufſehen und findet keine günſtige Kritik. Er ſteht mit einer unglaublich herausfordernden Haltung da, in Gardesdukorpsuniform mit ſchwarzem Küraß und Purpurmantel, auf einen langen Feldherrnſtab geſtützt. Jeder hat das Gefühl, daß er den Franzoſen zu imponieren hofft. Auf mich hat das Bild einen traurigen Eindruck gemacht; es zeigt ihn nun der Welt ſo, wie er wirklich denkt und fühlt: [. . .] Man wird das Urteil erſt nach zehn oder zwanzig Jahren fällen dürfen. Hat er dann Großtaten verrichtet, ſo iſt es ein ausgezeichnetes Bild; iſt es anders gekommen, ſo wirkt es einfach lächerlich.

19. Januar.

Mir iſt von Augenzeugen verſichert worden, Hinzpeter, dieſer [. . .], habe bei mehreren Gelegenheiten die Hand des Kaiſers geküßt! Man ſieht daraus erſt, was für [. . .] dieſe liberalen Herren ſind. Auf der einen Seite ſich maßlos überhebend, vor dem Kaiſer aber kriechend und auf dem Bauch liegend.

25. Januar.

Ich bin einige Tage nicht zum Schreiben gekommen. Am 21. Januar war ich nach Hannover gefahren, wo der Kaiſer beim Ulanenregiment dinierte. Er ſaß zwiſchen mir und meinem Bruder Fritz und war zu uns beiden ſehr freundlich. Beim geſtrigen Vortrag fragte ich den Monarchen, ob es richtig ſei, daß Miniſter Maybach, deſſen Reſſortführung ich ſeit langem vergeblich angreife, abginge. Er behauptete, nichts davon zu wiſſen.

Wir haben jetzt parlamentarische Kämpfe. In Sachen der Landgemeindeordnung wird ein Kompromiß zustande gebracht werden; es bleibt aber die Frage: Warum mußte der Minister Herrfurth es zu so scharfen Auseinandersetzungen kommen lassen? Die Konservativen sind sehr verletzt, also zu den vorhandenen Bitterkeiten ohne Not neue hinzugetreten.

26. Januar.

Eine Veränderung, die viel Aufsehen machen wird, steht nahe bevor. Der Kommandierende General des IX. Armeekorps v. Leszczynski reicht seinen Abschied ein, worauf niemand gefaßt war. Der General gab in Altona einen Ball, auf dem Fürst und Fürstin Bismarck erschienen, die bei dieser Gelegenheit von der Bevölkerung sehr gefeiert wurden, so daß das Ganze den Charakter einer Demonstration getragen haben soll. Man hat den General darauf hingewiesen, und er nimmt nun, wie kaum vermeidlich, seinen Abschied. Ich weiß sehr wohl, daß ihm nichts ferner gelegen hat, als gegen den Kaiser zu demonstrieren, diese Absicht hat allein der Fürst gehabt, dem es völlig gleichgültig ist, ob jemand dadurch in Schwierigkeiten gerät. Die Welt wird aber anders urteilen.[1])

28. Januar.

Die Entscheidung ist schneller gekommen, als ich dachte. — Nach der gestrigen Defiliercour ließ mich der Kaiser rufen und überreichte mir das Großkomturkreuz des Hohenzollernordens mit den Worten, es sei sein Wunsch, mir an seinem Geburtstage eine Freude zu machen, die Welt solle auch sehen, in welchem schönen Verhältnis wir zueinander ständen. Hiernach sagte er, er habe die Absicht, mir das Kommando eines Armeekorps zu übertragen und von meinen hervorragenden Führertalenten Nutzen ziehen. Damit trennten wir uns, und ich war auch nicht einen Augenblick im Zweifel, daß das Ende meiner militärischen Laufbahn gekommen sei.

Nach dem Diner, welches ich meinen Offizieren gab, habe ich mit den Generalen Graf Schlieffen und Oberhoffer, Oberstleutnant Goßler

---

[1]) [Nachtrag.] Die Sache ist ganz anders verlaufen. Leszczynski hatte den Fürsten und die Fürstin Bismarck nur zu einem kleinen Diner eingeladen, und das wäre ihm auch nicht weiter übel genommen worden, wenn nicht der Wunsch bestanden hätte, ein Generalkommando freizumachen, um mich unterzubringen. So aber hat Caprivi die Gelegenheit benutzt, um den Monarchen gegen L. einzunehmen. Am 23. ist der Kaiser auf der Fahrt nach Cuxhaven den ganzen Tag mit L. zusammengewesen, hat ihn aber, obwohl seine Vergewaltigung beschlossen war, nichts merken lassen.

und meinen beiden Adjutanten über die Sache gesprochen. Ich entwickelte, wie der Kaiser noch bis zum Sommer hin meine Stellung hochgehalten und mir gesagt hätte, er könnte mir gar nicht zumuten, das Kommando eines Armeekorps zu übernehmen; wie er, als es sich um Württemberg handelte, durch Caprivi mir hätte sagen lassen, ich sollte dorthin nur gehen, wenn ich es gern täte, er würde mir dann den Schwarzen Adlerorden geben. Nach all diesen Vorgängen müßte ich in der gestrigen Mitteilung eine Zurücksetzung erkennen, die ich mir nicht bieten lassen dürfte, ohne mein Ansehen zu schädigen, ich sei fest entschlossen, den Abschied zu nehmen und wollte das dem Kaiser am nächsten Tage deutlich machen. Alle Herren stimmten mir zu. Sie waren, ich kann es wohl sagen, von meinen Worten erschüttert und beklagten auf das tiefste den Schritt des Kaisers.

Heute fuhr ich nach dem Schloß und fand sogleich beim Monarchen Einlaß. Ich bat auf Grund seiner gestrigen Eröffnungen um den Abschied. Sogleich sagte er lebhaft: „Es fällt mir gar nicht ein, Sie gehen zu lassen. Ich hoffe Ihre ausgezeichnete Kraft noch viel zu nutzen. Sie stehen meinem Herzen viel zu nahe, es ist zwischen uns ein freundschaftliches Verhältnis, das auch immer bestehen bleiben soll. Nie gebe ich Ihnen den Abschied."

Ich nannte ihm nun in aller Ruhe meine Gründe, um deren willen mich der Wechsel aus meiner Stellung in ein Generalkommando verletzen müsse. Er suchte sie zu bekämpfen und sagte u. a.: „Ich will Sie nach Altona schicken, auf einen Posten, der jetzt besonders wichtig ist. Sie müssen da den Fürsten Bismarck, der sich in neuerer Zeit wieder sehr verdächtig macht und gegen mich intrigiert, unter Aufsicht nehmen. Sodann wissen wir auch, daß in Hamburg alle Fäden der sozialistischen Verschwörung zusammenlaufen, dort brauche ich eine hervorragende Kraft wie Sie. Endlich geht es an den norddeutschen Höfen (es gibt im Bereich des IX. Armeekorps bekanntlich nur die beiden Mecklenburg!) sehr bedenklich zu; ich muß da jemanden haben, der genau hinsieht und womöglich einwirkt — kurz, die Stellung ist eine sehr bedeutende."

Ich habe mich selbst gewundert, daß ich dies ruhig mit anhören konnte, manchmal mußte ich allerdings ein Lächeln unterdrücken. Was geht mich Fürst Bismarck an? Soll er beobachtet werden, so mag man Polizisten damit betrauen. Wie soll ich Verschwörungen aufdecken, wo doch berufene Regierungsorgane dazu da sind. Was soll ich mit den Höfen wohl anfangen? Ich bin ja da absolut machtlos, außerdem sitzt für dieses Geschäft ein preußischer Gesandter in Hamburg. Ich käme, wenn ich die Instruktion befolgen wollte, in den ersten acht Tagen zu einem Zusammenstoß mit dem Kanzler.

Auch Marie zog der Kaiser hinein und sagte: „Ihre Frau freut sich gewiß, in ihre alte Heimat zu kommen (sie ist nie dort zu Hause gewesen!), sie hat sich hier in Berlin eine so ungewöhnlich angesehene Stellung geschaffen, daß sie dies auch dort bald erreichen wird, überdies kann sie in Hamburg ja auch vortrefflich wirken.“ (Marie soll sich also mit der sozialdemokratischen, der Kirche entfremdeten Weiblichkeit abgeben. Eine schöne Mission.)

Dann — und hier kam etwas von der Wahrheit heraus — sagte der Kaiser, die Stellung des Kommandierenden Generals sollte nach seiner Meinung die höchste in der Armee sein, und es wäre also gut, wenn die des Chefs des Generalstabes etwas heruntergerückt würde. An diesem Punkte hat, wie ich im Laufe des Tages noch ermitteln konnte, der Kanzler hauptsächlich gegen mich angesetzt. Er ist von langer Zeit her ein Feind des Generalstabes und hat immer dafür gearbeitet, die Position seines Chefs gegenüber der des Kriegsministers herunterzudrücken; in der Tat haben vor kurzem hinter meinem Rücken Verhandlungen zwischen Militärkabinett und Kriegsministerium über diese Frage stattgefunden. Der Kaiser sagte: „Der Chef des Generalstabes soll bei mir nur eine Art von Amanuensis sein, und dazu brauche ich einen jüngeren.“

Am Schluß der Unterhaltung erklärte ich dem Monarchen, ich hätte den bestimmten Eindruck, der Kanzler sei bei der Sache beteiligt, in seinem Hause sei schon seit einiger Zeit ähnliches gesprochen worden. Ich müßte bei meiner Ansicht beharren und sei überzeugt, daß ich ihm und der Armee einen größeren Dienst leisten würde, wenn ich fortginge, als wenn ich bliebe. Ob er den Sinn dieser Worte verstand, weiß ich nicht, er wird ihn aber schon erkennen. Als er mir dann sagte: „Überlegen Sie sich die Sache noch,“ erwiderte ich: „Ich hoffe, Eure Majestät werden sich die Sache auch noch überlegen.“ Hiermit verließ ich ihn.

Ich habe heute noch mit dem Feldmarschall und dem General Falckenstein[1]) gesprochen, sie sind beide sehr betrübt. Der Feldmarschall hielt das Ganze für völlig unbegreiflich und sprach sich sehr besorgt über den Kaiser aus.

Das traurigste ist, daß mit mir alle (auch Hahnke) darin übereinstimmen, das Mißgeschick des Kaisers beim Manöver sei die eigentliche Ursache. Caprivi habe dies geschickt benutzt. So wie wir wird die ganze Welt denken. Wie muß dies dem Kaiser schaden. Er will sein eigener Chef des Generalstabes sein! Gott schütze das Vaterland!

29. Januar.

Der heutige Tag verging mit Unterhandlungen. Hahnke war im Auftrage des Kaisers zunächst beim Feldmarschall. Dieser hat sich ganz be-

[1]) S. u. S. 187.

stimmt dahin ausgesprochen, er hielte einen Wechsel für höchst nachteilig, im übrigen könnte der Kaiser mir ein Armeekorps nicht anbieten; er möge mir eine Armeeinspektion oder die Statthalterschaft in den Reichslanden geben. Dann kam Hahnke zu mir, um mich zu überreden, das Generalkommando des IX. Armeekorps anzunehmen. Ich fertigte ihn gründlich ab. Eine schöne Kabinettsorder, wie sie der Kaiser mir versprochen hätte, brauchte ich nicht; wohl aber brauchte der Kaiser eine solche Order für sich und sein geschädigtes Ansehen. Ich machte Hahnke auf die Stimmung in der Armee aufmerksam, auf die bedenklichen Folgen, wenn der Kaiser so weiter wirtschaften sollte. Er war entsetzt und sagte dann ganz kleinlaut „Ach, wenn doch nur jemand so etwas dem Kaiser sagen wollte." Ich erwiderte: „Wozu sind Sie denn da? Sie sehen den Kaiser täglich und allein, Sie haben die Pflicht, es zu tun. Ich bin seit Jahresfrist abgedrängt, und auch Sie haben dazu mitgewirkt."

31. Januar.

Heute war ein heißer Schlachttag. Ich war vom Kaiser zum Vortrag bestellt — ganz gegen mein Erwarten — und hatte mir nur zwei kurze Sachen mitgenommen, gedachte aber, noch einmal über meine Angelegenheit und auch über andere Dinge zu sprechen. Ich bat, mit ihm allein sein zu dürfen, und Hahnke und Wittich wurden fortgeschickt. Ich führte aus, daß ein starker Chef des Generalstabes auch für ihn eine Stärke sei. Kriegsminister und Kanzler könnten durch Kammermajoritäten gestürzt werden und würden schnell wechseln; das läge nicht in seiner Hand allein. Beide zusammen bildeten auch, auf parlamentarische Majoritäten gestützt, eine Macht, gegen die er schweren Stand hätte. Da sei ihm ein tüchtiger Generalstabschef eine wesentliche Stütze. In anderen Ländern bestrebe man sich, den Generalstab zu heben, wie ja noch vor ganz kurzer Zeit in Frankreich der Posten des Chefs selbständig gemacht worden sei. Was meine Stellung anlange, so habe er mir öfters gesagt, sie sei die höchste, die vornehmste in der ganzen Welt; er habe selbst immer das Bestreben gehabt, sie zu verbessern. Das Ansehen des Feldmarschalls sei keineswegs auf mich übergegangen. Dessen Ruhm stände für alle Zeiten fest, ebenso aber auch, daß er nach dem Kriege in vielen Kämpfen mit dem Kriegsministerium zurückgewichen sei und die Personalien durch andere habe bearbeiten lassen, wodurch Protektionswesen eingerissen sei.[1]) Mit meinem Eintritt sei das anders geworden, ich hätte Schritt für Schritt die Positionen wiedererobert und mehr dazu gewonnen, überhaupt den Generalstab personell und in Leistungen gehoben.

[1]) Vgl. Deutsche Revue, Juniheft 1921, S. 208 f.

Sodann sagte ich etwa: „Ich habe die Überzeugung, daß selten jemand wagt, Eurer Majestät offen seine Ansicht zu sagen, deswegen halte ich es jetzt für meine Pflicht, dies zu tun." Ich sei auch überzeugt, daß er von mir es nicht anders erwarte, als daß ich, unbekümmert, ob es ihm wehe tue oder nicht, meine Ansicht furchtlos ausspreche. Beim Kaisermanöver habe er vor zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des Kaisers von Österreich gesagt, er hoffe, die Armee sei, seit er sie übernommen, nicht schlechter geworden. Ich müsse zu meinem Bedauern sagen, sie sei schlechter geworden. Das ideale Verhältnis zwischen Kriegsherrn und Offizierkorps, welches er, der Kaiser, ererbt habe, sei nicht mehr vorhanden, es herrsche Unsicherheit, Mißmut, Mangel an Dienstfreudigkeit oben, und diese Stimmung reiche ziemlich weit nach unten. Unten aber wachse eine Jugend heran in nichts weniger als guter Gesinnung. Sie sähen, wie oben ein Führer schnell dem anderen folge. Wenn ein neuer komme, so spotte man nur darüber, wie kurze Zeit er sich wohl halten werde. Es müsse das Gefühl entstehen, alle hohen Offiziere seien unfähige Leute, die Achtung vor der Autorität gehe sichtlich verloren. Auf dem Prinzip der Autorität sei aber die Armee basiert, er selber, der Monarch, stütze sich doch nur auf die Armee.

Er hörte schweigend zu und sagte dann: „So etwas hat mir noch niemand gesagt." Ich erwiderte: „Das hätte General v. Hahnke schon lange tun müssen, und ich mache auch dem früheren Kriegsminister den gleichen Vorwurf."

Wir kamen dann wieder auf das Generalkommando. Er wandte alle möglichen Überredungskünste an. Ich solle doch nicht auf das Gerede der Welt hören, sondern mir an seiner Freundschaft genügen lassen. Er werde sie zum Ausdruck bringen, der Welt zeigen, was es heiße, Freund des Deutschen Kaisers zu sein. Jeder, der ein Wort gegen mich zu sagen wage, solle zerschmettert werden, die Presse wolle er zu Paaren treiben und dergleichen mehr. [. . .]

Schließlich ging er soweit, mit zärtlichster Gebärde mich zu bitten. Er faßte meine Hand und sagte: „Nicht wahr, Sie nehmen an? Ihr Kaiser bittet Sie." Ich blieb aber hart und danke Gott, daß er mir die Kraft dazu gab.

Dann ging ich noch einmal zum Angriff über und sagte, die ganze Sache ginge vom Reichskanzler aus, der wolle mich hier fort haben. Es bestehe bei ihm ein alter Haß gegen den Generalstab. Sein Bestreben sei außerdem, den Kriegsminister zum Staatssekretär herunterzudrücken, wie er ja auch jetzt die Macht des Marineoberkommandos verringern wolle zugunsten des Staatssekretariats, um dann freie Hand in Armee und Marine zu haben. Der Kaiser sagte: „Er denkt gar nicht daran, die

Finger an die Armee zu legen; er treibt äußere Politik, Sie haben militärische Aufgaben, da können Sie ganz gut nebeneinander gehen." Ich erwiderte: „Er will nicht bloß die Finger an die Armee legen, er hat sie bereits daran; ich kann dies aus verschiedenen Fällen nachweisen. An meinem Sturz wurde bei ihm seit langem gearbeitet, im Auswärtigen Amt spricht man seit Wochen davon. Wenn die Herren erfahren, daß er vollzogen ist, so feiern sie Freudenfeste —" „Das sind alles verständige Leute," unterbrach der Kaiser, „Marschall ist ein vornehmer Mann (im Publikum heißt er jetzt der gebildete Hausknecht!), ich halte ihre Behauptung für unmöglich, nennen Sie mir Namen." Ich sagte: „Von Marschall weiß ich nicht viel, ich kenne aber den größten Teil der anderen, da sind Holstein, Kiderlen, Lindau, Raschdau und wie sie alle heißen."

Zum Schluß machte der Kaiser einen leidlich geschickten Versuch, den Spieß umzudrehen, wurde elegisch und sagte: „Es ist zu traurig, was ich schon für Erfahrungen habe machen müssen, meine besten Freunde verlassen mich!"

Die Sache endigte so, daß ich sagte, ich sei überzeugt, daß ich ihm durch meine offene Aussprache einen erheblichen Dienst geleistet hätte; wäre es mein letzter Dienst gewesen, wie ich glaubte, so könnte ich mit gutem Gewissen abtreten. So ungefähr war der Verlauf. Ich fuhr in der Überzeugung, daß ein Zurück nicht mehr möglich, und meine militärische Laufbahn abgeschlossen sei, tief betrübt nach Haus. Hier empfing ich allerdings bessere Eindrücke, denn Marie und meine Umgebung, sowie zahlreiche Herren sprachen mir ihre vollste Sympathie aus und beglückwünschten mich wegen meiner Festigkeit.

Schlieffen, der den dringenden Wunsch hat, zur Schlichtung beizutragen, war zum Kanzler gegangen, hatte aber nichts ausrichten können. Bezeichnend war es, daß dieser gesagt hat: „Es ist nun auch zu spät, denn es hat in der Zeitung gestanden." Er hat es nämlich selbst in die „Norddeutsche" einrücken lassen.

Manchmal sage ich mir, daß Karneval ist, und man sich nicht wundern muß, wenn tolle Sprünge gemacht werden, denn toll und unvernünftig ist die ganze Prozedur. Ich soll aus der Stellung, die ich gut ausfülle, heraus, damit einer hinein kann, der [...]

1. Februar.

Graf August Eulenburg besuchte mich heute, ebenfalls tief betrübt über den Kaiser. Er erzählte mir, daß gestern nach meiner Unterredung der Monarch so ernst gestimmt gewesen sei, wie er ihn noch nicht gesehen, er habe weitere Vorträge zurückgewiesen und auf alle Umgebungen den Eindruck gemacht, in hohem Maße bewegt zu sein. Wirkung hat die Unter-

haltung daher gehabt, dies ist an sich wohl ein gutes Zeichen. Ich bin auch überzeugt, daß, wenn Caprivi oder Hahnke ihm behilflich sein wollten, aus der beklagenswerten Lage herauszukommen, er es gern täte. Sie werden aber nicht wollen. Mein Abschiedsgesuch habe ich übrigens gestern abend ins Schloß gesandt.[1])

*

Berlin, 29. Januar 1891.

An des Kaisers und Königs Majestät.

Eurer[2]) Kaiserlichen und Königlichen Majestät wage ich es, mein am 28. d. M. mündlich vorgetragenes Abschiedsgesuch nach reiflicher Überlegung alleruntertänigst zu erneuern.

In Anbetracht der Bedeutung, welche die Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee bisher hatte und von Eurer Majestät in zahlreichen Äußerungen auch anerkannt war, muß ich mich durch Übertragung eines Generalkommandos als zurückgesetzt erachten.

Den besonderen, mit dem Generalkommando des IX. Armeekorps zusammenhängenden, von Eurer Majestät mir mündlich entwickelten Aufgaben halte ich mich, solange mir die Organe dazu fehlen, nicht für gewachsen. Es fallen diese Aufgaben teils in das Gebiet der Polizei- und Verwaltungsbehörden, teils in das des diplomatischen Dienstes; der Versuch, ihnen gerecht zu werden, würde mich sofort mit Behörden, speziell mit dem Reichskanzler, in Konflikt bringen, womit Eurer Majestät nicht gedient sein kann.

Daß in der Armee und bei allen urteilsfähigen Männern die Ansicht bald sich bilden wird, ich sei beseitigt worden, davon wollen Eure Majestät allergnädigst überzeugt sein. Ich habe nunmehr nahezu 41 Jahre der Armee angehört, mein Name hat, ich kann es ohne Überhebung sagen, einen guten Klang in der Armee und auch über diese hinaus. Ich kann meine Laufbahn nicht mit einem solchen Rückzuge enden lassen.

Offiziere,[3]) die dafür Neigung haben, sollten Eure Majestät in der Armee nicht dulden.

Ich hoffe, ein gutes Beispiel zu geben und kann dann mit dem stolzen Gefühl scheiden, Eurer Majestät noch in letzter Stunde einen Dienst geleistet zu haben.

---

[1]) S. das folgende.

[2]) Nach dem Konzept.

[3]) Am Rande zu diesem und dem nächsten Satz folgende Bemerkung des Verfassers: „Auf Rat des Herrn Feldmarschalls [Moltke], der sonst sowohl zu dem Schreiben als zu meinem Entschluß seine volle Zustimmung erklärte, fortgelassen.“

Niemals werde ich aufhören in tief empfundener Dankbarkeit mich der zahllosen Beweise Allerhöchsten Vertrauens und besonderer Gnade zu erinnern und verharre usw.

Waldersee.

*

März 1890. Wenn Windthorst ins Schloß kommt, so lasse ich ihn durch einen Gefreiten und drei Mann arretieren, sagte der Kaiser.

Dezember 1890. Parlamentarisches Diner beim Reichskanzler. Der Kaiser genehmigt mit einigem Widerstreben, daß Windthorst eingeladen wird, hat dann aber mit ihm eine längere Unterhaltung.

Januar 1891. 1. Windthorst fällt die Treppe hinunter und verletzt sich. Der Kaiser sagt: „Ist es wohl zu viel, wenn ich einen Flügeladjutanten hinschicke und mich erkundigen lasse?“ 2. Der Kaiser liest die Einladungsliste zum nächsten Hofball und fragt: „Warum ist denn Windthorst nicht darauf?“ — — —

Warum soll man sich also noch wundern?

2. Februar.

Ich bin nicht imstande, über eine bittere Stimmung hinwegzukommen; sie ist nicht etwa gegen den Kaiser gerichtet, sondern gegen seine Ratgeber. Der Kaiser hat sich wahrlich gegen mich nicht schön benommen, er ist aber klug genug und hat auch soviel edles Gefühl, daß er es einsieht. Die ganze Angelegenheit ist ihm — Caprivi hat es wiederholt ausgesprochen — höchst unangenehm; er ist erst nach inneren Kämpfen herangegangen und hat mich nicht richtig taxiert, indem er glaubte, ich würde mich ruhig fügen. Er ist ja eben ein schwankendes Rohr, und da kann man sein Verhalten nicht gleich verurteilen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie er beraten ist, daß ihm gesagt wird, ich triebe heimliche Politik, meine Stellung sei zu mächtig usw.

Abschnitt X

Kommandierender General des IX. Armeekorps

(1891—1898)

1891

Altona, 6. Februar.

Nach aufregenden Tagen bin ich seit gestern nachmittag hier in den Hafen eingelaufen, in dem ich einige Ruhe zu finden hoffe.

Im Laufe des 2. Februar war ich in Ungewißheit über mein Schicksal. Nachdem ich zweimal den Kaiser mündlich um den Abschied gebeten und dies schriftlich wiederholt hatte, war es wohl möglich, daß meinem Wunsche Folge gegeben wurde. Es wäre mir ja furchtbar schwer geworden, den Dienst völlig zu verlassen, ich richtete mich aber im Geiste darauf ein. Von vielen Seiten (Feldmarschall Blumenthal, den Generalen v. Pape, Graf Schlieffen, Holleben,[1]) dem Kriegsminister u. a.) wurde ich dringend gebeten, nicht den Abschied zu nehmen, besonders mit der Begründung, die Armee könne mich nicht entbehren. Feldmarschall Moltke war empört und erklärte die ganze Prozedur für einen Unglücksfall. Fürst Stolberg, der Hausminister, Miquel, Minister Delbrück, Graf A. Eulenburg, Stephan besuchten mich, jeder erklärte, daß ich dem Kaiser die Wahrheit gesagt hätte, sei ein Verdienst ums Vaterland. Wiederholt wurde mir versichert, und ich glaube, es entsprach den Tatsachen, daß von meinen Untergebenen auch nicht einer meine Vergewaltigung nicht bitter beklagt hätte.

Am bedauerlichsten bleibt immer die Rolle des Kaisers. Das Gefühl der Unsicherheit ihm gegenüber muß sich steigern. Es ist eine Kleinigkeit, ihn gegen Personen einzunehmen; er glaubt sofort das Schlechte, hat aber das größte Mißtrauen, wenn man von jemandem etwas Gutes sagt. Hier liegt die Möglichkeit eines Einflusses für gewisse Elemente seiner nächsten Umgebung. Der Kaiser kann sehr liebenswürdig sein, wirkliches Wohlwollen fehlt gänzlich. Deswegen wird er sich auf die Dauer nirgends Liebe erwerben.

Daß Caprivi intrigant und unwahr ist, hätte ich früher nie geglaubt. Zum Schluß wirkten bei seinem Verhalten natürlich die Schwierigkeiten in

[1]) Generalleutnant v. Holleben, Kommandeur der 1. Garde-Infanteriedivision.

den Parlamenten mit: Es verbreitet sich die Meinung, er beherrsche die Sache nicht völlig; in solchen Lagen fängt man in der Regel an, seine präsumtiven Nachfolger zu hassen.

7. Februar.

Am 2. Februar abends erhielt ich die Kabinettsorder, die mich zum Kommandierenden General des IX. Armeekorps ernannte.

*

An Meinen Generaladjutanten, General der Kavallerie
Grafen v. Waldersee, Chef des Generalstabes der Armee und
à la suite Meines Ulanenregimentes (1. Hannoversches) Nr. 13.

Ihrem [1]) Abschiedsgesuch vom 30. v. M. vermag Ich nicht zu entsprechen, denn Ihre bisher geleisteten Dienste sind Mir zu wertvoll, als daß Ich schon jetzt auf dieselben verzichten möchte. Ich habe Sie für den Fall eines Krieges zur Führung einer Armee in Aussicht genommen und erachte es zu diesem Zwecke, da Sie seit langer Zeit dem Truppendienst entzogen gewesen sind, im Interesse der Armee für geboten, Sie zunächst an die Spitze eines Armeekorps zu stellen, wo Sie Ihre vortrefflichen Führereigenschaften zur Geltung zu bringen in der Lage sein werden. Es wird Mir sehr schwer, Sie damit als Chef des Generalstabes verlieren zu sollen; indessen halte Ich Mich verpflichtet, Meine diesbezüglichen persönlichen Wünsche den obenerwähnten Interessen der Armee unterzuordnen. Indem Ich Sie daher von der Stellung als Chef des Generalstabes der Armee entbinde, ernenne Ich Sie hierdurch, unter Belassung in dem Verhältnis als Mein Generaladjutant und à la suite Meines Ulanenregiments (1. Hannoversches) Nr. 13, zum Kommandierenden General des IX. Armeekorps. In diese Ihre neue Stellung folgt Ihnen mein lebhafter und herzlicher Dank, nicht nur für Ihre Mir persönlich stets betätigte treue Hingebung, sondern auch für die hervorragenden Dienste, welche Sie als Chef des Generalstabes Mir und der Armee geleistet haben. Ich gedenke hierbei der trefflichen Unterweisungen, durch welche Sie Mich seinerzeit mit den umfassenden Aufgaben des Generalstabes vertraut gemacht, und hebe hervor die energische Durchführung der Organisation des Generalstabes, die umsichtige Heranbildung der Offiziere desselben, die zweckmäßigen Vorarbeiten für eine etwaige Verwendung der Truppen im Felde und die noch bei den letzten Manövern vor Mir besonders hervorgetretenen ausgezeichneten Leistungen in Anlage großer Truppenübungen. — An Meinem

[1]) Nach der Ausfertigung.

unlängst begangenen Geburtstagsfeste habe Ich Ihnen bereits durch Verleihung des Großkomturkreuzes Meines Hausordens von Hohenzollern Meinen Königlichen Dank für Ihre hohen Verdienste zu erkennen gegeben und lasse es mir zur angenehmen Pflicht gereichen, diesen Dank aus vollem Herzen in dem Augenblick zu wiederholen, wo Sie an die Spitze desjenigen Armeekorps treten, welches Mir vermöge seiner Beziehungen zur Heimatprovinz Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Meiner vielgeliebten Gemahlin, besonders nahe steht. Ich verbinde damit den Ausdruck der Überzeugung, daß Sie in Ihrer neuen, wichtigen Stellung volle Befriedigung finden und den hohen Erwartungen entsprechen werden, die Ich jederzeit an Ihre Begabung, Ihren Eifer und Ihre Pflichttreue zu stellen gewohnt gewesen bin.

Berlin, den 2. Februar 1891. Wilhelm R.

*

Ich nahm mir zehn Minuten Bedenkzeit und entschloß mich dann, das Kommando anzutreten.[1]) Es ist dem Kaiser von mehreren Seiten gesagt worden, er möge mir eine Armeeinspektion geben — besonders der Feldmarschall vertrat diesen Standpunkt — oder mich zum Statthalter der Reichslande machen für den völlig überständigen Hohenlohe. Ich weiß, er hätte gern einen solchen Ausweg gewählt, denn mein Abschied wäre ihm höchst unbequem gewesen. Indes Caprivi war energisch dagegen; noch am Sonnabend hatte der Kaiser mit ihm über den Statthalterposten unterhandelt. Hahnke verhielt sich ebenso ablehnend. Meine Freunde, speziell Schlieffen (der lange beim Kanzler gewesen war), dann auch Falckenstein[2]) und Holleben hatten sich vergebens dafür eingesetzt.

Die Kabinettsorder selbst ist ein höchst bedauerliches Machwerk. Der Kaiser setzt seinen Namen unter [...] Unwahrheiten, wenn er sagt, er ordne seine persönlichen Wünsche den Interessen der Armee unter, denn ich verliere meine Stellung ganz allein infolge der persönlichen Wünsche des Kaisers, der allerdings durch Caprivi beeinflußt ist. Daß ich mich durch Verwaltung eines Generalkommandos und nachträgliches Erlernen

---

[1]) „Da Gründe der militärischen Disziplin ein Beharren bei dem auf solche Weise abgelehnten Abschiedsgesuch ausschließen, wird der General sich voraussichtlich alsbald nach Altona begeben." („Allgemeine Zeitung", München, vom 3. Februar abends, vgl. u. S. 189, Note 2.) Vgl. auch die von der Presse damals veröffentlichten Abschiedsworte des Verfassers an die Offiziere und Beamten des Generalstabes: „Seine Majestät der Kaiser und König hat anders über mich verfügt und mich an eine andere Stelle gesetzt; dem Soldaten geziemt es nicht, nach den Gründen zu forschen."

[2]) Generalleutnant Vogel v. Falckenstein, Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium.

von einigen Dienstdetails auf die Führung einer Armee vorbereiten soll, ist doch Unsinn. Wenn eine Stellung darauf vorbereitet, große Heeresmassen zu bewegen, so ist es gerade meine bisherige als Chef des Generalstabes. Ich erhalte in der Order soviel Anerkennung für meine bisherige Tätigkeit, daß jedermann sich sagt, ein solcher Chef des Generalstabes mußte doch unter allen Umständen erhalten, nicht aber beseitigt werden. Den bedenklichen Hintergedanken finden allerdings vorerst nur wenige heraus. Der Kaiser will mich im künftigen Kriege nicht zu seinem Chef des Generalstabes haben, weil er fürchtet, dann sich mir doch fügen zu müssen, auch wohl um etwaigen Ruhm gebracht zu werden; er will nämlich nicht Krieg führen wie sein Vater oder Großvater, sondern nach Art Friedrichs des Großen! Hier liegt eine furchtbare Gefahr für das Vaterland.

Am 3. Februar war es nicht möglich, meine Meldung zu machen, da der Kaiser einen langen Ritt unternommen hatte. Ich ging am 4. früh zu ihm. Er empfing mich in meiner Ulanenuniform. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich auf Auseinandersetzungen nicht mehr einzulassen, machte kurz meine Meldung und erklärte, sogleich nach Altona reisen zu wollen. Dort solle jeder bald überzeugt werden, daß ich mit voller Kraft bei meinem Dienst sei. Ich hatte den Eindruck, als fiele ihm ein Stein vom Herzen. Er küßte mich dreimal, versicherte, daß wir ewig Freunde bleiben würden, und daß er mich immer schützen würde, wenn jemand mich angriffe. Ich hätte ihm in dieser Hinsicht gern gesagt, daß er dies doch nicht könnte, ich auch Manns genug sei, um mit meinen Feinden allein abzurechnen, zog es aber vor, das Feld zu räumen.

Nach Rückkehr in mein Haus verabschiedete ich mich von den Offizieren und Beamten. Schlieffen ergriff nach mir das Wort und sprach wie ein Mann; viele der Herren waren bewegt. Die hier gefundene Anerkennung ist mir wahrlich viel wert, ich kann mit stolzen Gefühlen in die Verbannung gehen. Sowohl am 3. als am 4. wurde mein Haus nicht leer von Freunden, die mir noch einmal die Hand drücken wollten. Ich kann sagen, daß ich wirklich schöne Stunden verlebte. Fast alle meinten, meine Zeit würde bald wieder kommen; unter allen Umständen aber, wenn der Ernst an uns herantreten sollte. Unser Schicksal liegt in Gottes Hand, in dieser Überzeugung gehe ich ruhig meinen Weg.

Am 5. Februar früh reiste ich ab und geriet, ein eigenes Verhängnis, mit Bleichröder, der nach Friedrichsruh reiste, in dasselbe Coupé. Wir unterhielten uns ganz gut; er konnte mir manches Interessante erzählen. Augenscheinlich hält er eine Rückkehr Bismarcks für möglich. Dieser beginnt nun doch einzusehen, daß sein Sohn Herbert viel zu seinem Sturze beigetragen hat.

10. Februar.

Zu meiner Freude ist Schlieffen mein Nachfolger geworden. Da ja jetzt fast alles ungeschickt angestellt wird, fürchtete ich, Wittich könnte den Posten erhalten.

11. Februar.

Leider teilte mir Schlieffen gleichzeitig mit seiner Ernennung die Äußerung Hahnkes mit, im Generalstabe habe ein Preßbureau unter Zahn[1]) bestanden. Der Kaiser sei gegen diesen sehr aufgebracht, er wolle ihn versetzen; wie mir Zahn telegraphiert, ist das bereits geschehen, und zwar nach Mainz. Das wird nun wohl noch Weiterungen geben. Ich bin wirklich froh, denn jetzt habe ich endlich einen Anhalt für die nichtswürdigen Verleumdungen, denen ich ausgesetzt war. Hahnke will ich energisch zur Verantwortung ziehen, was aber nicht ohne neuen Konflikt mit dem Kaiser abgehen wird.

23. Februar.

Zahn ist wegen des Artikels der Münchener „Allgemeinen Zeitung" am 2. Februar versetzt worden. Dieser enthielt leider nur Wahrheiten und tat deshalb recht wehe.[2]) Ohne eine Spur von Anhalt, ohne Untersuchung wurde nun vom Kanzler dem Kaiser gemeldet, Zahn habe jenen Artikel

---

[1]) Dem Adjutanten des Verfassers Major Z.

[2]) Die von der „Allgemeinen Zeitung" (München) gebrachten „Mitteilungen von bestinformierter Seite" über die „Waldersee-Krisis" (in extenso abgedruckt von der „Kreuzzeitung", 3. Februar abends) machen in der Tat im Gegensatz zu manchen irrigen Kombinationen der übrigen Presse den Eindruck, als ob sie von einer eingeweihten Persönlichkeit stammen. In einer nachträglichen Aufzeichnung des Verfassers heißt es darüber:

„Als am 18. August Major Zahn infolge eines Sturzes mit dem Pferde gestorben war, hatte ich noch am selben Tage im Schlosse zu Kiel mit dem Generaladjutanten v. Hahnke ein Gespräch über diesen Offizier. Ich äußerte meine Überzeugung, daß Zahn an dem fraglichen Zeitungsartikel völlig unschuldig sei, daß der Reichskanzler aber doch wohl Beweise erbracht haben müsse. General v. Hahnke erwiderte, daß Beweise allerdings nicht erbracht seien, es sei dies in solchen Fällen auch schwer. Sei Zahn unschuldig gewesen, nun so *habe er eben Unglück gehabt*! Sodann zog ich bei dem Redakteur Jacobi [von der „Allgemeinen Zeitung" in München. J. ist der Verfasser des Nekrologs auf den Generalfeldmarschall im „Biographischen Jahrbuch" für 1904, S. 1 ff.] Erkundigungen ein; dieser versicherte mir, daß er den Major Zahn nur einmal in seinem Leben [Brief vom 25. August 1892] und in der fraglichen Zeit überhaupt nicht gesehen habe; an Material zu jenem Artikel sei übrigens kein Mangel gewesen. Was sollte wohl Jacobi für ein Interesse haben, hier die Unwahrheit zu sagen, da Zahn nicht mehr am Leben ist? Ich bin der Ansicht, daß der Reichskanzler sich einer schmählichen Verleumdung schuldig gemacht hat und wenigstens mittelbar an dem Tode des Majors Zahn und an dem Unglücke seiner Familie schuld ist. Über General v. Hahnke enthalte ich mich des Urteils."

geschrieben, was eine [. . .] Verleumdung[1]) ist. Der Kaiser befahl, der Major solle verabschiedet werden! Glücklicherweise schlug hier den Machern doch das Gewissen, so daß eine bloße Versetzung erfolgte.

Die Mitteilung Hahnkes an Schlieffen — zu meinem Bedauern war sie vertraulich — beruht letzten Endes auf Nachrichten des [. . .] Geheimrats Lindau, die Caprivi an den Kaiser gelangen ließ. Ich bin Schlieffen so viel Dank schuldig, vor allem aus den letzten Wochen, daß ich um nichts in der Welt ihm Unannehmlichkeiten bereiten will; nach reiflicher Überlegung mit Goßler[2]) und Zahn habe ich also davon Abstand genommen, die Sache jetzt weiter zu verfolgen. Dem Kaiser allerdings habe ich meine Ansicht nicht verhehlt.

Bei Gelegenheit eines achttägigen Aufenthalts in Berlin (zur Erledigung von privaten und dienstlichen Geschäften) ließ ich mich dem Monarchen melden. Er tat völlig unbefangen; es ging etwa so zu, als ob ich schon seit Jahren Kommandierender General sei. Das ist eine seiner starken Seiten, wenn man will, aber doch auch eine große Schwäche, denn warum hier Komödie spielen? Als die Konversation über das IX. Armeekorps ins Stocken geriet, ging ich auf ein anderes Thema über und sagte: „Ich habe noch eine Bitte. Hören Eure Majestät nicht auf Klatsch. Wenn nur das erzählt wird, was man gesagt oder getan hat, so ginge dies noch; ich wenigstens könnte es aushalten, da mein Tun und Treiben das Licht nicht zu scheuen braucht. Es wird aber auch erzählt, was man nicht gesagt hat, und dies wirkt wahrhaft vernichtend. Infolgedessen herrscht Unsicherheit und unbehagliche Stimmung. Tun mir Eure Majestät den Gefallen, falls etwas über mich zugetragen wird, mich es wissen zu lassen.“ Er versprach es, wird es aber gewiß nicht tun. Ich fuhr dann fort: „Es ist die Nichtswürdigkeit verbreitet worden, ich hätte unter Zahns Leitung ein Preßbureau gehalten; umgekehrt liegt die Sache: ich beging wahrscheinlich den Fehler, mir kein Preßbureau zu halten. Seit vier Jahren habe ich mich in der Presse beharrlich beschimpfen lassen, zum größten Teil für Eure Majestät. Man schlug auf mich, meinte aber Eure Majestät. Nur einmal habe ich einen Gegenstoß gemacht durch mein Telegramm aus Drontheim,[3]) in welchem ich meine Gegner Lügner nannte. Hätte ich mich mehr gewehrt, vielleicht wäre ich besser fortgekommen. Major Zahn hat sich dienstlich mit der Presse beschäftigen müssen. Ich habe ihn mit Recherchen über die Urheber jener gegen mich gerichteten Artikel und auch anderer Preßerzeugnisse, über die Eure Majestät und das Kriegsministerium gern

---

[1]) Siehe S. 189, Note 2.

[2]) Oberstleutnant Martin v. Goßler, Chef der Zentralabteilung des Großen Generalstabes.

[3]) Vgl. S. 61. Außerdem gegenüber der „Nationalzeitung“ (vgl. S. 71).

Auskunft haben wollten, wie z. B. „Videant consules",[1]) beauftragt, und er hat da recht wertvolles Material zusammengebracht. Er ist mir ein sehr nützlicher Adjutant gewesen, und ich schätze ihn als treuen, zuverlässigen Mann von ehrenhafter Gesinnung, wofür er übrigens auch weit und breit bekannt ist."

Aus der nächsten Umgebung des Kaisers hörte ich in diesen Berliner Tagen auch, daß der Kaiser geäußert habe: „Das Unglück Waldersees ist Zahn gewesen mit seinem Preßbureau." Ich habe nicht ermitteln können, ob diese Äußerung vor oder nach obiger Unterhaltung gefallen ist, sie zeigt aber einen hohen Grad von [. . .]. Der Kaiser sucht sich weiß zu brennen. Er hat ja von Zahns angeblicher Tätigkeit erst vor wenigen Tagen gehört, während mein Sturz seit Wochen, wahrscheinlich Monaten feststand. Die ganze [. . .] des Auswärtigen Amtes kommt voll zur Geltung. Derselbe Lindau, der Zahn verklagt, mit der Presse in Verbindung zu stehen, hat vor noch gar nicht langer Zeit mit Zahn Verbindung gesucht, wenn es sich darum handelte, die Presse zu beeinflussen. Zahn mußte ihm Material zu Artikeln liefern, die der Kaiser bestellt hatte.[2])

*

Über mein angebliches Preßbureau.[3])

Zu folgenden Vertretern der Presse hatte ich[4]) Beziehungen:

1. Zu Major a. D. Scheibert, der zur „Kreuzzeitung" gehört. Er ist einer meiner ältesten Bekannten, den ich wegen seiner Ehrlichkeit und Tüchtigkeit hoch schätze. Er war Ingenieuroffizier, hat den Krieg bei den Südstaaten mitgemacht und ist ein höchst gescheiter, etwas zur Originalität neigender Kopf, ein Mann von konservativer und religiöser Gesinnung. Im Ingenieurkorps machte er sich Feinde, weil er eigene — übrigens meist ganz richtige — Ideen hatte, und mußte als Bataillonskommandeur in Minden den Abschied nehmen. Er suchte seine Einnahmen zu erhöhen und schriftstellerte. Die Anstellung bei der „Kreuzzeitung" Anfang der achtziger Jahre dankt er wohl meiner Vermittlung. Sch. hatte mit vielen hohen Offizieren Beziehungen, besonders wohl mit den Generalen

---

[1]) Vgl. oben S. 125 f. [Aus einem Nachtrag]. Als die Broschüre: „Videant consules" erschienen war, hat der Reichskanzler dem Kaiser gesagt, es wiese alles darauf hin, *daß sie aus dem Generalstab stamme*. Die Generaladjutanten v. Hahnke und von Wittich können es bezeugen. Darin liegt die Absicht, Seine Majestät gegen den Generalstab und dessen Chef einzunehmen. Wie durfte der Kanzler solchen Ausspruch tun, ohne ihn beweisen zu können!

[2]) Vgl. S. 193.

[3]) Nachtrag.

[4]) Gemeint ist die Zeit, in der Verfasser Generalquartiermeister und Chef des Generalstabes war.

Golz und Falckenstein. Er besuchte ab und zu mich und auch wohl Zahn, wenn dieser mein Adjutant war. Zur Zeit der sich an die „Waldersee-versammlung" knüpfenden Auseinandersetzungen sah ich ihn öfter. Als der Kaiser auf den Thron kam, bat Sch. um Instruktion, wie sich die „Kreuzzeitung" in bezug auf die zweijährige Dienstzeit verhalten solle. Meine Antwort war: „Treten Sie energisch für die dreijährige ein; dieser Kaiser gibt da niemals nach." Öfter schrieb mir Sch. einige Zeilen, um mich über innerpolitische Verhältnisse zu informieren. Einmal habe ich ihn darum gebeten, einen Artikel in die „Kreuzzeitung" zu bringen; es war das gelegentlich der Unionsklubkrisis, als ich im Einverständnis mit dem Prinzen Wilhelm gegen einen gewissen Rennunfug vorging. Den Artikel — es wurden ihrer zwei — hat Graf Schlieffen geschrieben, allerdings auf meine Veranlassung. Sonst hat Scheibert nie auf meine Veranlassung auch nur ein Wort veröffentlicht.

2. Zu Dr. Fischer, dem Vertreter der „Kölnischen Zeitung". Herr v. Holstein machte mich, als ich Generalquartiermeister wurde, mit ihm bekannt und empfahl ihn mir, da er im Auslande sehr gute Beziehungen hätte. Fischer hat mich danach bis zuletzt jährlich einige Male besucht und mir mancherlei Interessantes, namentlich aus Rußland, erzählt. Ich habe ihm dafür ab und zu harmlose Dinge mitgeteilt, nie aber ist in der „Kölnischen" auch nur ein Wort erschienen, das ich gewünscht hätte.

3. Zu Dr. Arendt, dem Besitzer des „Deutschen Wochenblattes". Er ist Kolonialschwärmer und war mit Zahn, der in diesen Kreisen verkehrte, bekannt geworden. Zahn bat mich, ihn doch zu empfangen; seine Absicht war dabei, daß die Freikonservativen mich kennen lernen sollten, um — da sie mich für einen fanatischen Stoeckerianer und Kriegstreiber hielten — zu sehen, daß ich so schlimm nicht sei.[1]) Arendt hat mich danach im Laufe mehrerer Jahre einige Male besucht. Mit der Presse hat dies auch nicht den geringsten Zusammenhang gehabt.

4. Zu Herrn Hacke von der „Post", der Berliner Lokalnachrichten, wie Hoffeste, Paraden usw., zu beschreiben hatte und von mir auch als Manöverkorrespondent Erleichterungen erhielt.[2])

Das sind meine direkten Beziehungen zur Presse gewesen. Ich wiederhole, daß niemals ein politischer oder militärischer Artikel in irgendeiner Zeitung durch mich veranlaßt, geschweige denn von mir geschrieben worden ist.

Dagegen bin ich mehrfach durch den Kaiser veranlaßt worden, politisch-militärische Artikel schreiben zu lassen! Getan habe ich das aber nie,

---

[1]) Vgl. o. S. 71, Note 1.

[2]) [Nachtrag.] „Wie ich ja in meiner amtlichen Stellung öfter genötigt war, mich mit Vertretern der Presse, z. B. Bigelow, zu beschäftigen." [Poultney B., amerikanischer Schriftsteller und Reisender, Jugendfreund Kaiser Wilhelms II.]

sondern ich sandte dann Zahn zum Geheimrat Lindau und ersuchte diesen, die Ausführung zu übernehmen, stellte ihm auch meinen Adjutanten für Auskünfte zur Verfügung. Außerdem schrieb mehrere Male Lindau an Zahn: „Seine Majestät der Kaiser hat uns befohlen (in der und der Sache, z. B. über russische Truppenaufstellungen) in den Zeitungen loszugehen; wir haben nicht das nötige Material, können Sie uns nicht helfen?" In solchen Fällen erlaubte ich Zahn, den Wünschen nachzukommen, dieser sandte der Kürze halber gleich einen fertigen Artikel, der dann in der Regel in der „Kölnischen Zeitung" erschien.

Major Zahn las viele Zeitungen, die dann oft in seinem Zimmer herumlagen. Das ist das berüchtigte Preßbureau des Chefs des Generalstabes der Armee gewesen! Wenn der Reichskanzler davon gehört hat, so kann dies kaum von einem anderen herrühren als von Herrn v. Holstein, der in der Zeit von 1887 bis 1889 vielfach mit Major Zahn Beziehungen unterhielt, ihn auch öfter zum Frühstück bei Borchardt einlud. Diese Zusammenkünfte hörten im Jahre 1889 auf, weil man Zahn warnend darauf hinwies, daß er ausgehorcht werden solle.

Als Caprivi dem Kaiser meldete, bei mir habe ein vollständiges Preßbureau bestanden, hat dieser erwidert: „Da müßte ich doch Kenntnis davon gehabt und es gesehen haben." Das schlimmste ist, daß der Kaiser mich mehrfach ermuntert hat, in der Presse loszugehen, und dies vor Caprivi nicht einzugestehen wagt!

*

23. Februar.

Fast gleichzeitig mit Zahns Vergewaltigung erfolgte die des Majors Liebert. Dieser vorzügliche Generalstabsoffizier ist Kolonialschwärmer und hat Beziehungen zu unseren Ostafrikanern. Er vertrat hier ein Jahr hindurch Wißmanns Interessen, war im März und April auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes in Ostafrika und wurde vom Kaiser gerade als Afrikaner sehr ausgezeichnet. Nun erfuhr vor wenigen Tagen Caprivi im Reichstage heftige Angriffe wegen seiner Kolonialpolitik und nahm die Reden von Mirbach, Kardorff und Arnim[1]) sehr übel. Da er diesen nichts anhaben kann, mußte Liebert, der mit ihnen manchmal zusammen gewesen ist, daran glauben. Caprivi bat den Kaiser, Liebert aus Berlin fortzunehmen — zwei Tage darauf war die Order, die ihn nach Hannover versetzt, schon heraus.[2]) Schlieffen ist natürlich nicht gefragt worden; er hätte auch remonstrieren müssen, da Liebert wegen seiner

[1]) Graf v. Arnim-Muskau, Mitglied der Reichspartei.
[2]) [Nachtrag.] „Die Reptilienpresse brachte auch Lieberts Versetzung mit mir in Verbindung."

Kenntnis der russischen Verhältnisse und als ausgezeichneter Lehrer an der Akademie sehr schwer zu entbehren ist. Der Kaiser hat ganz ruhig gesagt: „Ich habe ihn fortgenommen, weil er zu viel mit Parlamentariern verkehrt!" Die Fälle Liebert und Zahn machten in weiten Kreisen Aufsehen. Man sagt nicht mit Unrecht: „Sie sind auf administrativem Wege verschickt."

Ich hatte eine sehr angenehme Audienz bei der Kaiserin. Natürlich mußte diese wirklich ausgezeichnete Frau, die so fein und richtig fühlt, alles vermeiden, was nach einer Kritik ihres Gemahls aussah. Sie machte das auch sehr geschickt, sprach aber in rührender Weise ihr Bedauern darüber aus, daß Marie und ich Berlin verlassen müßten. Zweimal sagte sie zu mir, indem sie lange meine Hand festhielt und mich mit wahrhaft rührendem Blick ansah: „Nicht wahr, Sie bleiben uns doch treu?" In diesen wenigen Worten lag unendlich viel. Wirklich herzlich sprach sie über Marie, der es, wie sie betonte, gelungen sei, keine Feinde zu haben.

Sehr im Gegensatz dazu schwelgte die Kaiserin Friedrich sicherlich im Gefühl befriedigter Rache, als wir uns bei ihr verabschiedeten. Es war ihr also vielleicht nicht angenehm, als ich ihr sagte, ich sei überzeugt, das Schicksal meinte es gut mit mir, wenn es mich aus Berlin fortnähme.

Zu den zahlreichen Besuchen, die ich machte, gehörte auch ein sehr langer bei Miquel. Er war sehr offen und ist nichts weniger als erbaut von Caprivi, dessen Bleiben er nicht lange veranschlagt. Er tadelt bitter das Verfahren bei der Landgemeindeordnung,[1]) den Sperrgeldern[2]) und dem österreichischen Handelsvertrage,[3]) namentlich, daß man so rücksichtslos die materiellen Interessen der Gutgesinnten schädigen wolle. Ich konnte deutlich erkennen, daß Caprivi — natürlich aus Eifersucht — Miquel vielfach nicht befragt und eigene Wege wandelt. Ob Miquel damit rechnet, sein Nachfolger zu werden, ist mir nicht klar; er seinerseits deutete an, daß ich die Erbschaft übernehmen müsse. Das gleiche wurde mir auch ganz offen von anderer Seite in diesen Tagen mehrfach gesagt, die Presse bezeichnet mich wieder als kommenden Mann. Ich habe aber sowohl Miquel als den übrigen meine Abneigung deutlich zu verstehen gegeben. „Mit dem Kaiser," so sagte ich drastisch, „kann ein Kanzler erst dauernd wirtschaften, nachdem der hohe Herr sich die Finger sämtlich dermaßen verbrannt hat, daß er keine Lust mehr spürt, noch irgend etwas selbst anzufassen."

---

[1]) Die neue Landgemeindeordnung für die sieben östlichen Provinzen wurde am 1. Juni im Abgeordnetenhause angenommen.

[2]) Vgl. oben S. 130. Das Gesetz wurde in zweiter Lesung am 2. Juni vom Abgeordnetenhause angenommen.

[3]) Der erste jener Verträge, die Caprivi zwecks Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftssystems damals vorbereitete.

Mein alter Freund Rechenberg hat versucht, die eigentlichen Ursachen meines Sturzes zu ermitteln und ist ungefähr zu dem gleichen Ergebnis gekommen wie ich, daß nämlich Caprivi, angestachelt durch Holstein, die Sache betrieben, und daß man lange daran gearbeitet hat.

*

Noch[1]) vor der Abreise Seiner Majestät nach Rußland[2]) hatte ich an Bord der „Hohenzollern" mit dem Kanzler ein langes Gespräch, in welchem er mir viel von den Schwierigkeiten seiner Stellung erzählte, um schließlich mit einem Händedruck zu erklären: „Lassen Sie uns treu zusammenhalten; wenn wir auseinandergehen, so können wir beide zu Fall kommen." Schon während der Reise jedoch bin ich verraten worden, denn der Kanzler kam damals mit dem General v. Hahnke überein, mich aus Berlin fortzuschaffen (eine[3]) diesbezügliche Unterhaltung zwischen den beiden ist von einem Beamten belauscht worden, der sich darüber zum Rechnungsrat Hauer[4]) äußerte, und schon in dieser Zeit oder wenigstens bald nachher ist die Angelegenheit mit Seiner Majestät besprochen worden. Die ersten Anzeichen merkte ich während des Kaisermanövers des IX. Armeekorps. (In[5]) Gravenstein[6]) erfolgte die erste Andeutung über die „vizekönigliche" Stellung in Württemberg.) Gleich nachher begannen gegen mich Angriffe in der Presse, es schien beabsichtigt, die Welt auf meinen Rücktritt vorzubereiten. Wiederholt wurde ich gewarnt, meist mit dem Zusatze, im Auswärtigen Amt, d. h. an gewissen Stellen dort, agitiere man gegen mich. Als mein Rücktritt erfolgt war, herrschte in der Wilhelmstraße heller Jubel. Herr v. Holstein — der im Juni des Vorjahres begonnen hatte, mir auszuweichen — sagte zum Generalkonsul Freiherrn v. Rechenberg: „Na, das hat viel Mühe gekostet, den hier fortzubringen, er saß beim Kaiser zu fest. Wäre er nicht so dumm gewesen, die Kritik bei Jauer abzuhalten, so wäre es uns auch nicht gelungen."

Schon[5]) am 24. Januar war sich, wie mir nachträglich ganz klar wurde, der Kaiser darüber schlüssig, mich nach Altona zu schicken. An diesem Tage verlangte er von mir in der Kriegsakademie gewisse private, seine Person betreffende Papiere zurück, die er mir 1888 in Verwahrung gegeben hatte, und begründete es damit, nunmehr besäße er einen eisernen

---

[1]) Aus einer nachträglichen Aufzeichnung.
[2]) Mitte August 1890. (Vgl. oben S. 139.)
[3]) Aus einem anderen Nachtrag.
[4]) Bürovorsteher im Großen Generalstabe.
[5]) Weiterer Nachtrag.
[6]) Vgl. o. S. 142.

Schrank. Er scheint das dunkle Gefühl gehabt zu haben, daß es für ihn unbequem werden könne, wenn jene Papiere noch nach unserer Trennung in meinem Besitz verblieben. Nun, in dieser Beziehung brauchte er sich wirklich keine Sorgen zu machen.

*

23. Februar.

Caprivi versucht, uns mit Frankreich auszusöhnen.[1]) Zur Zeit ist das eine geradezu kindliche Hoffnung; jede Annäherung würde mit Hohn und mit den Worten beantwortet werden: „Gebt uns erst die Reichslande wieder." Eine andere Richtung ist für die russische Orientierung. Ich halte sie für die vernünftigste. Sie ist aber unmöglich ohne Opferung Österreichs. Und dann käme die Reihe erst recht an uns! Für den Kriegsfall mit Frankreich und Rußland taucht meine alte Idee auf, Polen wiederherzustellen. Miquel interessiert sich dafür, er hat auch die Hoffnung, die ich leider nicht teile, England mit Rußland in Differenzen zu bringen. Rechenberg versichert, bei den Polen habe mein Sturz dem Kaiser, auf den sie zu hoffen anfingen, großen Schaden getan.

Der Gouverneur der ältesten Kinder des Kaisers hat das Gefühl, daß er dem Monarchen zu ernst und daher langweilig ist. Trotz täglichen Zusammenseins gelang es ihm seit vielen Wochen nicht, den Kaiser zu einem ernsten Gespräch über den weiteren Unterricht der Kinder zu bringen; [...]

24. Februar.

Mit der Presse soll nun wieder wacker gearbeitet werden, obgleich Caprivi vor dreiviertel Jahren stolz behauptete, er brauche sie nicht. Herr Pindter wird täglich vom Kanzler empfangen, in allen Ministerien blühen die Preßbureaus wieder auf; selbst Lucanus schafft sich Preßhusaren an und sieht viel den [...] Hauptmann a. D. v. Hellfeld[2]) und Herrn Gumbinner.[3])

26. Februar.

Ich war wiederum zwei Tage in Berlin. Hinzpeter erzählt, Caprivi habe meinen Sturz verlangt, dem Kaiser habe es schwere Kämpfe und blutige Tränen gekostet, er habe aber nur die Wahl zwischen Caprivi und mir gehabt. Andere behaupten aber, daß Hinzpeter dies verbreite, um von sich abzuleiten; er selbst sei der eigentliche Macher und mein angeb-

---

[1]) Vgl. unter dem 6. März.
[2]) A. v. Hellfeld, Herausgeber der „Allgemeinen Reichskorrespondenz".
[3]) Dr. Moritz Gumbinner, Journalist.

liches Verhältnis zu Stoecker — ich habe Stoecker vor vierzehn Tagen einen Abschiedsbesuch gemacht, war in seiner Abschiedspredigt, hatte ihn aber vorher anderthalb Jahre nicht einmal gesehen — seine Handhabe. Ich glaube, daß Caprivi und Hinzpeter gemeinsam operiert haben.

6. März.

Die Reise der Kaiserin Friedrich nach Paris ist augenscheinlich ein diplomatischer Mißerfolg.[1] Bezeichnenderweise will nun niemand die Verantwortung übernehmen! Die Hauptschuld trägt nach meinem Gefühl der Kaiser selbst, der geglaubt hat, die Franzosen durch Aufmerksamkeiten gewinnen zu können. Ich verweise in dieser Beziehung nur auf die ausgezeichnete Behandlung Jules Simons,[2] die Ehren für den Königsmörder Carnot,[3] die zahllosen Höflichkeiten für Herbette, die Einladung Galliffets zu Manövern, die Korrespondenz mit Boisdeffre, den Brief an Madame Meissonier[4]) usw. Allerdings hat manch einer, z. B. Graf Münster und Hinzpeter — dieser unter dem Einflusse seiner französischen Frau — den Monarchen in seiner Versöhnungspolitik bestärkt. Es wird mit Vorliebe behauptet, die Kaiserin Friedrich habe ihre Reise im geheimen vorbereitet, selbst Caprivi sei erst tags zuvor davon unterrichtet worden. In Wirklichkeit bestand der Plan seit vielen Wochen und war auch mit Münster verabredet worden. Dazu gesellte sich, allerdings erst später, der Gedanke, die französischen Maler durch die Kaiserin Friedrich zur Beschickung der Berliner Ausstellung bewegen zu lassen, wofür sich der Kaiser besonders ins Zeug legte. Auch dies aber liegt schon Wochen zurück, und Caprivi hatte davon bald Kenntnis erhalten.

Die Verschärfung des Paßzwangs ist wahrscheinlich eine große Übereilung. Wir hätten ihn vordem nie mildern sollen, konsequent zehn Jahre durchgeführt, stellte er eine ausgezeichnete Maßregel dar. Ihn nun aber bis beinahe zur völligen Bedeutungslosigkeit abzuschwächen, um kurz darauf die Zügel wieder anzuziehen, nur weil in Paris chauvinistische Demonstrationen stattfinden, an denen doch die Reichsländer gar nicht beteiligt sein können, hat keinen rechten Sinn, es sei denn, wir wollen mit Frankreich brechen. Hieran denkt aber niemand. Wozu also gerade jetzt die Reichsländer verstimmen?

---

[1]) Die Kaiserin Friedrich war mit ihrer Tochter, Prinzessin Margarete, am 18. Februar nach Paris gereist; beide mußten infolge boulangistischer Pöbeleien die französische Hauptstadt vorzeitig (27. Februar) verlassen.

[2]) Erster Delegierter Frankreichs auf der Berliner Arbeiterschutzkonferenz im Frühjahr 1890.

[3]) Das bekannte Mitglied des Konvents. C. stimmte für den Tod Ludwigs XVI.

[4]) Die Gattin des Malers Jean Louis Ernest Meissonier, der am 31. Januar gestorben war.

Der Reichskanzler hat die Besprechung der Unteroffiziersprämien benutzt, um im Reichstage gegen die Sozialdemokratie loszugehen und auch mit dem Fortschritt zu brechen.[1]) Dies ist das Wesentliche, denn im Kokettieren mit den Radikalen lag der Keim zu vieler Unzufriedenheit und Unsicherheit. Caprivi hatte sich doch wohl überzeugt, daß es so nicht weiter ginge, und daß es ein Irrtum sei zu glauben, die unzufriedene Stimmung beruhe lediglich auf der Agitation Bismarcks; Caprivi gesteht es nicht ein, fühlt aber, daß er mit seinem Schwanken bald zu der einen, bald zur anderen Partei den Staatswagen nicht vorwärtsbekommt. Man darf jedoch nicht vergessen, daß er es mit dem Kaiser sehr schwer hat. Der gute Herr kann es nicht lassen mit zu regieren; er möchte alles beherrschen, insbesondere der Welt den Glauben vermitteln, er wäre der Mann, der alles in der Hand hat.

Schuwalow war in Friedrichsruh, was man ihm in maßgebenden Kreisen sehr verübelte. In solcher Stimmung sagte der Kaiser zum Grafen Széchényi: „Das werde ich Schuwalow schon anstreichen!“

Natürlich hatte dieser, ehe achtundvierzig Stunden vergingen, bereits Kenntnis von dem Worte, und ich fürchte, daß er, oder vielmehr sein Zar, sich bemühen wird, es uns anzustreichen.

8. März.

Noch immer beschäftige ich die Zeitungen. Zunächst benutzt man mich dazu, Unzufriedenheit zu erregen. Es arbeiten da mit meinem Namen Leute, von deren Existenz ich keine Ahnung habe. So ist eine Zeitschrift „Das zwanzigste Jahrhundert“[2]) konfisziert worden, in welcher mein Sturz als nicht deutscher, sondern russischer Art entsprechend dargestellt wird. Sobald man den Kaiser, namentlich aber Caprivi angreifen will, muß ich als sehr brauchbares Objekt dazu herhalten. Das ist nicht angenehm und wird natürlich gegen mich ausgebeutet werden.

Der Kanzler ist seiner Sache in der Tat nicht gewachsen; „cette incapacité méconnue“ nannte ihn neulich ein alter Bekannter.

12. März.

Gestern war ich in Friedrichsruh. Ich hatte schriftlich durch den Kriegsminister den Kaiser fragen lassen, wie ich mich dem Fürsten Bismarck gegenüber verhalten sollte, da ich kein Vertrauen zu mündlichen Instruktionen habe und der Fall Leszczynski[3]) zu großer Vorsicht mahnte. Nach beinahe vierzehntägigem Warten kam die Antwort, daß mein Ver-

[1]) Rede vom 28. Februar. (Schultheß, a. a. O., 1891, S. 51.)
[2]) Herausgeber: Erwin Bauer.
[3]) Vgl. oben S. 177.

kehr mit dem Fürsten keinen offiziellen Charakter tragen dürfe. Dieser Bescheid ist nicht ganz klar, da ich überhaupt nicht weiß, wie ich dem Verkehr einen offiziellen Anstrich hätte geben können. Ich fragte nun beim Fürsten an, ob er mich empfangen wollte, und erhielt umgehend eine zusagende Antwort.

Trotz starken Regens empfing mich Bismarck in Uniform auf dem Bahnhofe. Ich wurde von ihm wie von der Fürstin sehr freundlich aufgenommen[1]) und, als ich nach dem Frühstück Miene machte abzureisen, eingeladen, bis nach dem Diner zu bleiben. Es waren noch anwesend der schon seit Wochen dort weilende Geheimrat Bucher[2]) und Herr Chrysander.[3]) Nach dem Frühstück fuhr ich mit dem Fürsten spazieren, und vor dem Diner kam er auf mein Zimmer, um eine halbe Stunde zu plaudern. Gegen 9 Uhr reiste ich ab.

Ich fand Bismarck in ruhiger Gemütsstimmung, anscheinend, wenigstens ganz neuerdings, nicht verärgert, aber doch noch tief verbittert. Bei der Spazierfahrt kam das Gespräch auf seinen Sturz. Er klagte über Boettichers Undank. Dieser habe, obwohl von ihm, dem Fürsten, doch zu allem gemacht, was er geworden sei, in gewisser Weise den Verräter gespielt, er habe unbedingt seit dem Sommer 1889 gewußt, daß der Kaiser ihn, den Fürsten, los sein wolle; Boetticher, Marschall und der Großherzog von Baden hätten an seiner Entlassung mitgearbeitet. Im Herbst sei ihm, so fuhr der Fürst fort, das erste Licht aufgegangen, von da an habe er gewünscht, dem Kaiser die Sache zu erleichtern, indem er Anfang 1890 sich mehr auf die Leitung der auswärtigen Politik konzentrieren und dann im Sommer freiwillig ganz ausscheiden wollte. Das alles sei durch die übereilte Art des Kaisers unmöglich geworden. Wenigstens moralisch sei er genötigt worden, sein Haus in Eile zu verlassen, das habe von nichts weniger als Zartgefühl gezeugt. Caprivi, an sich sehr höflich, habe ihm durch sofortiges Einrücken in das Palais den Aufenthalt zur Unmöglichkeit gemacht. Es sei unmöglich gewesen, seine Papiere zu ordnen, noch heute befänden sie sich zerstreut und in größter Unordnung. Caprivi habe es nicht für nützlich gehalten, in irgendeiner Frage mit ihm zu sprechen; ob dies zweckmäßig gewesen sei, bezweifle er, da man vieles

[1]) Anläßlich dieses Besuches schrieben die „Hamburger Nachrichten" (Bismarck) für die „Konjekturalpolitiker" am 15. März: „Unserer Ansicht nach bestätigt der Besuch nur, was in unterrichteten Kreisen stets bekannt war: daß zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Waldersee niemals die Verstimmungen bestanden haben, von denen in der Presse die Rede war. Es mögen Meinungsverschiedenheiten [. . .] obgewaltet haben, eine politische Gegnerschaft hat zwischen ihnen niemals bestanden und ist auch nicht erzeugt worden trotz aller Insinuationen in dieser Richtung" (Hermann Hofmann, a. a. O., I, S. 340.)

[2]) Lothar Bucher, der Redaktor der „Gedanken und Erinnerungen".

[3]) Privatsekretär des Fürsten.

aus den Akten doch gar nicht ersehen könne. Als das Gespräch auf Miquel kam, sagte der Kanzler, er habe ja manchmal daran gedacht, ihn zum Minister zu machen, sei aber immer wieder davon abgekommen, weil er ihm zu unsicher, zum Teil auch zu idealistisch veranlagt erschien. Es folgte dann eine ganz zutreffende Schilderung von Miquels Persönlichkeit. Die Landgemeindeordnung, die er als Werk Miquels kannte, griff der Fürst scharf an, sie würde, so erklärte er, unseren konservativen Bauernstand im Osten sehr unzufrieden machen. Das Gebiet der auswärtigen Politik wurde gemieden, doch war deutlich zu erkennen, wie schwarz hier, wie übrigens auch in bezug auf die Sozialdemokraten, der Fürst sieht. Auch meine Angelegenheit wurde nicht berührt, es kam aber doch zu einem Gedankenaustausch über den Kaiser, wobei wir ziemlich übereinstimmten.

15. März.

Ich bekomme aus Berlin mancherlei Nachrichten von Interesse.[1]) Man beunruhigt sich im Auswärtigen Amte erneut über mich und fürchtet, daß der Kaiser doch bald zu mir zurückkehren werde, sieht also Gespenster. Zwischen Caprivi und Miquel beginnt der Antagonismus sich bemerkbar zu machen; sie lassen sich schon gegenseitig kontrollieren. Goßler ist endlich zurückgetreten, und zu meinem Erstaunen Zedlitz sein Nachfolger geworden, was mich sehr freut.

Windthorst ist gestern gestorben; ein bedeutungsvolles Ereignis!

Ich will mich nunmehr gründlicher mit dem Treiben der Sozialdemokratie befassen. Wie mir scheint, macht es den Zivilbehörden wenig Freude, wenn der Kommandierende General sich um so etwas kümmert. Es soll mir dies aber gleichgültig sein; ich tue meine Pflicht. Wird es Ernst, so liegt doch alles in meiner Hand, um so mehr als gerade hier Hamburger, mecklenburgische und preußische Behörden betroffen sind, also alle Einheitlichkeit fehlt.

16. März.

Windthorst wird jetzt von allen der Regierung nahestehenden Zeitungen als Patriot ersten Ranges gefeiert. Bis vor einem Jahr galt er noch als Ausbund aller Schlechtigkeit und Reichsfeindschaft.

18. März.

Mir sind ganz vertrauliche Mitteilungen gemacht worden, daß Caprivi nunmehr außer Bismarck noch mich als einen Gegner betrachtet, der ihm

---

[1]) In erster Linie durch Professor Schottmüller.

das Leben schwer macht. Die Angriffe sollen von Friedrichsruh und Altona ausgehen, so heißt es jetzt. Besondere Aufmerksamkeit wird vom Reichskanzler der „Saale-Zeitung“ zugewandt, die mehrfach sehr unbequeme Artikel gebracht hat. Caprivi glaubt, daß außer mir auch wohl Miquel und Verdy[1]) zu einer großen Verschwörung gegen ihn gehören.

19. März.

Gestern besuchte mich Herr v. Hammerstein. Er hat das „Deutsche Tageblatt“ angekauft und hofft dadurch Helldorff und Konsorten mehr zu isolieren und die konservative Partei mehr zu einigen. Ich riet ihm, seinen Ton zu mäßigen, namentlich den Antisemitismus nicht zu sehr hervortreten zu lassen, was er auch versprach. Caprivi ist für ihn eine abgetane Größe. Windthorsts Tod hält er, wie die Verhältnisse sich jetzt entwickelt haben, für einen Verlust. Der Kanzler hat sich ähnlich ausgesprochen, dagegen soll der Kaiser gesagt haben: „Zedlitz hat wirklich Glück, daß Windthorst stirbt, nachdem er eben Minister geworden ist.“ Das spricht nicht sehr für Übereinstimmung der Auffassungen.

Helldorff wird immer mehr als ein charakterloser, unsicherer Mann erkannt. Er eifert mit am schärfsten gegen Bismarck, hat auch wohl an seinem Sturze mitgewirkt, ging aber in jener Zeit bei ihm aus und ein. Auch seine Freundschaft mit Holstein läßt ihn mir jetzt bedenklich erscheinen.

22. März.

Der Kaiser findet noch immer Gefallen am Selbstregieren. Jetzt scheint ihm die Frage der evangelischen Kirche am Herzen zu liegen. Er hat da die originelle Idee, durch den neuen Präsidenten des Oberkirchenrates, Barckhausen, ohne Hinzuziehung des Kultusministers zu wirken. Ich kenne Barckhausen nicht, höre aber,[2]) daß er keineswegs ein Mann von besonderen Gaben sein soll. Er hat die Aufgabe, die Evangelischen der neuen Provinzen, hauptsächlich die Lutheraner in Hannover und Schleswig-Holstein, näher an die Landeskirche heranzuziehen, sie dem Summepiskopat des Kaisers mehr zu unterstellen.

---

[1]) In einer eidesstattlichen Erklärung vom 21. März 1891, die sich im Nachlasse des Verfassers befindet, versichert der Redakteur der „Saalezeitung“, Fritz Brentano — derselbe, der mit Caprivis Adjutanten Hauptmann Ebmeier am 15. März 1891 auf dem Anhalter Bahnhof zusammentraf, weil er sich erboten hatte, den Namen des Berliner Korrespondenten der „Saalezeitung“ (Normann-Schumann) zu nennen, vgl. O. Hammann, a. a. O., S. 75 f. — daß ihm die Inspiratoren dieses Korrespondenten unbekannt seien bis auf einen aktiven preußischen Staatsminister.

[2]) Von Schottmüller.

28. März.

Wir haben die stille Woche still verlebt; am Gründonnerstag feierten wir in der Garnisonkirche das heilige Abendmahl. Die letzten Monate in Berlin waren nicht dazu angetan, zu versöhnen und die Leidenschaften zu beruhigen. Bei stiller Einkehr und Selbstprüfung ist es mir klar geworden, daß ich manch herbes, auch wohl ungerechtes Urteil gefällt habe, daß ich leicht verletzt gewesen bin, wahrscheinlich als Folge zu großer Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Ich bin Gott dankbar, daß er mich dem Berliner Getriebe entrückt hat, und mir hier Zeit und Ruhe gegeben ist, mich mit meinem inneren Menschen zu beschäftigen.

Am Donnerstag erhielt ich Besuch vom Fürsten Bismarck. Er blieb etwa dreiviertel Stunden bei mir, und wir hatten eine recht angenehme Unterhaltung.

Er gibt ganz offen zu, daß Landwirtschaft usw. ihn nicht genügend beschäftigt und auch nicht genügend interessiert. Er sagte: „Eine Leidenschaft frißt immer die andere auf; die Politik ist meine letzte gewesen, sie hat die anderen absorbiert. Nun sitze ich da, ohne ihr folgen zu können, und das wird mir sehr schwer." Tief verletzt sprach er sich auch diesmal darüber aus, daß Caprivi nicht in einer einzigen Frage sich von ihm habe orientieren lassen. „Wenn ich einen Bauernhof kaufe," sagte er, „so halte ich es doch für zweckmäßig, mit dem Vorgänger etwas zu sprechen." Er ist über den Gang der Politik augenscheinlich besorgt. „Ich sehe es ganz klar, es soll jetzt die Kaunitzische Politik wieder auferstehen: Allianzen zwischen Rußland, Österreich, Frankreich. Was hilft uns da Italien!" Wir sprachen auch über den Kaiser und waren völlig derselben Meinung. Er sagte dabei: „Ich werde immer noch für einen Prätendenten gehalten, bin es aber nicht. Von Wiederkommen kann bei mir gar keine Rede sein. Wenn ich noch einmal Kanzler würde, worin hätte ich die Garantie, daß nicht nach neun Monaten schon wieder ein Krach da wäre? Man kann sich doch höchstens einmal zum Hause hinausschmeißen lassen." Etwas besorgt sprach er über seinen Geburtstag. Man bereite große Ovationen vor, die ihn angreifen würden. Sodann erwarte man von ihm Reden, und diese, gleichviel welchen Inhalts, machten in Berlin böses Blut.

Wir verabredeten, daß ich mit Marie bald einmal nach Friedrichsruh kommen sollte.

Ich hatte gestern Besuch von dem hier durchreisenden Dr. Schiemann,[1]) der auf manchen Gebieten ganz gut orientiert zu sein pflegt. Er hält die Stimmung in Süddeutschland noch immer für gleichmäßig unbehaglich. Durch Miquels Vermittlung ist er im Auswärtigen Amte als Vertreter

---

[1]) Theodor Schiemann, vgl. o. S. 126.

der Münchener „Allgemeinen Zeitung" wieder zugelassen worden. Mit Dr. Fischer von der „Kölnischen" ist dies schon länger der Fall, wie überhaupt in bezug auf Presse und Polizei die alten Gewohnheiten wieder völlig aufgenommen sind. Den wachsenden Hochmut der Russen gab Schiemann zu, er ist der Ansicht, daß sich Rußland am Wendepunkt seiner Orientpolitik befindet. Jedenfalls rückt die aus der russisch-französischen Intimität entspringende Gefahr für uns immer näher. Die Verleihung des Andreasordens an Herrn Carnot[1]) wäre vor gar nicht langer Zeit noch für unmöglich gehalten worden. Wir haben höchstens noch ein ruhiges Jahr vor uns.

Der Kaiser soll den Geburtstag des Fürsten ignorieren wollen.[2]) Ich würde dies beklagen, weil dadurch der Riß größer werden muß, und der Fürst sich doch als ein Faktor erweist, mit dem man zu rechnen hat. Wer es gut meint, müßte mithelfen, um ein besseres Verhältnis zwischen den beiden herzustellen; es würde ihnen und dem Vaterlande damit gedient sein.

30. März.

Aus Berlin höre ich von eingeweihter Seite, daß die Möglichkeit, der Kaiser könne bei Gelegenheit der Lübeck-Kieler Reise auch Altona berühren, in der Wilhelmstraße sehr beunruhigt, und Caprivi alles in Bewegung setzt, um den Besuch zu verhindern. Dies würde doch sehr für die Schwäche des Herrn sprechen.

2. April.

Gestern war ich in Lübeck, wo der Kaiser seinen offiziellen Besuch machte. Ich mußte ihn mit einer Ehrenwache am Bahnhofe empfangen. Hier konnte ich natürlich keine längere Unterhaltung mit dem bald nach Travemünde weiterfahrenden Monarchen haben, dieser sprach mich aber mehrfach an und war anscheinend unbefangen.

Marschall war augenscheinlich über die Franzosen beunruhigt, ich hätte ihm gern gesagt: „Und in solcher Zeit schicken Sie einen unzulänglichen Militärattaché hin?"[3]) Von den russischen Grenzverstärkungen wußte er noch nichts. Ich sagte: „Das weist doch alles darauf hin, daß wir stärker rüsten müssen, es ist doch besser, jetzt eine Anzahl Millionen auszugeben als zu unterliegen und dann ebenso viele Milliarden zu zahlen." Er blieb aber dabei, daß es sehr schwer sei, jetzt Geld zu bekommen.

---

[1]) Dem Präsidenten der französischen Republik Sadi Carnot wurde die Auszeichnung am 25. März durch den russischen Botschafter Baron Mohrenheim überreicht.

[2]) Vgl. das im Anhange mitgeteilte Schreiben Boettichers an Lucanus vom 30. März.

[3]) Vgl. o. S. 172.

Als ich die völlige Ignorierung des Bismarckischen Geburtstages seitens des Kaisers bedauerte, stieß ich auf kein Verständnis. „Der Fürst kann dem Kaiser nie Schaden tun,“ war Marschalls Hauptargument. Er sieht nicht, wie Deutschland an dem Zwist zwischen dem Kaiser und Bismarck krankt.

9. April.

Gestern bin ich 59 Jahre alt geworden. Der Kaiser sandte mir von Kiel aus sein Porträt und abends von Berlin noch einen telephonischen Glückwunsch.

21. April.

Der Kaiser findet besonderen Gefallen an der Verleihung von neuen Fahnen und Standarten, die meist mit den Haaren herbeigezogen wird. So ist am 18. wieder ein derartiges Fest gewesen, bei dem er zweimal gesprochen hat: bei der Verleihung selbst zu den Truppen und beim Diner. Die zweite Rede[1]) war so, daß vom Kanzler umgehend Schritte geschahen, um eine Veröffentlichung in den Zeitungen zu verhindern. Zunächst sind durch starkes Hervorheben der Person Luthers — kurz zuvor erfolgte die Grundsteinlegung zu einer Lutherkirche — die Katholiken sehr verletzt worden, sodann hörte man hinsichtlich eines künftigen Krieges durchaus pessimistische Töne, schließlich wurden wieder ohne Not die inneren Feinde hervorgeholt.[2]) Allen urteilsfähigen Zuhörern ist kalt und heiß geworden; der Kaiser selbst aber glaubt, eine hervorragende Rede gehalten zu haben und ist am nächsten Morgen ungehalten gewesen, sie nicht im Wortlaut in der Zeitung zu finden.

Seine Stimmung — Angst vor Rußland — wurde deutlich erkennbar. Wie bei sich selbst hält er auch anderswo eine sprunghafte Entwicklung für möglich. In Wirklichkeit arbeiten die Russen ruhig und, ohne sich um jemand zu bekümmern, auf ihr Ziel hin. Sie suchen die nicht rein russischen Nationalitäten völlig zu unterdrücken und unschädlich zu machen und gleichzeitig ihre eigene Wehrkraft zu steigern. Der Kaiser, der ja so leicht zu beeinflussen ist, glaubt nun bald, es sähe völlig friedlich aus, bald — bei irgendeiner bedrohlichen Nachricht —, wir ständen dicht vor einem Kriege. Herr v. Caprivi aber macht diese Schwankungen mit; er sieht nicht, daß wir durch Untätigkeit in eine immer schlimmere Lage kommen, oder er hat nicht die nötige Energie.

Es gibt für uns nur zwei Wege. Entweder wir sagen uns, daß es mit Sicherheit zum Kriege treibt; dann müssen wir mit Aufbietung aller

---

[1]) Vgl. Schultheß, a. a. O. 1891, S. 72.

[2]) „Der Soldat und die Armee, nicht Parlamentsmajoritäten und -beschlüsse haben das Deutsche Reich zusammengezimmert.“

Kraft weiter rüsten, am besten einen festen Termin ins Auge fassen, zu dem wir selbst die Entscheidung herbeiführen. Oder wir glauben, es sei ein Ausweg möglich, der den Krieg vermeidet; dann müssen wir ihn betreten, also versuchen, der Politik eine andere Wendung zu geben: Los vom Dreibund und heran an Rußland mit oder ohne Österreich. Was aber tun wir? Militärisch nichts. Politisch reiten wir auf dem kreuzlahmen Dreibund herum und kokettieren in höchst ungeschickter Weise mit den Polen. Dabei rennen wir mit Sicherheit ins Verderben. Und im Innern? Niemand weiß, wo die Regierung hin will, sie läßt sich bald mit dem Fortschritt, bald mit den Konservativen, bald mit dem Zentrum ein und hat bei niemandem Vertrauen.

2. Mai

Am 22. April war ich nach Berlin gereist, um an einigen Herrenhaussitzungen teilzunehmen, wodurch ich das Glück hatte, den Feldmarschall noch zweimal vor seinem Tode zu sehen. Als ich ihn am 23. besuchte, war er sehr wohlauf und sprach sogleich von einer Denkschrift Schlieffens, der am Aufmarsch gegen Rußland ändern will. Wir kamen überein, daß es zweckmäßig sei, alles beim alten zu belassen, waren auch hinsichtlich des Krieges gegen Frankreich völlig einer Meinung. Der Feldmarschall sagte zum Schluß: „Es ist mir eine große Beruhigung, daß Sie ganz meiner Meinung sind.“ Am 24. kam er im Herrenhause auf mich zu und knüpfte an das Gespräch vom Tage vorher wieder an; unsere lange Unterhaltung und seine Lebhaftigkeit fielen damals allgemein auf. Es war dies das letzte Gespräch, welches ich mit dem lieben alten Herrn haben sollte. Unmittelbar darauf begab er sich nach Hause, wurde abends gegen $9^1/_2$ Uhr unwohl und war eine Viertelstunde später sanft entschlafen. Ich konnte gegen Mitternacht vor seinem Sterbebett sein und war tief ergriffen. Das Vaterland hat einen seiner größten und besten Männer verloren, mir ist ein unbedingt zuverlässiger, treuer Freund genommen.

Der Kaiser hat den Rat des Feldmarschalls nie eingeholt, abgesehen von dem jüngst gestellten Verlangen nach einem Gutachten der Landesverteidigungskommission über die Befestigung von Helgoland. Dagegen hat er Moltke in letzter Zeit mit Aufmerksamkeiten überhäuft. „Der Kaiser,“ so sagte mir der Feldmarschall wiederholt, „ist voller Gnade für mich und will mir wohl seinen Dank abstatten, daß ich so schnell meinen Abschied genommen habe; er fragt mich aber in keiner Sache und hat mit mir noch nicht einmal ein ernstes Gespräch angefangen.“ Für den sorgsamen Beobachter war es nicht schwer zu erkennen, daß die Aufmerksamkeiten gegen Moltke eigentlich eine Spitze gegen den ehemaligen Kanzler hatten. Wäre das Verhältnis zwischen Bismarck und dem Kaiser

ein gutes, niemals wäre dieser so freundlich gegen Moltke gewesen. Immerhin, jene Höflichkeit stand dem Monarchen gut, man nahm auch allgemein an, daß Moltke noch Ratgeber gewesen sei, und deswegen ist sein Tod ein empfindlicher Verlust für den Kaiser.

Bei der Trauerfeier sprach ich mit dem Feldzeugmeister Beck, natürlich zumeist über Rußland. Becks Ansicht kam darauf hinaus, daß man dort weiter rüsten würde, um schließlich den Coup auf Konstantinopel, sei es mit Gewalt, sei es mit Überlistung des Sultans, auszuführen. Höchst interessant war mir dabei das Geständnis, daß Beck Kálnoky gefragt hat, ob es ein Kriegsfall sei, wenn die Russen nach etwaiger Beseitigung des Fürsten von Bulgarien in diesem Lande die Aufrechterhaltung der Ordnung übernehmen würden oder, wenn sie mit dem Sultan einen Vertrag schlössen, der ihnen festen Fuß an den Meerengen gestattet. Die Antwort läßt mit Sicherheit vermuten, daß dergleichen keinen Kriegsfall bedeutet. Das ist schon ein wesentlich anderer Standpunkt als ihn Kaiser Franz Joseph noch vor wenigen Jahren einnahm. Ich bin nunmehr davon überzeugt, daß der Gedanke einer Teilung der Türkei wieder aufgenommen werden kann, und sehe hierin die beste Lösung der für uns so unbequemen politischen Konstellation. Einigen sich Deutschland, Österreich und Rußland, so glaube ich kaum, daß Frankreich, England und Italien sich dagegen zusammenschließen würden. Träte aber dieser ungünstigste Fall ein, so könnten wir den Krieg getrost führen. Außerdem würden endlich dauernde Verhältnisse geschaffen, denn der Besitz von Konstantinopel gibt der russischen Politik eine ganz andere, für uns günstige Richtung. Caprivi aber reitet noch immer stolz auf dem Dreibundspferde einher. Er ist außer sich, daß in letzter Zeit bei uns erscheinende Broschüren Österreich schlecht machen. Natürlich soll Bismarck wieder der Übeltäter sein.

Ich habe mich sehr gehütet, über diese Fragen etwas zu äußern, um nicht verketzert zu werden. Daß wir uns aber Österreich nicht an den Hals werfen durften, sondern abwarten mußten, bis es uns entgegenkam, habe ich seit Beginn der Ära Caprivi vertreten.

Wie mir Falckenstein vertraulich mitteilte, hat sich Caprivi — zu meinem Entsetzen — für die zweijährige Dienstzeit entschieden und wird nun anfangen, den Kaiser in dieser Richtung zu bearbeiten.

11. Mai.

Die Düsseldorfer Rede[1]) des Kaisers, an deren Schluß es heißt: „Es gibt nur einen Herrn im Lande, und der bin ich," hat man in der Presse verstümmelt wiederzugeben versucht, aber ohne Erfolg. Sie wird natür-

[1]) Im Provinzialständehause am 4. Mai beim Besuche der Rheinprovinz.

lich verschieden kommentiert, da niemand weiß, gegen wen der Kaiser gesprochen hat. Weiß er es selbst genau?

17. Mai.

Leider bestätigt sich die Zeitungsnachricht, daß der Kaiser dem Antrittskommers der Bonner Borussen in Couleur beigewohnt und tags darauf den Großherzog von Luxemburg im Studentenkostüm zur Bahn gebracht hat. Heute im Hermelinmantel, morgen in der Bierjacke — das geht wirklich nicht, das halten wir auf die Dauer nicht aus. Das monarchische Gefühl wird tief verletzt und allmählich vernichtet. Die Sache mit dem Großherzog von Luxemburg ist ein Schlag ins Gesicht für alle Souveräne.

In Berlin, wohin ich mich zur Einsegnung der beiden ältesten Söhne des Prinzen Albrecht begeben hatte, wurden mir wieder viele Freundschaftsbeweise zuteil. Zahlreiche Menschen interessieren sich dafür, daß ich Kanzler werde, andere meinen, ich sei als Truppenführer dringend nötig. Lehne ich jenes, wie immer, ab, so heißt es: „Warten Sie, bis nach Caprivi noch einer abgewirtschaftet hat." Eine Persönlichkeit, die mir sehr herzlich entgegentrat, war der Fürstbischof Kopp; er mahnte dringend, mich nicht durch kleinen Ärger verstimmen zu lassen.

20. Mai.

Ich habe manchmal darüber nachgedacht, ob ich nicht Caprivi unrecht tue, wenn ich ihn als ungeeignet hinstelle, und ob meine Ansicht nicht dadurch beeinflußt wird, daß ich ihn für meinen persönlichen Feind halte. Indes glaube ich doch nicht, daß ich zu hart urteile, möchte allerdings die Einschränkung machen, daß jeder andere mit dem Kaiser auch nicht weiter gekommen wäre; mit ihm ist, solange er alles befehlen und alles am besten wissen will, überhaupt nicht zu wirtschaften. Es fragt sich nur, ob Caprivi sich nicht schon zuviel hat gefallen lassen, und ob nicht er sowohl wie die Minister erklären müßten: „Bei solchem Regiment können wir nicht bleiben." Dieser Fall wird endlich eintreten müssen.

21. Mai.

Ein Eindruck, den ich unlängst in Berlin gewann, hat sich jetzt zu meinem aufrichtigen Bedauern voll bestätigt. Schlieffen wird vielfach abfällig beurteilt. Wer von den klugen Leuten ist wohl überhaupt imstande, ein Urteil über den Chef des Generalstabes abzugeben? Zumal nach so kurzer Zeit, in der außer ganz wenigen niemand von seiner Tätigkeit etwas sehen konnte! Hier offenbaren sich aber deutlich unsere traurigen Zustände: Jeder Einfaltspinsel maßt sich ein Urteil über die höchstgestellten

Personen an und scheut sich nicht, es auszusprechen. Und wie sündigen wir da gegen uns selbst! Alles Vertrauen muß ja untergraben werden. Eigentlich haben wir nicht einen einzigen brauchbaren General; denn vollkommen ist bekanntlich niemand, und eine kleine Schwäche genügt in heutiger Zeit, um jeden für unfähig erklären zu können. Wie anders sind da die Franzosen! Eine ganze Anzahl von Generalen wird bei ihnen als ausgezeichnet dargestellt, obwohl sie doch sicherlich nicht mehr, wahrscheinlich viel weniger können als viele der unsrigen. Aber auf solche Weise schafft man den betreffenden Führern und damit der Armee Vertrauen, und Vertrauen sichert zum großen Teil den Erfolg. Was soll werden, wenn man systematisch das Vertrauen zum Chef des Generalstabes erschüttert, der doch, wie die Dinge bei uns liegen, die weitaus wichtigste und verantwortlichste Stellung innehat! Oh, diese jämmerlichen Kritiker! Leider liegt das Übel ganz oben, wenn da auch wieder viel auf das Konto der Umgebung kommt.

23. Mai.

Die Zeitungen sprechen von nahe bevorstehender Erneuerung des Dreibundes. Ich weiß nicht, was uns die beiden Partner bieten, fürchte aber, daß wir bedingungslos das Bündnis, dessen Vorteile überwiegend bei den anderen beiden Mächten liegen, erneuern und uns damit in eine sehr gefährliche Lage bringen. Es lohnt wohl, sich die militärischen Verhältnisse bei erstem Abschlusse des Bundes noch einmal zu vergegenwärtigen. Zweifellos waren sie viel günstiger für uns als jetzt, sowohl was Zahl als Qualität anlangte. Auch die finanzielle Seite verdient Beachtung. Frankreich ist wieder zu vollster Blüte gelangt und kreditfähiger denn je. Rußland hat durch seine massenhaften Konversionen seine Schulden bedeutend vermindert und bekommt Geld zu einem so niedrigen Satz geborgt wie nie zuvor. Dagegen fangen unsere Finanzen an, ein unfreundliches Gesicht zu zeigen, unser Kredit ist kaum besser als der russische. Österreich allerdings erholt sich finanziell etwas. Dafür befindet sich aber Italien in vollster Misere.

Nun behauptet Caprivi, auf die Hilfe der Italiener überhaupt kaum zu rechnen. Wie denkt er sich da unsere Chancen bei dem allgemeinen Kriege, wenn Italien nicht einen recht ansehnlichen Teil der Franzosen von uns abzieht? Bisher waren sieben Armeekorps von uns dazu bestimmt, gegen Rußland aufzumarschieren; dies ist das mindeste, was wir zu diesem Zwecke verwenden müssen. Vermindern wir im Osten unsere Stärke, so sind die notwendigen Folgen: 1. daß wir nicht offensiv sein können, 2. daß Österreich sofort den Mut zur Offensive verliert, 3. daß

wir das rechte Weichselufer nicht behaupten können, und Schlesien von vornherein bedroht ist.

Wir haben also nur dreizehn Armeekorps im Westen. Ihnen stellt Frankreich siebzehn gegenüber. Wir suchten einen Ausgleich darin, daß Italien uns sechs Korps über die Alpen zusenden sollte, trotzdem diese etwas spät zu erwarten waren. Wie wird es nun aber, wenn sie gar nicht kommen? Wir stehen dann doch einer erheblichen Übermacht gegenüber. Ist das nicht eine furchtbar ernste Situation? Frankreich oder Rußland können vielleicht ein Stück Land einbüßen, wenn sie geschlagen werden, auch wohl noch Geldopfer haben, vernichtet werden sie nicht. Wir aber werden völlig zertrümmert und finanziell auf hundert Jahre ruiniert! Die Verantwortung, die der Herr v. Caprivi auf sich nimmt, ist furchtbar schwer. Das Land ahnt gar nicht, wie es wirklich aussieht. Man lebt noch von unseren Erfolgen von 1870, hat die Zuversicht, daß unsere Armee jeder anderen überlegen ist, und weiß natürlich die Verhältnisse dieser anderen Armeen nicht richtig zu beurteilen. Es muß eine verhängnisvolle Enttäuschung geben, wenn man erfährt — und zu spät erfährt —, daß wir vor der größten Krisis stehen, die je an uns herangetreten ist.

7. Juni.

Der Kaiser ist drei Tage in Kiel gewesen, um seine neue Segeljacht zu besichtigen. Er hat mich nicht hinkommen lassen, hat also augenscheinlich kein Bedürfnis, mich zu sehen, was mich kaum wundert, da Caprivi nach wie vor gegen mich intrigiert. Jetzt soll ich der Inspirator der Broschüre vom neuen Kurse,[1]) die ihn sehr geärgert hat, sein!

Unlängst hat der Kaiser seinen allerdings schon längere Zeit zum Generalstabe kommandierten Schwager Ernst Günther zum Hauptmann im Generalstabe gemacht. Eine beklagenswerte Maßregel. Der Herzog wurde nominell im Generalstabe beschäftigt, weil ihm der Winterdienst in Potsdam langweilig und unbequem war. Wollte der Kaiser ihn schneller avancieren lassen, so konnte er es ja tun, es wäre kaum viel darüber gesprochen worden; daß er ihn aber zum Generalstabsoffizier macht, ist ein Schlag ins Gesicht des Generalstabes, dieses in der ganzen Welt hochangesehenen Korps.

22. Juni.

Ich war in Berlin, um noch einigen Sitzungen des Herrenhauses beizuwohnen. Bemerkenswert ist, wie sich die Stimmung gegenüber Caprivi

[1]) „Was für einen Kurs haben wir?" Eine politische Zeitbetrachtung von Borussen. Gotha, Verlag Karl Schwalbe. 1891. Sucht in loyaler Art nachzuweisen, „daß wir auf fast allen Gebieten der praktischen Politik vom früheren Kurs abgefallen sind, daß die verantwortlichen Träger der Politik das Steuer verloren haben". Vgl. S. 219, Note 2.

in der Armee verschlechtert. Er betrachtet diese als ein Objekt zum Abschluß von Handelsgeschäften zwischen politischen Parteien; das muß auf die Dauer zu unserem Ruin führen.

Um Landgemeindeordnung und Wildschadengesetz gehen lebhafte Debatten. Jene hat Herrfurth ohne dringende Veranlassung eingebracht und schon dadurch vielen Schaden getan, denn sie bot eine Handhabe, sowohl innerhalb der konservativen Partei Gegensätze zu schaffen, wie auch den Kaiser wider Konservative von Charakter aufzuhetzen.

Der Kaiser hatte kurz vor Schluß des Landtages eine große Zahl von Mitgliedern beider Häuser nach der Pfaueninsel eingeladen. Er empfing uns mit zwei Dampfschiffen bei Wannsee, brachte uns auch wieder dahin zurück und war während der ganzen Zeit von größter Liebenswürdigkeit. Er sprach mit vielen, fast ausschließlich aber, um zu unterhandeln; es galt, das Wildschadengesetz, welches tags darauf im Herrenhause zur Abstimmung kommen sollte, durchzubringen. In der Tat gelang es seiner Beredsamkeit, eine kleine Majorität zu erzielen; ohne sein Eingreifen wäre es umgekehrt gekommen. Udo Stolberg[1]) und Helldorff wurden besonders herangezogen. Douglas mußte für seine Kaiserverehrung tüchtig bezahlen. Der Monarch wirkt für den Ankauf von Segeljachten; er hat Douglas nahegelegt, ein gutes Beispiel zu geben, dieser fand sich bereit, 60 000 Mark für den ihm völlig gleichgültigen Zweck zu opfern.

Zu allgemeiner Überraschung ist General Graf Wedel zum Auswärtigen Amte kommandiert. Ich wußte, daß der Kaiser ihn seit einiger Zeit als Ersatz für Münster ins Auge gefaßt hat. Seine Kandidatur für Petersburg ist wieder aufgegeben; die Zarin soll ihn als abtrünnigen Welfen nicht haben wollen.[2])

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß ich am 8. in Friedrichsruh gewesen bin. Der Fürst empfing mich wieder am Bahnhofe und erhielt nicht endenwollende Hochs von den Insassen des Zuges. Ich verbrachte einen sehr angenehmen Tag; wie beim vorigen Besuche zeigte sich Bismarck durchaus nicht aufgeregt. Da ich die schlechte Stimmung gegen ihn in Berlin, auch gegen mich im Auswärtigen Amte, kenne, machte ich dem Kaiser von meinem Besuche Meldung und erfuhr, daß dies eine gute Vorsichtsmaßregel gewesen war.

24. Juni.

Der Kriegsminister hat sich endlich einmal gegen den Kanzler ermannt und wollte sogar den Abschied erbitten, was aber in anbetracht des schönen

1) Udo Graf zu Stolberg-Wernigerode, Oberpräsident z. D. und konservativer Reichstagsabgeordneter.

2) Die Schwester der Zarin war die Gemahlin des Herzogs Ernst August von Cumberland.

Gartens wieder aufgegeben wurde. Es handelte sich um die alte Frage der Gleichstellung der Militär- mit den Zivilpensionen.

3. Juli.

Heute vor fünfundzwanzig Jahren stand ich bei Königgrätz zum erstenmal im Feuer! Wir sind wirklich recht bescheidene Leute, daß wir diesen Gedenktag — einen der bedeutungsvollsten in der preußischen Geschichte — so ruhig vorübergehen lassen. Natürlich müssen, um Österreich nicht zu verletzen, geräuschvolle Feiern vermieden werden; ich bin aber überzeugt, daß der Kaiser des Tages auch nicht einmal gedacht hat. Er gedenkt ja überhaupt ungern der jüngsten Vergangenheit, eigentlich ist ihm jeder unbequem, der noch von Kriegserfahrungen sprechen kann.

Am 29. begleitete ich den Kaiser nach Helgoland zum offiziellen Empfang. Er war sehr freundlich, sogar herzlich; ich hatte den Eindruck, als wollte er einiges wieder gutmachen. Ich sprach ihn auch auf sein Verhältnis zu Bismarck an, in der Hoffnung, vielleicht etwas zur Versöhnung beitragen zu können, sah aber bald, daß dies nicht möglich ist. Er war in sehr erregter Stimmung und schien noch ganz neuerdings wieder aufgehetzt zu sein. Mit Bezug auf meinen Besuch riet er mir, mich mit dem Fürsten vorzusehen, der sich nicht scheuen würde, mich in seine Angelegenheiten hineinzuziehen. Während der Fahrt erzählte der Kaiser, daß der Dreibund auf sechs Jahre erneuert worden sei,[1]) und wurde sehr beglückwünscht; ich hielt mich ganz zurück, denn meine Freude ist nicht groß. Für einen viel bedeutenderen Erfolg würde ich es halten, wenn wir von dem Dreibund losgekommen und dafür zu einem Einverständnis mit Rußland und Österreich gelangt wären. Gemeinsame konservative Interessen, das Zusammenhalten gegen die von den romanischen Staaten herandrängende republikanische Strömung könnten, wenn man sich außerdem über die Teilung der Türkei verständigte, nach meiner Überzeugung Grundlagen einer Annäherung bilden. Ich weiß wohl, daß um England geworben werden soll, aber auch, daß dies ein vergebliches Bemühen sein wird. England bindet sich nimmermehr. Warum sollte es dies auch tun? Wird es in Asien angegriffen, so kann ihm der Dreibund als Alliierter sehr recht sein. Bis dahin hält es sich aber freie Hand, es kann ja in letzter Stunde immer noch Partei nehmen.

Gleich nach der Helgoländer Reise wurde mir mitgeteilt, daß Caprivi und seine Leute über die besonderen Freundlichkeiten des Kaisers und der Kaiserin gegen Marie und mich beunruhigt seien. Ich sagte sogleich; „Das bleibt nicht ohne Antwort in der Presse," und habe mich nicht

[1]) Vertrag vom 6. Mai, vgl. Pribram, a. a. O., I, S. 224 ff.

getäuscht. Der „Pester Lloyd", mit dem Lindau stete Verbindung hat, brachte einen Artikel aus Berlin mit meinem Namen überschrieben, in dem ich in alberner Weise angegriffen werde.

Sylt,[1]) 14. Juli.

Der Kaiser läßt sich in England als Hort des Friedens feiern und ist als solcher den Engländern auch sehr angenehm. Sie haben ihm einen ganz ungewöhnlich prächtigen Empfang bereitet. Als nüchtern abwägende Geschäftsleute wissen sie aber ganz genau, daß Worte allein nicht viel bedeuten. Die Mehrzahl von ihnen will es auch mit Frankreich auf keinen Fall verderben. Weiß der Kaiser ihre Interessen mit den unsrigen zu verflechten, so werden sie dereinst unsere Bundesgenossen sein, der Besuch als solcher hat nicht den geringsten Einfluß in dieser Beziehung.[2])

20. Juli.

Hier verkehre ich viel mit dem General Versen. Er gehört zu der Zahl der Enttäuschten. Als Kommandeur der Potsdamer Kavalleriebrigade war er dem Prinzen Wilhelm sehr nahe getreten und hatte sich dadurch viele Feinde zugezogen, zunächst in der damals so einflußreichen Clique um Albedyll. Daß sein Einfluß auf den Prinzen gut gemeint war, steht außer Frage, durch die Angriffe, die er zu erdulden hatte, wurde Versen aber hart und ungerecht. Obwohl bei der Thronbesteigung zum Generaladjutanten ernannt und auch sonst mit Gnaden reich bedacht, rückte er doch dem Kaiser ferner, und seit mehr als einem Jahre sieht er diesen nur selten allein. Allgemein aber ist die Ansicht, daß sein Einfluß dann jedesmal ein schlechter sei. Es gibt kaum jemanden, der die öffentliche Meinung so gegen sich hat wie er. Über den Kaiser urteilt er sehr abfällig.

Von Versen erfuhr ich interessante Einzelheiten aus der Landesverteidigungskommission, deren Mitglied er ist. Prinz Albrecht hatte das Präsidium nicht übernehmen wollen in der richtigen Überzeugung, der Sache auch nicht entfernt gewachsen zu sein. Aber der Kaiser erklärte in der von ihm geleiteten Junisitzung, daß er besonderen Wert darauf lege, ein Mitglied seines Hauses als Präses zu haben. Über die Frage Helgoland ist weder diskutiert noch abgestimmt worden, sondern der Kaiser hat den mit Admiral v. d. Goltz und General Golz besprochenen Entwurf[3]) zum definitiven Beschluß erklärt. „Sic volo, sic jubeo!" Natürlich weiß

---

[1]) Wo sich Verfasser mit Frau und Schwiegermutter seit dem 10. Juli zur Erholung aufhielt.

[2]) Vgl. jedoch das Urteil Bismarcks bei Hermann Hofmann, a. a. O., I, S. 170 f.

[3]) Einer Befestigung der Insel.

der Monarch, daß Prinz Albrecht ihm keine Schwierigkeiten bereitet; lebte der Feldmarschall noch, hätte die Sache wohl einen anderen Verlauf genommen. Ferner erklärte der Kaiser, es sei doch nicht möglich, das schöne Schloß Marienburg der Zerstörung durch die Kosaken preiszugeben, er wolle also Marienburg befestigen und dafür Dirschau (an dem schon gearbeitet worden ist) wieder aufgeben. Wahrscheinlich sind da ostpreußische Einflüsse im Spiel; Versen meint, die Sache würde wohl bei der Jagd in Prökelwitz,[1]) wo schon mancherlei gemacht worden ist, erörtert worden sein. Es käme dann darauf hinaus, daß einiger alter Glasfenster wegen die wichtigsten allgemeinen Interessen geopfert würden.[2])

26. Juli.

Über die Bedeutung der englischen Reise fängt man schon jetzt an, nüchterner zu denken, eine Stimmung, die sich durch den Besuch der französischen Flotte in Kronstadt[3]) noch verstärkt. Nach meinen Eindrücken ist dieser die sehr natürliche Folge der Verbrüderungen, die wir mit Österreich gefeiert haben.[4]) Unsere Flotte im Adriatischen Meer und die österreichische im vorigen Jahr in Kiel, dann die wechselseitigen Kommandierungen von Offizieren konnten kaum ohne Entgegnung bleiben. Dem Kaiser fehlt aber dafür das richtige Augenmaß. Die besonderen Feierlichkeiten in Kronstadt sind naturgemäß aus dem übertrieben großartigen Empfang des Kaisers in England abzuleiten. Ganz ohne Not wird so die Spannung zwischen dem Dreibund und seinen Gegnern immer stärker. Zu welchem Zweck, wenn der Kaiser fortwährend betont, er wolle den Frieden erhalten?

Recht bedenklich scheint es mir in Rumänien auszusehen. Wir werden gut tun, dieses Land als Faktor beim Kriege gegen Rußland nicht zu hoch, am besten gleich Null einzuschätzen. Was hilft ein Bündnis, das König Karl geschlossen hat, wenn man ihn nötigt, das Land zu verlassen? Wenn aber Rumänien ausfällt, wird es, fürchte ich, auch mit der österreichischen Offensive aus sein. Dazu immer wieder die deutlich sichtbaren inneren Schwierigkeiten unseres Nachbarstaates, dessen tschechische Bevölkerung offen ihre Sympathien für Slawen und Franzosen bezeugt.

[1]) Gräflich Dohna-Schlobittensches Majoratsgut im Kreise Mohrungen (Ostpreußen). Vgl. u. S. 241.

[2]) Moltke und der Verfasser waren sich seinerzeit darüber einig, die Zahl der Festungen nicht zu vermehren, zumal so große Waffenplätze, wie Marienburg entsprechend den modernen Anforderungen einer hätte werden müssen, auch in Anbetracht der schlechten Verteidigungsmöglichkeiten, zu vermeiden. Statt dessen sollte mit Ausspruch der Mobilmachung bei Dirschau ein starker Brückenkopf gebaut werden. (Nach Angaben des Verfassers.)

[3]) Das französische Geschwader war am 23. eingetroffen.

[4]) Vor allem auch der oben S. 208 erwähnten Erneuerung des Dreibundes.

Aller Voraussicht nach werden wir einmal vor furchtbaren Enttäuschungen stehen, denn merkwürdigerweise übt der Begriff des Dreibundes einen wunderbaren Zauber auf die Gemüter. Alles ist in dem Wahn, wir seien in einer durchaus günstigen Lage.

31. Juli.

Die Aufnahme der französischen Flotte in Kronstadt hat sich zu einer sehr bemerkenswerten Demonstration gestaltet. Da Kaiser Alexander sich die Marseillaise vorspielen läßt und auf das Wohl des Präsidenten Carnot trinkt, so hat er den Sprung über den Graben, an den die Macher ihn bisher immer vergebens herandrückten, nunmehr ausgeführt, wodurch die Situation für uns erheblich ernster geworden ist. Während man früher behauptete, der Zar würde sich niemals mit der französischen Republik alliieren, diese sei daher für uns eine Art Friedensbürgschaft, ist dies nun vorüber. Wird Caprivi noch immer nicht den Mut haben, die Vermehrung der Armee zu betreiben?

2. August.

General Versen meint und kann darin wohl recht haben, daß der Flügeladjutant v. Bülow auf den Kaiser großen Einfluß übt und daß er es ist, der Caprivi als Kanzler vorgeschlagen hat. Früher sollte Bülow Chef des Militärkabinetts werden, was nun seit der Kommandierung Lippes aufgegeben ist, aber nur vorläufig, wie Versen meint, um ihn erst noch etwas älter werden zu lassen.

Neverstorf,[1]) 13. August.

Gestern war ich Gast des in Kiel weilenden Kaiserpaares. Als ich meinen Bedenken gegen die zweijährige Dienstzeit Ausdruck verlieh, versprach mir der Monarch, daß davon unter keinen Umständen die Rede sein solle. Ich erinnerte an die Konfliktszeit, als König Wilhelm gegen einen böse gesinnten Landtag, gegen den Rat zahlloser, angeblich wohlmeinender Personen, gegen die Opposition des Kronprinzen und die Ansicht mancher Generale an der dreijährigen Dienstzeit festhielt und die Armeevermehrung durchführte, obwohl Preußen damals keinerlei ernste äußere Gefahren drohten, und obwohl es sich um verhältnismäßig gewaltige Geldsummen handelte. Jetzt stehen wir wahrscheinlich vor einem Existenzkampfe, in welchem auch die Monarchie auf dem Spiele steht. Und da sollte ein Reichstag fünfzig oder sechzig Millionen verweigern? Das ist

[1]) Waterneverstorf im holsteinschen Kreise Plön, dem Grafen Konrad von Holstein gehörig, dessen Tochter Lucie mit dem Grafen Franz Waldersee, einem Neffen des Verfassers, vermählt war. Nach dem Tode des Grafen von Holstein ging W. in den Besitz seines Schwiegersohnes über.

ganz unmöglich, wenn man ihm die Lage klar macht. Ich sagte wörtlich: „Es gibt kein besseres Kampffeld für Eure Majestät als dieses, wo es sich um die Sicherheit des Reiches handelt. Jede Partei, die da dauernd opponiert, gräbt sich damit selbst ihr Grab.“ Der Kaiser hörte ruhig zu und erkannte den Ernst der Lage an. Er beabsichtigt, pro Armeekorps vier neue Bataillone, außerdem fünf Fußartilleriebataillone und auch einiges für die Pioniere zu fordern, dagegen die Ersatzreserve eingehen zu lassen. Als ich noch einmal zur Eile ermahnte, sagte er, im Kriegsministerium müsse erst alles ausgearbeitet werden, doch wolle er gleich nach der Rückkehr nach Berlin Miquel kommen lassen und ihm sagen, daß er Geld schaffen müsse. Ich wollte nicht darauf hinweisen, daß unter Verdy die Projekte ja bis in alle Einzelheiten bereits ausgearbeitet worden seien, denn augenscheinlich soll es seine eigene und nicht eine Verdysche Armeevermehrung sein.

Altona, 22. August.

Der 17. war für mich ein sehr schmerzlicher Tag, da an ihm die Nachricht einging, daß mein guter Zahn durch einen Sturz mit dem Pferde den Tod gefunden hatte. Er war seit 1882 mit geringen Unterbrechungen in meiner Umgebung und hat sich als ein unter allen Umständen treuer Freund erwiesen. In selbstloser, aufopfernder Arbeit für mich — sein Lieblingsgedanke war, daß ich Reichskanzler werden müsse — blieben ihm Anfechtungen nicht erspart,[1]) sein zu Schmeichelei und Kriecherei unfähiger Charakter wurde aber auch in weiten Kreisen hoch geschätzt.

6. September.

Ein Brief Hollebens betrübt mich. Beim Manöver des Gardekorps am 2. in Gegenwart des Kaisers hat der Kommandierende General Hüllessem den General Holleben, wie es scheint, in höchst ungerechter Weise kritisiert, so daß dieser glaubt, den Abschied nehmen zu müssen. Hüllessem genoß früher den Ruf der Tüchtigkeit; seit er Kommandierender General des Gardekorps ist, fügt er sich ohne Widerspruch in alles, was der Kaiser mit dem Korps treibt, und verfolgt jeden, der einmal eine andere Ansicht ausspricht. Sehr häufig in der Gesellschaft des Kaisers, namentlich bei den zahlreichen Essen der Offizierkorps, bemüht er sich, ihn mit unpassenden Witzen zu unterhalten. Es erregte allgemeines Aufsehen, als der General bei der großen Parade am 18. August den Schwarzen Adlerorden erhielt. Für eine Parade sind wir diese Auszeichnung bisher nicht gewohnt gewesen, sie wird auch mehr als Belohnung für unbedingte Fügsamkeit angesehen. [. . .] Hüllessem gibt sich

---

[1]) Vgl. o. S. 189.

dazu her, die kleinen Prinzen zu protegieren, weil er weiß, daß der Kaiser jetzt, sehr im Gegensatz zu früher, in eine Art von Princillonkultus verfallen ist. Als beim Manöver des Gardekorps, in welchem der Erbprinz von Meiningen, der Prinz Albert von Altenburg und der Erbgroßherzog von Baden gegen Holleben kämpften, die Schiedsrichter zuungunsten eines Prinzen entschieden, wurden sie von Hüllessem scharf getadelt.

Wilhelmshöhe, 13. September.

Der König von Sachsen, bei dem ich während des Manövers zum Ehrendienst kommandiert bin, hatte mir schon einiges über Österreich [1]) erzählt, der Kaiser ergänzte es und sprach auch über den Münchener Aufenthalt.[2]) Nach dem, was ich hier und sonst gehört habe, ist alles gut verlaufen. Die österreichischen Truppen haben besser gefallen, als erwartet wurde, die bayerischen alle Erwartungen weit übertroffen; von ihnen sagte der Kaiser: „Mehr können wir auch nicht." In politischer Beziehung ist es in Bayern ebenfalls gut gegangen. Man hatte da auf beiden Seiten eine gewisse Besorgnis, namentlich Caprivi soll sehr ängstlich gewesen sein. Sowohl er als der König von Sachsen haben den Kaiser gebeten, doch im Reden die größte Vorsicht zu beobachten, ein Rat, der auch von Erfolg war. In gewisser Weise hat der Kaiser auch das Besichtigungsrecht zum Ausdruck gebracht, indem er nach der Kritik des Prinzen Leopold und, nachdem der Regent auf eine solche verzichtet hatte, einige kritische Bemerkungen machte. Hüben und drüben scheint etwas Vertrauen wiedergekehrt zu sein; wiederholt hörte ich aber auch die Äußerung: „Es war die höchste Zeit, daß der Kaiser hinging."

Kölzow (Mecklenburg),[3]) 17. September.

Der König von Sachsen, mit dem ich am 13. im Park von Wilhelmshöhe lange spazieren ging und mich auch später mehrfach unterhalten konnte, ist völlig meiner Ansicht, daß der Kaiser bei aller Passion für das Militärische und bei allen Fähigkeiten doch nicht das Zeug zum Feldherrn hat. Daß er im Kriege das Kommando führen muß, wo er erscheint, ist selbstverständlich, er muß es aber so machen wie sein Großvater, d. h. sich raten lassen. „Ein Friedrich der Große wird er niemals," sagte der König ruhig. Neu war ihm meine Auffassung, daß die Kronstadtaffäre allein entstanden sei infolge Provokation unsererseits.[4]) Der König war darüber unterrichtet, daß ich zum Oberbefehlshaber der 5. Armee

[1]) Kaiser Wilhelm und König Albert von Sachsen waren am 7. September Gäste Kaiser Franz Josephs bei den Manövern in Österreich.
[2]) Gelegentlich der Manöver der beiden bayerischen Armeekorps.
[3]) Im Manövergelände des IX. Armeekorps.
[4]) Vgl. oben S. 213.

bestimmt bin, also unter seinem Befehl stehen werde. Wenn er mir sagte, daß ihm das sehr angenehm sei, so ist dies Gefühl gegenseitig. Ich bin sehr glücklich, daß ich nach dem Osten gehen soll, da der Kaiser im Westen kommandieren will.

Ich hatte den Kaiser gebeten, am 15. noch in Erfurt bleiben zu dürfen, um das Manöver des IV. Armeekorps mit ansehen zu können. Er genehmigte es in freundlichster Weise und befahl mir, mit ihm im Wagen zum Manöver hinauszufahren. Auch auf der Rückfahrt begleitete ich ihn, was natürlich bei Hofe das größte Aufsehen erregte. Der Zweck der Übung ist mir nicht recht klar, direkte Absichten mit mir bestehen nicht, vielleicht sollten ältere Eindrücke verwischt werden, oder Caprivi sollte ein Memento erhalten. Es fiel mir auf, daß der Monarch nicht so frisch war wie sonst; er klagte auch über Übermüdung, und die Kaiserin sagte mir zweimal: „Wilhelm muß mehr Schlaf haben, er ist völlig fertig." Mein Lieblingskapitel: rüsten und immer rüsten, brachte ich bei dieser Gelegenheit wieder an, ohne daß der Kaiser etwas dagegen einwandte.

18. September.

Wie ich vorausgesagt, ist es in Militärattachéfragen mehrfach zu Differenzen gekommen. Ein Schreiben Engelbrechts, worin er im Auftrage des Königs Humbert dem Kaiser Mitteilungen machte, war von diesem leider an Caprivi gegeben worden. Prompt beschwerte sich, durch den Kanzler veranlaßt, der Botschafter Solms bei Rudini,[1]) daß der König Humbert sich Engelbrechts bediene, um Mitteilungen an Kaiser Wilhelm gelangen zu lassen. Natürlich hat das zu Differenzen zwischen Kaiser und Kanzler geführt, und ist König Humbert Rudini gegenüber in Verlegenheit geraten. Es kommt doch nun im wesentlichen darauf an, daß überhaupt vertrauliche Beziehungen zwischen den beiden Potentaten bestehen und gepflegt werden; auf welchem Wege dies geschieht, ist unerheblich. Daß sich König Humbert des ihm angenehmen und klugen Militärattachés bedient, mag allerdings den Botschafter verdrießen. Jetzt ist die voraussichtliche Folge, daß der italienische Herrscher sich in Zukunft scheuen wird, dem Kaiser Wilhelm vertrauliche Mitteilungen zu machen.[2])

---

[1]) Marchese de Rudini, der Nachfolger Crispis.

[2]) In einem Schreiben des damaligen vortragenden Rates im Kultusministerium Schottmüller an den Verfasser vom 20. November 1891 heißt es von dem Militärattaché v. Engelbrecht: „Letzterer erhielt [durch den damals mit Privataufträgen des Kaisers nach Rom gesandten Schottmüller] einen eigenhändigen Brief des Chefs der Firma [der Kaiser] an den italienischen Kollegen [König Humbert], der [. . .] ihn auffordert, stets wie früher direkte Mitteilungen durch den römischen Geschäftsfreund [v. Engelbrecht] an X [der Kaiser] gelangen zu lassen."

Vor einigen Monaten ist der Rittmeister Graf Czapski, ein höchst bedenklicher Mann, nach meiner Überzeugung fanatischer Pole und Jesuit, seinerzeit Protegé der Kaiserin Augusta, von Caprivi nach Rom geschickt worden, um in der Angelegenheit der Besetzung eines Bischofssitzes zu unterhandeln, natürlich hinter dem Rücken des Gesandten v. Schloezer. Auch dem Papst ist dies eigentümlich vorgekommen, er hat sich verletzt gefühlt, daß man ihm als Unterhändler in kirchlichen Fragen „un capitaine de cavalerie" schickt.

Altona, 16. Oktober.

Caprivi weiß ganz genau, daß der Kaiser gegen die Verkürzung der Dienstzeit ist und nimmt nun die Presse („Kölnische", „Norddeutsche Allgemeine") zu seiner Hilfe, macht es also genau so wie Bismarck in seiner letzten Zeit. Als die Frage im Frühjahr zur Beratung stand, hatte Falckenstein, als einziger im Ministerium, stark gegengehalten. Seit einigen Tagen ist nun bekannt geworden, daß ein Versuch mit der zweijährigen Dienstzeit gemacht werden soll; das Aufsehen ist natürlich groß.

General Graf Wedel sitzt noch immer beschäftigungslos in Berlin. Er soll sich im Auswärtigen Amte orientieren, weiß aber nicht, wofür, glaubt auch längst damit fertig zu sein. Ihm ist nun endlich völlig klar geworden, daß der Kaiser ihn aus der Umgebung los sein wollte.

21. Oktober.

Zu meinem Bedauern rührt sich Bismarck wieder; es scheint, als wenn er das Bedürfnis fühlte, über die näheren Umstände seiner Entlassung Licht zu verbreiten. Das wird viel Staub aufrühren. Da er nächstens von Varzin nach Friedrichsruh zurückkehrt, erhebt sich für mich sogleich die Frage des Verkehrs. Jeder Besuch dort hat Anfeindungen von Caprivischer Seite zur Folge; wenn ich sie auch wahrlich nicht fürchte, so sind sie doch zu beachten, weil sie nicht offen, sondern in hinterlistiger Weise inszeniert werden.

25. Oktober.

Was ist doch Caprivi für ein kleiner Mann! Es war mir öfters gesagt worden, daß es ihn sehr beunruhige, wenn der Kaiser freundlich zu mir sei. Nun scheint die „Saale-Zeitung", die irgendeinen Korrespondenten haben muß, der sich für mich interessiert,[1]) unlängst die Nachricht gebracht zu haben, ich sei nach Grünholz[2]) gesandt worden durch ein sehr

---

[1]) Es war das der Agent Normann-Schumann, vgl. die später folgenden Schreiben des Verfassers vom 11. Dezember 1896.

[2]) Verfasser hatte bei der Taufe des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg in Schloß Grünholz bei Eckernförde den Kaiser als Paten vertreten.

huldvolles Handschreiben des Kaisers. Jeder Sachverständige weiß, daß ein „huldvolles Handschreiben" bei solcher Gelegenheit ein Unsinn ist; nebenbei hat die ganze Sache, wenn überhaupt, doch nur für ein ganz begrenztes Publikum Interesse. Trotzdem erklärt jetzt die „National-Zeitung" in einer Entgegnung, der Auftrag sei mir nur durch das Telegramm eines Adjutanten erteilt worden. Man hat also offiziell Nachforschungen angestellt — denn anders war eine Aufklärung ja nicht möglich — und sodann die „National-Zeitung" angespannt!

Großes Aufsehen macht eine eben erschienene Broschüre „Ablehnen oder Annehmen?", die auf Bismarck zurückgeführt wird.[1]) Sie redet einer Rückkehr des Fürsten das Wort, die, weil gleichbedeutend mit einer Kapitulation des Kaisers, wohl nicht möglich sein kann. Mein Wunsch ist eine Aussöhnung, die sich äußerlich wenigstens erreichen läßt, wenn auch nicht zu Zeiten Caprivis. Ein Wiederauftreten des Fürsten würde auch Österreich gegenüber Schwierigkeiten machen; dort herrscht großes Mißtrauen gegen den alten Kanzler, während der Nachfolger sehr angenehm berührt.

29. Oktober.

General Falckenstein ist Divisionskommandeur geworden, General v. Goßler, eine Kreatur Caprivis, an seiner Stelle Departementsdirektor. Der Kanzler erklärte sehr bezeichnend: „Goßler ist der einzige, den ich für diese Stelle habe." Die schlechte Stimmung in der Armee nimmt zu. Am meisten zeigt sie sich in Berlin, eigentlich jeder, der aus der Provinz dorthin kommt, erschrickt über das ungenierte Schimpfen und scharfe Urteilen. Bei meiner Versetzung habe ich den Kaiser darauf aufmerksam gemacht. Allmählich ist auch die Überzeugung allgemein geworden, daß die Personalien in schlechter Hand sind. [...] Niemand weiß, was morgen aus ihm wird, ob er noch avancieren soll oder vor der Verabschiedung steht. Im Kabinett selbst herrscht Verwirrung. Die Abschiedsgesuche der Generale Albedyll und Hüllessem wurden abgelehnt, das von Burg jedoch, der erheblich jünger und völlig rüstig ist, wurde angenommen.

Vorsichtig angestellte Ermittlungen haben ergeben, daß Caprivi sich ganz dreist in Armeeangelegenheiten mischt. Der Kriegsminister ist der Hauptschuldige, denn seine Pflicht war es, sich dagegen beizeiten aufzulehnen und

[1]) Ablehnen oder Annehmen? Vorbemerkungen über den deutsch-österreichischen Handelsvertrag nebst einer einleitenden Beurteilung der politischen Lage von Borussen, Verfassern der Schrift: „Was für einen Kurs haben wir?" [s. o. S. 209] Gotha, Verlag K. Schwalbe, 1891. Bejaht die Frage, ob ein Vertrag wünschenswert sei, verwirft jedoch den Bundesratsentwurf. Der Minister des Inneren Herrfurth bezeichnete in einem Schreiben an Herrn v. Lucanus vom 3. November als vermutlichen Verfasser, bzw. Redaktor beider Broschüren Lothar Bucher, als vermutliche Mitarbeiter die Grafen Mirbach-Sorquitten und Kanitz-Podangen. Die Einleitung der zweiten Broschüre sollte vom Grafen Herbert Bismarck herrühren.

dem Kaiser klarzumachen, daß er selbst damit in Abhängigkeit vom Kanzler gerät. Kaiser Wilhelm I. wußte sehr geschickt alle dahin zielenden Versuche Bismarcks abzuschlagen.

30. Oktober.

Ein durchaus rechtschaffener Mann ist der Polizeipräsident von Berlin, v. Richthofen. Er bemüht sich nach Kräften, dem Schacher mit Titeln und Orden entgegenzuwirken und hat auch, obwohl ja nicht letzte Instanz, viel erreicht. Jüdische Kreise hassen ihn, weil er unbestechlich ist. Unlängst hatte Richthofen einem auswärtigen Juden die Naturalisation verweigert; dieser scheute sich nicht zu sagen: „Das hilft ihm alles nichts, ich werde doch naturalisiert, es kostet mich nur Geld.“ In der Tat hat das Ministerium des Innern seine Naturalisation verfügt. [. . .]

31. Oktober.

Mit dem König von Rumänien, der drei Tage in Berlin war,[1]) sind besonders große Umstände gemacht worden. Das kann nach meiner Meinung gar nichts nützen, denn wir haben mit Rumänien ganz feste Abmachungen.[2]) Alles Demonstrative tut meist Schaden, weil es reizt. Mit einer Ehreneskorte durch die Straßen traben, um einen fremden König nach dem Offizierskasino oder Theater zu bringen, macht niemandem Freude und ist schließlich immer eine Störung für die Ausbildung der Kavallerie.

Aus dem Kaisermanöver wurde mir noch eine recht bezeichnende Geschichte erzählt. Der konservative Abgeordnete v. Rauchhaupt, der manchmal, ich glaube auch bei der Landgemeindeordnung,[3]) mutig seine Ansicht gegen das Ministerium ausgesprochen hatte, erhielt, wie ja viele aus der Provinz Sachsen, einen Orden. Als er sich auf dem Zivildiner beim Kaiser bedankte, sagte ihm dieser: „Mein lieber Rauchhaupt, voluntas regis, suprema lex,“[4]) und wandte sich ab; dann aber sprach er zum Abgeordneten v. Erffa[5]) die Worte: „Dem alten Graukopf habe ich es ordentlich gegeben.“ Wie sollen sich konservative Männer, die bei uns, Gott sei Dank, doch noch alle königstreu sind, demgegenüber verhalten?

2. November.

Der Kaiser hat gestern der Enthüllung des Begasbrunnens beigewohnt. Er ist zum Oberbürgermeister Forckenbeck ganz besonders höflich gewesen,

---

[1]) Seit dem 27. Oktober.

[2]) Das Deutsche Reich war dem österreichisch-rumänischen Vertrage vom 30. Oktober 1883 am selben Tage beigetreten.

[3]) Vgl. das Rededuell zwischen ihm und dem Minister Herrfurth in der Sitzung vom 1. Juni.

[4]) Vgl. unter dem 17. November.

[5]) Hermann Hartmann Freiherr v. Erffa, der spätere Präsident des Abgeordnetenhauses.

gratulierte nachträglich zu seinem Geburtstag und sagte ihm Komplimente über die Stadtverwaltung. Vor zwei Jahren noch hat er denselben Mann, als er ihm den Brunnen als Geschenk der Stadt antrug, schlecht behandelt und ihn auch verschiedentlich als einen der bösesten Demokraten bezeichnet. O quae mutatio rerum! Fortschritt und Zentrum beherrschen die Situation, vor zwei Jahren waren sie Reichsfeinde! Ich hoffe, unter diesen Umständen wird ein Zusammenschluß der Konservativen möglich.

Herr v. Stablewski [1]) ist Erzbischof von Posen und Gnesen geworden. Im polnischen Lager heller Jubel, im deutschen tiefe Verstimmung. Man war schon durch den Erlaß des Kultusministers über den Sprachunterricht sehr betrübt und erkennt nun, daß unsere Polenpolitik wieder völlig geändert worden ist; was gestern gut war, ist heute schlecht und umgekehrt. Wie hat mir noch vor wenigen Jahren der Kaiser versichert, niemals von dem einmal eingeschlagenen Wege abgehen zu wollen, nachdem ich ihn gebeten hatte, doch konsequent zu bleiben, da nichts schädlicher sei als fortwährender Systemwechsel! Ich weiß nun wohl, daß Caprivi angefangen hat, mit den Polen zu rechnen, um sie gegen Rußland zu verwenden, bin ja auch selbst überzeugt, daß wir ohne polnische Hilfe nur schwer den Krieg gegen Rußland zu Ende führen könnten, aber die jetzt beliebte Methode muß die Russen argwöhnisch machen [2]) und eine noch stärkere Bedrückung der russischen Polen zur Folge haben.

7. November.

Sir Charles Dilke,[3]) der den Manövern in Frankreich beigewohnt hat, hält die Fortschritte der Franzosen für so gewaltig, daß wir nicht mehr den Anspruch erheben dürften, als erste Militärmacht zu gelten. Ich wünschte, unsere Philister bekämen es nun mit der Angst zu tun, dann ermannen sich vielleicht die verantwortlichen Stellen gegenüber den auf Kosten des Vaterlandes in ihr Septennat verrannten parlamentarischen Klopffechtern.

17. November.

Am 11. hatte ich eine große Freude. Graf Schlieffen kam mit zahlreichen Offizieren des Generalstabes, um mir ein Porträt des verewigten Feldmarschalls als Abschiedsgeschenk zu überreichen. Ich konnte da-

---

[1]) Propst zu Wreschen.

[2]) „Die Besetzung des Gnesener Bischofsstuhles mit einem Nationalpolen war nicht nur ein Irrtum unserer inneren, sie war vor allem ein Fehler unserer auswärtigen Politik.“ Äußerung Bismarcks, mitgeteilt durch die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung“ vom 26. Juni 1892.

[3]) Der liberale Imperialist und Autor der „Problems of Greater Britain“ (1890), Parlaments-Unterstaatssekretär 1880—1883.

durch mit einer Anzahl zuverlässiger treuer Freunde angenehme Stunden verleben.

Die gleiche Äußerung wie zu Rauchhaupt hat der Kaiser schon vorher in München[1]) gemacht, indem er in das sogenannte Goldene Buch der Stadt über seinen Namen die Worte „suprema lex, regis voluntas" setzte. Die Sache ist jetzt erst bekannt geworden, macht natürlich gewaltiges Aufsehen und tut nur Schaden. Man muß es noch als günstigen, wenn auch andererseits tieftraurigen Umstand ansehen, daß schon seit längerer Zeit die Äußerungen des Kaisers nicht mehr ernst genommen werden.

18. November.

Ein mir gerade vorliegender Artikel der ultrademokratischen „Volkszeitung" sagt leider nur Wahrheiten. Wir sehen weder den alten Kurs noch einen neuen, sondern gar keinen. An höchster Stelle glaubt man allein regieren zu können, alles zu verstehen, alles am besten zu wissen, während man sich in Wirklichkeit über kein Ziel völlig klar ist, nichts wirklich gründlich versteht. Wenn da Kanzler und Minister in ihren Ämtern bleiben, so liefern sie den Beweis, daß sie sämtlich [...] Leute sind. Vielleicht aber meint es der liebe Gott doch noch besser mit uns, als wir es verdienen, vielleicht führt das „voluntas regis, suprema lex" zu einer Klärung der Zustände.

Ist das wirklich zu schwarz gesehen? Erst heute wieder erfahre ich folgendes. Philipp Eulenburg war in früherer Zeit dringend gebeten worden, den Kaiser in seinen spiritistischen Neigungen nicht zu bestärken. Während der ersten Nordlandsreise hat er auch Wort gehalten, wie ich genau beobachten konnte. Bei der zweiten soll es allerdings schon anders gewesen sein. Beim letzten Aufenthalt in München aber hat er, ich vermute im Gesandtschaftshotel, den Monarchen geradezu mit einer Spiritistin zusammengebracht. In Schlaf versetzt, ist sie vom Kaiser, dessen Anwesenheit ihr angeblich nicht bekannt war, gefragt worden, was er von einem Freunde in Rußland — natürlich eine Anspielung auf den Zaren — zu halten habe. Ist der Herr in solcher Weise zu beeinflussen, so befindet sich das Wohl des Vaterlandes rettungslos in der Hand von Schwindlern. Friedrich Wilhelm II. und Bischoffwerder!

21. November.

Am 19. war ich nach Hannover gereist, um mit dem Kaiser beim Ulanenregiment zu essen; ich saß neben ihm und hatte eine angenehme

[1]) Gelegentlich des Besuches der Stadt im September.

Unterhaltung. Ich hielt es für angemessen, wieder einmal vom Fürsten Bismarck anzufangen und fand den Monarchen augenscheinlich weniger erregt als sonst. Er lud mich zur Jagd nach Springe ein, was die Hofmarschälle, die wußten, daß ich in Hannover sein würde, nicht gewagt hatten, und befahl auch, daß ich für die Zukunft immer auf die Springer Einladungsliste gesetzt werden sollte.

Der Kaiser ist sehr erbittert über das Verhalten des Zaren. Er hat in der Tat auf dessen Besuch in Berlin gehofft und ist leider soweit gegangen, nach Danzig reisen zu wollen; auch diesem Vorschlage ist der Zar unter Vorschützung tiefer Trauer ausgewichen.

Anscheinend befinden wir uns nahe vor oder schon in einer Kanzlerkrisis. Der Kaiser spricht mehrfach von eventuellen Nachfolgern, ist auch auf mich angeredet worden und soll erwidert haben: „Nein, den hebe ich mir für etwas anderes auf; der Posten ist auch ein schlechter, wer auf ihm noch kein gemeiner Kerl ist, der wird es.“[1]) Für mich ebenso schmeichelhaft wie erfreulich, aber was für ein Standpunkt!

27. November.

Als Kandidaten hört man jetzt den Minister Zedlitz nennen, der allerdings den Vorzug hat, ein durchaus gediegener Mann zu sein; auch der Botschafter Hatzfeldt wird genannt; er würde, was die Gesinnung anlangt, den entgegengesetzten Pol repräsentieren. Boetticher soll ebenfalls schüchtern in die Schranken treten, während er wohl besser täte, in eine Versenkung zu verschwinden.[2])

28. November.

Fürst Hatzfeldt-Trachenberg erzählte mir in Neudeck,[3]) daß sein Vetter, der Botschafter,[4]) in Berlin sei, nicht auf Urlaub, sondern hinberufen. Somit halte ich dessen Kandidatur allerdings für möglich.

Ich möchte nicht versäumen nachzuholen, daß der Kaiser an beiden Tagen, welche ich mit ihm zusammen war, sowohl zu mir, wie überhaupt

---

[1]) Eine ähnliche Äußerung des Kaisers in bezug auf den Verfasser („den darf ich nicht vorzeitig aufbrauchen“) berichtet Geheimrat Schottmüller als Versicherung „von verbürgter Seite“ in einem Briefe vom 15. März 1892.

[2]) Unter dem Eindruck der Enthüllungen über die Affäre Boetticher niedergeschriebene Bemerkung. Frühjahr 1891 wurde in der Presse (zuerst im „Wiener Tagblatt“) mitgeteilt, daß Fürst Bismarck vor Jahren dem Staatssekretär v. Boetticher eine sehr erhebliche Summe aus dem Welfenfonds überwiesen habe, damit dieser Verbindlichkeiten seines Schwiegervaters decken konnte. Erst durch eine Erklärung des Staatsministeriums im Oktober 1895 wurde den Mißdeutungen des Vorfalls ein Ende gemacht. Urheber der Notiz war (nach seiner eigenen Aussage) der Agent Normann-Schumann-Mund. Vgl. übrigens Otto Hammann, Der neue Kurs, S. 11 f., 76 f.

[3]) Dem Grafen Henckel gehöriger Besitz, wo Verfasser kurz vorher einige Tage zur Jagd weilte.

[4]) Graf Paul Hatzfeldt-Wildenburg in London.

sich sehr liebenswürdig zeigte. Wieder konnte ich das bestechende Wesen des Herrn beobachten. Leider halten die Eindrücke nicht an. Es ist gerade umgekehrt wie bei seinem Großvater; dieser gewann bei näherer Bekanntschaft, je länger man ihn kannte, desto lieber mußte man ihn haben. Wie Herren der Umgebung sagen, ist die Stimmung des Kaisers übrigens jetzt vielfach recht ernst. Er beginnt zu ernten und erkennt Rückschläge. Daß sie aber bereits läuternd auf ihn wirken, daß er zur Einsicht kommt, selber schuld zu sein, soweit ist es noch nicht. Vor wenigen Wochen erklärte er seiner Umgebung in einem Vortrage über die neue Zeit, alle, die er von seinem Großvater übernommen hätte, verständen die neue Zeit nicht; ferner, die Parteiunterschiede seien ihm völlig gleichgültig, er kenne nur zwei Parteien, solche, die königstreu oder monarchisch gesinnt seien, und solche, die es nicht seien.

29. November.

Advent. Ich war mit Marie in der Garnisonkirche zum Heiligen Abendmahl, fand auch vorher einige Zeit zu stiller Sammlung und Einkehr. Wie erbärmlich erscheint dann das immer unruhiger und unheimlicher werdende Treiben der Welt! Ich müßte als Mensch und Christ viel weiter sein und würde es sein, wenn mich die unselige Politik nicht so fesselte. Allerdings ist das Motiv nicht Ehrgeiz oder dergleichen, sondern reine Vaterlandsliebe.

1. Dezember.

Unsere Konservativen sind in einer unbequemen Lage. Als loyale Männer verabscheuen sie Opposition gegen den König; sie mußten sich aber zu der Erklärung aufraffen, daß man gegen den Kanzler Stellung nehmen kann, ohne das monarchische Prinzip zu verletzen. Leider macht nun der Kaiser den großen Fehler, sich stets mit dem Kanzler oder irgendeinem Minister zu identifizieren.

Es wird noch immer viel besprochen, ob Bismarck in den Reichstag gehen wird oder nicht. Graf Henckel hat ihm seine Wohnung in Berlin angeboten, und der Fürst hat sie auch angenommen mit der Bemerkung, daß er wahrscheinlich Anfang Januar davon Gebrauch machen werde.

6. Dezember.

Heute erfuhr ich, daß der Kaiser über die Caprivische Rede [1]) keineswegs entrüstet ist, sondern sie sogar sehr schön findet. Damit im

[1]) Vom 27. November über die allgemeine politische Lage. Schultheß, a. a. O. 1891, S. 145 ff.

Zusammenhang steht die mich wirklich erschreckende Nachricht, daß der Kaiser die Absicht ausgesprechen hat, Truppen sowohl von der russischen als der französischen Grenze zurückzuziehen. Wer hätte wohl so etwas vor wenigen Wochen überhaupt für denkbar gehalten? Sollte eine beiderseitige Abmachung vorliegen, sollten also sowohl Rußland wie Frankreich einen gleichen Schritt tun, lasse ich es mir gefallen; davon scheint aber gar keine Rede zu sein. Wir stellen ja alles auf den Kopf, was wir bisher zu unserem Schutz für nötig gehalten haben, und geben uns dem allgemeinen Gelächter preis. Russen und Franzosen, Fortschrittler, Sozialdemokraten, Schwarze und die Masse der gedankenlosen Leute ergehen sich in Lobeserhebungen über diesen genialen Schritt und die seltene Weisheit des Kanzlers. Bisher dachte ich, ein starkes, selbstbewußtes Deutschland sei die beste Friedensbürgschaft. Was werden die Österreicher sagen, nachdem sie hauptsächlich auf unser Drängen soviel Truppen nach Galizien geschickt haben? Es müßte eigentlich ein neuer Friedenskongreß unter Caprivis Vorsitz zusammentreten.

9. Dezember.

Nunmehr sind dem Reichstag die Handelsverträge[1]) vorgelegt worden. Ich maße mir kein Urteil darüber an, bin nur immer erstaunt gewesen, daß bei den meisten Parteien, vor allem dem Zentrum, das Urteil, nämlich: „annehmen", feststand, ehe der Inhalt bekannt war. Das macht völlig den Eindruck eines Handelsgeschäftes mit Caprivi, bei dem die Evangelischen und Preußen die Zeche bezahlen würden. Ob die Vorteile der Industrie den Schaden für die Gesamtheit infolge Reduktion der Kornzölle ausgleichen können, weiß ich nicht.

Es fiel mir auf, daß jenes „suprema lex, regis voluntas" nicht weitere Folgen hatte. Jetzt kommt endlich jemand, und zwar Herr Delbrück, der die Wahrheit gerade herausspricht.[2]) Der Kaiser soll den Artikel gelesen haben; ich bin gespannt, was er für einen Eindruck machen wird.

10. Dezember.

Fürst Bismarck besuchte mich heute. Er sah gut aus, befand sich anscheinend auch ganz wohl.

Er kam sehr bald auf die Frage seines Eintritts in den Reichstag. Es schien mir, als ob er nicht hingehen würde. Unter anderem sagte er: „Ich kann doch nicht anders als die Regierung angreifen, und das nimmt der Kaiser gleich sehr übel, weil er sich dann persönlich an-

[1]) Mit Österreich-Ungarn, Italien und Belgien.

[2]) Professor Hans Delbrück in der „Politischen Korrespondenz" der von ihm herausgegebenen „Preußischen Jahrbücher", Bd. 68, S. 902 ff.

gegriffen fühlt. Die Führung der Politik ist aber nach meiner Ansicht schlecht und verderbenbringend, am schlimmsten im Innern. Ich weiß aus Unterhaltungen mit Windthorst, was das Zentrum verlangt. Es war für mich ein zu hoher Kaufpreis, weniger die Zulassung der Jesuiten als die Überantwortung der Schule." Die Polenpolitik tadelte Bismarck sehr scharf, ebenso das Aufgeben des immerhin noch leidlichen Verhältnisses zum Zaren, wodurch es möglich gewesen sei, sich weder an Rußland noch an Österreich völlig zu binden. Genau wie ich denke! Die Auffassung, daß er je wieder den Wunsch haben könne, Kanzler zu werden, bezeichnete er als eine Beleidigung; er könne niemals wieder mit dem Kaiser zusammenwirken. Von den Handelsverträgen glaubt er, daß sie mit großer Majorität durchgehen werden, hält sie aber für unbedingt nachteilig und die Absicht, sie jetzt förmlich durchzupeitschen, für frivol. Die Macher seien Huber,[1]) ein unbedeutender Mann, und Goering.[2]) Weder Caprivi, noch Marschall, noch Rotenhan[3]) oder Boetticher könnten nur annähernd als Sachverständige angesehen werden, er müsse ihren Mut bewundern."

11. Dezember.

Ich habe natürlich heute gleich dem Kaiser den Besuch des Fürsten gemeldet. Sehr interessant war für mich ein Brief Philipp Eulenburgs.[4]) Er meint, gegen Höflichkeitsbesuche in Friedrichsruh sei nichts einzuwenden, nur dürften die Zeitungen nicht zu viel darüber sagen. Wie ist das wohl zu machen? Sodann dürfe keine Politik gesprochen werden, es würde alles wieder geklatscht. Sehr bezeichnend! Er gibt also zu, daß Klatsch bis zum Kaiser gelangt. Leider handelt es sich nicht nur um solchen, sondern um bösartige Verleumdung, in der Caprivi, unter der Maske des Biedermanns, Meister ist. Der alte Fürst war wahrlich kein bequemer Gegner, doch aber stets ein offener Feind.

12. Dezember.

Der Militärattaché in Paris, Funcke, ist nach noch nicht einjähriger Wirksamkeit, abberufen worden. Ich hatte, da ich ihn genau kenne, dringend abgeraten, aber gegen Caprivi meine Ansicht nicht durchgesetzt. Nun ist ein kreuzbraver, treuer und auf manchen Gebieten tüchtiger Mensch in sehr unangenehmer Weise vor der Welt bloßgestellt und tief verletzt; das konnte leicht vermieden werden.

---

[1]) Vortragender Rat im Reichsamt des Innern v. Huber.

[2]) Wirkl. Geh. Legationsrat Goering, als Vortragender Rat in der Reichskanzlei der Nachfolger v. Rottenburgs.

[3]) Freiherr v. Rotenhan, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte.

[4]) Vom 30. November.

13. Dezember.

In Berlin spielen die Debatten über den Handelsvertrag die Hauptrolle. Caprivi ist in die Hände von Freihändlern geraten, sein Freund Goering steht da im Vordergrund. Wir werden die Kosten tragen, um ungarische Kornhändler und italienische Weinbauern zu bereichern, und unserer Landwirtschaft und damit dem ganzen Lande großen Schaden zufügen. Dieser liegt viel weniger in der Reduktion der Kornzölle um $1^1/_2$ Mark als in dem neuen System, das die Landwirtschaft zugunsten der Industrie, trotz aller Beteuerungen Caprivis, zurücksetzt.

14. Dezember.

Eben wird mir vertraulich mitgeteilt, daß Caprivi nun dreister zu dem Mittel greift, die Presse (zunächst „Standard",[1]) „Züricher" und „Düsseldorfer Zeitung") gegen den Kaiser zu benützen. Sollte dies richtig sein, so bin ich auch nicht einen Moment in Zweifel, daß der Delbrückische Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern" auf Veranlassung des Kanzlers geschrieben worden ist.

18. Dezember.

Gegen Kaltenborn ist der Kaiser unlängst bei einem Vortrage sehr unfreundlich und heftig gewesen. In der Tat beabsichtigt der Monarch, „um einen Beweis seiner Friedensliebe zu geben", Truppen von den Grenzen zurückzuziehen und hat eine ganze Reihe von Regimentern bereits bezeichnet. Dadurch würde unsere ganze Friedensorganisation umgeworfen, so daß die Ausführung auf gewaltige Schwierigkeiten stoßen wird. Kaltenborn scheint im ersten Moment nachgegeben, nach einiger Überlegung aber widersprochen zu haben; das hat den Kaiser gereizt.

19. Dezember.

Der Reichstag hat die Handelsverträge angenommen, und Caprivi ist Graf geworden. In einer Rede, die der Kaiser gestern bei Einweihung des Teltower Kreishauses auf den Kanzler gehalten hat, preist er die Verträge als eine rettende Tat und ihren Abschluß als eines der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse. Die meisten Freunde der Vorlage werden schon jetzt lächeln. Ein Teil wird die rettende Tat darin erblicken, daß die Landwirtschaft einen schweren Schlag erhält. Wir bringen große Opfer, um Österreich und Italien an uns zu fesseln, während wir früher in der Lage waren, diese um unseren Schutz bitten zu lassen. Darin liegt eben der große Unterschied zwischen Bismarckischer und Caprivischer

[1]) 1916 eingegangene konservative englische Morgenzeitung.

Politik. Unsere Stellung hat sich im Dreibunde verändert und ist damit auch in der ganzen Welt eine andere geworden.

22. Dezember.

Ich hatte in Berlin Gelegenheit, den Redakteur des „Deutschen Wochenblattes“, Dr. Arendt, zu sprechen. Er war sehr pessimistisch; besonders infolge des Zurückgehens des monarchischen Ansehens namentlich in den bisher gutgesinnten Kreisen. Wenn die engere Umgebung mit dem Kommandanten des Hauptquartiers an der Spitze sich nicht scheut, in höchst unehrerbietiger Weise über den Kaiser zu sprechen, ist das eigentlich kein Wunder. Ganz offen soll vielfach, besonders bei Ärzten, die Frage besprochen werden, ob, vielleicht im Zusammenhang mit dem Ohrenleiden, sich langsam eine geistige Störung entwickelt. Es wäre das Furchtbarste, was passieren könnte, auch für den Kaiser selbst, der zweifellos das Beste will. Allerdings klagen verständige und durchaus wohlgesinnte Persönlichkeiten, daß beim Monarchen die Neigung zur Arbeit immer mehr abnimmt. Er läßt auch niemanden zu Worte kommen, spricht die eigene Ansicht mit größter Sicherheit aus und wünscht anscheinend keinen Widerspruch.

1892

Altona, 3. Januar.

Nach der Neujahrscour empfing der Kaiser die Kommandierenden Generale. Er vermied politische Anspielungen und sprach über die einzelnen Waffen. Die Reservedivision des IV. Armeekorps habe allerdings einiges zu wünschen übrig gelassen, namentlich da, wo die Kompagnien von Landwehr- oder Reserveoffizieren geführt worden seien, der Geist wäre aber überall ein durchaus guter. Darüber habe er durch Agenten die besten Nachrichten. Einmal täuscht er sich, denn gerade der Geist ist teilweise ein schlechter gewesen, und dann machte die Mitteilung, daß er die Truppen durch Agenten beobachten lasse, auf jeden Zuhörer einen deprimierenden Eindruck. Ich glaube gar nicht, daß er eigentliche Agenten gehabt hat, es wird ihm nur Klatsch von Unberufenen zugetragen worden sein.

4. Januar.

Alle guten Freunde sagten mir, ich solle es als ein Glück betrachten, jetzt nicht in Berlin sein zu müssen, wo das Leben immer unbehaglicher würde, wo Schusterei, Doppelzüngigkeit und Feigheit in einem Grade zunähmen, daß keiner mehr dem anderen traue. Die „Kölnische Zeitung“

schreibt zum Neuen Jahre: Leute, die durch unsere Erfolge, durch Kaiser Wilhelm I. und Bismarck von republikanischen Neigungen bekehrt seien, würden jetzt durch Kaiser Wilhelm II. wieder zu ihrer alten Liebe zurückgeführt.

9. Januar.

Gestern mit Marie in Friedrichsruh, wo außer dem Fürstenpaare nur Herbert anwesend. Man war außerordentlich höflich und auch sehr ruhig. Nicht eine einzige bittere oder scharfe Äußerung fiel, vom Kaiser wurde überhaupt nicht gesprochen. Daß der Fürst aber die ganze auswärtige und innere Politik mißbilligt, verhehlte er nicht. Er stimmte mir auch zu, daß es für uns das beste wäre, wenn wir möglichst bald ein fortschrittliches Ministerium erhielten. Ich habe heute sogleich dem Kaiser Meldung von meinem Besuch gemacht. Daß dies nötig ist, kennzeichnet unsere Zustände. Vielleicht wird es mir auch übelgenommen, daß ich solche Meldungen mache, es soll mir aber gleichgültig sein. Die Verantwortung fällt auf die Nichtswürdigen, die gleich nach meinem ersten Besuche verbreitet hatten, ich konspiriere mit dem Fürsten.

10. Januar.

Geheimrat Kayser, der in der Presse bezichtigt worden war, der Hauptverräter Bismarcks gewesen zu sein und den Monarchen über alle Vorgänge im Bismarckischen Hause unterrichtet zu haben, ist tief betroffen. Es gelang ihm, vom Kaiser allein empfangen zu werden; dieser hat ihn beruhigt und erklärt, für ihn eintreten zu wollen. Für mich ist das interessanteste, daß Seine Majestät die Beziehungen zugegeben und gleichzeitig den Flügeladjutanten v. Kessel, Hausfreund bei Bismarcks, als eine Persönlichkeit bezeichnet hat, die ihn in gleicher Weise bediente.

12. Januar.

Es ist eigentlich recht töricht, daß mich meine Gedanken so oft nach Berlin ziehen und dann ausschließlich unfreundliche Gebiete berühren. Hier in meinem Hause habe ich Frieden und Zufriedenheit, in meinem Beruf nicht den geringsten Anlaß zu Sorgen, dazu die Überzeugung, wenn ich in der Hauptstadt wäre, in dauerndem Kriegszustande leben zu müssen, und dennoch: immer wieder ertappe ich mich in Berlin.

19. Januar.

Das eben eingebrachte Volksschulgesetz [1]) erregt großes Aufsehen. Dem Zentrum ist eine gewaltige Konzession gemacht worden, auch die Konser-

[1]) Am 15. Januar im Abgeordnetenhause.

vativen sind zufrieden; die Liberalen aller Schattierungen dagegen, auch wohl die Freikonservativen, machen Opposition. Ich fand in Berlin[1]) ganz eigentümliche Zustände. Zedlitz hat das Gesetz selbst bearbeitet und rät den Konservativen in ihrem eigenen Interesse, mit aller Kraft dafür einzutreten, wie er auch selbst seine Stellung einsetzen will. Caprivi ist im Herzen Gegner des Gesetzes, auch der Kaiser zeigt sich nur als lauer Freund; er hat geäußert, in solcher Sache lieber mit den Nationalliberalen gehen zu wollen. Es ist aber nicht die Sache, sondern die Stimme der öffentlichen Meinung, die ihn treibt; ich glaube hier Miquelschen Einfluß zu spüren, der ja, ohne seine ganze Vergangenheit zu verleugnen, unmöglich für das Gesetz sein kann.[2]) Wie der Kaiser schwankt, beweist eine jüngst getane, verbürgte Äußerung von ihm: „Ich habe die liberale Ära bald satt.“ Ich bin gespannt, wie die Konservativen sich durchfinden werden; sie denken nur an den Nutzen, den das Gesetz für die Evangelischen hat, vergessen aber die Schädigung der evangelischen Kirche, die notwendig eintreten muß, wenn man, wie dies nach meiner Ansicht gleichzeitig hier geschieht, die katholische stärkt.

Caprivi hat sich vor wenigen Tagen einem meiner Bekannten gegenüber dahin ausgesprochen, das Endziel seiner Politik sei die Schöpfung der „Vereinigten Staaten von Europa“ mit der Tendenz, den Erdteil wirtschaftlich unabhängig von Amerika zu machen! Wenn er dies zuwege bringt, will ich vieles von dem zurücknehmen, was ich ihm vorwerfe. Es scheint mir aber ein Versuch, den ewigen Frieden herzustellen, wie er wohl erst glücken wird, wenn wir ins Paradies einziehen.

Ich konnte in Berlin auch Schottmüller sehen. Er hört viel, bei Boetticher, im Reichskanzlergebäude und sonst; er versichert mir, daß bei Caprivi ein geradezu fanatischer Haß gegen mich bestehe, und bat mich, in Äußerungen vorsichtig zu sein.

20. Januar.

Schon jetzt beginnt die Regierungspresse das Volksschulgesetz zu bekritteln, teilweise auch schüchtern anzugreifen. Ich möchte glauben, daß Caprivi Zedlitz zu Fall bringen will; er hat zu diesem gesagt, daß er seine religiösen Auffassungen nicht teile und auf das Zustandekommen des

---

[1]) Wohin sich der Verfasser anläßlich eines Todesfalles in der Familie begeben hatte.

[2]) Am 13. hatte Schottmüller dem Verfasser geschrieben: „Als Sieg Z'[Caprivis] ist wohl zu bezeichnen, daß H [Miquel] anfangs der vorigen Woche, als er ein Komptabilitätsgesetz verlangte, so hart von X [der Kaiser] angehaucht wurde, daß er mehrere Tage sich mit Rücktrittsgedanken trug. Jetzt soll auch diese Schwäche wieder überwunden sein.“ Nach einer Notiz bei Schultheß, a. a. O. 1892, S. 20 hat der preußische Finanzminister angeblich dann am 18. ein Abschiedsgesuch eingereicht (Wegen des Volksschulgesetzes? Vgl. F. Hartung, Deutsche Geschichte von 1871 bis 1914, S. 184), das abgelehnt wurde.

Gesetzes wenig Wert lege. Wie er da mit dem Zentrum fertig werden soll, wenn dieses Wind bekommt, weiß ich nicht.

Der Kaiser hat in den letzten Tagen wieder entschiedene Äußerungen gegen die zweijährige Dienstzeit getan und auch dem Kriegsministerium die Ausarbeitung einer Vorlage über Bildung vierter Bataillone usw. aufgegeben. Wenn er nur bei der Stange bliebe!

22. Januar.

Das Volksschulgesetz rührt viel Staub auf. Von liberaler Seite ist das Ministerium in allerschärfster Weise angegriffen worden. Hoffentlich hält Zedlitz den Reichskanzler fest und läßt sich nicht von diesem allein vorschieben und opfern.[1])

24. Januar.

Gestern jagte ich mit Herrn Voigt[2]) im Sachsenwalde. Der Fürst hatte gehört, daß wir im Revier seien, und lud uns ein, im Jagdkostüm bei ihm zu essen. Anwesend außer der Fürstin nur noch Bucher. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, Politik wurde nicht berührt. Kurz vor der Abreise kam der Fürst, mit dem ich allein saß, auf unseren neuen Kavalleriesattel zu sprechen, von dem er gehört hatte, daß er sich gar nicht bewährte. Er fragte mich, ob es nicht vielleicht gut sei, da Stimmen aus Armeekreisen mit Rücksicht auf den Kaiser sich nicht gehörig Geltung verschafften, auch wohl unterdrückt würden, wenn er in dieser die Schlagfertigkeit der Kavallerie so sehr berührenden Frage sich direkt an den Kaiser wendete. Ich suchte es ihm auszureden, da nach meinem Dafürhalten die Erfahrungen noch nicht klar lägen, und versprach ihm, mich um die Angelegenheit noch mehr zu bekümmern. Augenscheinlich hat der Fürst Neigung, sich dem Kaiser zu nähern. Das Gespräch kam dann auf die Sozialdemokratie. Der Fürst äußerte die Besorgnis, daß bei den Unteroffizieren mit Erfolg agitiert würde. Dem Kaiser fehle es an der nötigen Entschlossenheit zum Kampfe; er, Bismarck, habe sich bemüht, ihn hinsichtlich der Sozialdemokratie dazu zu bringen, unter dem Einfluß des Großherzogs von Baden habe aber beim Monarchen das Stichwort plötzlich gelautet: Ich will meine Regierung nicht mit dem Vergießen von Bürgerblut beginnen.

27. Januar.

Königs Geburtstag. Leider ist dieser Tag wenig geeignet, mich freudig zu stimmen, denn im vorigen Jahre wählte der Kaiser sich ihn aus, um

[1]) Schottmüller am 24. an den Verfasser: „A [Zedlitz] ist ein so braver Mann, daß er nicht merkt, wie Z [Caprivi] ihn ausspielt, um je nach Annahme oder Ablehnung des Entwurfs sich selbst zu salvieren."

[2]) Herr Emil Voigt aus Hamburg, Pächter eines Teiles der Jagd im Sachsenwalde.

mich im Stiche zu lassen und auf das tiefste zu verletzen. Die Zeit hat die Wunde nicht vernarben lassen. Diner im Bürgerverein, bei dem ich präsidieren mußte. Meine Rede suchte hohle Lobpreisungen des Kaisers zu vermeiden.

30. Januar.

Ich war am 28. früh nach Berlin gereist und traf den Kaiser im Sternensaale des Schlosses, als er gerade ausfahren wollte. Er war recht freundlich, kam sogleich auf Rußland und gab mir einen eben von Villaume geschickten Bericht, der vor allem die Hungersnot bespricht. Auf meine Äußerung, mich interessierte die Frage im höchsten Maße, ich hielte innere Verwicklungen für möglich, erwiderte der Kaiser: „Hinzpeter hat eine ähnliche Auffassung." Der Bericht zeigte übrigens, daß der Monarch Villaume beauftragt hat, dem Zaren zu versichern, er denke nicht an Krieg. Augenscheinlich sind das Auswärtige Amt und der Botschafter dabei umgangen. Villaume hat den Zaren übrigens nicht zu sehen bekommen. Den Großherzog von Baden fand ich über unsere Zustände gut orientiert und sich völlig klar darüber, daß die Schuld an der allgemeinen Unzufriedenheit allein der Kaiser trägt. Es schien mir so, als ob er mit diesem bisher noch keine ernste Unterhaltung gehabt habe, ich konnte ihm sagen, daß der Monarch solchen überhaupt gern ausweicht.

21. Februar.

Schottmüller hat sich im Schloß und auch sonst umgesehen. Seine Schilderungen bestätigen meine Eindrücke, daß die Zerfahrenheit durch das Volksschulgesetz nur noch größer geworden ist. Der Kaiser hat anscheinend gar nicht geahnt, daß das Gesetz soviel Unruhe machen würde, und möchte nun gern etwas zustande bringen, was allen gefällt. Natürlich spricht er sich von jeder Schuld frei und schiebt die Verantwortung dem Ministerium zu.[1]) Es besteht ein klägliches Intrigenspiel, indem Caprivi,

---

[1]) Aus einem Briefe Professor Schottmüllers vom 21. Februar an den Verfasser: „Als ich von dem Entwurf [des Schulgesetzes] erklärte, daß er allem, was X [der Kaiser] mir früher über seine Ideen entwickelt habe, widerspräche, da brach er verbittert los: „Ja, was machen Sie **mir** denn für Vorwürfe? Ich kann gar nichts dafür, man hat mich nicht **gefragt**. Man hat die Sache, ohne mir Grundzüge oder Ziele zu sagen, einfach ausgearbeitet, vor die Gesamtheit von Z [Caprivi] und seinen Kollegen gebracht und mit deren Unterschrift versehen mir vorgelegt." K [Schottmüller]: „Ja, und warum haben Ew. M. den geschäftsführenden Vorsitzenden nicht zum Teufel gejagt? X: „ Den einen hätte ich auch wohl fortgeschickt, aber, wo gleich Ersatz für alle zwölf, die unterzeichnet hatten, herkriegen? Ich habe ihnen mein schärfstes Mißfallen ausgedrückt und ihnen gesagt, daß, wenn nicht viel daran geändert wird, ich es nicht unterzeichne." [Der Entwurf vom 2. Januar trägt übrigens nicht zwölf, sondern, außer der des Ministerpräsidenten, nur noch neun Unterschriften.]

Boetticher, Miquel, Zedlitz, Lucanus ihre eigenen Wege zu gehen versuchen, keiner dem anderen traut, keiner genau weiß, was der Kaiser will, namentlich wie weit er gehen will, und alle noch Einflüsse ahnen, die sie nicht recht kennen.

Ich habe mir den Zorn der Herren von der „Kreuzzeitung" zugezogen, weil ich nicht mit vollen Segeln mit ihnen gehe. Ich glaube, es ist ganz gut so, denn dadurch gewinne ich meine Selbständigkeit wieder vor der Welt, die mich nun einmal mit der „Kreuzzeitung", Stoecker, auch wohl den Antisemiten zusammengeworfen hatte. Caprivi sieht mich auch hier als Gegner und ist auch nicht schüchtern, mich sofort mit Bismarck — mit dem ich über diese Fragen auch nicht ein Wort gewechselt habe — als im Komplott darzustellen. Da er wohl bemerkt, wie die öffentliche Meinung sich gegen ihn wendet, ist er in hohem Maße reizbar.

23. Februar.

Stapellauf des „Condor" als Ersatz für den in Samoa verlorenen „Eber" auf der Werft von Blohm & Voß. Die Werft beschäftigt mehrere tausend Arbeiter. Nach Ansicht des Aufsichtspersonals sind sie zur Zeit infolge der nicht sehr hohen Löhne ruhig, trotz schlechten Geistes unter ihnen. In der Tat haben die hohen Löhne im Verein mit der sozialen Tendenz des Staates die Leute verrückt gemacht und sie den Agitatoren in die Arme getrieben. Jetzt denkt der Arbeiter — und er hat ein gewisses Recht zu dieser verkehrten Auffassung —, der Staat sei verpflichtet, ihm zu helfen, und daher macht er diesen verantwortlich, wenn es ihm schlecht geht. Geradezu unfaßlich ist es mir, wie von verantwortlicher Seite, z. B. Boetticher, behauptet werden kann, die sozialistische Bewegung hätte sich ausgebrannt und dergleichen mehr; das Gegenteil ist richtig, wir steuern mit offenen Augen ins Verderben. Die Führer der Bewegung verhalten sich so ruhig, weil sie sehen, mit welcher Sicherheit wir bergab gehen.

26. Februar.

Der Kaiser will in seiner Besorgnis vor Anarchisten in der Nähe des Schlosses einen womöglich gepanzerten Turm bauen lassen, der die Spree und ihre Brücken beherrscht.[1])

Vorgestern hat er beim Diner des Brandenburgischen Provinziallandtages eine Rede[2]) gehalten, die wieder, und zwar mit vollem Recht,

---

[1]) Nach einer brieflichen Mitteilung von Schottmüller.

[2]) Es handelt sich um die bekannte Rede, in der sich die beiden Stellen finden: „Herrlichen Tagen führe ich Euch noch entgegen," und „Mein Kurs ist der richtige, und er wird weitergesteuert."

böses Blut machen wird. Glaubt er wirklich damit zu imponieren? Er erklärt seinen Kurs für den richtigen, vergißt dabei aber, daß er, der früher[1]) sagte, der Kurs solle der alte bleiben, ihn gänzlich geändert hat, daß niemand weiß, wohin der Kurs eigentlich geht, und man argwöhnt, er selbst wisse es nicht. Dazu wieder eine so starke Selbstüberschätzung! Er wird, so sagt er, Deutschland zu Größe und Glück führen und hat es bisher nur zurückgebracht. Wie war doch demgegenüber der alte Kaiser Wilhelm groß in seiner Bescheidenheit.

12. März.

Die Aussichten des Volksschulgesetzes verschlechtern sich, da Konservative abbröckeln. Caprivi tut allerdings noch so, als wolle er unter allen Umständen das Gesetz durchbringen oder mit ihm fallen. Zedlitz ist beim Kaiser noch immer sehr in Gnaden, hält auch mit Miquel zusammen.

Der Kaiser fängt an, überhaupt entschlußlos zu werden,[2]) wie ja auch ganz natürlich, wenn man über die eigenen Ziele im unklaren ist. Da der Monarch dies aber unter keinen Umständen merken lassen will, entwickelt er Eigenwillen und Härte in kleinen Dingen[2]) und redet sich damit selbst vor, er sei ein sehr energischer Mann. An Drohungen gegen unsere Feinde läßt er es allerdings nicht fehlen; in Worten hat er Russen, Franzosen und Sozialdemokraten, auch alle Unzufriedenen schon oft vernichtet; es sind aber leider immer nur Worte geblieben.

13. März.

Der Kaiser, der abermals die sogenannten taktischen Arbeiten des Generalstabes mitgemacht und die Lösung des Chefs des Generalstabes nicht getroffen hat, äußerte sich auch gegenüber Generalstabsoffizieren im Tiergarten sehr abfällig über ihren Chef. Er ahnt augenscheinlich gar nicht, welchen Schaden er sich und dem Ganzen damit zufügt. Glücklicherweise ist er zur Kritik nicht gekommen; man hat ihm ganz geschickt beigebracht, im Generalstabsgebäude seien die Masern. Wäre er gekommen, so würde Schlieffen wahrscheinlich in die Lage gebracht worden sein, den Abschied nehmen zu müssen.

16. März.

Der Kaiser ist seit einigen Tagen unwohl; er ist nicht eigentlich krank, sondern nur sehr herunter, abgespannt, mißvergnügt und klagt über zuviel Arbeit! Er scheint jetzt da anzukommen, wo er nach meiner seit längerer

[1]) Am 22. März 1890 in einem Telegramm an den Großherzog Karl Alexander von Weimar.
[2]) In diesem Sinne berichtete Schottmüller am 10. März.

Zeit bestehenden Überzeugung ankommen mußte. Von den vielen Dingen, die er begonnen hat: Beseitigung der Sozialdemokratie durch Hebung des Wohles der arbeitenden Klassen, internationales Vorgehen in gleicher Richtung, Schulreform, Hebung der Sittlichkeit, Stärkung des deutschen Kaisertums, Aussöhnung mit Rußland, feste Freundschaft mit England, freundschaftliches Verhältnis zu Dänemark, Verbesserung der Armee — was, nebenbei gesagt, gar nicht nötig, es brauchten nur einige altgewordene Generale den Abschied zu nehmen — ist nichts gelungen; am wenigsten der Versuch, ein berühmter, von der ganzen Welt geachteter und gefürchteter, dabei sehr populärer Herrscher zu werden. Die Welt, die anfangs im allgemeinen sich für ihn sehr begeisterte, ist allmählich ernüchtert. Er selber, dem durch die ersten Scheinerfolge völlig schwindlig geworden war, der alles besser wissen will als andere, muß nun sehen, daß vieles bei uns schlecht geht, daß die Stimmung sich gegen ihn richtet. Zunächst ist er allerdings noch geneigt, alle Schuld auf andere zu schieben, und in seinen Äußerungen geradeso selbstbewußt und hochmütig wie bisher, ich glaube aber, das ist eitel Renommage, die innerliche Einstellung beginnt sich zu ändern. Darin würde ein Keim zur Besserung liegen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß die so leichtsinnig überreizten Nerven jetzt den Dienst versagen, und völlige Mutlosigkeit eintritt. Auch fehlen ja eben leider überhaupt die festen Ziele und die Energie im Innehalten einer einmal eingeschlagenen Richtung. Ein deutliches Beispiel hierfür war sein Verhalten beim Volksschulgesetz: Zuerst sicheres Auftreten und fester Wille, die Sache durchzubringen, dann, als heftiger Widerstand bemerkbar wurde, Hakenschläge, die Äußerung, nur mit den Nationalliberalen zusammen das Gesetz machen zu wollen, hierauf Vorwürfe gegen die Minister, weil sie ihm ein solches Gesetz unterbreiteten, dessen zweihundert Paragraphen er doch unmöglich habe studieren können — ohne Grund, da ihm allerdings nicht über jeden Paragraphen, wohl aber über die Grundprinzipien gründlich Vortrag gehalten wurde —, endlich Schwanken und Äußerungen in den entgegengesetzten Richtungen, so daß der Eindruck der Doppelzüngigkeit entstehen mußte.

19. März.

Ministerkrisis, da der Kaiser Angst hat vor der Agitation gegen das Volksschulgesetz, vor der Entrüstung des „liberalen Bürgertums". Diese Leute sollten ihm doch wahrlich nicht imponieren. Was wäre aus uns geworden, wenn der Großvater ebenso gedacht hätte? Aufrichtig leid tut mir Zedlitz, der das Gefühl haben muß, [. . .] im Stiche gelassen zu sein. Noch vor wenigen Tagen überhäufte ihn der Kaiser mit Freundlichkeiten und Anerkennung, so daß er gern den mühevollen Kampf führte.

20. März.

Der Liberalismus jubelt. Der Kaiser sitzt verstimmt, nicht wissend wohin, in der Schorfheide.[1]) Die Entwicklung ist ihm selbst überraschend gekommen, obwohl er allein doch sie herbeigeführt hat. Wenn er sagt, er wolle das Gesetz nur unter Mithilfe der Nationalliberalen, so ist dies geradeso, als wenn er aus Feuer und Wasser einen Stoff zu machen wünschte. Das Gesetz ist vorgelegt auf Grund der sicheren Majorität aus Zentrum und Konservativen, die auch heute noch vorhanden ist, wenn man sie nur gebrauchen wollte und nicht Furcht vor elendem Preßlärme hätte.

Und da gibt es noch immer Leute, die behaupten, ich müsse Kanzler werden! Ich müßte wahrlich sehr töricht sein. Glücklicherweise wird es mir auch nicht angeboten werden.

21. März.

In Berlin herrscht, wie wohl bei allen Einsichtigen, große Verstimmung und Betrübnis. Der Kaiser hat tatsächlich noch acht Tage vor der ominösen Kronratssitzung[2]) die Konservativen ermahnt fest zu bleiben. Zedlitz ist mit Freudigkeit in die weiteren Kämpfe gegangen, und nun plötzlich dieser Wechsel! Im Kronrat hat der Kaiser nach Besprechung minder wichtiger Angelegenheiten plötzlich Zedlitz angefahren, dieser ließe ihn über die Stimmung des Landes im unklaren — damit war der Krach da. Es scheint, als ob der Großherzog von Baden Einfluß übte, diesmal dem Kaiser nicht zu Dank, denn dessen Ansehen muß bedenklich schwinden, werden ihn nun doch auch weitere Kreise für unzuverlässig halten.

28. März.

Ich war vom 24. bis heute mittag in Berlin. Eulenburg[3]) ist nun Ministerpräsident geworden, übrigens erst, nachdem Levetzow[4]) und Köller[5]) abgelehnt hatten, Bosse wurde Kultusminister, und Caprivi ist Reichskanzler geblieben. Man glaubt allgemein, daß die Trennung der Funktionen von Kanzler und Ministerpräsident nicht lange Bestand haben kann, und daß Caprivi bald das Feld räumen wird. Sobald der Kaiser erst etwas Gefallen an Eulenburg gefunden hat, was bei dessen Gewandtheit bald eintreten wird, läßt er Caprivi auf Grund des geringsten Anlasses ausscheiden;

---

[1]) In Schloß Hubertusstock.

[2]) Vom 17. März.

[3]) Botho Graf Eulenburg, Oberpräsident von Hessen-Nassau.

[4]) Der Präsident des Reichstages Wirkl. Geh. Rat v. L.

[5]) Hier ist wohl der Präsident des Abgeordnetenhauses Wirkl. Geh. Rat v. K. gemeint, nicht sein Bruder, der damalige Unterstaatssekretär für Elsaß-Lothringen und spätere Minister.

der Neue ist beim Kaiser immer gegen den Alten im Vorteil. Ich bin mit Bosses Wahl sehr einverstanden; auch mit Eulenburg kann es gehen, er ist ein kluger Mann und sehr geschäftserfahren, eine arbeitsfreudige Natur und sehr schmiegsam (man sagt schon jetzt von ihm: „Glatt wie ein geölter Aal"), alles in allem ganz der Mann, um dem Kaiser eine Zeitlang sehr zu gefallen, niemals aber eine Persönlichkeit, die ihm dreist die Wahrheit sagen würde oder als Kanzler das nötige Rückgrat besäße. Er hat höchst wertvolle Stützen in seinem Bruder August, seinem Vetter Philipp und der ganzen ostpreußischen Clique.

Im Gegensatz zu der allgemeinen Unzufriedenheit, die ich in Berlin bemerkte, urteilt Miquel milder über den Kaiser. Er erzählte mir, daß dieser beim Volksschulgesetz von vornherein ungern mitgegangen sei und sich immer vorgenommen hätte, auf eine Änderung zu wirken, die die Majorität vergrößern sollte, allerdings eine kaum denkbare Lösung. Die Krisis ist tatsächlich völlig überraschend gekommen, der Kaiser hat sie nicht gewollt, hätte Zedlitz gern gehalten und ist über die Folgen seiner Äußerungen im Kronrat aufs höchste überrascht gewesen. Möglicherweise hätte Zedlitz nicht so schnell zu handeln brauchen. Es scheint aber mehr, als ob er unter dem Eindruck stand, daß der Kaiser ihn völlig im Stiche lassen würde, obgleich er ihn noch kurz vorher zu festem Ausharren ermuntert hatte. Meine eigene Auffassung ist dieselbe geblieben. Ich habe Abscheu davor, mit dem Zentrum in solcher Frage zusammenzugehen und eigentlich seine Geschäfte zu machen, sodann ist das Caprivische Verfahren, durch das Opfer geistiger Güter eine Majorität für die im Herbst einzubringende Militärvorlage zu erkaufen, wahrlich nicht zu billigen. Auch diesmal übrigens wurde mein Name mehrfach für den Kanzlerposten genannt, auch von Freikonservativen, wie Kardorff, und mehrfach von Reichsparteilern. Miquel hat mich gegenüber verschiedenen Leuten als geeignet bezeichnet und es mir auch persönlich gesagt. Ich merkte es ziemlich deutlich an dem sehr höflichen Wesen mehrerer Personen, die noch vor Monaten sich recht kühl verhielten. Ich kann nur sagen: Gott bewahre mich vor solchem Schicksal; die Stellung geht über meine Fähigkeiten, und ich bin nicht imstande, mit dem Kaiser zu wirtschaften, wenn er sich nicht gänzlich ändert.

30. März.

Gestern ist im Reichstag die Kreuzerkorvette K mit großer Majorität abgelehnt worden, und zwar mit Hilfe des Zentrums. Dies die Antwort auf das Zurückziehen des Schulgesetzes. Was gilt diesen Herrschaften das Vaterland? Sie fechten nur im Interesse der katholischen Kirche.

9. April.

Gestern bin ich 60 Jahre alt geworden! Ich begann den Tag mit Dank gegen den Allmächtigen, der mein Leben so reich gesegnet hat und mich in guter Gesundheit und unter den glücklichsten Verhältnissen ein neues Jahr beginnen läßt. Das größte Gnadengeschenk des Herrn ist nach meinen so vortrefflichen Eltern meine liebe, fromme und treue Frau, die so recht von Herzen daran arbeitet, mich für den Himmel vorzubereiten. Zahlreiche Beweise von Liebe, Freundschaft und treuer Anhänglichkeit sind mir auch diesmal, vielleicht sogar noch mehr als sonst, geworden. Der Kaiser sandte Geheimrat Mießner[1]) mit einem Paletot aus russischem Tuch. „Wenn ich," hat er geäußert, „wie voriges Jahr in Erfurt,[2]) mal wieder mit ihm fahre, so soll er wieder geradeso aussehen wie ich." Damals trug er meine Uniform. Ich erhielt übrigens auch noch telephonisch und telegraphisch von ihm und der Kaiserin Glückwünsche. Daß mein Verhältnis zum Monarchen ein wesentlich anderes geworden sein sollte, glaube ich übrigens nicht. Solange Caprivi und Hahnke da sind, wird immer wieder gegen mich gewirkt werden.

14. April.

Ich war am 10. und 11. in Berlin, um mich beim Kaiser zu bedanken, und wurde zur Frühstückstafel geladen. Anwesend war der konservative Abgeordnete v. Rauchhaupt, den der Kaiser im vorigen Jahre durch die Bemerkung „voluntas regis, suprema lex" so verletzt hatte;[3]) augenscheinlich sollte eingelenkt und überhaupt mit den Konservativen mehr Fühlung genommen werden, was um so beachtenswerter wäre, als diese eben den [...] Helldorff aus der Fraktion im Herrenhause ausgeschlossen haben.[4]) Rauchhaupt sprach recht offen davon, daß die Regierung beim Schulgesetz die Konservativen im Stiche gelassen hätte. Der Kaiser verschwor sich abermals, die dreijährige Dienstzeit nie preiszugeben. Leider gewann ich den Eindruck, daß er doch nur am Prinzip festhalten, tatsächlich für die Infanterie die zweijährige Dauer zulassen wird. Ohne Zweifel hat der Kaiser bei der Berufung Eulenburgs nicht daran gedacht, diesen zum Kanzler zu machen, sondern gehofft, Eulenburg werde mit Caprivi zusammen wirtschaften können. Jetzt sucht er nach

---

[1]) Der Korrespondenzsekretär des Kaisers.

[2]) Vgl. o. S. 191.

[3]) Vgl. o. S. 220.

[4]) Beschluß vom 6. April. Vorausgegangen war ein Konflikt der „Kreuzzeitung" mit Herrn v. Helldorff-Bedra infolge eines Artikels im „Konservativen Wochenblatt" (29. März), zu dessen „Oberleitung" sich v. Helldorff bekannte.

einem Kanzler und hat sich an Hohenlohe gewandt! Auch mit Reuß, der ebenfalls anwesend war, soll verhandelt worden sein.

16. April.

Noch einige Berliner Eindrücke. Gegen Caprivi wenden sich jetzt sehr viele, die ihn früher in Schutz nahmen. Unter den Parteien hofft nur noch das Zentrum mit ihm Geschäfte machen zu können. Boetticher und Lucanus klagen über seine Falschheit. Viel Kredit hat er in Rußland und Frankreich, man betrachtet ihn dort als einen sehr zweckmäßigen deutschen Kanzler! Bei uns halten manche zu ihm aus Sorge, Bismarck könne wiederkommen.

Über die unglückliche Rede beim Diner des Brandenburgischen Provinziallandtages erfuhr ich aus zuverlässiger Quelle, daß Lucanus das kaiserliche Konzept vierundzwanzig Stunden in Händen gehabt, auch mit dem Monarchen darüber gesprochen hat, ohne bedenklich zu werden. Caprivi hat gewußt, daß der Kaiser sprechen wollte, aber nicht den Mut gehabt zu fragen, was er damit beabsichtige.

Rauchhaupt erzählte mir, daß auch Levetzow und Manteuffel sich gegen Helldorff erklärt haben. Das ist sehr bedeutsam, denn auf deren Urteil gibt der Kaiser etwas.

In Rußland wird tatsächlich weiter gerüstet, weil man sich dort einbildet, wir hätten Angriffspläne. Leider haben sorgfältig angestellte Ermittlungen ergeben, daß an dieser Auffassung, die namentlich auch der Zar teilen soll, wahrscheinlich unser Kaiser die Schuld trägt. Er hat sich nämlich wiederholt in höchst unvorsichtiger Weise antirussisch geäußert, z. B. darüber, wie er die Russen schlagen wolle. Ich weiß von mehreren solcher Äußerungen; die letzte ist in Remplin bei der Hochzeit des Prinzen von Altenburg mit der Prinzeß von Strelitz,[1]) wo zahlreiche Russen zugegen waren, gefallen. Ich zweifle nicht, daß derartige Bemerkungen noch viel öfter im Familienkreise gemacht werden und von hier bald in die Öffentlichkeit gelangen. Die Kaiserin Friedrich und ihre Töchter würden allein schon für Verbreitung sorgen. Nachweislich hat die Kronprinzeß von Griechenland in Petersburg über ihren Bruder Wilhelm in feindseligster Weise gesprochen. [. . .] Es ist gar kein Wunder, wenn dann ein so beschränkter und furchtsamer Mann wie der Zar auf den Gedanken kommt, wir wollten einen Krieg vom Zaune brechen. Der Schaden, der uns aus den unüberlegten kaiserlichen Äußerungen erwächst, ist sehr zu bedauern. Nach meiner Überzeugung liegt die Sache noch oben-

---

[1]) Prinz Albert von Sachsen-Altenburg vermählte sich am 13. Dezember 1891 in zweiter Ehe mit der Herzogin Helene von Mecklenburg-Strelitz.

drein so, daß alle diese Worte und Reden einem Furchtgefühl entstammen, wie ein Kind im Walde schreit, um sich Mut zu machen.

26. April.

In Berlin großer Dekorationswechsel! Caprivi bleibt und dem Reichstag wird im Herbst keine Militärvorlage gemacht. Noch vor wenigen Tagen war der Kaiser ganz entschlossen, die so dringend nötige Verstärkung der Armee zu verlangen, und nun schon fehlt der Mut. Die Sache liegt natürlich so, daß man sich vor dem durch das Zurückziehen des Volksschulgesetzes erbitterten Zentrum fürchtet. Wir sind nun tatsächlich überall in der Defensive, wir fürchten uns vor Sozialdemokraten, vor dem Freisinn und Zentrum und schinden dafür die einzigen Getreuen und Sichern, die Konservativen. In der äußeren Politik beherrscht uns die Furcht vor Russen und Franzosen. In der Tat ein schöner Zustand! Es muß den leitenden Persönlichkeiten doch klar sein, daß wir bei einem ausbrechenden Kriege in einer nichts weniger als günstigen Lage sind. Auf beiden Fronten stehen wir einem numerisch weit überlegenen Feinde gegenüber, ein unglücklicher Krieg bedeutet unseren völligen Niederbruch. Die anderen Staaten können es aushalten geschlagen zu werden — wir nicht. Das Deutsche Reich fällt auseinander, Preußen wird kleingeschlagen und noch unter den Besitzstand von 1815 zurückgedrückt, die republikanischen Neigungen erhalten die Oberhand, und das Haus Hohenzollern kann ins Exil gehen, die evangelische Kirche sieht einem Verzweiflungskampfe entgegen, die Verarmung wird eine allgemeine — das sind wahrlich keine Übertreibungen, es sind die unausbleiblichen Folgen eines unglücklichen Krieges, wie er bei der jetzigen politischen Konstellation im Bereiche der Möglichkeit liegt. Und da haben die, denen die Vorsehung die Leitung unserer Angelegenheiten anvertraut hat, nicht den Mut, die Mittel zur Abwehr zu ergreifen, bloß weil eine Majorität im Reichstag nicht sicher ist!

8. Mai.

Ich war zwei Tage in Berlin und sah viele Bekannte. Die Tage Caprivis und mit ihm Marschalls gelten als gezählt. Familie Eulenburg spricht vom Kanzler in ganz wegwerfenden Ausdrücken, auch Freikonservative und Nationalliberale urteilen abfällig. Im Zusammenhang damit steht wohl die Möglichkeit einer Versöhnung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck. Ministerpräsident Eulenburg ist klug genug einzusehen, daß es für ihn beim Antritt der Kanzlerschaft ein großer Gewinn sein würde, wenn er jene Aussöhnung zustande brächte. Herr v. Kardorff hat in der Sache unterhandelt. Als Nachfolger Marschalls scheint

Stumm ins Auge gefaßt zu sein, eine Wahl, die mich freuen würde. Zunächst vermag ich an einen so völligen Umschwung noch nicht recht zu glauben, weil ich überzeugt bin, daß der Kaiser sich weniger denn je über seine Ziele klar ist. Miquel hat den Kanzler immer für falsch und unfähig gehalten; seine Eindrücke haben sich nur verschärft. Er selbst ist entschieden im Ministerium die bedeutendste Persönlichkeit, aber als Finanzminister nicht in der Lage, die Führung zu übernehmen. Er sagt, wir hätten Minister, aber kein Ministerium; es liefe alles auseinander.

29. Mai.

Bei meinem gestrigen Aufenthalte in Berlin sprach ich Miquel und Stosch, die beide für die Aussöhnung des Kaisers mit Bismarck interessiert schienen. Zu meinem Erstaunen fand ich dann aber den Minister Eulenburg ziemlich kühl in dieser Frage; es muß also ganz neuerdings etwas dagegen unternommen worden sein. Ich hatte gehofft, daß die Sache in Prökelwitz, wo der Kaiser zur Zeit weilt, in Gang gebracht werden würde; das ist nun wohl eine Täuschung gewesen.[1])

11. Juni.

Gelegentlich des Zarenbesuches nach Kiel befohlen,[2]) konnte ich hier ruhig beobachten und hatte längere Gespräche mit Schuwalow,[3]) Hofmarschall Eulenburg, Wittich, Villaume u. a. Es verlief alles sehr glänzend, Zar Alexander war in bester Laune und sehr höflich, beide Monarchen verkehrten anscheinend völlig ungezwungen, jeder Uneingeweihte muß die Überzeugung gewonnen haben, daß es sich um einen großen Erfolg handelt. In Wirklichkeit spielten beide Kaiser miteinander Komödie, und liegen die Verhältnisse — auch ganz abgesehen von dem gleichzeitig stattfindenden Besuche des Großfürsten Konstantin in Nancy — geradeso wie vorher. Der Zar hat den Besuch unseres Kaisers spät erwidert und sich auch dazu erst auf vieles Zureden und widerwillig entschlossen, er ist nicht in Berlin, sondern in Kiel erschienen und nur wenige Stunden geblieben, er wohnte auf dem Schiffe und betrat das Schloß lediglich zu den Mahlzeiten. Begonnen ward der Besuch mit einer Art Unhöflichkeit: Kaiser Wilhelm wollte seinem Gaste mit der „Hohenzollern" entgegenfahren und diesen schon jenseit Friedrichsort an Bord nehmen. Der Zar jedoch telegraphierte ganz kurz an Schuwalow, er beabsichtige in Kiel einen Besuch zu machen und werde erst dort sein

[1]) Schottmüller am 8. Juni an den Verfasser: „In Prökelwitz [vgl. o. S. 213.] ist C [der Kaiser] stark gegen den Ausgleich mit Friedrichsruh beinflußt worden," [nämlich von Graf Botho Eulenburg, wie sich aus einer späteren Stelle des Briefes ergibt.]

[2]) Zusammenkunft der beiden Monarchen vom 7. Juni. Verfasser traf am 6. abends in Kiel ein und blieb dort bis zum 8. abends.

[3]) Graf Paul Schuwalow, der russische Botschafter in Berlin.

Schiff verlassen. Trotzdem ließ es sich unser Kaiser nicht nehmen, ein Stück entgegen und dann vor dem Zaren her zu fahren. Ich glaube nicht, daß der Zar während seiner zwölfstündigen Anwesenheit in Kiel auch nur fünf Minuten mit Kaiser Wilhelm allein gewesen ist, und bezweifle schon deshalb die Behauptung, es seien politische Gespräche geführt worden. Der Zar hatte solche unbedingt vermeiden wollen und seine Umgebung dementsprechend eingerichtet. Mit Marschall sprach er nur beim Cercle nach Dejeuner und Diner. Zu mir war er recht freundlich, es fiel die interessante Äußerung: „Sie verkehren ja mit dem Fürsten Bismarck, grüßen Sie ihn doch von mir.“ Also selbst in Rußland weiß man von meinen, doch in der Tat recht spärlichen Beziehungen zu Friedrichsruh.

Schon seit Monaten ist der russische Militärbevollmächtigte in Berlin, Kutusow, abberufen, ohne daß von der Ernennung eines Nachfolgers etwas verlautet. Wir dürfen dies nicht länger dulden, ohne uns lächerlich zu machen. Das Gefühl hat wohl auch der Kaiser gehabt, denn er ernannte Villaume zum Kommandeur der 2. Feldartilleribrigade, und zwar durch offenes Telegramm, sodaß also die Russen es erfahren konnten. Gleich darauf wurde der Schritt aber rückgängig gemacht, weil die Meldung vom Besuche des Zaren eintraf. In Kiel ist über die Sache nicht weiter gesprochen worden.

Der Großfürst-Thronfolger begleitete seinen Vater. Er hat an Sicherheit im Auftreten gewonnen. Da er den Zaren nicht einen Augenblick verließ, wurde diesem die augenscheinliche Absicht, sich in kein ernstes Gespräch einzulassen, erleichtert.

Ich war viel mit Schuwalow zusammen, der nach meiner Überzeugung den dringenden Wunsch hat, daß der Friede erhalten bleibt. Er kam auf ein Gespräch zurück, das ich vor etwa zwei Jahren mit ihm führte, und sagte mir, er sei seitdem nicht einen Moment im Zweifel gewesen, daß es sich um bösartige Mache handelte, wenn ich damals immer als Kriegshetzer hingestellt wurde. Die Verleihung des Alexander Newski-Ordens möge mir ein Zeichen dafür sein, daß sein Kaiser ebenso denke.

Während der „Polarstern“ [1]) unter elektrischem Licht und Leuchtkugelregen den Hafen verließ, war ich auf der „Hohenzollern“ und blieb mit dem Kaiser und Marineoffizieren in unbefangener Konversation bis nach Mitternacht. Vorher hatte ich dem Monarchen von den Grüßen des Zaren an Bismarck Mitteilung gemacht und hinzugefügt, ich würde sie nur ausrichten, wenn es ihm genehm sei. Er sagte: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir davon erzählen, und ganz Ihrer Auffassung; Sie müssen die Grüße jedenfalls ausrichten.“ Auf meine Erwiderung, daß ich es für besser hielte, dies mündlich zu tun, stimmte er ebenfalls zu mit der Bemerkung, ich solle einige Tage verstreichen lassen.

[1]) Das Schiff des Zaren.

Da das Thema Bismarck berührt war, benutzte ich die Gelegenheit und sagte: „Ich habe die Überzeugung, der Fürst ist friedensbedürftig, er würde sich gern Eurer Majestät nähern, wenn er nicht die Befürchtung hätte, Eure Majestät würden ihm den Rücken kehren.“ — „Das täte ich keinesfalls,“ war die Antwort, „er ist Generaloberst, ich würde ihn nicht zurückweisen, wie keinen in so hoher Stellung; ich bin aber überzeugt, er kommt nicht.“ Ich entgegnete: „Es fehlt ihm momentan vielleicht der richtige Absprung, er möchte den Sprung gern machen; ich kann mir denken, daß Eurer Majestät augenblicklich eine derartige Annäherung nicht paßt;[1]) sollte aber ein Moment kommen, in dem Eure Majestät eine solche für erwünscht halten, so glaube ich, wird es zu erreichen sein, daß der Fürst den ersten Schritt tut.“ Der Kaiser sagte schließlich: „Nehmen Sie sich nur in acht, daß er Sie nicht noch einwickelt.“ Ich merkte, wie er bearbeitet worden war, und erwiderte: „Da können Majestät ruhig sein; ich kenne den Fürsten doch wahrlich genau, außerdem glaube ich sagen zu können, daß ich mich von niemandem hineinlegen lasse.“ Alles in allem schien der Monarch einer Aussöhnung nicht abgeneigt. Leider bekam die Sache ein anderes Gesicht durch folgenden Brief,[2]) der mir in der vergangenen Nacht zuging.

Stadtschloß[3]) 10. Juni 1892.

Lieber Graf!

Die in der Presse aller Orten wie Pilze aufsteigenden Gerüchte, welche in verschiedenartiger Form von „Aussöhnung“, bzw. „Annäherung“ usw. des Fürsten zu meiner Person handeln, lassen es rätlich erscheinen, noch einmal auf Ihre mir gemachten Andeutungen aus Kiel zurückzukommen. Sie vertreten die Ansicht, der Fürst sei aktionsüberdrüssig und sehne sich, mit mir wieder auf einen angenehmen Verkehrsfuß zu kommen. Es werde ihm aber der „Absprung über den Graben“, wie wir Kavalleristen sagen, so schwer. Jedoch seien Sie der festen Überzeugung, daß, wenn für ihn der richtige Zeitpunkt gekommen, es für Sie möglich erscheine, durch Ihre Vermittlung ihm den Schritt zu erleichtern. Ich möchte nochmal ganz präzise meine damalige Antwort[4]) wiederholen: Das sei sehr schön,

[1]) [Anm. des Verf.] Solange Caprivi fest im Sattel sitzt, ist eine Aussöhnung wohl nicht möglich. Leider sind auch die Eulenburgs jetzt gegen eine solche und haben in Prökelwitz in diesem Sinne gewirkt. Würde der Kaiser den Fürsten empfangen, so müßte Caprivi glauben, daß es mit seiner Herrlichkeit zu Ende ginge, so etwas wünscht der Kaiser jetzt aber nicht, schon der Unruhe und der bevorstehenden Nordlandsreise wegen nicht, es ist also der Zeitpunkt für eine Aussöhnung jetzt nach meinem Dafürhalten kein geeigneter.

[2]) Eigenhändiges Schreiben.

[3]) In Potsdam.

[4]) Zum folgenden hat der Empfänger mit Bleistift notiert: „War gänzlich anders.“

aber der erste Schritt müsse unter allen Umständen vom Fürsten getan werden. Er muß in ganz unzweideutiger Weise auf schriftlichem Wege direkt an mich seine Bitte oder Wunsch formulieren, wieder mit mir in Beziehung treten zu dürfen. Anders gehe ich auf nichts ein. Dies ist von Ihnen als unumstößlicher Leitfaden zu beherzigen. Mit vielen Grüßen Ihrer Gattin

Ihr treu ergebener König

Wilhelm R.

*

12. Juni.

Inzwischen habe ich erfahren, daß Caprivi am 10. nachmittags im Stadtschloß Potsdam beim Kaiser kurzen Vortrag gehabt hat, der Brief ist aus dem Stadtschloß datiert und von der Reichskanzlei expediert, es ist also ganz klar, daß Caprivi die Sache mit dem Kaiser besprochen[1]) und diesen wieder schärfer gegen Bismarck gestimmt hat, weil er eine Aussöhnung durchaus hintertreiben will.[2]) Was hier vom Fürsten verlangt wird, ist ein Gang nach Canossa, und den tut er nicht. Caprivi lädt eine schwere Verantwortung auf sich. Eine Aussöhnung, wie ich sie mir denke, die zwar niemals eine innerliche sein, aber vor der Welt doch als ein Friedensschluß betrachtet werden würde, wäre von großer, dem Kaiser günstiger politischer Bedeutung. Caprivi fürchtet für seine Stellung und läßt demgegenüber alle anderen Interessen zurücktreten.

Übrigens möchte ich meinen, daß die Absicht vorliegt, auch mir eine Falle zu stellen. Anliegender Zeitungsausschnitt[3]) ist ein fernerer deutlicher Beweis, daß Caprivi mich anfeinden will. Der Artikel kann nur von ihm oder einem seiner Leute herrühren. Denn außer dem Kaiser und Eulenburg[4]) — der in der Presse nicht arbeitet — weiß niemand von der Sache. Der Kaiser hat Caprivi Mitteilungen gemacht und von ihm die Antwort. Durch den Artikel soll ich beim Fürsten verdächtigt werden. Der Kanzler, der vor der Welt renommierend erklärt, mit der Presse nichts zu tun zu haben, hat seine Finger beharrlich darin. Ich nehme an, daß Marschall bereits in Kiel etwas vom Kaiser über meine Unterhaltung mit ihm erfahren hat.

---

[1]) Wird bestätigt durch die Mitteilungen Hammanns, Der neue Kurs, S. 25.

[2]) Dies bestreitet Caprivi an der angezogenen Stelle bei Hammann ausdrücklich.

[3]) Nicht mehr aufgefunden.

[4]) Hier ist nicht der in Kiel anwesende (vgl. oben) Oberhofmarschall Graf August Eulenburg, sondern dessen Vetter Graf Philipp E., damals Gesandter in München, gemeint, wie aus einem jüngst bekannt gewordenen Schreiben dieses letzteren an Marschall vom 14. Juni (vgl. O. Gradenwitz, Akten über Bismarcks großdeutsche Rundfahrt vom Jahre 1892, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 1921, S. 35) hervorgeht.

Wittich räsonnierte natürlich in seiner gewohnten Weise, ist aber nun soweit, sehr schwarz zu sehen. Er sagte: „Der Zusammenbruch kommt, und wenn er da ist, wird der Kaiser die Schuld nur auf andere schieben." Von Caprivi wußte er nicht viel, meint aber, daß er sehr verbittert sei und sich wenig zeige. Marschall wird nirgends mehr für ernst genommen, auch vom Kaiser nicht. Im Auswärtigen Amte herrscht Holstein und hat sich mit Kiderlen, mit dem er wegen dessen Beziehungen zum Kaiser rechnet, in die Geschäfte geteilt. Zwischen Caprivi und dem Ministerpräsidenten haben die Differenzen bereits begonnen, werden zunächst aber mit Vorsicht behandelt.

*

Altona, 13. Juni 1892.

An Seine Majestät den Kaiser und König.

Eurer[1]) K. u. K. Majestät gnädiges Schreiben vom 10. d. M. ist mir tags darauf durch Vermittlung der Reichskanzlei richtig zugegangen.

Ich habe aus demselben ersehen, daß ich mich Eurer Majestät gegenüber in Kiel nicht völlig deutlich ausgedrückt habe, was ich aufrichtig bedaure.

Ich habe zum Ausdruck bringen wollen, daß Fürst Bismarck das jetzt zu Eurer Majestät bestehende Verhältnis beklage und eine Besserung wünsche, daß er auch nach meiner Meinung den ersten Schritt zu einer Annäherung tun würde, wenn er nicht die Besorgnis hätte, es könne dieser von Eurer Majestät zurückgewiesen werden.

Sodann habe ich sagen wollen, ich verstände wohl, daß der jetzige Moment für eine Annäherung des Fürsten Eurer Majestät vielleicht nicht geeignet erscheinen möchte, daß ich aber glaube, falls ein solcher eintreten sollte, also Eurer Majestät eine Annäherung des Fürsten erwünscht wäre, der Fürst wohl dazu zu bewegen sei, den ersten Schritt zu tun.

Aus Eurer Majestät Schreiben glaube ich entnehmen zu können, daß dieser Fall jetzt nicht vorliegt, und werde deshalb mich jedweden Versuchs einer Einwirkung auf den Fürsten sorgfältig enthalten.

Eure Majestät wollen huldreichst überzeugt sein, daß weder in der Vergangenheit andere Interessen meine Richtschnur gewesen sind noch in Zukunft sein werden, als allein die Eurer Majestät, und daß ich mich niemals herbeilasse, die Geschäfte anderer zu besorgen, mag es sein, wer es will.

Ich bin stolz darauf, mir durch meine Lebenszeit hindurch völlige Selbständigkeit bewahrt zu haben, ich gehöre keiner Partei an und bin immer meinen eigenen Weg gegangen. Die einzige Abhängigkeit, in die ich mich begeben habe, ist die von Eurer Majestät, Allerhöchstwelcher treu zu dienen

[1]) Nach dem Konzept.

mein einziges Bestreben ist; ich schulde niemand Dank als Eurer Majestät; in wie reichem Maße dies der Fall, werde ich niemals vergessen.

Eurer Majestät Erlaubnis entsprechend werde ich mich morgen nach Friedrichsruh begeben, um dem Fürsten Bismarck die Grüße Seiner Majestät des Zaren zu überbringen.

W.

15. Juni.

Ich war gestern in Friedrichsruh. Meine Absicht, gar keinen Versuch zu einer Aussöhnung zu machen, wurde mir erleichtert durch die Stimmung des Fürsten, der durch zahlreiche taktlose Artikel, die diese Frage behandelten, aufgebracht war. Er ist sich auch klar, daß, solange Caprivi im Amte, überhaupt nichts zu machen ist. Daß der Kaiser Grund hat, gegen ihn gereizt zu sein, negiert er natürlich; er stellt sich auf den Standpunkt, daß er in unerhörter Weise zum Abschiednehmen gedrängt, oder wie er sich ausdrückt, „die Treppe hinuntergeworfen" worden sei, und meint, da könne er doch nicht wiederkommen und um Einlaß bitten, sondern man müsse ihn einladen. Die Sache hätte sich trotz alledem machen lassen, wenn auch nur eine Spur von gutem Willen in Berlin vorhanden wäre.

Ich fand Fürst und Fürstin allein, machte nach dem Frühstück mit jenem eine lange Spazierfahrt, blieb auch zum Diner und gewann den Eindruck, daß die Fürstin — wie das auch in ihrem Temperament liegt — dem Frieden abgeneigter ist als der Fürst. Ich meine, dieser rechnet darauf, daß die Verhältnisse für ihn arbeiten und eine Zeit kommen kann, in der man an seinen Rat appelliert. Die Grüße des Kaisers Alexander machten ihm augenscheinlich Freude; sehr richtig sagte er: „Es wäre sehr gut, wenn die beiden Monarchen wenig oder gar nicht von Politik gesprochen hätten, denn bei der Lebhaftigkeit und dem Redebedürfnis unseres Kaisers ist der Zar in seiner ruhigen Art stets im Vorteil."

Daß ich in Friedrichsruh war, habe ich heute natürlich dem Kaiser gemeldet.

26. Juni.

Die Kommandierung zum Ehrendienst beim König von Italien[1]) überrascht mich sehr, da ich glaubte, der Kaiser hätte meinen Brief übelgenommen, was augenscheinlich nicht der Fall war. Er soll gesagt haben: „Ich habe ihn ausgewählt, weil er es versteht, deutlich die Wahrheit zu sagen."

---

[1]) Das italienische Königspaar weilte vom 20. bis zum 24. Juni in Potsdam zu Besuch.

Nach meiner Überzeugung ist der Besuch zur beiderseitigen vollen Befriedigung verlaufen. König Humbert machte einen vortrefflichen Eindruck, er war sichtlich gern da und außerordentlich liebenswürdig, ebenso wie die noch immer schöne Königin. Mit jenem konnte ich einige Male ungestört sprechen. Er hofft, für dieses Jahr im Lande Ruhe zu haben, rechnet wenigstens nicht mit abermaligem Ministerwechsel. Über die Advokatenwirtschaft — die Mehrzahl der Parlamentarier sind Advokaten — klagte er sehr, auch die auswärtigen Verhältnisse gefallen ihm nicht, einen Krieg mit Frankreich hält er für nicht fern. Unsere Truppen schienen einen besonders guten Eindruck zu machen.

Gleich nach meiner Ankunft hatte ich Boetticher längere Zeit gesprochen. Er bedauerte das Verhältnis zwischen dem Kaiser und Bismarck sehr, erklärte aber, daß Caprivi gegen die Aussöhnung sei.[1] Die dem Fürsten dargebrachten Ovationen in Berlin und Dresden hatten hier sehr verstimmt. Boetticher meinte aber, Bismarck würde in Wien und München[2] große Enttäuschungen erleben.[3]

Beide Brüder Eulenburg, den Minister und den Oberhofmarschall, fand ich für die Versöhnung interessiert, ganz besonders aber Miquel, außerdem eigentlich jeden urteilsfähigen Menschen, den ich ansprach. Nach meiner vollsten Überzeugung ist Caprivi im Verein mit Holstein und vielleicht einigen kleineren Leuten des Auswärtigen Amtes der einzige Gegner. Selbst der Kaiser möchte im Herzen einen Ausgleich, wird aber in raffinierter Weise immer wieder aufgehetzt, so z. B., indem man ihm eigentlich nur solche Preßausschnitte vorlegt, die ihn verbittern müssen.[4] Die Flügeladjutanten, die die Preßausschnitte meist zu sehen bekommen, sind, sofern sie nicht Seckendorff oder Senden heißen, einmütig der Ansicht, daß Caprivi damit ein frevelhaftes Spiel treibt. Ein Beweis, daß der Monarch nicht so scharf denkt, ist doch, außer seinen Worten zu mir in Kiel, daß er, als von der Durchreise des Fürsten durch Berlin die Rede war, sagte: „Er könnte doch wenigstens der Kaiserin einen Besuch machen." (Er selbst war abwesend.)

Ein wahres Unglück ist es gewesen, daß Caprivi den Kaiser dazu gebracht hat, sich in die Hochzeitsangelegenheit des Hauses Bismarck zu

---

[1]) Vgl. oben unter dem 12. Juni.

[2]) Es handelt sich um die bekannte Rundreise des Fürsten gelegentlich der Hochzeit seines Sohnes Herbert mit der Gräfin Hoyos in Wien. (Vgl. die oben erwähnte Publikation von O. Gradenwitz.)

[3]) Der Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums kannte augenscheinlich den Erlaß Caprivis an den Botschafter Prinzen Reuß in Wien vom 9. Juni (sogenannter Uriasbrief), durch welchen ein Verkehr der Botschaft mit dem Fürsten Bismarck auf „Erwiderung der konventionellen Formen" beschränkt wurde (der genaue Wortlaut des Erlasses jetzt bei Gradenwitz, a. a. O., S. 5). Abschrift des Erlasses war dem preußischen Gesandten in München zugegangen.

[4]) Vgl. O. Gradenwitz, a. a. O. 11*.

mischen durch Veröffentlichung der Order an den Botschafter[1]) und der früheren Order an alle Gesandtschaften,[2]) Bismarck vor der ganzen Welt in die Acht zu erklären und auch den Kaiser Franz Joseph in die Sache zu verwickeln. Kein billig Urteilender kann leugnen, daß dieses ganz unerhörte Vorgehen Bismarck reizen mußte. Damit werden auch seine Äußerungen[3]) in der „Neuen Freien Presse“ in gewisser Hinsicht entschuldigt. Hätte er diese unterlassen, so wäre sein Vorteil unbestritten gewesen.

Reuß ist bei der Sache leider verunglückt.[4]) Der Wechsel soll allerdings erst in einiger Zeit eintreten. Mir tut es leid; denn Reuß ist ein so korrekter, gehorsamer und zuverlässiger Beamter, wie wir sie selten haben, zudem seine Position in Wien denkbar gefestigt. Rührend ist es zu sehen, wie schnell der Kaiser sich mit solchem Wechsel abfindet.

1. Juli.

Ich war auf Einladung des Kaisers zu einer Regatta in Kiel und konnte lange mit Philipp Eulenburg sprechen. In seinen Ansichten über den Monarchen hat sich allmählich eine Wandlung vollzogen. Er denkt jetzt sehr nüchtern und sieht mit Besorgnis, wie es bergab geht. Er beklagte die Unfähigkeit Hahnkes, die Unzuverlässigkeit von Lucanus und erkannte auch die Bedenken gegen Wittich an. Nach seinen Äußerungen haben sich die Nationalliberalen jetzt klargemacht, daß Bismarck nicht wieder Kanzler werden könne, sie wünschen aber eine Versöhnung und sodann mich als Kanzler, versehen mit dem Segen Bismarcks. Ich konnte Eulenburg nur sagen, daß dieser Plan gänzlich hinter meinem Rücken ausgeheckt sei, daß ich nicht Kanzler zu werden wünschte, weder mit noch ohne Bismarckischen Segen, und daß ich es für das beste und natürlichste hielte, wenn sein, Eulenburgs, Vetter Botho Kanzler würde.

Von meinem Aufenthalt in Potsdam[5]) habe ich noch nachzuholen, daß ich auch mit Botho Eulenburg lange sprach und ihm klarzumachen versuchte, er müsse Kanzler werden. Leider fand ich ihn zu einer energischen

---

[1]) Prinzen Reuß, vom 9. Juni (s. oben S. 247 N. 3).

[2]) Vom 23. Mai 1890. Äußerungen der Presse, hieß es darin, über „gegenwärtige Stimmungen und Anschauungen des Fürsten v. Bismarck“ könne „aktueller Wert nicht beigelegt werden“.

[3]) Am 24. Juni brachte die Wiener „Neue Freie Presse“ eine Interview ihres Dr. Benedict mit dem Fürsten. Dieser wandte sich dabei entschieden gegen den neuen Kurs, der den Draht nach Rußland abgerissen habe. (Erste Andeutung der „Rückversicherung“!)

[4]) Der Botschafter blieb schließlich doch im Amt (vgl. unten S. 263). Über sein Verhalten orientieren jetzt die aktenmäßigen Belege in der mehrfach erwähnten Publikation von O. Gradenwitz.

[5]) Vgl. oben unter dem 26. Juni.

Politik nicht entschlossen. Er meinte, ohne die zweijährige Dienstzeit sei für die Armee kein Geld zu bekommen — was alle Halben sagen —, und wußte auch kein anderes Heil als den Dreibund. Dringend bat ich ihn zu glauben, daß ich selbst keine Kanzlerpläne im Schilde führe.

Zwischen Caprivi und Engelbrecht hat es eine scharfe Szene gegeben, die recht bezeichnend ist für den Entschluß des ersteren, unbedingt im Amte zu verbleiben. Der Kanzler hatte erfahren, daß Engelbrecht mit dem Kaiser korrespondiert, hat dies jenem verwiesen und dabei erklärt, er lasse sich das nicht gefallen und müsse dem Kaiser die Wahl stellen, entweder ihn oder Engelbrecht zu behalten. Engelbrechts richtige Antwort lautete, der Kanzler möge das doch dem Kaiser selbst sagen. Als tags darauf Engelbrecht dem Monarchen Mitteilung machte, sagte der: „Ich kenne diese Art schon, werde sie mir aber verbitten; übrigens können Sie ruhig sein, er geht nicht."

Polizeipräsident v. Richthofen glaubt, wie er mir in Berlin mitteilte, seine Stellung sehr gefährdet, Herrfurth scheine seinen Sturz beschlossen zu haben. Ich konnte glücklicherweise durch den Flügeladjutanten Major v. Hülsen von der Zuversicht jüdischer Kreise erzählen lassen, auch durch A. Eulenburg den Ministerpräsidenten avertieren. Nach dem, was der Kaiser und Eulenburg gesagt haben, halte ich Herrfurths Angriff für abgeschlagen und vielmehr seinen eigenen Fall für bevorstehend. Eulenburg behauptet, die Nachfolge abgelehnt zu haben,[1]) was ich ihm nicht verdenken würde.

10. August.

Ich hatte am 1. Juli einen Urlaub nach der Schweiz angetreten. Marie und ich waren in Engelberg viel mit August Eulenburg zusammen. Dieser brachte das Gespräch, ohne Veranlassung meinerseits, auf den eventuellen Nachfolger Caprivis und bezeichnete natürlich wieder mich als solchen, worauf er die Antwort erhielt, die ich in früheren Fällen gegeben habe. Seinen Bruder hielt August Eulenburg nicht für den richtigen Mann auf jenem Posten. Er beurteilte ihn ganz treffend: bei seiner Geschmeidigkeit würde Botho den Kaiser niemals unterkriegen.

Etwa Mitte Juli erhielt ich Kenntnis von dem nichtswürdigen Artikel des „Berliner Tageblattes" und gleich darauf von den damit augenscheinlich im Zusammenhang stehenden Artikeln in der „Frankfurter Zeitung", „Berliner Bank- und Handelszeitung", „Münchener Neuesten Nachrichten", „Figaro", „Temps" usw., die in zahlreichen anderen Zeitungen abgedruckt oder besprochen wurden. In Engelberg lagen die meisten dieser

---

[1]) Graf Botho Eulenburg wurde trotzdem nicht lange danach Minister des Innern.

Blätter aus und machten dort um so größeres Aufsehen, als ich anwesend war. Man betrachtete mich mit besonderem Interesse, besprach — wie ich von dritter Seite wiederzuhören bekam — meine Angelegenheit, richtete auch wohl direkt Fragen an mich. Man mußte ja naturgemäß annehmen, daß an all den Geschichten doch irgend etwas Wahres wäre. Dazu bekam ich die betreffenden Artikel verschiedentlich zugesandt. Es wird also wohl verständlich, daß ich — still mit ansehen sollend, wie man mich zum Verschwörer, Intriganten, Hetzer macht — in eine gewisse Erregung geriet. In solcher Stimmung habe ich an den Kaiser geschrieben.

*

Engelberg, 21. Juli 1892.

Eure K. u. K. Majestät[1]) wollen allergnädigst verzeihen, wenn ich Allerhöchstderselben in einer teilweise privaten Angelegenheit Vortrag mache; ich halte es aber für meine Pflicht, dies zu tun, weil dieselbe meines Erachtens wichtige allgemeine Interessen berührt.

Das „Berliner Tageblatt" vom 4. d. M. brachte einen Leitartikel, in dem es sich nicht scheut, mich im Komplott mit dem Fürsten Bismarck behufs Sturz des Reichskanzlers darzustellen. Dies Machwerk kam erst vor wenigen Tagen mir vor Augen, fast gleichzeitig aber auch andere in- und ausländische Zeitungen, die dasselbe Thema unter einigen Variationen behandeln.

Anschuldigungen, wie sie hier gegen einen aktiven General in einer der verbreitetsten Zeitungen gemacht werden, hätten nach meiner Ansicht, ohne die Staatsinteressen zu schädigen, nicht unbeantwortet bleiben dürfen. Entweder hätte gegen die Zeitung eingeschritten werden oder gegen mich ein Verfahren eingeleitet werden müssen. Darüber, daß an den leitenden Stellen in Berlin der betreffende Zeitungsartikel sogleich bekannt geworden, kann ein Zweifel nicht bestehen. Ich glaube, man hat ihn lanciert mit Absicht zu einer Zeit, in der Eure Majestät weit von der Heimat entfernt[2]) waren.

Jetzt muß sich die Vorstellung in der Welt bilden, in Preußen seien politische Generale — der deutlichste Beweis vom Verfall eines Staates — möglich! Und daß man mich dazu stempeln möchte, darüber kann ein Zweifel wohl nicht bestehen.[3])

Eurer Majestät sind meine Beziehungen zum Fürsten Bismarck genau bekannt; ich habe von jeder der sehr seltenen Begegnungen mit demselben

---

[1]) Nach dem Konzept, das nicht ganz genau mit dem Mundum übereinzustimmen scheint, vgl. die Zitate aus diesem in dem später folgenden Schreiben des Generals v. Hahnke vom 30. Juli. Bleistiftvermerk des Verfassers: „expediert 22./7. Gleichzeitig General v. Hahnke ersucht, S. M. zu bitten, den Brief möglichst bald zu lesen."

[2]) Auf der Nordlandsreise.

[3]) Dieser Satz ist mit Bleistift dem ursprünglichen Konzept hinzugefügt.

pflichtmäßig sofort Meldung erstattet. Mein letzter Besuch in Friedrichsruh war der mit Eurer Majestät allergnädigsten Erlaubnis gemachte, um dem Fürsten die Grüße Seiner Majestät des Zaren zu überbringen, der vorhergehende liegt mindestens fünf Monate weiter rückwärts. Sonstige Beziehungen zum Fürsten, weder direkte noch indirekte, habe ich nicht gehabt. Mein Bestreben ist gewesen, seit ich die Ehre hatte, Eure Majestät am 7. Juni in Kiel zu sprechen, der sogenannten Bismarckangelegenheit völlig fernzubleiben.

Ich bin daher überzeugt, Eure Majestät werden es natürlich finden, wenn ich mich durch die Zeitungsangriffe verletzt fühle, und um so mehr, als ich klar sehe, daß in ihnen Methode liegt. Sie kennzeichnen sich als ein von einer Stelle geleiteter [1]) Angriff, mit der leicht erkennbaren und auch von den verschiedensten Seiten anerkannten Absicht, mir in den Augen Eurer Majestät und in der öffentlichen Meinung zu schaden. Wenn ich nun auch auf die letztere einen sehr geringen Wert lege, so habe ich es doch meiner Ehre schuldig zu sein geglaubt, auf die zahlreich an mich herangetretenen mündlichen und schriftlichen Anfragen auf das bündigste zu erklären, daß die sämtlichen Angriffe Verleumdungen [2]) seien, in der Hoffnung, daß diese meine Auffassung recht weite Verbreitung finden würde, und zweifle ich nicht, daß dies auch in der Presse geschehen wird.

Die Angelegenheit liefert einen erneuten Beweis von der Urteilslosigkeit der weitaus größten Menge der Menschen, die sich nicht klar macht, daß Kanzler nicht auf Grund eigenen Wunsches, sondern aus Eurer Majestät freier Entschließung ernannt werden, und daß es sich bei dem ganzen Handel nicht um jemand dreht, der Kanzler werden will, sondern allein um jemand, der einen Kanzlerposten nicht gern aufgeben möchte.

Mit der Bitte,[3]) daß Eure Majestät mir den langen Brief nicht übelnehmen, verharre ich usw.

Waldersee.

Gleichzeitig [4]) mit meinem Briefe an den Kaiser vom 21. Juli hatte ich an General Hahnke vertraulich geschrieben, ihn von dem ungefähren Inhalte des Briefes in Kenntnis gesetzt und gebeten, dafür zu sorgen, daß der Kaiser meinen Brief sofort nach seiner Rückkehr von Norwegen zu lesen bekäme. Diese erfolgte dem Programme entsprechend am 27. Hahnke erhielt meinen Brief spätestens am 25. Der Kaiser beklagte sich darüber, daß er den Inhalt früher kennen gelernt habe als diesen selbst,

---

[1]) Das hier folgende Wort „roher" ist nachträglich getilgt.

[2]) Die beiden hier folgenden Worte „elendester Art" nachträglich getilgt.

[3]) Darunter mit Bleistift: „In der Zuversicht".

[4]) Nachtrag.

daß ich also mit anderen über die Sache gesprochen haben müsse. Der Reichskanzler hat den Kaiser in Spandau empfangen und, wie bekannt geworden, auch über meine Angelegenheit gesprochen. Es scheint, daß dies das erste gewesen ist, was der Monarch darüber erfahren hat.

Also hat Hahnke meinen Brief dem Kaiser nach Wilhelmshaven nicht entgegengeschickt. Ich bin überzeugt, daß er dem Kanzler von dem Inhalte Kenntnis gegeben hat, damit dieser sich auf den Angriff vorbereiten konnte. Das beweist auch folgendes: Ich beschwere mich darüber, daß man mich zum politischen General machen will; sogleich bestellt das Auswärtige Amt bei der „Magdeburger Zeitung" einen Artikel, der mich als politischen General bespricht und legt ihn dann mit den Preßausschnitten dem Kaiser vor. Der Artikel ist vom 27. Juli! Ohne Zweifel hat Hahnke gleich am 25. mit Caprivi gesprochen.[1] Der Coup ist vollständig gelungen.

Als man Herrn Levysohn vom „Berliner Tageblatt" erklärte, ich würde gegen seine Zeitung wegen des Artikels vom 4. Juli den Klageweg beschreiten, ist er sehr verlegen geworden und hat gesagt, das Material sei ihm von so hoher Stelle zugekommen, daß er glaube, nichts Unrechtes getan zu haben. Gleichzeitig ist festgestellt, daß Levysohn in neuerer Zeit öfter im Auswärtigen Amte empfangen wurde.

*

Am[2] 22. fragte mich der Korrespondent des „New York Herald"[3] aus. Ich hatte mir meine Antwort wohl überlegt; sie enthielt nichts, was ich nicht schon vorher vielen anderen gesagt hatte, und was ich mich nicht scheuen werde noch oft zu wiederholen.[4])

---

[1]) Nach dem Zeugnis des Generals v. Hahnke (vgl. dessen Schreiben vom 30. Juli, S. 253 f.) ist der Brief des Verfassers erst am 27. „eingegangen". Es bleibt die angesichts des im Text über den Artikel der „Magdeburger Zeitung" Mitgeteilten wahrscheinliche Möglichkeit, daß der Chef des Militärkabinetts das an den Kaiser gerichtete Schreiben des Verfassers zusammen mit dem für ihn selbst bestimmten (vgl. oben S. 250, Note 1) schon früher in die Hand bekam, aber erst vom 27. für den Geschäftsgang im Militärkabinett „präsentierte".

[2]) Fortsetzung der Eintragung vom 10. August.

[3]) Das Blatt Gordon Bennets, dessen (mit dem im Text erwähnten nicht identischer) Korrespondent der in den „Denkwürdigkeiten" wiederholt begegnende Journalist Normann-Schumann war.

[4]) Verfasser erklärte in der Interview (Schultheß, a. a. O. 1892, S. 119), er sei Militär, nicht Politiker, und habe niemals versucht, den Kanzlerstreit zu schlichten. Er unterhalte keinerlei Beziehungen zum Fürsten Bismarck, welchem er einzig im Juni die Glückwünsche des Zaren überbracht habe. [Dies ist nicht so zu verstehen, als ob der Verfasser seinen Besuch in Friedrichsruh als den einzigen habe hinstellen wollen; seine früheren waren ja durch ihn selbst jedesmal bekannt gemacht worden. In der gleichen Frage liegt ein offenbarer Irrtum vor bei der aus dem Nachlasse Heinrich v. Poschingers veröffentlichten Äußerung Bismarcks, Deutsche Rundschau, Dezember 1919, S. 432.] Er stehe den Bestrebungen zum Sturze Caprivis

Daß ich durch meinen Brief an den Kaiser Caprivi und seine Helfershelfer tief verletzen würde, wußte ich wohl, wollte dies auch tun; ich hatte aber nicht damit gerechnet, daß Hahnke mit ihnen gemeinsame Sache machen würde, hoffte wohl auch, der Kaiser werde in solcher Frage sich die Mühe geben, unparteiisch zu prüfen.

Der auch durch viel Regen gestörte Engelberger Aufenthalt ist mir durch diese Zeitungsskandale recht vergällt worden.

Auf dem Rückwege sah ich in Luzern Huene, der von Freiburg aus mich besuchte und sich in ziemlich gedrückter Stimmung befand, dann in Konstanz Deines, der sehr beunruhigt war, daß meine Angelegenheit — der Hahnkesche Brief[1]) war gerade eingetroffen — einen für mich ungünstigen Verlauf nehmen könne.

*

Chef des Militärkabinetts
Seiner Majestät des Kaisers
und Königs.[2]) Berlin, den 30. Juli 1892.

Seine Majestät der Kaiser und König haben mich allergnädigst zu beauftragen geruht, Eurer Exzellenz den Allerhöchsten Befehl zu übermitteln, Seiner Majestät zu berichten, ob Eure Exzellenz, wie in den — mit der Bitte um Rückgabe — beifolgenden Zeitungsausschnitten angegeben ist: im „The New York Herald" vom 24. 7. 92, desgl. vom 25. 7. 92, desgl. vom 25. 7. 92,[3]) „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 26. 7. 92, „Frankfurter Zeitung" vom 27. 7. 92, von den Korrespondenten des „New York Herald", der „Frankfurter Zeitung" und der „Times" sich haben interviewen lassen, auch einverstanden waren, daß Eurer Exzellenz Äußerungen veröffentlicht wurden, oder in welchen sonstigen Beziehungen Eure Exzellenz zu diesen Veröffentlichungen stehen.

Bezüglich der von Eurer Exzellenz an Seine Majestät unter dem 21. d. M., eingegangen am 27.,[4]) gerichteten Beschwerde wollen Seine Majestät der Kaiser und König derselben die erbetene Folge geben. Da aber Eure Exzellenz in Ihrer Beschwerde nicht diejenigen Persönlichkeiten genannt

so fern wie dem gesamten Streite. Gefragt, ob er dem Fürsten Bismarck eine Wiederannäherung an den Kaiser geraten habe, antwortete Graf Waldersee, er halte es für unpassend, einem Mann von Bismarcks Bedeutung in so wichtiger Angelegenheit Ratschläge zu erteilen.

[1]) Folgt unmittelbar.

[2]) Am 31. Juli nachmittags fragte das Militärkabinett in Altona an, wo und bis wann ein Dienstbrief den Verfasser treffe. (Schreiben des Generalmajors v. Janson an den Verfasser vom 2. August.)

[3]) So! Vgl. u. S. 256, Absatz 3.

[4]) Vgl. jedoch oben S. 251 f., insbesondere Note 1 auf S. 252.

haben, gegen welche sie gerichtet ist, auch die Angabe der Tatsachen fehlt, welche Ihre Behauptung, Sie sollten zu einem politischen General gestempelt werden, begründen können, so haben Seine Majestät zunächst zu befehlen geruht, daß Eure Exzellenz Ihre Beschwerde mittels Bericht an Seine Majestät dahin ergänzen:

1. durch Einsendung des bezüglichen Ausschnittes aus dem „Berliner Tageblatt“ vom 4. d. und der anderen in- und ausländischen Zeitungen, die dasselbe Thema behandeln, Ihnen vorgelegen haben und auf welche die Klagen Eurer Exzellenz, öffentlich angegriffen zu sein, sich beziehen, resp. für welche Eure Exzellenz das Einschreiten Seiner Majestät angerufen haben;
2. durch Angabe der Tatsachen, welche begründen, daß Eure Exzellenz zu einem politischen General gestempelt werden sollen;
3. durch Angabe der Persönlichkeit, welche Eure Exzellenz in den Sätzen der Beschwerde: a) „— ich habe den Eindruck, man hat ihn mit Überlegung lanciert —“, und b) „— daß man von gewisser Stelle aus mich zum politischen General stempeln möchte —“, sowie c) „— sie kennzeichnen sich als ein von einer Stelle geleiteter Angriff —“
   ad a unter „man“, ad b unter „man von gewisser Stelle“ und ad c unter „von einer Stelle“ verstehen;
4. es bedürfe einer genauen Angabe, welchen Persönlichkeiten Eure Exzellenz „auf das bündigste erklärt“ hätten, „daß die sämtlichen Angriffe Verleumdungen seien, hoffend, daß diese meine Auffassung recht weite Verbreitung, vielleicht auch in der Presse finden würde“ — und aus welchen Gründen diese Erklärung von Eurer Exzellenz erfolgt sei, nachdem Eure Exzellenz den Weg der Beschwerde beschritten hatten;
5. durch Angabe der Persönlichkeiten, welche Eure Exzellenz im Schlußsatz: „daß es sich bei dem ganzen Handel nicht um jemand dreht, der Kanzler werden will, sondern allein um jemand, der einen Kanzlerposten nicht gern aufgeben will“ mit dem „jemand“ meinen;
6. durch nähere Erläuterung des Schlußsatzes, welcher von Kanzlerernennungen spricht, und dessen Beziehung zu Eurer Exzellenz Stellung als Kommandierender General des IX. Armeekorps, in welcher Eigenschaft Eure Exzellenz die Beschwerdeschrift an Seine Majestät gerichtet hätten.

In Erledigung des mir gewordenen Allerhöchsten Befehls habe ich die Ehre, das Vorstehende Eurer Exzellenz zur Kenntnis zu bringen.

v. Hahnke.

*

Mainau,[1]) 5. August 1892.

Eurer K. u. K. Majestät verfehle ich nicht infolge des mir gestern abend durch den Chef des Militärkabinetts zugegangenen Allerhöchsten Befehls alleruntertänigst zu berichten:

Ich habe mit Zeitungskorrespondenten in der Absicht, durch dieselben Auffassungen von mir in die Öffentlichkeit zu bringen, nicht Verkehr gehabt.

Zur näheren Erläuterung bemerke ich alleruntertänigst:

Am 22. Juli c. wurde ich, in Engelberg in der Schweiz auf Urlaub befindlich, von einem in meinem Hotel befindlichen Herrn darauf angesprochen, ob mir die Angriffe bekannt seien, die in deutschen und französischen Zeitungen, namentlich unlängst im „Temps", gegen mich geführt würden. Ich erwiderte etwa, daß mir allerdings eine Anzahl solcher Angriffe bekannt geworden seien, die nach meiner Überzeugung die gemeinsame Tendenz verfolgten, mich als einen ehrgeizigen, vor keinem Mittel zurückschreckenden Streber darzustellen, dessen Endziel sei, Reichskanzler zu werden. Sie schienen mir sämtlich aus einer Quelle zu kommen. Ich lache über derartige nichtsnutzige Angriffe, deren Wirkung hoffentlich auf die Erfinder zurückfallen würde. Ich sei Soldat und fände volle Befriedigung dabei, habe nie etwas anderes erstrebt, wünsche dem Konflikt Bismarck-Caprivi, in den man mich zu verwickeln bestrebt sei, völlig fernzubleiben und hätte mich schon deswegen enthalten, dem Fürsten Bismarck irgendeinen Rat zu erteilen. Da[2]) alles, was ich hier sagte, auf Wahrheit beruht und meiner innersten Überzeugung entspricht, so halte ich mich zu solchen Äußerungen voll berechtigt; sie können nur den unangenehm berühren, der mir gegenüber ein böses Gewissen hat.

Als er mir darauf mitteilte, er sei Korrespondent des in Paris erscheinenden „New York Herald",[3]) und fragte, ob ich Wert darauf lege, wenn er von meinen Äußerungen Gebrauch mache, erwiderte ich, daß ich ihn dringend ersuche, dies nicht zu tun. Trotzdem ist aus dieser Unterhaltung augenscheinlich der Artikel des „New York Herald" vom 24. Juli hervorgegangen, der nach Journalistenart Ausschmückungen und Zusätze aller Art enthält.

Tags darauf sprach mich ein eben aus Luzern ankommender Herr an, stellte sich mir als Korrespondent der „Times" vor und sagte nahezu wörtlich: „Sie sind in der Caprivischen Presse sehr scharf angegriffen

[1]) Verfasser besuchte dort auf der Rückreise aus Engelberg das Großherzogpaar von Baden. Vgl. unten S. 258. Das folgende Schreiben ist nach dem nicht ganz sauber durchkorrigierten Konzept rekonstruiert.

[2]) Der mit diesem Worte beginnende Satz steht im Konzept als nachträglich hier eingeschaltet am Rande.

[3]) Es handelt sich um die „Paris Edition" des New Yorker Mutterblatts.

worden, meine Zeitung stellt sich Ihnen ganz zur Verfügung, wenn Sie in Schutz genommen werden wollen." Ich erwiderte: „Ich bitte, daß Sie mich gänzlich in Ruhe lassen, und rate Ihnen, all den Unsinn nicht zu glauben; wenn ich des Schutzes bedarf, so werde ich dies schon selbst besorgen. Von den in der „Times" mir in den Mund gelegten Äußerungen habe ich auch nicht ein Wort, sei es über Neutralität der Schweiz, Gladstone oder dergleichen gesagt.[1])

Die in demselben Ausschnitt[2]) enthaltene Notiz der „Frankfurter Zeitung" kann ihren Ursprung haben in Unterhaltungen, die ich mit einem Frankfurter Herrn, der mir seit längerer Zeit bekannt ist und öfter mein Tischnachbar war,[3]) geführt habe. Wir haben öfter über die gegen mich gerichteten Angriffe gesprochen, und habe ich den Schlußsatz ihm gegenüber, wie ich mich zu erinnern glaube, wörtlich gebraucht.

Die zwei Zeitungsausschnitte des „New York Herald" vom 25. Juli enthalten Betrachtungen über Tatsachen oder Behauptungen, die mir unbekannt oder unverständlich sind, bisher mir auch nicht zur Kenntnis gekommen waren.

Der Zeitungsausschnitt der „Frankfurter Zeitung" vom 27. Juli zerfällt in nichts, da er sich auf Äußerungen von mir bezieht, die ich nicht gemacht habe.

In meinem alleruntertänigsten Schreiben vom 21. Juli habe ich eine „Beschwerde" nicht beabsichtigt gehabt, es fehlt mir dazu das Objekt, welches ich nennen könnte. Wäre ich in der Lage, mit Sicherheit den oder die zu bezeichnen, welche die Angriffe gegen mich geführt, so würde ich Eure Majestät nicht belästigen, sondern mir selbst Recht verschafft haben. Mein Wunsch war gewesen, Eure Majestät möchten [...],[4]) durch ein Machtwort die Angriffe verstummen zu lassen.

Ich bin bereits dreimal Gegenstand überlegter und von einer Stelle dirigierter Preßangriffe gewesen, die in der Publizistik die Bezeichnung „Walderseehetze" erhalten haben und Eurer Majestät auch wohlbekannt sind. Der erste war nach der sogenannten „Walderseeversammlung", der zweite, während Eure Majestät Kronprinz waren und mit „militärischen

---

[1]) Ursprünglich hieß es vor diesem Satze: „Als er dann den Versuch machte, mir eine Frage vorzulegen, bemühte ich mich, ihn dadurch los zu werden, daß ich Fragen an ihn richtete. Zunächst, wie er über die Schweizer Neutralität und dann, wie er über ein Ministerium Gladstone denke. Als er schließlich fühlte, daß ich ihn lächerlich machen wollte, verließ er mich."

[2]) Es handelt sich um den im Schreiben v. Hahnkes erwähnten Artikel des (Berliner) „Lokalanzeigers", über welchen ein ursprünglich unmittelbar davorstehender, später gestrichener Satz des Konzepts Rechenschaft gab.

[3]) H. Schüler, Schwager des Begründers der „Frankfurter Zeitung" L. Sonnemann. Vgl. Nr. II des „Anhangs".

[4]) Im Konzept steht hier: „geneigen".

Unterströmungen" bezeichnet wurde,[1]) der dritte im Sommer 1889 unter der Firma „Kriegstreibereien".[2]) Die beiden letzten fanden ein schnelles Ende, als Eure Majestät ein Machtwort sprachen.

Die Erfahrungen aus jener Zeit und einige Kenntnis unserer Preßverhältnisse, die ich [mir durch] einen regen jahrelangen Verkehr mit dem Geh. Rat v. Holstein und durch diesen wieder mit dem Geh. Rat Lindau aneignete, haben mir gezeigt, wie leicht es ist, von einer Stelle aus unbequeme Persönlichkeiten durch gleichzeitige Angriffe in- und ausländischer Zeitungen, selbst verschiedenartigster Tendenz, in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren, und habe ich mir die Überzeugung gebildet, daß jetzt eine vierte „Walderseehetze" im Werk ist, und schließt es, wenn z B. „Berliner Tageblatt", „National-Zeitung", „Reichsbote", ,,Temps", ,,Figaro", „Pester Lloyd" u. a. sich daran beteiligen, keineswegs aus, daß die Parole von einer Stelle ausgegeben ist. Eine[3]) bestimmte Persönlichkeit zu nennen, bin ich außerstande, weil ich einen Beweis nicht erbringen kann, gleichwohl habe ich die Überzeugung, daß ein Wort Eurer Majestät genügen würde, die Angriffe zur Ruhe zu bringen; es findet den Weg zur richtigen Adresse.

Es sind von den vielen mich betreffenden Zeitungsartikeln mir die vorliegenden nur zur Hand, ich gebe mich aber der Hoffnung hin, sie werden Eurer Majestät genügen, um meine Erregung und den Wunsch zur Abwehr berechtigt erscheinen zu lassen; es handelt sich um ein Komplott, um Aufhetzereien, Zwischenträgereien und dergleichen; ich glaube, schlimmere Dinge können einem Ehrenmann kaum nachgesagt werden. Ich hoffe, Eure Majestät werden mich nicht tadeln, wenn ich in der Erregung etwas zu lebhaft geworden sein sollte.[4])

Wenn ich in meinem Schreiben vom 21. Juli gesagt habe, ich solle zu einem politischen General gestempelt werden, so glaube ich, daß dies durch die Zeitungsausschnitte und auch noch zahlreiche andere bis in die jüngste Zeit hineinreichende Artikel, wie z. B. einen der „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 3. August, völlig belegt ist, denn ein General, dem man unterschiebt, eine politische Rolle spielen und Reichskanzler werden zu wollen, ist eben ein politischer General.

Die Personen, welchen ich teils mündlich, teils brieflich erklärt habe, daß all die Preßangriffe schmachvolle Verleumdungen seien, sind außer einigen nächsten Verwandten der Oberst und Flügeladjutant v. Deines, der Oberst und Flügeladjutant v. Engelbrecht, der Major im General-

[1]) So!
[2]) Vgl. Bd. I, S. 338f., 352, 359, Bd. II, S. 60.
[3]) Von hier bis zum Ende des Absatzes Nachtrag am Rande.
[4]) Nachträglich mit Bleistift am Rande hinzugefügt.

stabe v. Bernhardi, der Major im Generalstabe Freiherr v. Huene, Geheimer Regierungsrat Schottmüller; ferner der Generalmajor v. Janson mit der Bitte, den Herren meines Stabes davon Kenntnis zu geben; endlich Hahnke als vertraulich.[1])

Meist habe ich diese Mitteilungen bereits gemacht, ehe ich Eurer Majestät geschrieben hatte (nur bei Huene nicht), und sollte mein Schreiben nach meiner Absicht, wie ich oben ausgeführt habe, den Charakter einer dienstlichen Beschwerde nicht tragen.

Was den Schlußsatz meines Schreibens vom 21. Juli anlangt, so habe ich mit demselben sagen wollen, daß meine Angreifer recht gut wissen, daß ich nichts weniger als den Wunsch hege, Kanzler zu werden, daß sie aber ein Interesse daran haben, daß der Graf Caprivi Kanzler bleiben möchte und zur mittelbaren Hilfe dabei, ganz analog wie zur Zeit des Kanzlers Fürst Bismarck, mich als schwarzen Mann hinstellen; die „Vossische Zeitung" geht auch völlig auf diesen Gedankengang ein, indem sie sagt: „Da kämen wir ja vom Regen in die Traufe."

Waldersee.

*

Auf[2]) der Rückreise machten wir ferner einen zweitägigen Besuch auf der Mainau. Die Großherzogin[3]) hatte sich den Fuß verletzt und lag auf der Chaiselongue, es war kein Besuch da, sodaß wir mit ihr und dem Großherzoge sehr viel allein zusammen sein konnten. Beide waren, wie immer, rührend gütig und herzlich, sodaß wir sehr angenehme Tage verlebten.

Der Großherzog, mit dem ich namentlich über den Kaiser ernste Gespräche führte, hielt die Stimmung in Süddeutschland für eine sehr schlechte und ist, obwohl er Bismarck persönlich wahrlich nicht mag, doch entsetzt über dessen Behandlung bei Gelegenheit der Wiener Reise. Er hält eine Aussöhnung für dringend erwünscht und hat die Absicht, dem Kaiser, den er beim Manöver öfter sehen wird, vorzuschlagen, an Bismarck etwa in folgender Art zu schreiben: „Ich höre, daß Sie ab und zu Ihre Ansichten über die Politik in der Presse zum Ausdruck bringen und vermute, daß Ihnen da auch vieles zugeschrieben wird, was gar nicht von Ihnen herrührt. Da ich auf Ihr Urteil großen Wert lege, schlage ich Ihnen vor, daß wenn Sie irgendwelche Bedenken über meine innere oder äußere Politik haben, Sie mir dieselben mitteilen" usw. Ich glaube in der Tat, der Vorschlag ist vernünftig und könnte zur Beruhigung des Fürsten führen. Allerdings Caprivi würde sich dagegen mit aller Kraft auflehnen.

---

[1]) Die letzten vier Worte am Rande nachgetragen.
[2]) Schlußteil der Eintragung vom 10. August.
[3]) Von Baden.

Sodann teilte mir der Großherzog seine erheblichen Bedenken gegen die zweijährige Dienstzeit mit. Er will im Verein mit dem König von Württemberg den Kaiser bei Gelegenheit der Manöver bitten, doch niemals die dreijährige preiszugeben. Die Freundschaft mit dem Zentrum ist ihm ebenso unbehaglich wie mir. Auf meine Angelegenheiten kommend, riet er mir, wie schon früher einmal, unter allen Umständen auszuhalten und nicht durch irgendeine Verstimmung, wie sie in heutiger Zeit ja niemandem geschenkt bliebe, mich zum Abschied bewegen zu lassen.

Von der Mainau brachte ich Marie nach Lautenbach und kam von dort heute früh [1]) hierher zurück. In Lautenbach sah ich Ellrichshausen,[2]) der mir versicherte, daß die Stimmung in allen reichstreuen Kreisen Süddeutschlands sowohl gegen den Kaiser als gegen den Kanzler sehr erbittert sei. Man sei darauf gefaßt, daß der Kaiser, wenn er zum Manöver nach Württemberg komme, vielfach den Ruf: „Bismarck hoch!" hören werde; der König beabsichtige, statt Stuttgart das einsame Ludwigsburg für das Große Hauptquartier vorzuschlagen.

Ich habe über den wahrscheinlichen Ursprung des gegen mich geführten Preßfeldzuges mit verschiedenen Leuten gesprochen und korrespondiert. Besonders wertvoll ist mir das Urteil zweier Sachverständiger, des Herrn Sonnemann, Besitzers der „Frankfurter Zeitung", und des Chefredakteurs der „Straßburger Post".[3]) Jener ließ mir sagen,[4]) dieser schrieb mir, daß die Angriffe ganz skandalöser Art seien und unzweifelhaft vom Auswärtigen Amt herrührten. Ich weiß sehr wohl, daß Caprivi so etwas nicht selbst dirigiert, er hat dazu seine Leute, die auch manchmal auf eigene Faust operieren: Holstein, Ebmeier,[5]) Rößler.[6]) Kiderlen war mit auf der Nordlandsreise, hat aber nach seiner Rückkehr sofort mit der Presse Fühlung genommen und mehrfach Herrn Levysohn empfangen.[7])

Ich muß nun ruhig abwarten, was der Kaiser entscheidet. Einstweilen beschäftigen mich meine militärischen Pflichten vollauf.

14. August.

Ich war zwei Tage in Kuxhaven zu einer recht interessanten Angriffsübung, für die Truppen von mir gestellt wurden. Der Kaiser, den man erwartet hatte, war nicht gekommen. Eigentümlich und gleichzeitig traurig:

---

[1]) Am 10. August.

[2]) Josef Freiherr v. Ellrichshausen-Assumstädt (Württemberg) Oberst a. D., ein Freund des Verfassers.

[3]) Pascal David.

[4]) Vermutlich durch den oben S. 256 Note 3 erwähnten Herrn Schüler.

[5]) Hauptmann (v.) E., Adjutant des Grafen Caprivi.

[6]) Geheimrat Konstantin Rößler, der Nachfolger Lindaus (vgl. Hammann, a. a. O., öfter).

[7]) Vgl. oben S. 252.

die Leute, die ich sprach, waren ganz zufrieden damit. Er hätte unbedingt die Leitung der Übung und damit ihren Nutzen gestört und sicherlich einzelne Offiziere verletzt und gekränkt.

Ich muß hier noch einiges nachholen, was ich vergessen hatte zu notieren. Engelbrecht erzählte mir, daß während des Besuches des Königs von Italien der Kaiser ihm gesagt habe: „Wenn Caprivi fortgeht, so kann ich Waldersee nicht zum Kanzler machen, da Holstein erklärt hat, dann nicht bleiben zu wollen. Diesen kann ich nicht entbehren, er weiß vortrefflich Bescheid, hat überall ausgezeichnete Quellen und versorgt mich mit Nachrichten; auch ist er ein vortrefflicher Mensch, der gar nichts will."[1]) [. . .]

Ich habe mich überzeugen können, welche vortreffliche Stellung sich Engelbrecht am italienischen Hofe gemacht hat, wie man ihn dort achtet und gleichzeitig über den Botschafter Solms gering denkt. Für Engelbrecht ist die Beseitigung Schloezers, mit dem er sehr befreundet war, sehr hart. Sie ist wahrscheinlich auch ein großer Fehler. Schloezer ist ein kluger Mann, völlig den verschlagenen päpstlichen Diplomaten gewachsen und hat eine seltene Personenkenntnis. Daß Holstein an seinem Sturz arbeitete, ist mir seit Jahren bekannt, ich wußte aber auch, daß der Kaiser immer gegenhielt. Nun scheint man ihn doch weich gemacht zu haben. Schloezer ist ganz einfach geschrieben worden, er habe, da siebzig Jahre alt, den Abschied einzureichen.[2]) Der ganz [. . .] gewordene Münster ist mehrere Jahre älter! Schloezers Nachfolger, v. Bülow,[3]) ist ein kreuzbraver Mann, aber für Rom ganz ungeeignet, geht nebenbei sehr ungern aus Bern fort. Eine Ursache zu der ganzen Verschiebung war der Wunsch, den General Wedel unterzubringen.

Die andere Verschiebung Stumm, Radowitz, Radolin ist nicht minder unschön. Stumm, einer unserer besten Diplomaten und sehr ehrenwerter Mann, mußte allerdings seiner Augen wegen einige Monate Urlaub haben, wäre aber ganz gern im Dienst geblieben. Da nun Holstein seinen Intimus Radolin gut versorgen wollte und wußte, daß der Kaiser diesem sehr wohlgeneigt ist, so mußte Stumm den Abschied nehmen und Radowitz, ohne eine Ahnung davon, daß er versetzt werden sollte, nach Madrid. Dieser läßt sich die Reduzierung gefallen, weil er nicht vermögend genug ist, um abgehen zu können. Auf den wichtigen Posten in Konstantinopel einen so unbedeutenden Mann zu setzen wie Radolin, ist geradezu strafbar. Von den jetzigen Botschaftern sind Solms und Radolin Geschöpfe Holsteins, Münster folgt ihm auf jeden Wink, und Hatzfeldt ist sein alter Freund.

[1]) Vgl. jedoch die von J. Haller aus Briefen mitgeteilten Urteile Holsteins über den Kaiser im „Roten Tag" vom 29. April 1922.

[2]) Vgl. „Kurd von Schloezer, Ein Lebensbild" von [seinem Neffen] P. Curtius (1912), S. 137 ff.

[3]) Alfred v. Bülow, bis dahin Gesandter in Bern.

Caprivi beschäftigt sich, wie ich in Berlin im Juni merkte, immer mehr mit der Armee. Jetzt hat er den General Goßler zum Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements [1]) gemacht und verhandelt mit diesem über den Kopf Kaltenborns hinweg. Ferner versucht er Einfluß auf die Landesverteidigungskommission und durch Vorlegung wichtiger Fragen an diese auch auf die Kriegführung zu gewinnen. Erlaubt Schlieffen, daß der Kaiser bei Vorschlägen über die Kriegführung noch andere hört, so ist er nicht mehr Generalstabschef. Wird die Landesverteidigungskommission mit dergleichen beschäftigt, so ist ein Hofkriegsrat in aller Form fertig.

*

An meinen Generaladjutanten, General der Kavallerie, Grafen v. Waldersee, Kommandierenden General des IX. Armeekorps.

Auf [2]) Ihren Bericht vom 5. d. M. zu Ihrer Beschwerde über die Angriffe, welche Sie in der Tagespresse erfahren und zu deren Begründung Sie Mir fünf Zeitungsausschnitte vorgelegt haben, kann Ich Ihnen nur beipflichten, daß jene journalistischen Äußerungen völlig angetan sind, Sie zu einem politischen General zu stempeln; daß eine „Walderseehetze" vorliege, habe Ich aus den Anlagen nicht ersehen können. Nach Ihrem Berichte haben Sie keinen Anlaß zu den eingangs erwähnten Verleumdungen gegeben, indes kann Ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Verhalten der Tagespresse und deren Korrespondenten gegenüber von Mir mißfällig bemerkt worden ist.[3]) Wenn Sie sich von der Tagespresse und deren Korrespondenten gänzlich fernhielten, so würde auch der Schein vermieden, als wollten Sie eine politische Rolle übernehmen.

Sie beschweren sich aber nicht nur über Angriffe in der Presse, sondern rufen auch Meinen Schutz dagegen an. Diesen letzteren würde Ich Ihnen gern gewähren, muß dazu aber fordern, daß Sie Mir nicht bloße Andeutungen machen, sondern Ihre vermeintlichen Angreifer nennen oder die „eine Stelle" bezeichnen, von welcher Sie annehmen, daß die Angriffe ausgehen. Ohne solche Angaben stellt Ihre Beschwerde, wie Sie sich selbst sagen können, Mir Zumutungen, welche unerfüllbar sind. Ich kann es aber nicht billigen, daß Sie von dem Augenblick an, wo Sie Mir schreiben, daß Staatsinteressen es erheischten, gegen die Zeitungen einzuschreiten

[1]) Im Kriegsministerium. (Vgl. o. S. 219.)

[2]) Die folgende Kabinettsorder ist hier eingefügt.

[3]) Die damalige sehr unfreundliche Stimmung des Kaisers gegenüber dem Verfasser erhellt auch aus gewissen Marginalien zu Preßausschnitten, welche dem Monarchen in diesen Sommermonaten vorlagen. (Jetzt bei den Akten des Auswärtigen Amts.) Unter anderem war der Kaiser überzeugt, daß Graf W. auf die Nachfolge Caprivis spekuliere.

oder gegen Sie ein Verfahren einzuleiten, gegen Ihnen wohlbekannte Zeitungskorrespondenten Äußerungen fallen lassen, von denen Sie, bei Ihrer Kenntnis von der Bedeutung und den Verhältnissen der Presse, wissen mußten, daß sie ihren Weg in dieselbe finden würden. Sie hatten lediglich meine Entscheidung abzuwarten, ob Ich Meine Regierung beauftragen würde, weitere Schritte in dieser Sache zu tun, oder ob Ich Ihnen anheimstellte, gegen die betreffenden Zeitungen auf Grund des Strafgesetzbuches vorzugehen.

Es ist Mein Wille, daß keiner Meiner Offiziere ohne Meine Genehmigung in Verbindung zur Tagespresse tritt, um vermeintliche Angriffe abzuwehren oder seinen Anschauungen Eingang in die Öffentlichkeit zu verschaffen. — Potsdam, den 24. August 1892.

Wilhelm
R.

26. August.

Zu der Kabinettsorder vom 24. August 1892.

„Wenn Sie sich von der Tagespresse und deren Korrespondenten gänzlich fernhielten, so würde auch der Schein vermieden, als wollten Sie eine politische Rolle übernehmen."

Ich werde ohne jeglichen Grund, ohne mich mit irgendeiner Zeitung oder einem Korrespondenten eingelassen zu haben, in nichtswürdigster Weise von einer ganzen Reihe von Zeitungen angegriffen und bekomme dann zu hören, ich hätte den Schein erweckt, als wollte ich eine politische Rolle spielen! Das nennt man die Wahrheit auf den Kopf stellen!

Der Kaiser hat mein Verhalten der Tagespresse gegenüber mißfällig bemerkt, er verschweigt mir aber, was er bemerkt hat. Ich habe der Presse gegenüber überhaupt kein Verhalten gehabt, es müßte denn strafbar sein, daß ich Zeitungen lese.

Wenn das Verhalten der Zeitungen gegen mich keine „Hetze" gewesen sein soll, so möchte ich wissen, was eine solche ist. Jedermann gibt mir zu, daß es sich um einen von Personen des Auswärtigen Amtes geleiteten systematischen Preßfeldzug gegen mich gehandelt hat. Wahrscheinlich ist der eigentliche Macher der Herr v. Holstein, der unter allen Umständen Caprivi halten will, weil er, solange dieser Kanzler ist, tatsächlich das Auswärtige Amt leitet.

Der Kaiser erkennt an, daß die Zeitungsartikel die Tendenz verfolgen, mich zu einem politischen General zu stempeln, er denkt aber nicht daran, auf meine Beschwerde einzugehen und ein Verfahren gegen die Zeitungen einleiten zu lassen! Hat er etwa um die Angriffe gewußt und sie mir gegönnt? — Wohin trieben wir, daß ich solchen Verdacht hegen kann!

Wahrscheinlich glaubte Hahnke bei Abfassung der Order, sie werde mich zum Abschiedsgesuch veranlassen. Ich werde ihm aber diesen Gefallen jetzt nicht tun. Der Kaiser, davon bin ich überzeugt, hat solche Gedanken nicht gehabt. Bei einer Aussprache würde es mir zweifellos gelingen, ihn völlig umzustimmen.

Obwohl ich in meinem Schreiben deutlich erklärte, daß ich keine „Beschwerde“ beabsichtigt habe, spricht die Order mit Vorliebe von einer solchen. Ich vermute, daß der Kaiser meine Briefe gar nicht oder wenigstens nicht gründlich gelesen hat. Wie muß aber dann das Gefühl der Unsicherheit zunehmen! Das ist nicht die Art, wie Könige Herzen gewinnen und Menschen an sich fesseln.

*

Ludwigslust, 29. August.

Gestern mittag reiste ich von Altona hierher, um die 17. Kavalleriebrigade zu besichtigen. Der Großherzog hatte mich eingeladen, im Schlosse zu wohnen.

Er kam gleich nach meiner Ankunft zu mir, um zu sagen, daß man in Mecklenburg die größten Besorgnisse habe, die Choleragefahr könne durch die bevorstehenden Manöver gesteigert werden. Augenscheinlich hoffte er, ich würde diese abbestellen. Als ich ihm meinen Standpunkt auseinandersetzte, war er durchaus verständig, meinte, er würde an meiner Stelle wohl ebenso denken, und bat mich nur, mich in seine Lage als Landesherr zu versetzen. Ich redete ihm zu, seine Absicht, an den Kaiser zu schreiben, auszuführen, nur dabei zu erwähnen, daß nach meiner Meinung noch keine Veranlassung bestehe, die Manöver abzusagen. Spät abends kam er noch einmal zu mir, um mir das Konzept seines Briefes an den Kaiser vorzulesen, womit ich mich völlig einverstanden erklärte. Augenscheinlich ist man in Mecklenburg übertrieben aufgeregt und denkt nebenbei auch, durch viel Geschrei die unbequemen Manöver loszuwerden.

Merkwürdig, auch der Großherzog sprach mich auf meine Kanzlerkandidatur an, allerdings in anderem Sinne als die meisten Leute sonst: es würde ihm sehr leid tun, mich hier zu verlieren.

Reuß[1]) bleibt nun doch; der Großherzog weiß hier gut Bescheid. Der Kaiser, der sich, wie die Welt jetzt zu bemerken beginnt, von jedem leichten Herzens trennt, hätte jenen nicht einen Tag gehalten. Die zum Abschied drängende Prinzeß[2]) hat sich nunmehr wieder beruhigt.

---

[1]) Vgl. oben S. 248.

[2]) Die Gemahlin des Botschafters, Prinzessin Marie, eine Tochter Karl Alexanders von Sachsen-Weimar, des Schwagers Kaiser Wilhelms I., († 1922) war eine Anhängerin Bismarcks.

Der Kommandierende General des XI. Armeekorps, v. Grolman, hat kürzlich aus Gesundheitsrücksichten um seinen Abschied, er erhielt die Genehmigung tags darauf, man sagt sogar, telegraphisch. Sein Nachfolger wurde Wittich. Durch dessen Entfernung aus der Umgebung des Kaisers ist etwas Gutes erreicht. Die erste sichtbare Spur Philipp Eulenburgischer Initiative! Die Entscheidung fiel auf der Nordlandsreise. Der Kaiser erklärte mit Bezug auf Wittich: „Ich habe diesem, Poltron, das XI. Armeekorps gegeben." Wahrlich sehr schmeichelhaft für alle Kommandierenden Generale, die Armee und das XI. Armeekorps. Mit Grolman scheidet wieder einer unserer besten Generale aus, einer der wenigen, die das Zeug hatten, eine Armee zu führen. Bronsart I, Verdy, Leszczynski, Grolman — das sind Verluste, die leider durch den Nachwuchs nicht gedeckt werden.

Altona, 31. August.

Von der Besichtigung der 33. Brigade Rückkehr hierher wegen mannigfacher, durch die Cholera nötig werdender Anordnungen. Infolge der Epidemie, die am 27. ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint, lastet ein unheimlicher Druck auf der Bevölkerung: die Eisenbahnzüge nach Hamburg sind leer, die von Hamburg überfüllt, minimaler Verkehr im Hafen, geschlossene Geschäfte, leere Hotels und Vergnügungslokale, arbeitslose Menschen, die leider nun in die Umgegend strömen. Es hat sich später herausgestellt, daß am 27. August 1100 Erkrankungen und 479 Todesfälle gewesen sind.

Schwerin, 2. September.

Seit gestern abend bin ich hier und hoffe, Altona, wo die Cholera alles andere beherrscht, bis zum Manöverschluß fernbleiben zu können.

Zielonna,[1]) 24. September.

Caprivi rühmt sich, der Gedanke, die Kaisermanöver abzubestellen, sei von ihm ausgegangen. Ob er es heute noch tut, nachdem in den betreffenden Gebieten[2]) nirgends Cholera aufgetreten ist, weiß ich nicht. In der Armee ist das Abbestellen überall als Schwäche ausgelegt worden. Sehr wahrscheinlich haben dabei noch zwei Umstände mitgespielt. Es ist dem Kanzler bekannt gewesen, daß der Großherzog von Baden und der König von Württemberg, ich glaube auch der König von Sachsen, den Kaiser bitten wollten, an der dreijährigen Dienstzeit festzuhalten und sich mit Bismarck

[1]) Bei Stahlhammer, im Regierungsbezirk Oppeln, wo Verfasser zur Jagd bei dem ihm befreundeten Grafen Henckel weilte.

[2]) Der Rheinprovinz.

auszusöhnen. Außerdem konnte Caprivi nichts daran liegen, den Kaiser die üble Stimmung dort[1]) erkennen zu lassen. In der Presse findet die Militärvorlage, obwohl man sie noch nicht näher kennt,[2]) meist eine sehr abfällige Beurteilung; man erschrickt über die Höhe der zu fordernden Summen.

25. September.

Ich bin überrascht worden durch eine Kabinettsorder, in der mir der Kaiser seine Anerkennung über mein Verhalten bei der Choleraepidemie ausspricht. Leider machte die Order nur einen geringen Eindruck, sie hat mich mehr interessiert als gefreut, weil ich zu dem hohen Herrn kein Vertrauen mehr besitze.

Lautenbach, 2. Oktober.

Am 30. verließ ich Zielonna. Graf Henckel übernimmt im Verein mit Fürst Fürstenberg, dem Herzog von Ujest und Herrn v. Hansemann[3]) die Münchener „Allgemeine Zeitung", die zum 1. Dezember nach Berlin übersiedelt. Sie wird etwa im bismarckischen Sinne redigiert werden, also wohl dieselbe Haltung wie bisher bewahren. Der neue Kurs soll gründlich angefaßt, namentlich auch das Miquelsche Steuerprogramm scharf kritisiert werden.

4. Oktober.

Morgen wollen wir nach Altona zurück. Ich bin sehr erfreut, daß Marie ohne Zagen[4]) mich begleiten will. Sie weiß, daß sie dahin gehört, wo mein Amt mich hinruft, und vor allem, daß unser Leben in Gottes Hand ruht.

Altona, 7. Oktober.

Lucanus hat vor einigen Tagen zu Schottmüller[5]) geäußert, der Kaiser sehe mich noch immer als die ultima ratio an, ginge es gar nicht mehr, so würde er mich zum Kanzler machen. Das ist eine schöne Aussicht. Wenn die Karre so tief im Dreck sitzt, daß sie niemand mehr herausholen will, soll ich vorgespannt werden!

13. Oktober.

Ich war zwei Tage in Hannover und hatte dabei eine lange Unterredung mit Bennigsen. Er sieht die Lage sehr ernst an und erwartet für

---

[1]) In Süddeutschland.

[2]) Sie wurde erst am 23. November im Reichstag eingebracht.

[3]) A. v. Hansemann, Geh. Kommerzienrat, Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft, war nach einer späteren Aufzeichnung des Verf. „besonders als Geldgeber" beteiligt.

[4]) Wegen der Cholera.

[5]) Nach dessen Brief vom 2. Oktober.

den Winter schwere Kämpfe. Nach seiner Angabe geht es Miquel gut; dieser steht aber noch immer mit Caprivi auf einem sehr kühlen Fuß. Bennigsen sagte: „Der Kanzler ist eine gar zu mißtrauische Natur;" er hat darin gewiß recht. Caprivi hat sich mehrere Offiziere verschrieben, die für die zweijährige Dienstzeit in der Presse agitieren sollen;[1]) nach meinem Gefühl ein nicht unbedenklicher Vorgang.

14. Oktober.

Der Kaiser ist in Wien und wurde, wie es scheint, glänzend empfangen. Die Zeitungen strotzen von Byzantinismus und feiern ihn als einen der größten Monarchen; diese maßlosen und sinnlosen Schmeicheleien tun etwaiger Selbstbesinnung und Einkehr größten Schaden. Leider fehlt es ja auch bei uns nicht an dergleichen.

15. Oktober.

Die Angriffe des elenden Kerls Ahlwardt[2]) müssen belastendes Material gegen unsere Gewehrfabrikation ans Licht gebracht haben, denn das Verfahren ist eingestellt worden.[3])

19. Oktober.

Seit zwei Tagen machte sich in gewissen Zeitungen die Ansicht bemerkbar, daß der Kaiser die Militärvorlage nunmehr vollzogen habe, wobei behauptet wurde, daß er fest entschlossen sei, mit Caprivi durch dick und dünn zu gehen; ich wollte es noch nicht glauben, habe nun aber heute die traurige Wahrheit erfahren. Der Kaiser hat völlig die Waffen gestreckt und ist plötzlich zu einem entschiedenen Anhänger der zweijährigen Dienstzeit geworden! In dem Bestreben, die Verantwortung auf andere abzuwälzen und dank der Fähigkeit, sich selbst etwas vorzutäuschen, erklärt er jetzt, er habe gar nicht gewußt, daß unsere Infanterie nicht drei, sondern nur zweieinviertel Jahre diene. Die Vorlage sei ebenso zweckmäßig als notwendig und auch durchführbar. Er, der sich einbildete, die Armee genau zu kennen, befindet sich über eine der wichtigsten Fragen dieser Armee völlig im unklaren. In Wahrheit hat Caprivi ihn getäuscht. Die Einstellung der 18000 Rekruten mehr vor zwei Jahren war nichts als ein Schritt zur zweijährigen Dienstzeit hin. Das hat der Kaiser gar nicht bemerkt. [...] Sicher ist nun, daß Caprivi für die nächsten Monate wieder fest im Sattel sitzt.

---

[1]) Siehe unter dem 3. Dezember.
[2]) In seiner Broschüre „Judenflinten". Vgl. Schultheß, a. a. O. (1892), S. 100.
[3]) In Wirklichkeit begann der Prozeß gegen den Rektor Ahlwardt am 29. November und endete mit dessen Verurteilung.

Am liebsten machte ich jetzt Schluß mit meiner militärischen Laufbahn. Wenn ich es nicht tue, so liegt der Grund darin, daß mir bei dem Charakter des Kaisers in kurzer Zeit ein völliger Umschlag möglich erscheint.

1. November.

Ich war am 29. nach Berlin gefahren, um einer Sitzung im Offiziersverein beizuwohnen, blieb den Sonntag dort und machte am Montag, vom Kaiser eingeladen, die schöne Feier zur Wiederherstellung der Wittenberger Schloßkirche mit. Daß ein mächtiger Kaiser, umgeben von den evangelischen deutschen Fürsten und Vertretern der ausländischen evangelischen Souveräne öffentlich sich zu seinem Glauben bekennt und verkündet, in Glaubenssachen solle kein Zwang, sondern die freie Überzeugung des Herzens entscheiden, erfüllte mich mit Dank gegen Gott. Gegen die katholische Kirche wurde die denkbar größte Mäßigung geübt — wahrlich ein edler Zug nach den Mainzer Vorgängen.[1]) Die ungläubigen Evangelischen werden ohne Frage die Rede des Kaisers in dem Sinne auszubeuten versuchen, daß auch ihre Auffassung als evangelisch anerkannt sei; diesen Leuten ist nicht zu helfen, man kann sie nur bedauern. Ich hoffe, daß die orthodoxe Richtung sich nicht verletzt fühlt; sollte das der Fall sein, so kann ich mich zu ihr nicht rechnen.

In Berlin habe ich natürlich viel über die Militärvorlage zu hören bekommen. Ich weiß nun genau, daß Caprivi niemanden gefragt hat, auch nicht einmal den Chef des Generalstabes, sondern alles mit dem General Goßler abmachte. Der Kriegsminister rechnet kaum noch mit. Es macht sich daher in der Armee bereits eine erhebliche Verstimmung geltend. Die Kommandierenden Generale werden gehört, wenn es sich um neue Feldflaschen oder dergleichen handelt, wenn es aber das Wohl und den Bestand des Vaterlandes gilt, nicht! Der Kaiser nimmt die Sache natürlich zunächst sehr leicht. Ich hatte eine lange Unterhaltung mit Lucanus, der sich bitter über die zunehmende Arbeitsunlust des Monarchen beklagte.

2. November.

Ich habe einen Bericht aus Paris gelesen, nach welchem man dort über den Umfang unserer Militärvorlage sehr erstaunt, vielleicht erschreckt ist. Gewisse Stimmen wünschen die baldige Entscheidung. Von anderer Seite höre ich, daß die Franzosen bereits nicht mehr bloß vom Wiedergewinnen der Reichslande, sondern vom linken Rheinufer sprechen. Kann man es ihnen verdenken? Trotzdem glaube ich noch nicht an baldigen Krieg. Ich täuschte mich da früher; der Teil unserer Feinde hat ganz

[1]) Bezieht sich auf die Forderungen des Katholikentages in Mainz (Ende August).

recht, der sagt: „Wir müssen warten, in Deutschland entwickelt sich alles zum Schlechten, unser Weizen blüht allmählich auf.“

4. November.

Das Auswärtige Amt hat die „Kreuzzeitung“ dafür gewonnen, den bisherigen Gesandten beim Vatikan, Schloezer, zu schmähen. Es wird behauptet, dessen Abberufung sei durch einen diplomatischen Mißerfolg veranlaßt, den ein katholischer Theologe, Professor Krauß in Freiburg, aufgedeckt habe. Das bedeutet eine krasse Unwahrheit, und es ist skandalös, daß sich die „Kreuzzeitung“ bereitfinden läßt, sie zu verbreiten. Die Wahrheit ist, daß Holstein seit vier Jahren am Sturze Schloezers gearbeitet, und daß man diesem nichts anderes als seine siebzig Jahre vorgeworfen hat.[1]

5. November.

Ganz augenscheinlich will Bismarck in der Militärvorlage Opposition machen,[2] wohl hauptsächlich, um Caprivi zu Fall zu bringen. Die Stimmung des Kaisers wird auf diese Weise natürlich noch feindseliger gegen den Fürsten werden. Ich habe die Absicht, ihn in Friedrichsruh, wohin er wohl nächstens wieder kommt, nicht zu besuchen. Ich glaube übrigens, daß er dies auch ganz natürlich finden wird.[3] Gern erkenne ich an, daß Bismarcks Streben immer gewesen ist, mit Rußland wieder auf einen guten Fuß zu kommen, und daß er Österreich uns gegenüber nicht hätte so groß werden lassen, wie es jetzt ist. Aber auch er kann den Beweis nicht erbringen, daß er Rußland wieder versöhnlich gestimmt haben würde. Die ganze Schuld für die jetzige Lage dem neuen Kurse aufzuhalsen, ist unredlich.

Höchst bezeichnend für unsere Zustände ist es, daß der Polizeipräsident v. Richthofen glaubt, eine kurze Unterhaltung, die ich bei der Wittenberger Feier mit ihm gehabt habe, könne ihm übelgenommen worden sein. Für möglich muß ich es leider halten. Warnte mich doch auch ein guter Bekannter aus des Kaisers Umgebung unlängst davor, mit ihm zuviel und namentlich laut zu sprechen. Sonst komme ich in Verdacht, und hört es Kessel, der sehr scharfe Ohren hat und sie immer spitzt. Dabei zeigte er auf den Genannten, der nicht weit von uns stand.

---

[1]) Über das Verhältnis Schloezers zu Holstein und Krauß vgl. P. Curtius, C. v. Schloezer, S. 139 f.

[2]) Vgl. die beiden Artikel der „Hamburger Nachrichten“ vom 10. und 11. November bei H. Hofmann, a. a. O., II, 162.

[3]) Hierin täuschte sich der Verfasser sehr. Vgl. Bismarcks Äußerung zu Hermann Hofmann (a. a. O., I, S. 196).

13. November.

Vor einiger Zeit war Loë in Berlin und nahm an einem Schießen der Schießschule teil, zu dem auch der Kaiser erschien. Zur Meinungsäußerung aufgefordert, tat Loë das in einer für den Kaiser recht schmeichelhaften Weise. Dieser war natürlich auf das angenehmste berührt. Ich würde den Umstand gar nicht erwähnen, wenn man nicht mehrfach Loë als Reichskanzlerkandidat bezeichnete. Er ist kein ultramontaner Katholik, immerhin mit vielen Ultramontanen verwandt und bekannt. Er würde gewiß danach streben, sie mit dem Staate auszusöhnen, aber bald genug erfahren, daß mit der allmählich völlig demokratisch gewordenen Geistlichkeit nichts zu machen ist. Mich würde seine Ernennung wirklich freuen. Dann hörte auch das Gerede von meiner Kandidatur endlich auf.

Ich lese jetzt gerade die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Gneisenau [1]) und finde da manche frappante Ähnlichkeiten in der Stimmung aus den Jahren 1808—1812. Man sah, wie ein schwaches und schwankendes Regiment das Land allmählich, aber sicher den Franzosen preisgab, sah den finanziellen Ruin — der ja tatsächlich bei zahllosen Gutsbesitzern eingetreten ist — vor Augen, sah, wie der Handel durch die Kontinentalsperre zugrunde gehen mußte, und vermißte ein klares Ziel. In allen Bevölkerungskreisen, die Armee nicht ausgeschlossen, herrschte eine recht schlechte Stimmung. —

Öfter hört man jetzt bei uns: „Le roi s'amuse!" Das bezieht sich wohl auf die seit Mitte September ununterbrochen andauernden Jagdreisen. Früher gab es von Ende Oktober bis Mitte Dezember höchstens eine Jagd wöchentlich, jetzt sind es stets zwei, so daß von den sieben Tagen mindestens vier dem Vergnügen gewidmet sind. Sozialisten und Fortschrittler sollen schon seit langer Zeit darüber Buch führen, wieviel Zeit der Kaiser wohl auf Vorträge verwenden kann.

18. November.

Wieder einmal scheint eine Preßhetze gegen mich im Gange, wie mir ein heute eingetroffener Artikel der „Frankfurter Zeitung",[2]) die sich jetzt zu Reptiliendiensten hergibt, beweist. Die Mache vom Auswärtigen Amte ist unverkennbar; man erregt sich dort über die Loësche Kandidatur und darüber, daß ich mit dem Kaiser in Blankenburg [3]) gesprochen haben könnte. Wenn gesagt wird, nach zuverlässiger Beobachtung von Augenzeugen sei die Neigung [4]) zu politischen Gesprächen eine so einseitige gewesen, daß ihr der andere Teil immer wieder durch eine Unterhaltung

[1]) Gemeint ist wohl das 1891 in 2. Auflage erschienene Werk Hans Delbrücks, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt Gneisenau. 2 Bde.
[2]) Abendblatt vom 16. November.
[3]) Verfasser weilte in Bl. a. H. am 24. und 25. Oktober zur Jagd.
[4]) Des Verfassers.

über die Cholera habe ausweichen müssen, so bin ich nicht einen Augenblick im Zweifel, daß Caprivi den Kaiser fragte, ob und was dieser mit mir gesprochen habe. Beobachter kann es nämlich kaum gegeben haben. Der Kaiser hat mich, abgesehen von der ersten Begrüßung, bei der er mich mit einem Scherz über die Cholera anredete, und dann im Walde, als er mir seine Hirsche zeigte, nur bei den Diners angesprochen. Ich saß an der sehr breiten Tafel dem Prinzen Albrecht gegenüber, rechts vom Prinzen der Kaiser, links Fürst Stolberg, links von mir der Hofmarschall, rechts (weil dort eine Ecke) niemand. Es spielte, allerdings gedämpfte, Tafelmusik. Natürlich konnte ich unter solchen Umständen den Kaiser überhaupt nicht ansprechen, sondern wartete, bis er es tat. Daß von Politik über Tafel nicht die Rede sein kann, liegt doch auf der Hand. Die „Frankfurter Zeitung" hat also ihre angebliche Wissenschaft vom Auswärtigen Amte, das ja Herr Stein[1]) täglich besucht, souffliert erhalten.

1. Dezember.

Die Ernennung Werders[2]) zum Botschafter in Petersburg ist auf Wunsch des Zaren erfolgt, demnach als ein Zeichen anzusehen, daß er wenigstens mit uns zunächst in gutem Verhältnis leben will. Von Einfluß mag auch sein, daß die Zustände in Frankreich, einschließlich jetzt des Panamaskandals, ihn anwidern. Auch die nach Paris gehenden Großfürsten beklagen sich über die Zudringlichkeit und Taktlosigkeit der Franzosen, die sie in ihrem Vergnügen stört.

3. Dezember.

Bei der Militärvorlage wird es wohl, wie ich seit geraumer Zeit annehme, zu einem Kompromiß kommen auf Grund der gesetzlichen zweijährigen Dienstzeit und gewisser Abstriche. Das wäre ein sehr betrübendes Resultat, namentlich weil dann Caprivi am Ruder bleiben dürfte. Der berüchtigte Artikel im „Militär-Wochenblatt"[3]) ist auf Befehl Caprivis von einem der jetzt bei ihm literarisch tätigen Offiziere, Keim oder Kuntze, auf Grund von Material aus dem Generalstabe geschrieben und von Caprivi gutgeheißen. Der Kanzler aber erklärt, den Verfasser nicht zu kennen!

7. Dezember.

Im Prozeß Ahlwardt zeigt sich das Gericht so parteiisch gegenüber dem Angeklagten, daß es sogar von der jüdisch-liberalen „Frankfurter Zeitung" scharf getadelt wird.

---

[1]) Der Vertreter der „Frankfurter Zeitung" in Berlin, August Stein.
[2]) Der schon erwähnte, frühere Militärbevollmächtigte in Petersburg.
[3]) „Truppenzahl und Truppengüte." (M.-W.-Bl. 1892, Sp. 2623 ff. und 2645 ff.)

Hahnke hat mit dem General Bronsart lange über mich gesprochen und dabei gesagt, der Kaiser habe alles Vertrauen zu mir verloren und sehe in mir einen zweiten Bismarck erwachsen. Es sei erwogen worden, ob ich in meiner Stellung belassen werden könnte. Die Einladung nach Springe[1]) sei nur erfolgt, weil ich alle Jahre dort gewesen und doch wahrscheinlich zum Ulanendiner[2]) erschienen wäre. Ich gestehe, daß ich bei allem Mißtrauen doch nicht geglaubt hatte, daß es schon soweit gekommen sei. Soweit haben es Verleumdung und Hetzereien gebracht.

Ganz zufällig kam mir ein Artikel der „Kölnischen Zeitung" in die Hand, der auf mich gemünzt ist und sicherlich aus der Wilhelmstraße stammt. Sie bringen dem Kaiser bei, ich hätte auch in der Affäre Ahlwardt die Hände.[3]) Vielleicht ist es doch das beste, ich ergreife die Initiative und verlange meinen Abschied. Bei der Charakteranlage des Kaisers und bei der Niedertracht gewisser entscheidender Persönlichkeiten und dem durch sie gehandhabten Preßapparat ist auf die Dauer nicht zu bestehen. Sie ruinieren schließlich jede Existenz, gegen die sie zu Felde ziehen. Und doch, wie leicht kann sich auch wieder das Blättlein wenden!

12. Dezember.

Hahnke hat in Hannover mit Bronsart über dessen Generalstabschef Liebert gesprochen; es sei unangenehm aufgefallen, daß Liebert nach Zahns Tode sofort nach Mainz geeilt sei, um Beschlag auf dessen Papiere zu legen, die eigentlich dem Generalstabe hätten überreicht werden müssen. Ein Beweis dafür, wie jeder verfolgt wird, der Beziehungen zu mir haben könnte. Was Lieberts Reise nach Mainz anlangt, so ist sie erfolgt auf Grund eines Telegramms von Frau Zahn, das den Tod ihres Gatten meldete und um schleuniges Kommen bat. Liebert hat dann die hinterlassenen Papiere geordnet, militärische Schriften dem Generalstabe eingeschickt, meine Briefe mir zurückgegeben. Alles andere wurde verbrannt. Ich habe dies beklagt, weil sich darunter Briefe befanden, die zur Rechtfertigung Zahns hätten benutzt werden können, wie z. B. solche vom Geheimrat Lindau etwa des Inhalts: „Der Kaiser hat mir befohlen, in der Presse gegen die russischen Truppenverstärkungen im Westen vorzugehen, haben Sie die Güte, mich mit dem nötigen Material zu versehen."[4])

---

[1]) Am 9. und 10. Dezember. Dem Verfasser fiel dort auf, daß der Kaiser sich auf keine Aussprache einließ.

[2]) Beim 13. Ulanenregiment in Hannover. Das Diner fand am 7. Dezember statt.

[3]) Der betreffende Artikel (datiert: Berlin, 6. Dezember) erwähnt lediglich, daß an „ernsthaften Stellen" vielfach geglaubt werde, die Ahlwardtbroschüre („Judenflinten") habe „einem aktiven und sehr hohen Offizier, der den Linientruppen angehört", vorgelegen.

[4]) Vgl. o. S. 200.

14. Dezember.

Aus zuverlässiger Quelle wurde mir mitgeteilt, daß man im Auswärtigen Amte die Meldung empfangen habe, ich sei unlängst in Berlin im Hotel Monopol mit Scheibert zusammengetroffen. Die Tatsache ist richtig, es war bei meiner Durchreise nach Neudeck.[1]) Jetzt werden also bei uns schon die Kommandierenden Generale polizeilich überwacht, und das Auswärtige Amt läßt sich dergleichen zutragen! Dahinter steckt der Wunsch, mich mit den Artikeln der „Kreuzzeitung" über die Militärvorlage[2]) — auch beim Kaiser — zu identifizieren.

15. Dezember.

Der Kanzler hat im Reichstage erklärt,[3]) jeder hochgestellte General habe die Möglichkeit, täglich direkt an den Thron seine Anschauungen in Dingen wie die Militärvorlage zu bringen; mit der Möglichkeit habe er aber auch die Pflicht, dies zu tun, wenn er in grundlegenden Fragen anderer Ansicht sei. Dabei weiß Caprivi ganz genau, daß es außerordentlich schwer ist, überhaupt an den Kaiser heranzukommen, dieser will ja eben niemanden hören, der abweichende Ansichten hat; würde man es schriftlich versuchen, so wäre eine ungnädige Aufnahme sicher. Daß er niemanden hören will, sieht man deutlich daran, daß niemand aus der Armee gefragt wurde. Selbst der Chef des Generalstabes hat von der Vorlage erst auf *seine Anfrage* im November Kenntnis erhalten.

Genau das Gegenteil von dem, was Caprivi sagt, ist richtig: wir haben uns *still* zu verhalten, *wenn wir nicht gefragt werden.*

23. Dezember.

Jetzt scheinen erneut Versuche gemacht zu werden, mich in die antisemitische Agitation zu verwickeln. Einer der Führer der Extremen, Böckel, wahrscheinlich ein Schuft erster Größe, behauptet, ich sei bei dem Diebstahl der Dokumente in Wesel, die beim Ahlwardtprozeß eine Rolle spielten, beteiligt usw. Andere Antisemiten nahmen mich in Schutz — kurz, ich werde auch hier wieder viel genannt.

26. Dezember.

Wie gewöhnlich, diesmal aber zu meinem Erstaunen, erhielt ich vom Kaiser ein Weihnachtsgeschenk. Ich dankte in folgendem Briefe:

---

[1]) In Schlesien, wohin sich Verf. Ende November zur Jagd begeben hatte.
[2]) Die sich gegen die zweijährige Dienstzeit richteten.
[3]) Am 13. Dezember.

Altona, 25. Dezember 1892.

Eure Majestät[1]) haben die Gnade gehabt, meiner auch an diesem Weihnachtsfeste zu gedenken, und lege ich für das wirklich wunderschöne Geschenk Eurer Majestät meinen ehrfurchtsvollen Dank zu Füßen.

Es berührt mich dieser Ausdruck Allerhöchster Gnade um so lebhafter, als zu meiner tiefen Bekümmernis Äußerungen dritter Personen die Besorgnis in mir haben aufkommen lassen, daß ich mich Eurer Majestät Vertrauens, welches mein höchster Stolz war, nicht mehr wie sonst zu erfreuen hätte. Ich bin auch deswegen, wie ja jeder Jahresschluß zu einer Selbstprüfung auffordert, diesmal besonders in mich gegangen.

Eure Majestät wollen die Versicherung huldreichst annehmen, daß ich mit reinem Gewissen daraus hervorgegangen bin. Ich habe die Überzeugung, Eurer Majestät gegenüber mir nichts haben zuschulden kommen lassen, weder in Gedanken, noch in Worten, noch in Werken!

Ich glaube meinen Dienst gewissenhaft und, soweit meine Fähigkeiten dies zulassen, erfolgreich getan und Eurer Majestät treu gedient zu haben, auch jederzeit bestrebt gewesen zu sein, Eurer Majestät Bestes im Auge zu haben. Mein alter Ehrgeiz und meine Überzeugung, zu Eurer Majestät Treuesten zu gehören, sind dieselben geblieben.

W.

Vielleicht führt dieser Brief zu einer Klärung der Verhältnisse. Ich wünsche dringend sie herbeizuführen, mag daraus werden, was will. Ich habe meine Worte genau überlegt und meine Sache in Gottes Hand gestellt.

30. Dezember.

Das kaiserliche Weihnachtsgeschenk an mich hat die Aufmerksamkeit der Presse erregt. Ich erfuhr das erst durch ein Schreiben Hahnkes, der mir im Auftrage des Kaisers mitteilte, ich befände mich hierdurch in einem Gegensatz zu allen übrigen Generalen und Admiralen, die ebenfalls beschenkt worden seien, ohne daß sich Kommentare daran knüpften. Der Monarch wünsche, derartige intime Vorgänge nicht an die Öffentlichkeit gebracht zu sehen. Daß ich von der Sache bis dahin selber nichts gewußt hätte, habe ich nach Berlin sogleich gemeldet. Wenn dort von solchen Bagatellen Notiz genommen wird, so weiß ich wieder einmal, woran ich bin.

31. Dezember.

Das alte Jahr geht zu Ende. Ich habe allen Grund, dem lieben Gott dankbar zu sein. Er hat mich mit meiner treuen Marie vereint gelassen,

[1]) Nach dem Konzept.

mir Gesundheit, irdische Güter und ein voll befriedigendes Amt geschenkt. Leider muß ich mir bei ernster Prüfung vieles vorwerfen. Am meisten diesmal wohl ungerechte Urteile und Bitterkeit gegen Mitmenschen. Zur Entschuldigung darf ich anführen, daß ich selbst viel Bitteres erleben mußte, insofern als mein Verhältnis zum Kaiser durch das Eingreifen bestimmter Persönlichkeiten ein schlechtes geworden ist.

1893

Altona, 3. Januar.

Beim Empfang der Kommandierenden Generale betonte der Kaiser, daß in Dingen wie die Militärvorlage seine Offiziere sich jeder Kritik enthalten müßten. Lebhafter werdend, erklärte er ungefähr: „Ich bringe die Vorlage durch, es koste, was es wolle, was weiß dieser Haufe von Zivilisten von militärischen Dingen. Ich lasse auch nicht einen Mann und nicht eine Mark und jage den halbverrückten Reichstag zum Teufel, wenn er mir Opposition macht!“ Wenn diese Worte bekannt werden!?

Ich speiste mit den Generalen, fühlte mich aber in dem Kreise nicht sehr wohl. Zu vertraulichem Gespräch waren nur Albedyll und Loë geeignet.

Unter anderem Klatsch wurde mir auch mitgeteilt, man erzähle sich in Berlin, ich hätte den Prinzregenten von Braunschweig — mit dem ich kein Wort über die Militärvorlage gewechselt habe — gegen dieselbe einzunehmen gewußt! Ich lachte natürlich über diese neue Albernheit. Als ich den Generalleutnant v. Winterfeld, Kommandeur der 20. Division und militärischen Ratgeber des Prinzen Albrecht, auf obiges Gerücht anredete, machte ich, ohne eigentlich einen Beleg dafür zu haben, den Zusatz: „Die Sache ist sogar dem Kaiser hinterbracht worden, Ihr Prinz wird sich recht freuen.“ Er erwiderte: „Man hat in der Tat dem Kaiser Meldung gemacht, ich bin aber dem unwahren Gerücht entgegengetreten.“ Auf meine Frage: „Glauben Sie, daß der Kaiser dies erfahren wird?“ sagte er: „Ich habe dafür Sorge getragen, und es ist bereits geschehen.“ Leider muß ich mir klarmachen, daß solche Schandtaten nur verübt werden können, wenn man weiß, die oberste Stelle ist für Verleumdung zugänglich. Hier liegt der Krebsschaden unserer Zeit.

6. Januar.

Beim Diner[1]) war der Kaiser mir gegenüber anscheinend unbefangen, die Kaiserin jedoch, die sich weniger verstellen kann, sichtlich beeinflußt.

---

[1]) Am 2. Januar im Schloß.

Der Flügeladjutant v. Moltke,[1]) ein kluger und mir wohlgesinnter Mann, bestätigte mir, daß der Kaiser eine Begegnung unter vier Augen durchaus vermeiden wolle. „Ich rate Ihnen," setzte er hinzu, „sich ganz zurückzuhalten, der Kaiser kommt von selbst und sucht Sie." Ich werde dafür sorgen, daß er mich sobald nicht wieder zu sehen bekommt.

Das Auswärtige Amt hatte das Original eines Briefes, den ich an ein Mitglied der Presse schrieb, schon zwei Tage darauf in Händen! Diese neueste Leistung erfuhr ich von einer Persönlichkeit aus der Umgebung des Kaisers, der es dieser selbst erzählte. Es handelt sich dabei jedenfalls um ein Schreiben an Herrn Schüler, den Schwager des Besitzers der „Frankfurter Zeitung" Sonnemann. Ich lernte jenen Herrn vor Jahren in der Schweiz kennen und habe mit ihm gelegentlich korrespondiert, dabei aber nur Dinge zur Sprache gebracht, deren Bekanntwerden ich verantworten konnte. Andererseits erhielt ich auf diesem Wege allerlei wertvolle Mitteilungen, so u. a., daß mich Caprivi in Engelberg beobachten ließe, daß der Berliner Vertreter der „Frankfurter Zeitung", Stein, in mehreren Ministerien, wie z. B. bei Miquel, Zutritt habe, im Auswärtigen Amte fast täglich empfangen werde und dort erfahren habe, wie man mich beobachtet und verfolgt. Die Verbindung mit Herrn Schüler als Quelle wollte ich mir gern erhalten. In einem meiner letzten Briefe habe ich übrigens die Haltung der Zeitung, ihre maßlosen Angriffe auf Caprivi gemißbilligt und erklärt, als General müsse ich, wenn auch in Einzelfragen abweichender Ansicht, doch dringend die Annahme der Militärvorlage wünschen. Entweder hat mich nun Herr Schüler verraten — was möglich wäre — oder er hat von unserer Korrespondenz leichtsinnigerweise Herrn Stein, dessen Charakter zur Genüge bekannt ist, Kenntnis gegeben.[2]) Bezeichnend ist vor allem, daß das Auswärtige Amt sich soweit erniedrigt, auf eine solche [. . .] einzugehen! Ein Privatbrief sollte doch ein Heiligtum sein. Wenn mir jemand dergleichen Indiskretionen anbieten würde, so müßte ich nach meinen Erziehungsgrundsätzen den Kerl die Treppe hinunterwerfen.

Daß General v. Plessen, ein ehrlicher Mann, Kommandant des Hauptquartiers geworden ist, freut mich. Ob er aber etwas nutzen kann, scheint fraglich. Ich glaube, er wird sich still verhalten.

7. Januar.

Loë sandte mir einen Zeitungsausschnitt,[3]) in welchem behauptet wird, der Schwerpunkt der kaiserlichen Ansprache an die Kommandierenden Generale habe in der scharfen Verurteilung des Widerstandes gelegen,

---

[1]) Der spätere Chef des Generalstabes.

[2]) Vgl. den Anhang unter Nr. II.

[3]) Aus einer liberalen Zeitung, vermutlich der „Vossischen".

den die Militärvorlage in Offizierskreisen finde; als Kern dieses Widerstandes bezeichnet man gleich darauf mich. Ich warte ab, ob ein amtliches Dementi erfolgt. Bleibt der Kaiser still, so muß Caprivi ihm dazu geraten haben. Wir wären dann soweit, daß die Welt sagen kann: Generale machen ihrem Kaiser Opposition, und er wagt nicht, sie zu bestrafen! Dann gäbe es für mich nur eine Erklärung: Man läßt die Presse mich angreifen und verschiebt den Schwerpunkt der kaiserlichen Ansprache in die Worte, die sich auf abweichende Meinungen in der Armee bezogen, um von ihrem eigentlichen Zentrum, jener Äußerung vom Wegjagen des „halbverrückten Reichstages", abzulenken. In diesem Falle will ich gern meine Haut zur Verfügung stellen, um das unermeßliche Unglück zu verhindern, welches ein Bekanntwerden der kaiserlichen Worte mit Sicherheit herbeiführen müßte!

14. Januar.

Caprivi hat vorgestern in der Kommission für die Militärvorlage sich hören lassen. Die ersten Nachrichten in den Zeitungen klangen mir so unglaublich, daß ich Näheres abwarten wollte. Nun scheint allerdings Wesentliches von ihm anders gesagt worden zu sein, trotzdem liegt nach meiner Ansicht große Ungeschicklichkeit vor. Österreichs orientalischen Interessen uns zu opfern, halte ich für verhängnisvollen Unsinn, desgleichen, sich mit ihm für alle Zeiten zu verbinden. Sein Zerfall schreitet langsam, aber sicher fort. Wenn ich auch zur Ehrenhaftigkeit Kaiser Franz Josephs großes Vertrauen habe, so doch gar nicht zu seinen Nachfolgern, und schließlich kann auch der Kaiser, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt, doch nicht anders, als die eigenen Interessen vor allem im Auge haben.

Eben las ich den Aufsatz „Kommende Männer" in der „Zukunft".[1]) Da ich natürlich darin eine Rolle spiele und die „Zukunft" als russisches und häufig von Bismarck inspiriertes Organ gilt, auch einige Male den Kaiser in sehr dreister Weise angegriffen hat, wird der Artikel sicherlich gegen mich ausgebeutet werden. „Wenn die Zeit der Enthüllungen", so heißt es da, „kommt, dann wird man auch erfahren, wie gegen den Mann in Altona mit Zeitungsausschnitten und Klatschgeschichten operiert worden ist, wie man ihm Fallen gestellt hat und ihn zur Strecke zu bringen eifrig versucht hat." — Hoffentlich regt sich daraufhin bei manch einem [...] das Gewissen.

16. Januar.

Von großem Interesse war es für mich zu erfahren,[2]) daß der Großherzog von Baden durch die Militärvorlage geradeso überrascht worden

---

[1]) I. Jahrgang. Heft 16.

[2]) Aus einem gleich darauf erwähnten Schreiben (vom 14. Januar) seines als Brigadekommandeur nach Karlsruhe versetzten Generalstabschefs v. Janson.

ist wie die Kommandierenden Generale; er mißbilligt sie natürlich ebenfalls, meint aber, da sie einmal eingebracht sei, müsse man auch wünschen, daß sie durchginge. Ich bin überzeugt, daß so wie er auch der König von Sachsen denkt.

Mein ehemaliger Generalstabschef v. Janson, der mich seinerzeit wohl mit einigem Mißtrauen empfing, nun aber sehr ungern verlassen hat, schreibt mir aus Karlsruhe über seine Berliner Eindrücke. Er warnt mich vor Goßler,[1]) der jedem erkläre, daß ich durch die konservative Partei oder Presse gegen die Militärvorlage agitiere.

18. Januar.

Nun hat sich auch Albedyll der Auffassung angeschlossen, daß Caprivi an den Preßangriffen auf mich beteiligt sein, mindestens um sie wissen muß.[2])

22. Januar.

Sehr vergnügt ist man in Berlin[3]) über den großen Erfolg, daß der russische Thronfolger zur Vermählung[4]) kommt. Schuwalow hat aber vor drei Tagen gesagt: „Wir schicken den Thronfolger, weil wir groß und mächtig genug sind, auf die törichten Reden eines Mannes[5]) nicht achten zu brauchen. Bei Dänemark[6]) liegt es anders, der König bleibt fort." Das ist sehr bezeichnend, wie überhaupt die Russen in Berlin sich maßlos breitspurig betragen sollen.

Der eigentliche Zweck meiner Reise war eine Besprechung mit dem neuen Kommandanten des Hauptquartiers, General v. Plessen, von der ich eine günstige Einwirkung auf mein Verhältnis zum Kaiser erhoffte. Das ist nun zunächst noch nicht in Erfüllung gegangen. Ich fand den General unter dem Eindruck der Hetzereien, von denen er nicht glauben wollte, daß sie sämtlich auf Niedertracht beruhten. Er war durchaus offen und behauptete auch, das wärmste Interesse für mich zu haben; er meint, ich müßte zweifellos gegen die Presse einschreiten, ist aber recht unklar in dieser Beziehung. Nach seiner Ansicht müßte ich auch vorsichtiger in meinem Verkehr sein. So sei es bedenklich gewesen, daß ich Anfang August den Großherzog von Baden in der Mainau besucht hätte. Ich

---

[1]) Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, General v. Goßler, der spätere Kriegsminister.

[2]) Brief Albedylls vom 16. Januar: „Ich muß doch auch sagen, daß das [die Zeitungshetze] doch kaum ohne sein [Caprivis] Wissen sein kann."

[3]) Verfasser war am 20. und 21. Januar dort gewesen.

[4]) Der Prinzessin Margarete, Schwester des Kaisers, mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen.

[5]) Des Grafen Caprivi.

[6]) Wo gewisse Äußerungen Caprivis in der Kommission zur Beratung der Militärvorlage starke Erregung hervorgerufen hatten.

wollte meinen Ohren nicht trauen. Der Großherzog, nach meiner Ansicht der zuverlässigste deutsche Fürst, scheint also gewissen Orts als ein sehr mißliebiger Herr zu gelten.

Weiter[1]) bemerkte Plessen, man sei der Ansicht, ich hätte mich mit zu vielen, nicht zu meinem Dienst gehörigen Dingen, wie z. B. auch mit Politik, Jagd usw., beschäftigt. Der Feldmarschall hätte das anders gemacht, er hätte sich ganz auf sein Geschäft konzentriert; ich sei zu exzentrisch in meiner Tätigkeit.

Der Feldmarschall hat seit dem Kriege 1870/71 auf seinen Lorbeeren geruht und war zur Hälfte Parlamentarier, zur Hälfte Landwirt. Für die Tätigkeit als Chef des Generalstabes blieb nur ganz wenig Zeit übrig, woraus sich die bedenklichsten Zustände im Generalstabe entwickelten, wo gewisse Personen mit ihrem Anhange regierten, und wichtige Arbeiten jahrelang unerledigt blieben. Diesen Zustand fand ich vor, als ich Generalquartiermeister wurde, und brachte ihn allmählich wieder ins richtige Geleis.[2]) Für die großen Fragen war der Feldmarschall bis zu Ende immer bereit zu arbeiten und seinen unvergleichlichen Rat zu geben, an den laufenden Geschäften, an den so überaus wichtigen Personalien fand er auch nicht das geringste Interesse.

Auf Grund unseres Berliner Gesprächs schrieb ich folgenden Brief an Plessen:

Altona, 22. Januar 1893.

Lieber[3]) Plessen!

Unsere Unterredung, für die ich Ihnen nochmals aufrichtig Dank sage, hat mich zu reiflichem Nachdenken veranlaßt, da sie mir ein erheblich anderes Bild der Situation gegeben, als ich vermuten konnte. Ich habe nun eigentlich erst erfahren, was überhaupt los ist.

Ich bin nun fest entschlossen, meinen Weg zunächst wie bisher ruhig weiterzugehen. Sollte irgendein Preßerzeugnis zu meiner Kenntnis kommen, welches nach Ansicht des Staatsanwaltes mir eine Handhabe zum Einschreiten bietet, so kann es wohl sein, daß ich dagegen losgehe; [ich] möchte Ihnen aber nicht vorenthalten, daß ich noch am Sonnabend von mehreren Herren, die im öffentlichen Leben stehen, gewarnt worden bin, ohne dringendsten Grund gegen die Presse mich zu wehren. Die einmütige Ansicht war: es kommt dabei nichts heraus, die [. . .] behalten das letzte Wort und kennen die Gesetze so genau, daß man, trotz aller Bosheiten, die sie sagen, ihrer Malice nichts anhaben kann und nachher erst recht durch versteckte Angriffe, Malice usw. von ihnen zu leiden hat.

---

[1]) Nachtrag.

[2]) Vgl. Deutsche Revue, 1921, Juniheft S. 208—224.

[3]) Nach dem Konzept.

Ich stehe nun aber jedermann gern zu Diensten, der den Mut hat, aus der Anonymität heraus und mir Auge in Auge gegenüberzutreten. Sie können aber versichert sein, es kommt keiner.

Nun könnte es sich aber ereignen, daß die anonymen Anfeindungen mir zu viel werden; dann halte ich mich aber nicht an die Herren Stein oder Levysohn oder Lubliner oder wie all die [. . .] heißen mögen, die sich zu Reptiliendiensten hergeben; was sollte ich auch mit solchem [. . .] anfangen, an dem man sich nur [. . .]? Ich erkläre dann öffentlich, daß die Herren, die Seiner Majestät dem Kaiser gesagt haben:

ich hätte im Generalstab ein vollständiges Preßbureau gehalten,

ich hätte mit den Militärattachés unerlaubte und heimliche Verbindungen gehabt,

ich hätte mich in die Politik in verbotener Weise gemischt und mich dazu auch der Militärattachés bedient,

ich unterhielte, seitdem ich in Altona bin, mit dem Fürsten Bismarck heimlich Verbindungen,

ich hätte beim Tode des Majors Zahn jemand sofort nach Mainz geschickt, um gewisse Papiere in die Hand zu bekommen,

ich hätte gegen die Militärvorlage intrigiert,

ich hätte den Prinzregenten von Braunschweig gegen dieselbe einzunehmen versucht,

ich hätte irgend jemand gesagt oder auch nur eine verblümte Andeutung gemacht, der Kaiser sei zu Neujahr zu mir besonders gnädig gewesen oder ähnliches,

ich hätte die Artikel der „Kreuzzeitung" gegen die Militärvorlage oder irgend[welche] Artikel anderer Zeitungen beeinflußt, es sei denn in früherer Zeit auf Allerhöchsten Befehl,

Lügner und Verleumder sind.

Und glauben Sie mir, mein Register der Verleumdungen ist noch lange nicht erschöpft. Wenn ich bisher nichts getan habe — es fehlte mir auch meist die sichere Grundlage —, so lag dies daran, daß ich mir sagte: der Unsinn, der hier als Klatsch verarbeitet wird, ist zu groß, um Bestand haben zu können; es muß einmal eine Klärung eintreten, wie z. B. sogleich bei gewissen Personalveränderungen, und meine ich, daß sich noch heute Mittel und Wege finden ließen zu einem glücklichen Auswege. Aber vergessen Sie nicht, daß ich der bin, der Genugtuung gegen geradezu unerhörte Nichtswürdigkeiten zu verlangen hat. Wenn Seine Majestät mir sagen läßt, all denen keinen Glauben geschenkt zu haben, so will ich zufrieden sein, und würde sofort Ruhe überall eintreten.

Nun rieten Sie mir, ich müßte durchaus irgend etwas tun und so kräftig wie möglich. Ich meine, viel mehr können Sie nicht verlangen. Ich bin

denn auch ganz positiv und bewege mich nicht in vagen Andeutungen, ich spreche auch nicht von Lügen und Verleumdungen, sondern von Lügnern und Verleumdern. Ich möchte gern die Überzeugung, die ich mit Ihnen teile, mit ins Grab nehmen, daß in der preußischen Armee das Verleumden noch als ein ehrenrühriges Verfahren angesehen wird.

Ich habe das Bewußtsein, wissentlich nie gegen die Interessen Seiner Majestät gehandelt zu haben, und möchte mir dies auch für die Folge bewahren. Nun ist aber die Frage, wo liegt die Grenze für mich, von der an ich auch gegen die Interessen Seiner Majestät handeln müßte. Tue ich den eben angedeuteten Schritt, so entsteht, wie Sie gewiß zugeben werden, ein Krach, der durch die ganze Welt widerhallt. Ist hiermit Seiner Majestät gedient? Ganz gewiß nicht. Da ich nun weiß, daß die Interessen Seiner Majestät Ihnen vor allen anderen gehen, und da Sie mir auch bewiesen, daß Sie ein warmes Interesse für mich haben, so möchte ich die ganze Angelegenheit noch einmal Ihrer Erwägung anheimgeben.

Mein alter Freund! Sie sind erst wenige Wochen in Berlin, Sie können noch gar nicht genau wissen, wie es da zugeht und wie maßlos gelogen wird und in wie verwegener Weise Seine Majestät belogen wird. Seien Sie erst drei Monate da, ich glaube, Sie werden manches anders ansehen als heute.

Recht bezeichnend für unsere Zustände ist es doch auch, daß Sie mir sagten, jede Anwesenheit von mir in Berlin brächte Beunruhigung, ich könnte nicht über den Schloßplatz gehen, ohne daß darüber gesprochen würde. Ich kann es noch damit ergänzen, daß es interessiert, wo ich esse, mit wem ich esse,[1]) wen ich besuche, wer mich besucht, wo ich wohne usw.

Die Leute, die meinen Namen unablässig in die Zeitungen gebracht haben, um mir zu schaden, werden an ihren eigenen Sünden gestraft, indem sie ihn nun mehr darin finden, als ihnen lieb ist. Außerdem vergessen sie in ihrem Paroxysmus, daß die [...], mit denen sie arbeiten, sämtlich unzuverlässige, käufliche und namentlich indiskrete Leute sind, und denken nicht daran, daß wenn einmal ein Umschlag kommt, diese [. . .] sich gleich dem neuen Herrn zur Verfügung stellen und den alten rücksichtslos verraten.

Doch genug hiervon für heute.

Ihr

Waldersee.

*

Mit meinem Briefe habe ich nun eine große Karte ausgespielt. Möge der Herr seinen Segen dazu geben. Sollte es so kommen, daß ich meinen Abschied nehme, so wird Marie es mir nicht schwer machen.

---

[1]) Mündliche Mitteilung des Obersten M. v. Goßler vom Generalstabe, des früheren Adjutanten des Verfassers.

24. Januar.

Dem Großfürsten-Thronfolger ist Graf Schlieffen zum Ehrendienst beigegeben. Er ist unglücklich darüber und sagt selbst, dazu nicht geeignet zu sein. Man kann vortreffliche Eigenschaften haben, ohne gerade zu dergleichen Aufträgen zu passen.

*

Vertraulich. Altona, 25. Januar 1893.

Mein[1]) lieber Plessen!

Es scheint mir zweckmäßig, meinem Briefe vom 22. noch einige Worte folgen zu lassen.

Mir war zu Ohren gekommen, daß der General v. Goßler mehrfach mich als jemand bezeichnet hat, der in der „Kreuzzeitung" gegen die Militärvorlage wirke. Das war nun das erstemal, daß sich mir Gelegenheit [bot], eine bestimmte Persönlichkeit und nicht einen [...], sondern einen Gentleman zur Rechenschaft zu ziehen.

Das ist nun erfolgt, und was ist das Resultat? Goßler läßt mir sagen,[2]) er fühle sich frei davon, zur Verbreitung oder Nährung der qu. Gerüchte beigetragen zu haben. Wenn er mit einer oder der anderen Persönlichkeit über die Angelegenheit gesprochen, so sei es in der Absicht gesprochen,[3]) Aufklärung über die Gerüchte zu erlangen. Er werde nun bei sich bietender Gelegenheit Gebrauch davon machen, daß ich die Gerüchte als unwahr und verleumderisch bezeichnet habe.

Es liegt also eigentlich so, daß ich dem General Goßler zu Danke verpflichtet bin für das warme Interesse, welches er für mich betätigt hat und noch betätigen wird. Wenn mir geschrieben worden war,[4]) daß er mit der größten Betriebsamkeit die Gerüchte kolportiere und dabei nicht von Gerüchten, sondern von Tatsachen gesprochen [habe], so hat man mir also die Unwahrheit gesagt.

Ich muß es Ihnen natürlich ganz überlassen, über die Sache zu urteilen. Wie ich die Angelegenheit mit Goßler behandle, behalte ich mir nach dem weiteren Verlauf der Dinge noch vor; in Ehrensachen gibt es

---

[1]) Nach dem Konzept.

[2]) Durch den Generalmajor v. Bock, der vom Verfasser beauftragt war, den General v. Goßler in der fraglichen Angelegenheit zur Rede zu stellen.

[3]) Dieser Ausdruck ist im Konzept aus einer älteren Formulierung stehen geblieben.

[4]) Durch General v. Janson, vgl. oben S. 276, Note 2.

ja bisher noch keine Verjährungsfrist. Ich möchte aber nicht unterlassen, Sie darauf hinzuweisen, wie gegen mich verfahren wird.

Was Goßler über mich denkt oder sagt, ist mir leidlich gleichgültig, der Schwerpunkt liegt darin, daß man sich nicht scheut, Verleumdungen bis zum Kaiser zu bringen, und ist es geradezu furchtbar, daß sie hier nicht mit einem Fußtritt abgewiesen, sondern angenommen werden. Hierin liegt hauptsächlich die Unsicherheit, die auf uns lastet, die bewirkt, daß niemand sich seines Lebens sicher fühlt und die weitere Folge, daß keiner dem anderen traut, daß Klatsch, Mißtrauen usw. herrschen, und daß, da die meisten ja leider abhängig sind, die Charaktere in Massen gebrochen werden.

Sie haben viel Vertrauen zu Albedyll und halten ihn, ebenso wie ich, für einen sehr klugen Mann; sprechen Sie mit ihm einmal über unsere Zustände. In Ihrer Hand liegt jetzt sehr viel. Sie können sehr viel nützen, und[1]) schon dadurch, daß Sie viel Schaden abwenden, und sich für den Kaiser und das Vaterland hoch verdient machen. Ich bin sicher, Sie werden es tun.

Ihr

Waldersee.

*

26. Januar.

Ich erhielt via Hahnke[2]) den Auftrag des Kaisers, gegen den Artikel „Kommende Männer" der „Zukunft"[3]) klagbar zu werden, und zwar wegen des Passus, daß drei Kommandierende Generale um die politische Macht ringen. Loë hat denselben Auftrag erhalten. Ich bin überzeugt, daß wir mit unserer Klage abfallen. Es macht einen eigenen Eindruck auf mich, daß nichts dabei gefunden wurde, als im Sommer die Zeitungen von mir sagten, ich konspirierte mit Bismarck zum Sturze Caprivis, während jetzt wegen eines viel harmloseren Artikels vorgegangen werden soll. Die Lösung ist aber leider sehr einfach: hinter dem Sommerartikel stand Caprivi, während man hinter dem jetzigen Bismarck vermutet!

28. Januar.

Wie im vorigen Jahre, mußte ich hier[4]) einem großen Diner präsidieren, an dem die Behörden und die Bürgerschaft teilnahmen. Ich ergriff die Gelegenheit zum Ausdruck zu bringen, daß man wünschen müsse, die Militärvorlage würde angenommen.

*

---

[1]) So!

[2]) Durch Schreiben des Chefs des Militärkabinetts vom 25. Januar.

[3]) Vgl. o. S. 276.

[4]) In Altona am 27. Januar gelegentlich des Geburtstages des Kaisers.

M. H. Als ich im vorigen Jahre an dieser selben Stelle die Ehre hatte, zu Ihnen zu sprechen, da versuchte ich auszuführen, wie die Schleswig-Holsteiner nach manchen Verhandlungen allmählich dazu gekommen sind, sich unter preußischem Zepter wohl zu fühlen, und daß es von Christiansfeld bis Altona keinen Deutschredenden mehr gibt, der nicht mit Stolz und in Zuversicht seine Zugehörigkeit zum preußischen und deutschen Vaterlande priese.

Ich habe mit meinen Ausführungen damals wohl das Richtige getroffen, denn ich weiß, daß sie vollen Beifall gefunden. Ich weiß aber auch, nachdem ich nunmehr zwei Jahre hindurch das Glück gehabt habe, in und mit der Provinz zu leben und den Charakter und den Pulsschlag der Bevölkerung durch reiche Gelegenheit kennen zu lernen, daß ihre Gefühle keine flüchtigen und vorübergehenden sind. Die Schleswig-Holsteiner haben harte Köpfe und feste Kreuze und beugen sich nicht leicht, haben sie aber einmal Vertrauen gefaßt, so halten sie mit Zähigkeit fest. Die schönste Zierde des Mannes, die echt deutsche Tugend, die Treue, ist der Grundzug ihres Charakters.

Und hieran möchte ich anknüpfen. Die wahre Treue kann sich nur bewähren, wenn sie auf Proben gestellt wird, wenn ernste Zeiten kommen. Man sagt nun, wir lebten in solcher Zeit und ständen in ernster Krisis. Forderungen, die des Kaisers und Königs Majestät in seiner landesväterlichen Fürsorge, in Erfüllung seiner heiligen Pflichten als Deutscher Kaiser und Schirmherr des Reichs, auf Grund reiflicher Abwägungen aller Verhältnisse und des Rates erfahrener Männer, an die Nation gestellt hat, zum alleinigen Zweck, dem Deutschen Reiche die in schweren Kämpfen und durch Ströme von Blut erworbenen Güter und vor allem den Frieden zu erhalten, stoßen auf Widerstand. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß wir diese Krisis glücklich überwinden, und wir werden es, wenn alle so treu zum Kaiser halten wie seine Schleswig-Holsteiner, und dann wird sie dazu gedient haben, das Ansehen unseres großen Vaterlandes zu erhöhen und, da niemand es wagen wird, uns anzugreifen, der Nation den Frieden auf lange Zeit zu gewährleisten.

Kein Tag ist wohl geeigneter als der heutige, sich im Geiste dem Kaiser zu nahen mit dem Wunsche, daß es dem Allmächtigen gefallen möge, Seiner Majestät ein glückliches und erfolgreiches Jahr zu bescheiden, in dem es ihm gelingen möge, mit Kraft und Weisheit, mit frischem Mut und starkem Arm das begonnene große Werk zu fördern und zu Ende zu führen. Ich weiß, daß wir in diesen Gefühlen eins sind. Lassen Sie uns denselben hier Ausdruck geben, indem Sie mit mir einstimmen in den Ruf: Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!

*

Ich[1]) bin ja nur insofern ein Gegner der Militärvorlage, als mir das Caprivische Projekt nicht gefällt, während ich eine ansehnliche Armeeverstärkung durchaus für erstrebenswert halte. Nun haben die Herren von der „Kreuzzeitung" mehrfach mit ihren Verbindungen in der Armee renommiert und dabei auch meinen Namen genannt. Von jedem anderen General könnten sie es tun, ohne ihm zu schaden, bei mir erregt es aber sofort das größte Aufsehen und wird von meinen Feinden benutzt. Demgegenüber wird meine Rede vielleicht eine gute Wirkung haben, und, was für mich die Hauptsache ist, sie wird dazu helfen — wofür weder Kaiser noch Kanzler noch Hahnke Verständnis besitzen —, daß in der Welt sich die Ansicht nicht einbürgern kann, es machten Generale dem Kaiser Opposition.

29. Januar.

Der russische Thronfolger ist in Berlin mit ganz besonderem Glanze aufgenommen worden, der Kaiser hat sich viel mit ihm allein unterhalten und ihm sehr den Hof gemacht. Wahrscheinlich ist er überzeugt, durch ihn auf die russische Politik Einfluß zu gewinnen. Darin liegt die große Täuschung. Abgesehen davon, daß der Thronfolger noch viel zu unreif ist, um ernste Geschäfte zu besprechen, sind die Russen auf solche Art nicht zu gewinnen, namentlich, nachdem Caprivi seine törichten Reden über die auswärtige Politik gehalten hat. Sie werden in ihrem Eindruck, daß wir vor ihnen Angst haben, bestärkt und nur noch übermütiger und unverschämter.

30. Januar.

Meine Rede hat mehr Eindruck gemacht, als ich dachte. Nach der mir vertraulich zugekommenen Instruktion des offiziellen Preßbureaus an die abhängigen und Reptilienorgane soll es so dargestellt werden, als ob ich eine *politische* Rede gehalten hätte, man macht mir den Vorwurf, eine „Krisis" künstlich konstruiert zu haben. Mit bösem Willen kann man allerdings jede Rede, die in einem Hoch auf den Kaiser gipfelt, eine politische nennen. Daß wir uns in einer Krisis befinden, und zwar in einer sehr ernsten, kann nur Dummheit oder Falschheit in Abrede stellen. Eine Wirkung der Preßmache liegt bereits in der „Vossischen Zeitung"[2]) vor.

Meine Menschenverachtung wird, fürchte ich, zunehmen, doch bringt mir hoffentlich diese Prüfungszeit auch einen Gewinn. Ich werde gut tun, in Zukunft nicht so leidenschaftlich zu sein, wie ich es in den *letzten Jahren* manchmal gewesen bin.

---

[1]) Fortsetzung der Aufzeichnung vom 28. Januar.
[2]) Abendblatt vom 28. Januar.

2. Februar.

Leszczynski ließ sich vor etwa acht Tagen in der „Kölnischen Zeitung“ zugunsten der Militärvorlage hören; ich schob es auf das unruhige Temperament des Generals, der sich auf seinem Landsitze langweilt. Heute erfuhr ich, daß Caprivi ihm das Kriegsministerium angeboten hat, der Zeitungsartikel den [...] darstellt.

10. Februar.

Wie Loë und ich voraussahen, hat die Staatsanwaltschaft von der Verfolgung des Herrn Harden für den Artikel „Kommende Männer“ abgeraten,[1]) und daraufhin der Kaiser befohlen, davon abzusehen.

Die Gründung der neuen Partei, die sich „Nationalpartei“ nennen wollte, kommt nicht recht vom Fleck. Im Zusammenhang damit sollte die Münchener „Allgemeine Zeitung“ nach Berlin verlegt werden. Das wurde durch das Vorgehen des Herrn Krupp hintertrieben. Man hatte auch auf seine Mitwirkung gerechnet, er aber teilte die ganze Angelegenheit mit Nennung der Namen dem Kaiser mit. Dieser grollt natürlich den beteiligten Persönlichkeiten.[2])

20. Februar.

Am 18. hat sich die neue Partei der Landwirte in Berlin gebildet.[3]) Es scheint, als ob man dabei trotz aller Entschlossenheit sehr maßvoll aufgetreten ist und verständigerweise die Judenfrage herausgelassen hat. Die liberalen Zeitungen schlagen einen sehr überheblichen Ton an und stützen sich dabei auf Caprivi, dem sie in widerwärtiger Weise Weihrauch streuen. Ob ihm nicht doch etwas unheimlich wird?

2. März.

Der Papst hat Loë empfangen.[4]) Ich fürchte, man wird in Berlin sehr enttäuscht sein. Die Rede des Papstes klingt recht herzlich, leider enthält sie aber einen Satz, der von der Verwirklichung berechtigter Wünsche handelt. Hofft er, die Rückberufung der Jesuiten durchzudrücken oder will er nur Unfrieden säen? Der Kaiser war ja früher sehr entschlossen, die Rückberufung niemals zuzugeben. Ich traue ihm aber jetzt jeden Wechsel der Ansicht zu.

[1]) Der Erste Staatsanwalt beim Landgericht I Berlin betonte in einem Schreiben vom 4. Februar an den Verfasser, daß der Artikel nur den von anderer Seite — der Presse — fingierten Kampf dreier Generale um die politische Macht bespräche, eine Beleidigung des Verfassers nicht vorläge, und der Angriff vielmehr gerade umgekehrt gegen den Reichskanzler gerichtet sei.

[2]) Sie sind oben S. 265 genannt.

[3]) Der „Bund der Landwirte“, infolge der Handelspolitik Graf Caprivis.

[4]) General v. Loë hatte die Glückwünsche des Kaisers zum fünfzigsten Bischofsjubiläum Leos XIII. überbracht.

Der Redakteur des „Hamburgischen Korrespondenten"[1]) besuchte mich. Er sagte: „Ich bin nun mehr als zwanzig Jahre in der Presse tätig und nehme, wenn irgend möglich, das Interesse der Regierung wahr, noch nie habe ich aber einen ähnlichen Zustand der Verworrenheit und Zerfahrenheit gesehen wie jetzt, es ist für mich furchtbar schwer, wenn nicht unmöglich, zu erkennen, was man in Berlin eigentlich will."

6. März.

Die endlosen Verhandlungen der Militärkommission ermüden nachgerade alle Welt. Mich widern sie geradezu an. Es ist doch wirklich eine Kinderei, wenn Leute, die von der Sache nichts verstehen, mit weiser Miene darüber reden. Aber über Militaria glaubt jeder urteilen zu können. „Ich habe mich nunmehr von dem Nutzen der vierten Bataillone überzeugt," ist eine Redensart, die schon oft gefallen ist. Ich halte jene Formationen für unfehlbare Mißgeburten. Der einzige Mensch, dessen Ansichten Beachtung verdienen, ist Eugen Richter; er hat schon mehrfach den Nagel auf den Kopf getroffen. Er muß wirklich ein Mann von scharfem Verstande sein.

Um bei den bekannten taktischen Schlußarbeiten des Generalstabes, an denen sich der Kaiser wiederum beteiligte, frühere unliebsame Szenen zu vermeiden, wird jetzt folgendes Verfahren angewandt: Der Flügeladjutant [...] erkundigt sich vertraulich nach der Lösung des Grafen Schlieffen und macht dann auf Grund dieser Kenntnis mit dem Kaiser die Arbeit. Bei der Kritik kann dann der Monarch mit großer Sicherheit sich völlig der Ansicht des Chefs des Generalstabes der Armee anschließen und durchblicken lassen, daß er genau die richtige Lösung getroffen habe.

17. März.

Häufig schreibt man mir, ich müsse es als ein Glück für mich ansehen, dem allgemeinen Wirrwarr in Berlin entrückt zu sein. Wohl möglich, ich fürchte nur, daß die Zustände noch schlimmer werden, und bin überzeugt, daß niemals die Aufgabe an mich herantreten wird, bessernd Hand anzulegen.

18. März.

Das heutige Datum führte meine Gedanken unwillkürlich auf den traurigen Tag vor fünfundvierzig Jahren und auf Friedrich Wilhelm IV., über dessen Charakter die Gerlachschen Aufzeichnungen[2]) viele wertvolle Nach-

[1]) Rosatzin.

[2]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs, Generals der Infanterie und Generaladjutanten König Friedrich Wilhelms IV. Herausgeg. von seiner Tochter [Agnes]. 2 Bde. Berlin 1891 und 1892.

richten geben. Personen, welche die Regierung dieses Königs mit Verständnis erlebt haben, wollten manche Ähnlichkeit zwischen ihr und den ersten Jahren Kaiser Wilhelms II. finden. Sie haben recht, insofern beide Monarchen Idealisten sind, die mit einer Fülle von schönen, aber wenig durchdachten Plänen ihr Werk begonnen und bald manche Enttäuschung erlebt haben. Vor allem auch die Unbeständigkeit, das schnelle Überspringen von einer Idee zur anderen ist ihnen gemeinsam. Die größte Ähnlichkeit mit der damaligen Zeit finde ich in der allgemeinen Unsicherheit und Unzufriedenheit, insbesondere in der Ziellosigkeit des Kaisers. Aber starke Unterschiede sind doch schon durch die Verhältnisse gegeben. Friedrich Wilhelm IV. regierte noch als Autokrat und liebte es, namentlich die äußere Politik völlig selbständig zu leiten. Die Minister hatten noch keine rechte Vorstellung von ihren Pflichten in einem konstitutionellen Staate und fühlten sich auch kaum als eine Gemeinschaft. Wie man es sich damals, z. B. im Anfang der fünfziger Jahre, hat gefallen lassen können, daß der Polizeipräsident von Berlin[1]) eine der einflußreichsten Personen war, daß der König fortwährend mit dem Hausminister,[2]) mit den Generaladjutanten Graf v. d. Groeben und Gerlach[3]) über innere und äußere Verhältnisse konferierte, und daß diese, gleich manchen anderen, mit den fremden Diplomaten verhandelten, daß die Königin in allen Fragen informiert war und auch vielfach mitsprach — solche Zustände scheinen heutigentags unfaßlich. Der Kaiser spricht ja auch gern mit Unberufenen und hat dadurch schon manche Schwierigkeit geschaffen, er darf es aber nicht übertreiben und sucht es auch zu verbergen; er liebt es, mit einzelnen Souveränen in direkte Beziehungen zu treten, tut es aber heimlich und auch nur selten. Hätte er so freie Hand wie sein Großonkel, würde er es allerdings wohl genau so treiben. Friedrich Wilhelm IV. liebte sogenannte geistreiche Leute um sich, die aber in der Regel ganz wie er unpraktische Schwärmer waren, der jetzige Kaiser wünscht nicht einmal kluge Leute und umgibt sich aus Überlegung mit Mittelmäßigkeiten und schwachen Charakteren.

19. März.

Die Militärvorlage ist nun auch in der zweiten Kommissionslesung abgelehnt worden. Eine Auflösung des Reichstages wird immer wahrscheinlicher. Da der neue nicht besser, sondern schlechter werden würde, hielte ich es für ratsam, das allgemeine Wahlrecht zu beseitigen. Aber dazu gehört ein anderer Kanzler als Caprivi und auch ein entschlossenerer

---

[1]) Herr v. Hinckeldey.
[2]) Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode.
[3]) Vgl. W. v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV. S. 25 f.

Wille, als ich ihn dem Kaiser zutraue. Haben wir nicht den Mut, den Schritt bald zu tun, so gehen wir am allgemeinen Wahlrecht zugrunde. Für einen sehr günstigen Umstand, die Sache vielen, namentlich liberalen Leuten mundgerecht zu machen, halte ich die antisemitische Agitation. So wie sie sich jetzt meist zeigt, wird sie zu einer sozialistischen, was ich schon seit langem behauptet habe. Darüber werden vielen Konservativen, die vermeinen, sie in richtigen Bahnen halten zu können, bald die Augen aufgehen.

16. April.

Das Zentrum beginnt, sich hinsichtlich der Militärvorlage zu spalten, wird wohl also gerade so viele Stimmen für die Vorlage abkommandieren, daß sie durchgeht. Allerdings müßten die Konservativen ihren bisherigen Standpunkt: alles oder nichts, aufgeben. Ich bin gespannt, was der Kaiser nachlassen wird. „Nicht einen Mann und nicht einen Groschen weniger", das klang sehr schön; nun liegen die Dinge leider anders.

22. April.

Ich war drei Tage in Berlin, um mich im Herrenhause zu zeigen, und hatte diese Zeit gewählt, weil der Kaiser gerade die Reise nach Italien antreten wollte, ich also nicht in die Lage kommen konnte, ihn zu sehen.

Zu meinem Erstaunen fand ich die Ansicht verbreitet, daß es zur Auflösung kommen würde. Auch Präsident Levetzow, Miquel und alle Parlamentarier, die ich sprach, waren dieser Meinung; es hieß sogar, der Kaiser habe die Order vollzogen zurückgelassen. Manteuffel, der Führer der Konservativen, erklärte, seine Partei werde fest bleiben und sich auf kein Kompromiß einlassen, war auch pikiert, daß Caprivi sich nicht die Mühe gäbe, mit seiner Partei zu verhandeln. Man kolportiert vielfach, der Kaiser habe erklärt, er werde mehrere Male auflösen. Selbst Bennigsen wollte so etwas gehört haben. Beachtenswert fand ich, daß die Minister schon offener als sonst von Caprivi abrücken, ihn für ungeschickt erklären und ihm die ganze Schuld an der schwierigen Lage beimessen. Miquel behauptete wieder einmal, ich müsse Kanzler werden.

Minister Friedberg,[1]) mit dem ich mich lange unterhalten konnte, und der als kluger Beobachter in Berlin lebt, sagte mir: „Sie können dankbar sein, daß Sie in Altona wohnen; hier ist der Krieg aller gegen alle."

Eine lange Unterhaltung hatte ich mit dem früheren Minister Lucius, der das System Caprivi sehr scharf verurteilt. Er teilt meine Ansicht, daß Botho Eulenburg klug genug sei, den Kanzlerposten nicht anzustreben. Einige Leute sprechen von Loë als Nachfolger; ich meine aber, es ist überhaupt noch nicht so weit, daß Caprivi abgehen will.

[1]) 1879—1889 preuß. Justizminister.

3. Mai.

Sehr bezeichnend ist eine Äußerung, die Schuwalow vor einigen Tagen gemacht hat. Auf die Frage, ob Rußland nicht die Auszeichnung Ledochowskis [1] durch den Kaiser übel deuten würde, erwiderte er, man fasse solche Dinge nicht tragisch auf, der Kaiser sei ja in seinen Aussprüchen nicht immer ernst zu nehmen.

6. Mai.

Die Regierung ist in der Militärvorlage mit 48 Stimmen unterlegen und der Reichstag aufgelöst. Ein ernster Moment; möge Gott das Vaterland schützen und ihm die Männer geben, die das vor dem Winde treibende Schiff in ein ruhiges Fahrwasser führen!

Drei Jahre hat Caprivi dem Freisinn und dem Zentrum den Hof gemacht, hat die Konservativen und alles, was sich reichstreu nannte, geschädigt und verletzt. Nun erntet er den Dank seiner Freunde; sie zeigen ihr wahres Gesicht und lassen ihn fallen. Was hat da der Besuch [2] beim Papste genutzt? Die Ultramontanen höhnen nur darüber.

20. Mai.

Die Presse beschäftigte jetzt der im „Vorwärts“ veröffentlichte Brief des Prinzen Albrecht, betreffend die Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck.[3] Für mich war das Interessante dabei, daß von Caprivis Preßbureau, wie mir gleich bekannt wurde, sofort die Parole ausging, mich als den Empfänger des Briefes und somit als im Komplott zum Sturze des Kanzlers befindlich darzustellen. Inzwischen ist General Winterfeld als Adressat ermittelt. Wie ich den Prinzen kenne, wird ihm die ganze Angelegenheit höchst unangenehm sein; er ist auch weder bei der Denkmalsenthüllung in Görlitz noch gestern bei der Taufe in Potsdam [4]) erschienen.

---

[1]) Dem im Kulturkampf abgesetzten und zu einer Gefängnisstrafe verurteilten ehemaligen Erzbischof von Posen-Gnesen, Grafen Ledochowski, schenkte der Kaiser in Rom, wo jener als Kardinal lebte, eine Dose und bemerkte dem Sinne nach, daß die Vergangenheit abgetan sei.

[2]) Gemeint ist der Besuch des Kaisers im Vatikan am 23. April. Der „Reichsanzeiger“ erklärte damals, daß weder in der Unterredung zwischen Kaiser und Papst noch in der zwischen dem Papst und dem Staatssekretär v. Marschall die Militärvorlage erwähnt worden sei.

[3]) Der Braunschweiger Regent hatte in dem interzipierten Briefe an den Kommandierenden General des Gardekorps v. Winterfeld vom 9. Mai den von anderer Seite geäußerten Wunsch, man möge Fürst Bismarck zu der Enthüllung des Reiterstandbilds Wilhelms I. in Görlitz einladen, befürwortend weitergegeben.

[4]) Eines Sohnes (Friedrich Karl) des Prinzen Friedrich Leopold.

3. Juni.

Die Wahlvorbereitungen sind in vollem Gange. Ich vermute, die Sozialdemokratie wird ansehnlich gewinnen und der Reichstag — wenn sich auch für eine modifizierte Militärvorlage eine Majorität finden mag — entschieden schlechter werden.

11. Juni.

In Schwerin[1]) habe ich mich viel mit dem Großherzog, der eben von Cannes zurückgekehrt war, unterhalten können, namentlich bei einer zweistündigen Spazierfahrt. Er hatte ungünstige Nachrichten über die Wahlen und sagte, das beste sei vielleicht, sie würden ganz schlecht, damit man den Mut bekäme, das allgemeine Wahlrecht zu beseitigen. „Leider," fügte er hinzu, „kann ich aber zu den jetzigen leitenden Personen in Berlin kein Vertrauen haben; es sind nicht die Leute, um so etwas durchzuführen." Er erzählte mir auch von Gesprächen, die er mit dem Großfürsten und der Großfürstin Wladimir hatte, nachdem diese in Rom mit dem Kaiserpaare zusammen gewesen waren. Danach haben die beiden Majestäten in Italien überall einen guten Eindruck gemacht im Gegensatz zu ihren Umgebungen, die sich sehr hochmütig und unliebenswürdig gezeigt haben sollen. Da ich dasselbe schon aus ganz anderer Quelle gehört hatte, scheint es auf Wahrheit zu beruhen. In jenem Zusammenhange hatte der Großherzog vor allen anderen Kiderlen im Auge, dann auch Marschall und einige Flügeladjutanten, wie z. B. Scholl. [...]

16. Juni.

Ich habe meine Frühjahrsbesichtigung beendet und dabei fast ausnahmslos Gutes gesehen. Überall zeigte sich der beste Wille. Auch glaube ich sagen zu können, daß das Armeekorps mich schätzt und Vertrauen zu mir hat. Da ich nun im dritten Jahre hier tätig bin und die Überzeugung gewinnen konnte, daß das Armeekorps tüchtig und kriegsbrauchbar ist, so meine ich, den Beweis geliefert zu haben, daß man mit Freundlichkeit und Appell an den guten Willen weiterkommt, als mit dem so verbreiteten Kommißton und der üblichen Rücksichtslosigkeit. Ich unterdrücke die Selbständigkeit nicht, sondern suche sie im Gegenteil zu heben.

22. Juni.

Im Juni 1892 war ich das letztemal in Friedrichsruh, sodaß ich den alten Fürsten nunmehr ein Jahr lang nicht gesehen habe. Was wird die Welt später dazu sagen, daß Bismarck in die Reichsacht erklärt wurde, und es als Verbrechen galt, mit ihm zu verkehren! Wenn die Stunde

[1]) Wo sich Verfasser am 12. und 13. Mai aufgehalten hatte.

Caprivis geschlagen hat, kann er sich auf böse Geschichten gefaßt machen, welche die Presse jetzt nicht zu erzählen wagt.

Von allen Seiten hört man bestürzte Äußerungen über das Anwachsen der Sozialdemokratie, vernünftige Vorschläge, um dem Übel zu steuern, jedoch nicht. Ich bin gar nicht erstaunt und habe meine Auffassung früher oft genug ausgesprochen.

Eigentlich müßte der Kaiser doch nun soweit sein, sich zu sagen, daß all seine Reformpläne und all seine schönen Absichten gescheitert sind, und daß seine Ratgeber à la Douglas, Hinzpeter, Helldorff und Genossen ihn schlecht beraten haben. Zu dem Geständnis, daß er selbst viel zur Entwicklung der Sozialdemokratie beigetragen hat, wird er sich schwerlich durchfinden. Häufig geht er jetzt so weit, seinen Großvater als müden Greis, der kaum gewußt hat, was in den letzten Jahren um ihn her vorging, darzustellen. In Wahrheit war der alte Herr für uns gerade in der Sozialistenfrage von unschätzbarem Wert. Die ehrwürdige Persönlichkeit, in der ganzen Welt bekannt durch Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue bis zum letzten Atemzuge, nirgends für böse Zungen einen Angriffspunkt bietend, war uns ein Schutzwall gegen die Wogen des Umsturzes. Der jetzige Kaiser dagegen züchtet geradezu Sozialdemokraten. Manche Leute, namentlich im Auslande, trauen ihm besondere Energie zu, die große Masse bei uns aber nicht mehr. Man hat erkannt, daß er wankelmütig ist und den eingeschlagenen Weg nicht innehält. Zahllose unbedachte Äußerungen, zum Teil wohl entstellt wiedergegeben, erweckten den Verdacht, daß er im Herzen ein rücksichtsloser Autokrat sei. Seine Vielseitigkeit entpuppt sich den meisten als Flüchtigkeit. Sein privates Leben wird aufmerksam verfolgt und dabei der Schluß gezogen, daß er die meiste Zeit dem Vergnügen widmet. Seine Prachtliebe wird verglichen mit der Einfachheit des Großvaters. Dergleichen Beobachtungen an einem Herrscher bleiben in heutiger Zeit nicht ohne Folgen: sie machen üble Stimmung, und die drückt sich im sozialdemokratischen Stimmzettel aus. Es wäre unbillig, wenn ich sagen wollte, daß der Kaiser hauptsächlich die Schuld trägt, er hat aber ohne Frage viel Schuld und mit ihm alle, die ihn beraten. Wir brauchten so weit nicht heruntergekommen zu sein, wie wir es sind.

5. August.

Die Militärvorlage wurde während meiner Reise[1]) angenommen. Niemand ist aber des Sieges froh; ich glaube, auch der Kaiser nicht. Daß wir die Annahme den Antisemiten oder den Polen verdanken — beide sind für sich stark genug, die Majorität in eine Minorität zu

[1]) Verfasser machte mit seiner Gemahlin vom 23. Juni bis Ende Juli eine Erholungsreise nach Skandinavien.

verwandeln —, ist deprimierend. Trotz Annahme der Vorlage ist der Reichstag schlechter als sein Vorgänger. Die Urteile über Caprivi werden immer abfälliger, auch in der ihm sonst ergebenen freisinnigen Presse. Sichere Leute sind für ihn nur Herr Rickert und dessen Anhänger.[1])

Schon Graf Wedel[2]) erzählte mir von der Krisis in Berlin. Das Gespräch kam auf das Auswärtige Amt, und wir waren da schnell einig. Auch Wedel bezeichnete es als einen Augiasstall[3]) und sprach sehr bitter über das Treiben der Holstein, Kiderlen, Kayser usw. Die in Frage stehenden Persönlichkeiten waren ja meist schon unter Bismarck im Dienst, dieser hielt sie aber unter Druck, sie hatten eine heillose Angst vor ihm, so daß sie nicht leicht gefährlich werden konnten. Jetzt beherrschen sie das Gebiet, und wehe jedem aus der Karriere, der sich ihnen nicht beugt. Es fiel mir auf, daß Wedel auch Philipp Eulenburg mit den Machthabern der Wilhelmstraße in Verbindung brachte. Der Flügeladjutant v. Lippe, mit dem Wedel kürzlich über das gleiche Thema sich unterhielt, äußerte: „Ich wünschte, Waldersee könnte da hineinkommen, der würde mit der Gesellschaft schon aufräumen."

6. August.

Was ich ahnte, ist noch krassere Wirklichkeit geworden: die Antisemiten machen sich von den Konservativen los, gerade durch ihre Bemühungen hat — ein eigenes Verhängnis — Stoecker sein Mandat verloren.[4])

13. August.

Der Kaiser ist am Donnerstag von England via Helgoland nach Kiel gekommen und in der vergangenen Nacht nach Berlin gereist. Das Generalkommando hat keinerlei Nachricht erhalten!

Schwerin,[5]) 24. August.

Der Botschafter Reuß meint, Österreich würde sich in der Angelegenheit des Zollkrieges mit Rußland uns gegenüber korrekt benehmen; be-

[1]) Nach der Reichstagsauflösung am 6. Mai hatte sich die deutsch-freisinnige Fraktion gespalten. Die „Freisinnige Vereinigung" unter Rickert und Bamberger trennte sich von der „Freisinnigen Volkspartei" unter Eugen Richter.

[2]) Generalleutnant, Generaladjutant und Gesandter in Stockholm, bei welchem Verfasser gelegentlich seiner Reise dinierte.

[3]) Die gleiche Äußerung notierte Verfasser kurz vorher vom Botschafter Prinzen Reuß.

[4]) Indem Dr. Böckel (Reformpartei), durch eine pommersche Gegenkandidatur Stoeckers gegen Rektor a. D. Ahlwardt gereizt, bei der Stichwahl in Stoeckers altem Wahlkreise Siegen den Antisemiten empfahl, für den nationalliberalen Gegenkandidaten zu stimmen. Vgl. Stoecker, Reden. Her. v. R. Mumm, S. 178, D. v. Oertzen, Stoecker, S. 84.

[5]) Verfasser war hier am 20. zu Besichtigungen und der Denkmalsenthüllung für den verstorbenen Großherzog eingetroffen.

wahrheitet sich das, so bleiben wir Sieger.[1]) Großfürst Wladimir, der hier ist, schimpft sehr über den Minister Witte und erklärt, daß er durch seine Torheit das ganze Unglück angerichtet habe.

Altona, 30. August.

Am 24. reiste ich nach Schluß der Feierlichkeiten mit dem Prinzen Albrecht[2]) hierher und nahm ihn nebst drei Herren und Dienerschaft bei mir auf, zu welchem Zwecke das Haus mit großer Mühe eingerichtet worden war. In der Unterhaltung zeigte sich deutlich die Abneigung des Prinzen gegen Caprivi, dessen Politik er ziellos nennt.

Ursprünglich war mir sein Kommen als Armeeinspekteur nicht angenehm gewesen, weil ein Nutzen für das Armeekorps dabei nicht herausspringt, weil ich bei meinen Besichtigungen geniert wurde und glaubte, daß zwischen uns Reibungen entstehen könnten. Der Prinz benahm sich nun aber sehr taktvoll und höflich, er war des Lobes voll über alles, was er gesehen. Mir gegenüber bedauerte er, nicht jünger zu sein, um noch bei mir in die Schule gehen zu können.

Der Zar hat den Libauer Kriegshafen eingeweiht und dabei eine gar nicht mißzuverstehende, gegen uns gerichtete Rede gehalten. Sie wird aber nicht verhindern, daß der Kaiser ihm auch weiter den Hof macht.

Ich habe nachzutragen, daß der Rücktritt des Staatssekretärs Maltzahn[3]) erfolgt ist, weil Caprivi die zuvor zugestandene höhere Besteuerung des Bieres fallen gelassen hat, ohne auch nur mit Maltzahn Rücksprache zu nehmen. Dieser erklärte dem Kanzler: „Sie können nicht verlangen, daß ein pommerscher Edelmann sich so etwas gefallen läßt." Über die Wahl Posadowskis[4]) zum Nachfolger hört man allgemein erstaunte Äußerungen; ich kenne ihn nicht.

20. September.

In der Zwischenzeit haben sich die Kaisermanöver abgespielt und sind anscheinend glänzend verlaufen.

Daß der Kronprinz von Italien mit in den Reichslanden war, halte ich für falsch; es kann nichts nützen, wohl aber viel schaden. Es kommt mir so vor, als ob man die russisch-französische Allianz als etwas fest Bestehendes und nicht mehr zu Änderndes ansieht und nun mit der Stärke des Dreibundes großtut. Das ist eine sehr verkehrte Politik, die weit

---

[1]) Am 20. März 1894 wurde der Handelsvertrag mit Rußland ratifiziert.
[2]) Der Prinz hatte als Generalinspekteur das IX. Armeekorps besichtigt.
[3]) Freiherr v. Maltzahn-Gültz, Staatssekretär des Reichsschatzamts.
[4]) Graf v. Posadowski-Wehner, Landeshauptmann der Provinz Posen.

eher den Krieg, als die Erhaltung des Friedens zur Folge haben kann. Denn ich halte es für undenkbar, daß Kaiser Alexander gern auf ein Bündnis mit Frankreich eingeht; er findet sich vielmehr dazu durch unser fortwährendes Betonen des Dreibundes und durch unsere Polenpolitik gedrängt. Die Republik ist ihm ein Greuel, er selbst ein viel zu anständiger Mann, um an den derzeitigen französischen Machthabern Gefallen zu finden.[1])

Zielonna,[2]) 1. Oktober.

Es bestätigt sich, daß der Kaiser aus Güns[3]) an den Fürsten Bismarck ein Telegramm gesandt hat, in dem er sich nach dessen Befinden[4]) erkundigt. Ein unerwarteter Schritt ist also geschehen und hat natürlich in der ganzen Welt das größte Aufsehen hervorgerufen. Die „Kölnische Zeitung" behauptet, der Kaiser habe mit Zustimmung Caprivis gehandelt; ich halte das für ausgeschlossen.

Man fabelt auch viel von Einflüssen des Kaisers Franz Joseph, der Könige von Sachsen und Württemberg, des Prinzen Albrecht und des Großherzogs von Baden auf unseren Kaiser. Nach meiner Überzeugung könnte allein der Großherzog von Baden mitgewirkt haben, und zwar in der Absicht, durch solches Vorgehen den Fürsten moralisch zu verpflichten, ihn also quasi mundtot zu machen.

Altona, 4. Oktober.

In den letzten Wochen hat die Angelegenheit der Versöhnung zwischen dem Kaiser und Fürst Bismarck die Presse aller Länder beschäftigt. Bezeichnend für die Stimmung in Deutschland war, daß alles, was sich reichstreu nennt, den Kaiser lobt, während Zentrum, Fortschritt usw. süßsaure Mienen machen. Caprivi, der von dem Schritt des Kaisers nichts gewußt hat, ließ in der „Kölnischen" verkündigen, er sei mit seinem Einverständnis erfolgt! Leider ist kaum auf eine wesentliche Veränderung zu rechnen. Bismarck scheint mehr zu verlangen als solches Telegramm; er ist seit den Wiener Ereignissen[5]) so tief verletzt, daß er zu Amtszeiten Caprivis als unversöhnlich gelten muß.

8. Oktober.

Gestern starb in Berlin der General der Kavallerie v. Versen und damit wiederum einer meiner ältesten Bekannten. Er besaß einige Jahre

---

[1]) Zu jener Zeit war die russisch-französische Verbindung materiell (insbesondere durch die Militärkonvention vom 17. August 1892) bereits hergestellt.
[2]) Verfasser weilte hier wie gewöhnlich zur Jagd beim Grafen Henckel.
[3]) In Ungarn; der Kaiser war dort als Gast bei den Manövern.
[4]) Der Fürst war Ende August lebensgefährlich erkrankt.
[5]) Vgl. o. S. 247 f.

hindurch auf den jetzigen Kaiser, den er zum dreisten Reiter machte, erheblichen Einfluß. Dieser richtete sich gegen den Unionsklub, aber auch gegen Albedyll und die Umgebung des alten Kaisers. Der Prinz hielt damals große Stücke auf Versen und hat mit ihm vielfach Zukunftspläne erörtert. Bei der Thronbesteigung wurde Versen sehr ausgezeichnet, dann aber bald unbequem, was sein geschickter Widersacher, der Flügeladjutant v. Bülow, benutzte, um ihn als Divisionskommandeur in Metz kaltzustellen.

12. Oktober.

Der im August verstorbene Herzog von Coburg wurde von vielen Zeitungen in geradezu widerwärtiger Weise gefeiert. Er war ein moralisch sehr tief stehender Mann, der von seinen geistigen Fähigkeiten nicht den rechten Gebrauch gemacht hat. Völlig charakterlos, falsch, verlogen, renommistisch und intrigant, hat er viele zu täuschen verstanden, namentlich da die liberale Presse ihm stets geneigt war. Die „Zukunft" gibt in dem Artikel „Paradebetten" eine sehr scharfe, aber nach meiner Überzeugung richtige Personalbeschreibung. Der Kaiser hat in Tränen vor dem Sarge gekniet, wie manche sagen, [...]. Ich vermag diesen Schmerz nicht für ernst zu halten, da der Großonkel ihm innerlich nie nahestand. Daß der Herzog von Edinburg[1]) den erledigten Thron bestieg, erregte allgemeines Erstaunen, da man annahm, er habe zugunsten seines Sohnes verzichtet, auch wurden Bedenken geäußert, daß ein englischer Prinz und Admiral deutscher Fürst geworden sei, doch hat man sich beruhigt, und verläuft alles in Ruhe. Der neue Herzog hat sogleich einige der bedenklichen Personen, Günstlinge und Mätressen, fortgejagt und sich damit günstig eingeführt.

15. Oktober.

Marie und ich treffen Podbielski, der von Caprivi in Karlsbad viel über die Kaisermanöver gehört hatte. Die Kavallerie war Trumpf, die Attacke des Kaisers mit zwölf Regimentern allerdings nur eine Kopie, da ihm General v. Krosigk[2]) kurz vorher bei Salzwedel den gleichen Angriff vorgeführt hatte; auch hat sie in Lothringen den Feind nicht getroffen. Caprivi klagte Podbielski sein Leid über den Kaiser, dessen man beinahe nie sicher sei: es ergehe der und der Bescheid, nach einigen Stunden aber werde durch den Flügeladjutanten oder Kabinettschef eine andere Willensmeinung mitgeteilt.

---

[1]) Der Neffe des verstorbenen Herzogs Ernst II., zweiter Sohn der Königin Viktoria.

[2]) Inspekteur der 1. Kavallerieinspektion.

Prinz Hohenzollern,[1]) der beim Regierungsantritt als intrigierender Katholik galt, hat das III. Armeekorps bekommen! Ich beklage es sehr, denn es fehlt der betreffenden Persönlichkeit an Passion, [...] Schneid und militärischen Kenntnissen.

17. Oktober.

Ich las mit vielem Interesse den zweiten Teil der Aufzeichnungen Th. v. Bernhardis: „Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV.".[2]) Sie betreffen eine Zeit, die ich, wenn auch als ganz junger Offizier, mit durchlebte. Bernhardi hat völlig recht, wenn er den Zaren- und Russenkultus jener Tage scharf tadelt, er geht aber viel zu weit, wenn er immer wieder die „Kreuzzeitungs"-Partei dafür verantwortlich macht. Dem während der Jahre 1848 und 1849 in Rußland sich aufhaltenden Verfasser fehlt die rechte Vorstellung von der ingrimmigen Wut, welche in der Armee und bei alten konservativ Gesinnten — das aber war damals noch die große Masse der Bewohner der östlichen Provinzen — gegen die Revolution bestand. Und man war nun einmal — ich gebe zu, in verkehrter Weise — dazu erzogen worden, in dem Kaiser Nikolaus den einzigen Hort gegen die Revolution und den völligen Zusammenbruch zu sehen. Tatsächlich gab der Zar auch unserem so schwachen und schwankenden Könige einen gewissen Halt; außerdem war er eine bezaubernde Persönlichkeit, welcher anfangs der fünfziger Jahre in Berlin keineswegs bloß das Offizierkorps, sondern die ganze Bevölkerung zujubelte. Wenn es hieß, der russische Kaiser kommt, gab man sich bei Paraden mehr Mühe als bisher vor dem eigenen Könige. Ich entsinne mich auch, daß die Bartfreiheit ein jähes Ende nahm, als Nikolaus in Sicht war. Daß man bei uns übertrieb, fühlten damals schon viele. Um alles zu verstehen, muß man das Verhältnis unserer königlichen Familie zu den russischen Verwandten in den dreißiger und vierziger Jahren gekannt haben. Bernhardi urteilt wie jemand, der mit offenem Auge in Rußland gelebt, die Schäden des Nikolaischen Systems erkannt hat und nun des Glaubens ist, man müsse daheim ähnliche Eindrücke gehabt haben. Er tadelt auch unsere Politik während des Krimkrieges. Was hätten wir wohl aber beim Anschluß an die Westmächte erreicht? Rußland hätte vielleicht einen noch ungünstigeren Frieden schließen müssen, vielleicht noch einige Jahre mehr gebraucht, um sich zu erholen; dann aber wären wir es gewesen, gegen die sich seine Rache gerichtet hätte. Hätten wir überdies durch Anschluß an

[1]) Friedrich.

[2]) Die beiden ersten Teile der aus dem Nachlasse unter dem Titel: „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis" [durch Julius v. Eckardt, vgl. dessen „Lebenserinnerungen", S. 111] herausgegebenen Papiere des bekannten Historikers waren im gleichen Jahre bei Hirzel erschienen. B. hatte sich von 1834—1851 in Petersburg aufgehalten.

die Westmächte unsere Stellung in Deutschland gestärkt? Wahrlich nicht. Alle Kleinstaaten wären mitgegangen; wir aber konnten doch nicht unserem Verbündeten die Kehle abschneiden.

Viele Zeitungen deuten Differenzen zwischen der Reichsregierung und den preußischen Ressorts an und sagen einen ernsten Konflikt zwischen Caprivi und Eulenburg voraus. Ich glaube, daß Eulenburg einen solchen unter allen Umständen vermeiden will. Er hat nicht die Absicht, Reichskanzler zu werden, die manche ihm unterschieben; er ist klug genug einzusehen, daß seine Kräfte dazu nicht mehr ausreichen, und will nur ruhig in seinem jetzigen Amte bleiben. Sollte er sehen, daß Caprivi wankt, so würde sein Bestreben sein, einen ihm genehmen neuen Kanzler ausfindig zu machen.

19. Oktober.

Ich war gestern in Bremen zur Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals. Das ganze Fest verlief sehr gut; auch die Rede des Kaisers war recht gut und angemessen. Der Monarch schien mir gegenüber unbefangen; auch Hahnke bemühte sich höflich zu sein, doch ist es mir nicht möglich, freundlich mit ihm zu sprechen, wie ich natürlich auch Caprivi als nicht vorhanden betrachtete. Miquel klagte wieder viel über den Kanzler, nannte ihn einen hölzernen Bureaukraten ohne Schwung und ohne eigene Ideen, meinte auch, der Kaiser habe innerlich mit ihm gebrochen. Ähnliche Eindrücke hat auch August Eulenburg, der fein beobachtet.

Das große Ereignis des Tages ist der Rücktritt Kaltenborns und Bronsarts[1]) Nachfolge. Mit diesem hat man schon im Sommer unterhandelt, damals lehnte er ab. Eulenburg behauptet, daß die Wahl ohne Zustimmung Caprivis getroffen und eigentlich sogar gegen ihn gerichtet sei. Ich halte dies wohl für möglich, denn der Kanzler kann einen tüchtigen, energischen und etwas empfindlichen Mann, wie Bronsart es ist, auf jenem Posten nicht gebrauchen; fortan wird er die Einmischung in Armeeangelegenheiten zu unterlassen haben. Alles in allem ist mein Eindruck, daß die Caprivische Herrlichkeit langsam zu Ende geht. Wiederholt bin ich darauf hingewiesen worden, daß sein Fall schon vor Monaten erfolgt wäre, wenn die Angriffe der Bismarckischen Presse gegen ihn den Kaiser nicht immer wieder reizten.

Unlängst hat Miquel an höchster Stelle eine Denkschrift über die Finanzlage Preußens und des Reiches vorgelegt. Sie ist dem Kaiser zunächst sehr unbequem gewesen, dann aber hat er dem Minister eigenhändig gedankt und ihm gesagt, er würde nunmehr für dieses Jahr auf alle Mehrforderungen für die Marine verzichten.

---

1) Der jüngere Bronsart v. Schellendorf (Walter).

29. Oktober.

Großes und leider berechtigtes Aufsehen macht der Spielerprozeß in Hannover; er wird von den Sozialdemokraten und Fortschrittlern verschiedener Richtung gegen das Offizierkorps, den Adel und Gutsbesitzerstand ausgebeutet werden und uns sicherlich vielen Schaden tun. Ich bin gespannt, wie sich der Kaiser verhält; es muß etwas geschehen, in seinem eigenen Interesse. Noch vorgestern sprach mich der Erbgroßherzog von Oldenburg, mit dem ich mich über den Prozeß unterhielt, darauf an, daß der Kaiser bei Hofjagden das Hasardspiel dulde und demselben als Zuschauer beiwohne. Bisher wird in der Presse kaum darauf hingewiesen, daß das Spielunwesen hauptsächlich mit dem Rennsport zusammenhängt. Daß es, mit Ausnahme der beiden Schlepper, Juden gewesen sind, die die Offiziere ausgeraubt haben, ist liberalen Zeitungen augenscheinlich recht unbequem.

Seit längerer Zeit verhandelt man bei uns mit verschiedenen Polen. Diese Windbeutel, zu denen natürlich auch Koscielski[1]) gehört, erzählen Wunderdinge von dem, was die edle polnische Nation leisten würde, und deutsche Gimpel kriechen auf den Leim. Nach meiner Meinung rührt in Russisch-Polen niemand einen Finger, wenn der Krieg ausbricht, man wartet vielmehr vorsichtig ab, welchen Lauf die Sache nimmt. Gewinnen wir eine entscheidende Schlacht und dringen wir weit vor, so wird man gern mit uns gehen, früher nicht. Österreich rührt nicht gern an der polnischen Frage, das ist eine Erfahrung, die ich gemacht habe.

Nach den Kaisermanövern waren alle Zeitungen voll davon, eine wie vortreffliche Stimmung sich in den Reichslanden gezeigt habe, und wie die Germanisierung glücklich fortschreite. Nach Ansicht aller Offiziere, die ich in Metz[2]) sprach, ebenso solcher vom VIII. Armeekorps, welche die Manöver mitgemacht haben, ist jedoch die Stimmung noch immer sehr schlecht. Auch Loë sagte mir in Dresden, die lothringische Landbevölkerung sei gegen die Truppen entschieden unfreundlich aufgetreten. Man hat es ermöglicht, daß in Metz, wo ja auch viele zugezogene Deutsche wohnen, zahlreiche Flaggen aushingen, auf der Straße zeigte sich alles, was zu der über 25 000 Mann starken Garnison an Frauen, Kindern, Dienstboten gehörte, auch die Schulen hat man dorthin geführt, mehrfach übrigens in der Weise, daß der Kaiser sie am gleichen Tage wiederholt sehen mußte, schließlich finden sich auch überall Neugierige. Die deutsche Sprache in Metz macht gar keine Fortschritte, noch heute, nach zweiundzwanzigjähriger Herrschaft, kann man in den meisten Läden nur in französischer Sprache Einkäufe machen. Auf dem Lande vollends sieht es noch ganz anders aus.

---

[1]) J. v. Kosciol-Koscielski, Mitglied des Reichstages und Herrenhauses.

[2]) Verfasser hatte dort kurz vorher seinen Neffen, den Grafen Georg Waldersee, besucht.

18. November.

Heute erhielt ich einen Brief von Loë, den ich beilege, da er mir sehr bemerkenswert scheint.[1]) Er war von vornherein ein Verehrer Caprivis und des neuen Kurses, wie er ein entschiedener Gegner des Fürsten Bismarck gewesen war. Jetzt klingt durch seinen Brief ein ganz anderer Ton.

Gestern wurde mir vertraulich aus angeblich ganz sicherer Quelle mitgeteilt, daß vorgestern bei der Rekrutenvereidigung in Berlin der Kaiser gesagt haben soll: „Ihr habt fortan keinen Willen mehr, es gibt für Euch nur einen Willen, und das ist mein Wille!" Bestätigt sich diese Nachricht,[2]) so müssen die Sozialdemokraten frohlocken, denn niemand schafft ihnen mehr Rekruten als der Kaiser.

28. November.

Die Ungarn haben vom Kaiser Franz Joseph erreicht, daß er bei ihnen einen besonderen Hofstaat haben muß; es treibt unaufhaltsam zur reinen Personalunion. In der zisleithanischen Reichshälfte herrscht Hader und Zwietracht. Crispi, dessen Ministerkandidatur erörtert wird, hat erklärt, die Finanzlage Italiens nötige dazu, die Armee als eine Verteidigungsarmee des italienischen Territoriums zu organisieren, d. h. also sie zu reduzieren. Wo bleiben da die sechs italienischen Armeekorps für den Oberrhein? Wir können wahrlich nicht von starken Alliierten reden![3])

3. Dezember.

Ich war in Hannover zum Kaiserdiner der Ulanen und in Springe zur Jagd. Der Kaiser ist, wie ich ermitteln konnte, gar nicht sehr für die Handelsverträge begeistert und würde ihre Ablehnung nicht weiter übelnehmen; er hatte deshalb auch Caprivi ersucht, sich persönlich nicht zu sehr zu engagieren, und ist unzufrieden, daß dieser es doch getan hat. Ebenso erfuhr ich als absolut sicher, daß Caprivi mit der Günser Depesche des Kaisers an Bismarck einverstanden gewesen ist. Der Kaiser hat sich am 18. Oktober in Bremen bei Wilhelm Bismarck nach dem Befinden des Fürsten erkundigt und dieser dafür schriftlich gedankt. Es ist dabei nicht weiter aufgefallen, daß der Fürst nur die Unterschrift eigenhändig geleistet hat; man glaubt an den Fliegenstich, den ich für eine Erfindung halte.

---

[1]) S. den „Anhang" unter Nr. V.

[2]) Die „Tägliche Rundschau" vom 19. November teilte einen ähnlichen Passus aus der „Germania" mit.

[3]) Bereits 1896 hat Italien in Berlin und Wien den Entwurf einer Note mitteilen lassen, nach welchem es den casus foederis nicht als gegeben ansehen wollte, falls England und Frankreich gegen eine der beiden mit Italien alliierten Mächte oder beide sich zu Feindseligkeiten verbünden sollten. Pribram, a. a. O., I, S. 237.

19. Dezember.

Auf dem römischen Botschafterposten ist Solms durch Bülow[1]) ersetzt worden, einen gewandten, auch ganz gescheiten, aber sehr ehrgeizigen Mann, von nicht gerade festem Charakter.

21. Dezember.

Italien hat nun wieder ein Ministerium Crispi, was bei uns große Hoffnungen erweckt; ich glaube, man wird sich täuschen. Das Land befindet sich in einem sehr bedenklichen Zustande, auch in der äußeren Politik weiß man nicht recht wohin. Crispi kann zunächst nichts tun als Ersparnisse vorschlagen, wofür natürlich Armee und Marine herhalten müssen. Eine glänzende Rechtfertigung erhält durch diese Entwicklung Oberst Engelbrecht, der sie in seinen Berichten vorhergesagt hat und deswegen vom Auswärtigen Amt, namentlich von Holstein, mit Haß verfolgt wurde.

23. Dezember.

Ein Artikel des „Kladderadatsch" ist höchst bemerkenswert.[2]) Für jeden einigermaßen Orientierten kann über die Personen ein Zweifel nicht bestehen. Mit Austernfreund, Spätzle und Troubadour sind Holstein, Kiderlen und Philipp Eulenburg gemeint. Wohl zum ersten Male wird hier in der Presse darauf hingewiesen, welches Kleeblatt seit Jahren ein frevelhaftes Spiel treibt. Es ist in der Tat — wenn man davon absieht, daß der Kaiser ab und zu einen Posten nach eigener Wahl besetzt — in der auswärtigen Karriere allmächtig. Ich glaube, daß sie einander keineswegs völlig trauen, aber zunächst zusammenhalten, weil sie dabei gute Geschäfte machen. Der eigentliche Regisseur ist Holstein, er läßt sich aber nicht sehen und weicht sogar dem Kaiser aus. Kiderlen amüsiert den arglosen Monarchen durch Geschichten im schwäbischen Dialekt, die er mit treuherziger Miene erzählt. Sein Einfluß ist so groß, weil er den Kaiser auf Reisen begleitet und diesem allein Vortrag hält; bei allen, die ihn kennen, gilt er für grundfalsch und bösartig. Philipp Eulenburg ist nach wie vor beim Kaiser sehr gut angeschrieben, hat mit ihm viele Beziehungen, ohne daß Dritte davon etwas merken und versteht ihn durch Gesang und Dichtungen zu fesseln. Im Grunde ein anständiger Mann, dessen Charakter aber der Verkehr und das Intrigenspiel mit den beiden anderen gefährlich geworden ist. Auch ist seine Neigung zum Mystizismus, in der er sich mit dem Kaiser findet, sehr bedenklich. Daß man an diese Seite des kaiserlichen Wesens wieder rühren will, ergibt sich aus der Ernennung Varnbülers[3]) zum

[1]) Der spätere Reichskanzler.

[2]) „Der vierte Mann im Skat" in Nr. 52.

[3]) Freiherr v. Varnbüler, der württembergische Gesandte in Wien ersetzte den zurückgetretenen Bundesratsbevollmächtigten und Gesandten v. Moser.

Gesandten in Berlin. Er gehört derselben Richtung an, ist ein gewandter und gescheiter Mann, aber völlig [...] Ich fürchte, diese angebliche Skatpartie wird viel Unglück anrichten. Vor hundert Jahren trieben Bischoffwerder und Konsorten ihr verhängnisvolles Spiel!

1894

Altona, 5. Januar.

Am 31. Dezember reiste ich, zur Neujahrsgratulation befohlen, nach Berlin, wo ich bei dem nicht anwesenden Grafen Henckel abstieg.

Am 1. war die übliche Gratulation; die kaiserliche Umgebung vielleicht einen Grad höflicher, oder besser gesagt offener zu mir als im vorigen Jahre. Dann Gottesdienst mit noch geräuschvolleren Schlußfanfaren als sonst, Defilierkur bei Pauken- und Trompetenschall und Kanonendonner; schließlich Begrüßung der Kommandierenden Generale.

Der Kaiser sprach zuerst kurz über das Spielen in Hannover und wünschte, daß beim Kommando zum Reitinstitut mit besonderer Sorgfalt verfahren werde. Dann kam er auf die Moden bei Offizieren, meinte, es sei besser geworden, aber noch nicht in genügendem Maße und empfahl Bestrafung der betreffenden Regimentskommandeure als wirksamstes Mittel.

Bei der Frage der Truppenausbildung erörterte er vor allem den Aufklärungsdienst und bezog sich dabei ausschließlich auf die Manövererfahrungen in Lothringen. Damals[1]) seien zu wenig Patrouillen entsandt worden, bei dem eigenartigen lothringischen Gelände genügten nicht drei bis vier Patrouillen, man müßte gleich dreißig bis vierzig schicken. Er knüpfte daran die Aufforderung, diesen Dienst dauernd üben zu lassen, wie es auch beim Gardekorps geschähe, wo fortwährend Offiziere mit Aufträgen unterwegs seien, die von ihnen erst während des Rittes geöffnet würden. Die näheren Angaben waren mir nicht verständlich, und ich bat den Kommandierenden General des Gardekorps nachher um Auskunft. Der lächelte und sagte, daß er von diesen Ritten überhaupt nichts wisse.

Weiter entwickelte der Kaiser, daß fortan beim Manöver für den Beginn der Patrouillenritte keine Zeit mehr vorgeschrieben werden, sondern jede Patrouille so früh reiten dürfte, wie es der Absender für nötig hielte. Im Kaisermanöver, wenn alle Truppen biwakieren, ist der Gedanke wohl ausführbar; im allgemeinen aber läßt er sich nicht verwirklichen, denn bekanntlich liegen bei Brigade- und Divisionsmanövern die Kantonne-

---

[1]) Im Spätsommer des Vorjahres.

ments beider Parteien oft dicht aneinander, es würden also früh aufbrechende Patrouillen ganz harmlos durch die feindlichen Kantonnements und durch die Anmärsche zu den Versammlungen reiten können.

In Lothringen, so fuhr der Kaiser fort, habe er bemerkt, daß der schilffarbene Helmüberzug zur Kenntlichmachung des Feindes nicht genüge; mehrfach habe Kavallerie auf eigene Truppen attackiert. Das bezieht sich auf seine Attacke mit zwei Kavalleriedivisionen, die, übereilt angelegt und ebenso ausgeführt, den Feind fast gar nicht, wohl aber eigene Truppen traf und auf alle Beteiligten und Zuschauer einen höchst peinlichen Eindruck gemacht hat. Auch der Kaiser konnte sich diesem zunächst nicht entziehen, aber schon beim Nachhausereiten versuchten elende Schuster aus seiner Umgebung ihm klarzumachen, daß er sehr schön geführt hätte, und beim Frühstück ist er auch bereits selbst davon überzeugt gewesen.

Zum Schluß kam der Kaiser auf die Soldatenmißhandlungen, die endlich aufhören müßten; die Zeiten seien andere geworden. Früher habe sich der Soldat durch ein paar Ohrfeigen seines Kompagniechefs geehrt gefühlt und sie als ein Zeichen väterlicher Gesinnung angesehen; infolge der Aufhetzung der Soldaten, wie ja eigentlich aller gegen die Obrigkeit sei es damit vorbei. Er verlange strengstes Vorgehen und würde darin selbst ein Beispiel geben; fortan solle jeder Fall von Mißhandlung ihm telegraphisch vom Generalkommando gemeldet werden.

Als der Monarch den Rittersaal verlassen hatte, sah ich vorwiegend verlegene Gesichter, über manches zuckte ein eigentümliches Lächeln. Beim Diner der Kommandierenden Generale wurde schon unbefangen gesprochen, und selbst Hahnke scheute sich nicht, abfällige Äußerungen zu tun. Ich war tief betrübt, denn noch nie hatte der Kaiser bei dieser Gelegenheit so dürftige, ich möchte sagen kindliche Ansichten entwickelt.

Es ist ja vielleicht schlecht von mir, dies alles zu Papier zu bringen, ich hoffe, daß es lange unentdeckt liegen bleibt. Andererseits aber muß der Wahrheit die Ehre gegeben werden, und sind solche Aufzeichnungen nötig für die dereinst zu schreibende Geschichte dieses ganz eigenartigen Kaisers und Charakters.

Als ich dem Kriegsminister gegenüber die Erwartung aussprach, er würde uns noch Deklarationen und Ausführungsbestimmungen geben, überhaupt die kaiserlichen Ideen präzisieren, war er sehr verlegen und meinte mit Hahnke, der Kaiser habe das wohl nicht alles so gemeint. Am 2. mittags sagte er mir, der Befehl wegen der Telegramme bei Mißhandlungen müsse natürlich noch erläutert werden; am Abend nach dem Diner beim Kaiser: „Sie brauchen gar nicht zu telegraphieren; es ist alles in Ordnung."

In Berlin hatte ich lange Unterhaltungen mit dem freikonservativen Abgeordneten Arendt und mit Miquel. Beide machten für die jetzt so

verfahrenen Zustände Caprivi verantwortlich, der infolge seiner Eitelkeit und seines Unfehlbarkeitsdünkels kurzsichtig wäre. Miquel hofft, in der nächsten Woche beim Kaiser allein Vortrag zu haben und dann über die Gesamtsituation sprechen zu können. Er erzählte, der Monarch habe sich schon öfter zu den Umgebungen spöttisch über den Kanzler geäußert, könne nur über den Nachfolger zu keinem Entschlusse kommen. Auch mit den Konservativen ist nach Miquels Meinung in der Frage des Handelsvertrages[1]) ein Einvernehmen zu erzielen; der Staat sei bei gutem Willen in der Lage, Erhebliches für die Landwirtschaft zu leisten.

Ich konnte auch meine beiden Freunde aus Rom und Wien, Engelbrecht und Deines, wiedersehen. Von jenem erfuhr ich, daß Solms, ohne eine Ahnung zu haben, daß er in Berlin nicht gut angeschrieben sei, die schriftliche Aufforderung zum Abschied erhielt. Der Nachfolger v. Bülow und ein junger, eben zur Botschaft kommandierter Offizier wurden von Holstein instruiert, daß Engelbrecht ein gefährlicher Intrigant sei, vor dem sie sich in acht nehmen müßten. Engelbrecht hat sich über Holstein und Kiderlen, der alles mitmacht, beim Kaiser beschwert, worauf dieser erwiderte: „Das halte ich für ganz unmöglich; ich kenne Holstein sehr genau" — er kennt ihn eigentlich gar nicht — „es ist ein braver, ehrlicher Kerl,[2]) ebenso ist Kiderlen mir völlig ergeben und ganz in meiner Hand." Er hat sich also von jenen Intriganten völlig umgarnen lassen. Deren gefährlichster Gehilfe ist natürlich Philipp Eulenburg, von dem ich früher nicht geglaubt habe, daß es so weit mit ihm kommen könnte.

9. Januar.

Der Kaiser hat die Absendung eines Schiffes mit Marineinfanterie selbständig verfügt und dadurch einen Konflikt mit dem Kanzler heraufbeschworen; dieser soll angeblich seine Entlassung verlangt haben. Die Sache ist aber beigelegt; Caprivi bleibt, und der Kaiser hat seinen Willen doch durchgesetzt.

17. Januar.

Ich bedaure, daß Miquel bei den Steuervorlagen sich sehr engagiert; schon früher wurde die Besorgnis laut, daß Caprivi ihn vorschieben wolle, damit eventuell er statt seiner hineinfalle.

Es steht nun fest, daß der Botschafter Prinz Reuß abgehen muß. Noch zwischen Weihnachten und Neujahr hatte er keine Andeutung, sondern nur das Gefühl, daß gegen ihn etwas im Werke sei. Wenige Tage nach Neu-

---

[1]) Mit Rußland.

[2]) Vgl. jedoch oben S. 260, Note 1.

jahr erhielt er den gewissen Brief.[1]) Er folgt nachweislich einem Zwange, wäre gern noch in Wien geblieben und auch gern dort behalten worden. Wieder ist die Zahl derer, die verletzt abgehen, um einen vermehrt worden.

20. Januar.

Der „Kladderadatsch" setzt seine Angriffe auf Holstein, Eulenburg, Kiderlen fort, und verschärft sie sogar noch. Da neulich die „Zukunft" unumwunden Holstein als den bezeichnete, der nicht nur seinen Chef Harry Arnim verraten, sondern auch von ihm gemeldet hat, daß er faule Geldgeschäfte mache, so ist dieser [. . .] eigentlich vor der Welt für alle Zeiten gerichtet. Werden dem Kaiser nun die Augen aufgehen? Ich glaube es nicht, er wird sich dagegen sperren, weil er sonst seine eigene Kurzsichtigkeit eingestehen müßte.

22. Januar.

Beim gestrigen Ordensfest war auch Herbert Bismarck. Es ist beobachtet worden, daß sowohl der Oberhofmarschall Eulenburg wie die Prinzen Heinrich und Albrecht sich bemüht haben, den Grafen beim Cercle an den Kaiser heranzubringen; dieser ist ihm aber deutlich aus dem Wege gegangen. Ich bin erstaunt, daß Prinz Heinrich, den der Kaiser im vorigen Sommer einmal bei einer ähnlichen Lage gründlich ablaufen ließ, sich dazu verstanden hat. Wenn vollends der vorsichtige Eulenburg sich derartig dekuvriert, so muß er an Caprivis Stern zu zweifeln beginnen.

Mit[2]) jenem Vorgang hatte es folgende Bewandtnis: Für das Fest ergehen die Einladungen durch die Generalordenskommission, und dort hatte ein Schreiber Herbert Bismarck als in Berlin anwesenden Minister a. D. auf die Liste gebracht, was Eulenburg erst bemerkte, nachdem die Einladungen bereits erfolgt waren. Dem Kaiser war die Nachricht, daß er Herbert dort sehen würde, zuerst sehr unangenehm, dann aber äußerte er die Absicht ihn anzusprechen; daher die Bemühungen Eulenburgs und der Prinzen Heinrich und Albrecht. Nach Ansicht der scharf beobachtenden Eingeweihten hat dem Kaiser im letzten Augenblick der Mut gefehlt, Herbert anzureden, was ja auch vor so vielen Zeugen vielleicht nicht ganz angenehm war. Er scheint sich gleich nachher aber geschämt zu haben, jedenfalls hat er dann beschlossen, einen großen Schritt weiterzugehen und direkt mit dem Vater anzuknüpfen. Noch am selben Abend erhielt Graf Moltke den Befehl, am anderen Tage nach Friedrichsruh zu reisen.

---

[1]) Der tatsächliche Rücktritt erfolgte erst Anfang April.
[2]) Nachtrag.

25. Januar.

Wie schnell wechselt doch in heutiger Zeit das Bild! Der Kaiser will sich nun wirklich mit Bismarck aussöhnen. Dieser wird morgen nach Berlin reisen und im Schlosse wohnen. Gott gebe, daß sich alles zum Guten wendet.

Vorderhand kann ich mir noch kein klares Bild machen. Sollte Caprivi wirklich abtreten? Eine Aussöhnung, in die doch auch Herbert einbegriffen sein müßte, ist nach meiner Ansicht nur denkbar, wenn Caprivi geht; es würde dann zu einem völligen Systemwechsel kommen müssen.

Ich bin natürlich sogleich wieder in der Presse zu spüren; das Gespenst „Ministerium Waldersee-Herbert" wird an die Wand gemalt. Verschiedene Zeitungen melden auch, daß ich in Friedrichsruh gewesen sei, eine sagt, in Zivil.

28. Januar.

Der gestrige Tag[1]) verlief in der hier üblichen Weise; bei meiner Dinerrede faßte ich mich sehr kurz und vermied es sorgfältig, die Aussöhnung auch nur zu berühren. Fast überall, besonders in liberalen Zeitungen, wird die Ansicht vertreten, daß sich in der politischen Situation nichts geändert habe. Ich glaube jetzt, daß der Kaiser mit Caprivi fertig ist und nur noch die Nachfolge regeln will. Abgesehen von den Parteiführern und den die öffentliche Meinung völlig irreführenden liberalen Zeitungen ist eigentlich das ganze Land bismarckisch.

Eine Berliner Nachricht besagt, der Kaiser habe mit seiner Mutter eine heftige Szene gehabt, ihm seien von dieser Vorwürfe gemacht worden, weil er zu Bismarck geschickt habe, ohne ihr ein Wort zu sagen, nach Ansicht der Kaiserinwitwe sei es noch viel zu früh für eine Aussöhnung. Der Kaiser habe geantwortet, er brauche Bismarck, um den russischen Handelsvertrag durchzubringen, außerdem sei die Lage die, daß Caprivi bald abgehen werde. Dienerschaft will das alles gehört haben, und zwar im Schlosse.

4. Februar.

Bei uns war am 2. der übliche große Ball; wir sind dankbar, daß er vorüber ist, und erfreut, daß er recht befriedigend für alle Teile verlief.

6. Februar.

Bei den Handelsverträgen mit Österreich und Italien wollten wir unseren Freunden aufhelfen, nun soll es auch bei unseren Feinden[2]) geschehen. Das ist edel und christlich! Mehr kann man nicht verlangen.

---

[1]) Geburtstag des Kaisers.
[2]) Rußland ist gemeint.

9. Februar.

Ich war zwei Tage in Berlin und wohnte bei Henckel. Alle gut gesinnten Leute, von denen ich recht viele sah, fand ich hochgradig erregt über den Kaiser. Dieser ist beim Kanzlerdiner,[1]) zu welchem man absichtlich meist unbedeutende Leute aus dem Reichstag und z. B. nicht einen der konservativen Führer eingeladen hatte, im Interesse des Handelsvertrages losgegangen und schließlich zu dem Ausspruch gelangt: „Ich habe keine Lust, wegen hundert dummer Junker mit Rußland Krieg zu führen!" Dann hat er behauptet, der Zar nähme eine Ablehnung persönlich sehr übel, das russische Volk, das kein Verständnis für parlamentarisches Wesen habe, werde überzeugt sein, daß er, der Kaiser Wilhelm, doch eigentlich Gegner des Vertrages sei. Auf die russischen Truppenansammlungen an unseren Grenzen hinweisend, erklärte er schließlich, bei Ablehnung des Vertrages würden wir sicherlich in längstens drei Monaten Krieg haben, er würde dann das rechte Weichselufer preisgeben usw.

Der Monarch ist also nun soweit, nicht allein sich vor den Russen zu fürchten — das wußte ich längst —, sondern es auch offen einzugestehen. Er glaubt, durch Nachgiebigkeit den Frieden zu erhalten, und wird das Gegenteil erreichen. Wie muß den Russen der Kamm schwellen, wenn sie erfahren, daß wir uns vor ihnen fürchten, daß wir Provinzen ohne Kampf aufgeben wollen. Auf solche Art bringt man uns dem Kriege gerade näher. Was soll aber auch unser Volk denken, wenn es von solchen Ideen des Kaisers hört, das Volk, dem erst vor einem halben Jahre versichert worden ist, daß wir nach Annahme der Militärvorlage allen Feinden gewachsen seien. Ein Schrei der Entrüstung müßte durch das Land gehen, daß wir von Rußland durch Drohungen eingeschüchtert werden sollen, denn tatsächlich drohen russische Zeitungen ganz unverhohlen.

Der so ruhige und schweigsame Präsident[2]) v. Levetzow hat dem Kaiser mit erhobener Stimme und großer Entschlossenheit erwidert und dabei erklärt, daß die Loyalität der Konservativen — die der Monarch ebenfalls angegriffen hatte — über allen Zweifel erhaben sei, auch wenn die Partei nach Prüfung des Vertrages es für ihre Pflicht hielte, dagegen zu stimmen. Der Kaiser hat darauf nichts mehr gesagt; die liberale Presse verbreitet eine Lüge, wenn sie Levetzow erst und dann den Kaiser gesprochen haben läßt. Levetzow ist ganz erschüttert und hat gesagt, daß dieser Tag der traurigste seines Lebens sei.

Ich bin vorgestern lange mit Schuwalow zusammen gewesen, wobei sehr offen gesprochen wurde. Es war mir interessant zu sehen, daß sich

---

[1]) Am 5. Februar.
[2]) Des Reichstags.

alles, was er ausführte, eigentlich völlig mit den Gedankengängen des Kaisers deckt.

Man glaubt, daß der Kaiser sehr auf die Hilfe des Fürsten Bismarck rechnet; er wird sich aber darin täuschen und die heilsame Erfahrung machen, daß der Fürst durch einige Aufmerksamkeiten nicht zu kaufen ist. Bismarck wird genau das tun, was er für richtig hält, und ich erfuhr schon gestern abend in Berlin, daß er, der ja überhaupt unsere gesamte jetzige Handelspolitik verurteilt, auch in puncto des russischen Vertrages verschiedene Bedenken hat.

Würde der Kaiser Caprivi gehen lassen, so wäre er aller Schwierigkeiten Herr, denn die Konservativen wollen für den Vertrag stimmen, wenn ein neuer Kanzler da ist, zu dem sie Vertrauen haben können, und der ernstlich der Landwirtschaft zu Hilfe kommen will. Bismarck bezeichnet augenblicklich Eulenburg als den richtigen Mann hierfür.

In der Unterhaltung mit Schuwalow wurde auch die Polenfrage berührt. Er sagte mir: „Sie werden mit den Polen noch traurige Erfahrungen machen." Der Kaiser sagt, die Ablehnung des Vertrages würde den Zaren so ärgern, daß er zum Kriege schreiten könnte, aber unsere so ungeschickte Polenpolitik ärgert diesen schon lange und in viel höherem Grade, sie kann uns weit eher einen Krieg auf den Hals ziehen.

10. Februar.

Der Kaiser hat von den Angriffen des „Kladderadatsch" gegen seine Freunde Holstein, Kiderlen, Eulenburg Kenntnis erhalten. Die Angegriffenen sind außer sich, Holstein hat sich durch Vermittlung von Pourtalès und Hatzfeldt an Henckel gewandt mit der Bitte, etwas zu tun, um die Angriffe zum Aufhören zu bringen, und mit der Drohung, einen Brief Henckels an Harry Arnim, der bei dessen Prozesse mit Beschlag belegt worden ist, zu veröffentlichen. Henckel hat ihn natürlich abfallen lassen, ist aber noch unsicher, was er tun, namentlich ob er gegen Holstein einschreiten soll. Ich riet, nichts zu übereilen. Der Verdacht, die Artikel im „Kladderadatsch" veranlaßt zu haben, ist von den Angegriffenen auf Herbert Bismarck, Schloezer und Raschdau gerichtet worden. Der zuletzt Genannte soll sich allerdings völlig von jener Gesellschaft gelöst haben.

Als dem Kaiser hinterbracht wurde, Graf Hompesch, der nominelle Führer des Zentrums, habe geäußert, er könne nur zwei Millionen für das Kaiser-Wilhelm-Denkmal bewilligen, erklärte er vor vielen Anwesenden: „Ich lasse den Kerl die Treppe hinunterschmeißen, wenn er ins Schloß kommt." Das ist ja nicht so schlimm gemeint — Windthorst, mit

dem der Monarch ähnlich verfahren wollte, wurde nach einem halben Jahre schon förmlich eingeladen —, derartige unüberlegte Worte werden aber bekannt und wirken übel.

In Berlin konnte ich mich wieder überzeugen, daß ich noch viele Freunde habe; es schien mir sogar, als ob manche mir ihre Gesinnung jetzt lebhafter auszudrücken wünschen. Im Schloß bin ich absichtlich nicht gewesen. Einen Beweis dafür, wie ich noch immer beobachtet werde, liefert eine Äußerung des Grafen Czapski,[1] als er Henckel besuchte. „In diesem Zimmer," sagte der bekannte Intrigant, „ist am 2. Januar Oberst Engelbrecht eine Stunde beim Grafen Waldersee gewesen."

15. Februar.

Im Auslande soll man die Äußerung des Kaisers, daß die Ablehnung des Vertrages den Krieg zur Folge haben werde, bereits überall kennen. Unter diesen Umständen muß der russische Übermut sich steigern. Es fallen schon Äußerungen, wie die, wir seien Rußland tributpflichtig. Das ist der Kaiser, der alles zerschmettert.

20. Februar.

Gestern abend hat der Kaiser den Fürsten in Friedrichsruh besucht. Ich bin überzeugt, daß ebenso wie vorher in Berlin eine wirkliche Aussöhnung nicht zustande gekommen ist. Der Fürst hat sich zwar nicht offen, aber doch in nicht mißzuverstehender Weise gegen den Handelsvertrag ausgesprochen; das wird der Kaiser sehr übelnehmen. Die Grafen Herbert und Wilhelm waren nicht anwesend; schon dies für mich ein Zeichen, daß etwas nicht stimmt.

21. Februar.

Eigentlich hatte ich die Absicht, mich nach Kiel zu begeben, um an dem Begräbnis der auf der „Brandenburg" Verunglückten[2]) teilzunehmen, glaubte auch, der Kaiser werde von Friedrichsruh aus dorthin fahren. Letzteres trat nun aber nicht ein, im Gegenteil, Prinz Heinrich erhielt den Befehl, von Kiel fort nach Wilhelmshaven zu reisen, um dort mit dem Kaiser an dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Panzerschiffes „Wilhelm I." teilzunehmen. Unter diesen Umständen hielt ich es nicht für nötig, nach Kiel zu gehen; ich vermag es aber nicht zu fassen, daß Prinz Heinrich die Stadt verlassen konnte, und fast zur selben Stunde, in der dort die Beerdigung stattfindet und tiefste Trauer herrscht, in Wilhelmshaven ein Festdiner gefeiert werden mußte.

---

[1]) Graf Bogdan Hutten-Czapski, Rittmeister.

[2]) Auf dem Panzer „Brandenburg" kamen am 16. Februar bei einer Probefahrt infolge Dampfkesselexplosion über 40 Personen ums Leben.

24. Februar.

Geschlossen für den Handelsvertrag stimmen Sozialdemokraten, Volkspartei, Freisinn und Polen! Das sind also jetzt die Regierungsparteien. Geschlossen dagegen stimmen die Konservativen, gespalten sind Zentrum und Nationalliberale. Schöne Ergebnisse Caprivischer Staatskunst.

Vor einigen Tagen hat der Kaiser bei einer Ansprache an das Offizierkorps des 1. Garderegiments geäußert, er sehe sich als Hort des europäischen Friedens an und habe von Jugend auf sich in diese Aufgabe hineinzudenken gelernt. Das ist eine wesentlich andere Tonart als früher, noch vor wenigen Jahren wollte er die Franzosen und Russen zerschmettern, Einzüge in Berlin halten usw. Die Idee, daß Deutschland der Hort des Friedens sein solle, ist übrigens keineswegs neu. Bismarck hat sie früher öfter ausgesprochen, der Fürst sagte mir einmal: „Wir müssen eine Art Versicherungsgesellschaft bilden, an welche sich die kleinen Staaten Dänemark, Holland, Belgien usw. anschließen."[1]) Und tatsächlich sah auch zuzeiten Kaiser Wilhelms I. die ganze Welt auf uns.

27. Februar.

Ach, wollte Gott, daß ich imstande wäre, ab und zu etwas Gutes über den Kaiser zu notieren! Ich frage mich manchmal, ob ich nicht unbillig und voreingenommen urteile, komme doch aber immer wieder darauf zurück, daß der Herr gänzlich unklar in seinen Zielen, infolgedessen natürlich auch wankelmütig und unberechenbar ist.

4. März.

Die Handelsvertragstragödie geht ihrem Ende entgegen, die Annahme scheint jetzt gesichert. Möchte das Vaterland Segen davon haben; ich vermag es leider nicht zu glauben. Wenn auch die Landwirtschaft durch den russischen Vertrag nicht so empfindlich getroffen werden sollte, wie viele jetzt behaupten, so muß sie doch infolge der ganzen Wirtschaftspolitik des neuen Kurses Schaden leiden. In den altpreußischen Provinzen vollzieht sich vor unseren Augen ein großer Besitzwechsel auf dem Lande, neue Besitzer von erheblich geringerer Qualität treten an die Stelle der bisherigen. Die eigentlichen konservativen Elemente Preußens werden vernichtet, und damit geht ein gut Teil monarchischer Gesinnungstreue verloren. Auch beim Offiziernachwuchs wird sich die Veränderung bemerkbar machen. Wir stehen der Sozialdemokratie ratlos gegenüber, reißen aber selbst einen Wall nach dem anderen nieder, der uns vor ihr schützen

---

[1]) Im Mai 1886 hatte Bismarck geäußert: „Unser Bündnis ist eine Assekuranz, aber keine Erwerbsgenossenschaft auf Gewinn. (Brauer, Marcks, v. Müller, Erinnerungen an Bismarck, S. 244.)

konnte, und leisten sogar kurzsichtig ihrer Verbreitung Vorschub. Es treibt entschieden auf soziale Umwälzungen, auf den großen Kladderadatsch zu. Widerwärtig berührt es, wenn man sieht, in welcher Weise die Liberalen jetzt vor dem Kaiser kriechen und über all seine Schwächen hinwegsehen. Die Enttäuschung wird nicht ausbleiben, ich weiß aber genau, daß nachher mit größter Unverfrorenheit die Schuld anf andere geschoben werden wird.

11. März.

„Bravo! Wie ein echter Edelmann gehandelt," telegraphierte der Kaiser dem Grafen Dönhoff, als der das seiner Partei gegebene Wort, gegen den Handelsvertrag zu stimmen, gebrochen hatte. Das sind die Leute nach dem Herzen Seiner Majestät! Ein Bürgerlicher sagte neulich zu einem ihm befreundeten Adligen: „Mich geht's nicht an, ich bin Gott sei Dank kein Edelmann." Wenn man den Kaiser in seinen Äußerungen überhaupt noch ernst nehmen könnte, so würde es jetzt das Richtigste sein, den Adel niederzulegen.

12. März.

Vor einigen Tagen hat der Kaiser bei einem Diner zum Grafen Kanitz gesagt: „Der Handelsvertrag muß durchgehen, ich habe dem Kaiser Alexander mein Wort gegeben."

13. März.

Herzog Johann Albrecht hat unlängst einem mecklenburgischen Großgrundbesitzer erzählt, der Kaiser habe ihm gesagt, er lasse jetzt alle angesehenen Agrarier, die nach Berlin kämen, polizeilich beobachten, um ein Bild von ihren Ausgaben und dadurch von ihrem angeblichen Notstande zu gewinnen. Das mit der polizeilichen Beobachtung ist natürlich Unsinn, aber ich zweifle nicht, daß der Kaiser sich auf diesem Gebiet viel zutragen läßt, wie er dies ja so gern tut, und daß es auch genug Schufte gibt, die durch solche Zuträgereien Öl ins Feuer gießen.

16. März.

Als ich mich neulich in Berlin erkundigte, weshalb Philipp Eulenburg und nicht Graf Wedel Botschafter in Wien werden solle, wurde mir gesagt, Holstein habe behauptet, an der Donau wünsche man Wedel nicht. Mich wundert das sehr, denn Wedel war in Wien sehr gern gesehen und galt immer als der Nachfolger von Reuß, auch bei diesem selbst. Wohl möglich, daß hier wieder eine Aktion der Skatpartie vorliegt, der Wedel schon seit einiger Zeit ein Dorn im Auge ist. So etwas läßt sich ja leicht einfädeln, wenn der österreichische Botschafter in Berlin die Hand dazu

bietet. Nach meiner Meinung ist Wedel gerade für diesen Posten viel geeigneter als Eulenburg.

17. März.

Der Handelsvertrag mit Rußland ist gestern angenommen worden. Gebe Gott, daß die Befürchtungen, die von vielen Seiten an ihn geknüpft werden, sich nicht bewahrheiten. Ich stehe völlig auf dem Standpunkte des Fürsten Bismarck, daß der Vertrag mit Österreich der ominöse Fehler war, der den mit Rußland schließlich nach sich ziehen mußte. Letzteres hat Caprivi nicht geglaubt, als er mit Österreich abschloß; er wollte ja einen mitteleuropäischen Zollbund, der sich also auch gegen Rußland richtete. Darauf erklärt Rußland den Zollkrieg, und uns fehlt die Entschlossenheit, ihn durchzuführen, während die Verhältnisse so liegen, daß Rußland hätte nachgeben müssen. Wir haben in der Tat aus Furcht vor Rußland kapituliert und helfen nun die wirtschaftliche Lage des bis an die Zähne gegen uns gerüstet stehenden Feindes zu verbessern mit völliger Preisgabe der Interessen unserer Landwirtschaft. Das, was der Kaiser vor zwei Jahren als rettende Tat gefeiert hat, ist vielleicht unser Verderben.

24. März.

Ich habe in der Osterwoche schöne und stille Tage mit meiner lieben Marie verleben können und sie mir nicht durch irdische Sorgen verkümmern lassen. Ich fand Zeit zur Einkehr und Selbstprüfung und damit so recht zur Erkenntnis, wieviel mir noch fehlt, wie oft ich selbst fehle und immer wieder in die alten Fehler zurückfalle. Keiner der geringsten ist wohl die Eitelkeit, da ich es zu sehr empfinde, wenn man sie verletzt. Daß ich hoch oder zu hoch von mir und meinem Können denke, glaube ich eigentlich nicht, denn ich habe mir oft gesagt, daß ich in meiner ganzen Laufbahn besonders vom Glück begünstigt worden bin und auch immer die Überzeugung gehabt, daß ich die Fähigkeiten für gewisse, mir zugedachte Ämter gar nicht besitze. Worunter ich jetzt leide, ist der Umstand, daß meine Stellung dem Kaiser gegenüber und dadurch in gewisser Weise auch einem Teil der Welt gegenüber eine andere geworden ist. Ich möchte nicht gern zugeben, daß hier die Schuld bei mir liegt, sondern sehe sie bei anderen. Und daß diese anderen jetzt an der Macht sind, das ist es, was ich schmerzlich empfinde, und was mich gewiß oft zu bitteren und unbilligen Urteilen veranlaßt. Viel besser wäre es, ich könnte mich ganz über alle diese Kleinigkeiten erheben.

29. März.

Kurz vor der Abreise der kaiserlichen Familie nach Abbazia hat man dem Monarchen mitgeteilt, Graf Henckel habe die „Zukunft“ angekauft.

Sofortige Nachforschungen, die mit höchster Eile betrieben werden mußten, erwiesen das Ganze als eine Lüge. Wird der Lügner zur Verantwortung gezogen? Gott bewahre, er darf ruhig weiter lügen, es wäre ja auch so schön gewesen, wenn Graf Henckel, der treue Freund Bismarcks, die „Zukunft" gekauft hätte! Derartige Verleumdungen kommen täglich vor.

30. März.

Der „Kladderadatsch" läßt Holstein und Genossen immer noch nicht in Ruhe. Eine Wirkung haben seine Angriffe schon erzielt: Ursprünglich sollte Kiderlen den Kaiser nach Abbazia begleiten, statt seiner ist nun Philipp Eulenburg (gegen den der „Kladderadatsch" nicht mehr polemisiert) als Vertreter des Auswärtigen Amtes und Zivilkabinetts mitgereist. Auch Hahnke ist nicht mitgenommen worden, was er übel vermerkt, aber [. . .]. Da August Eulenburg, Plessen, Lippe, Deines und Leuthold in Abbazia sind, so bin ich sicher, daß wenigstens dort die Verleumder nicht an den Monarchen herankommen.

2. April.

Ich werde in eine recht unangenehme Angelegenheit verwickelt werden, kann ihr aber nicht ausweichen. Herr v. Holstein hat den Grafen Henckel in einer ganz unerhörten Weise gefordert und beschimpft, weil er ihn für den Urheber des „Kladderadatsch"-Artikel hält, und Henckel, der gestern abend von Friedrichsruh hierherkam, mich gebeten, ihm als Vertreter beizustehen. Ich muß nach Berlin, um dort mit General v. Bissing, dem Vertreter Holsteins, zu unterhandeln. Ich leiste meinem treuen Freunde Henckel gern diesen Dienst, weiß aber, daß der Kaiser Herrn v. Holstein sehr protegiert, während er gegen Graf Henckel systematisch aufgehetzt worden ist. Es liegt daher nahe, daß, mag herauskommen, was wolle, meine Stellung zum Kaiser sich erneut verschlechtert. Meine Richtschnur kann allein sein, was mir die Pflicht als Ehrenmann gebietet.[1])

[1]) Nach diesem Grundsatz hat der Verfasser in den nun folgenden langwierigen Unterhandlungen gewirkt und es, wie er wiederholt niederschrieb, als einen besonderen Dienst gegenüber dem Kaiser betrachtet, eine Veröffentlichung der Affäre damals verhütet zu haben. Die Verhandlungen füllen ein voluminöses Sonderaktenstück, dessen Inhalt an dieser Stelle nicht wiedergegeben werden konnte. Selbst auf Einfügung der vom Verfasser in vorliegender Sache an den Kaiser gerichteten Meldungen und ihrer Beantwortung durch den Chef des Militärkabinetts wurde schließlich verzichtet, weil schon diese Stücke den Rahmen der „Denkwürdigkeiten" zu sprengen drohten. — Die damals nach einer Äußerung des Herrn v. Holstein „im Sande verlaufene Affäre" fand im Jahre 1898 ihre formelle Erledigung, indem Herr v. Holstein sich infolge einer entgegenkommenden Erklärung des Grafen Henckel endlich zufrieden gab. (Vgl. unten.) Was den politischen Hintergrund des Ganzen angeht, so sei hier folgende Stelle aus einem Briefe Graf Henckels an den

8. April.

Mein Geburtstag. Wir haben seine Feier des Sonntags wegen auf morgen verschoben. Der Kaiser sandte mir einen schönen Säbel, wohl ein Beweis, daß er in der letzten Zeit nicht gegen mich aufgehetzt sein kann. Trotzdem vermag ich noch nicht recht zu glauben, daß das alte Verhältnis wiederkehren könnte, zumal nach den jüngsten Ereignissen.

27. April.

Großes Aufsehen hat natürlich die Verlobung des russischen Thronfolgers mit der hessischen Prinzessin[1]) gemacht. An die freundliche Gesinnung des Zaren glaube ich gern, vermag aber in den allgemeinen Jubel, daß nun die russisch-französische Allianz wieder aus dem Leim gehen könne, nicht einzustimmen. Ehe ich nicht höre, daß 50000 Russen aus Polen wieder ins Innere zurückgezogen werden, halte ich die politische Lage nicht für verändert; wir bleiben in demselben Zustande aufreibender Spannung.

29. April.

Ganz entsetzt bin ich über die Broschüre „Caligula".[2]) Daß ein Professor unter seinem Namen[3]) so etwas erscheinen läßt, ist auch ein Zeichen der Zeit, denn niemand kann an der Beziehung auf den Kaiser zweifeln. Ich wurde bei der Durchsicht daran erinnert, daß General Wittich schon vor vier Jahren auf Anlagen zum Cäsarenwahnsinn hinwies [...]. Trotz der vielfachen wirklich frappanten Analogien möchte ich dennoch glauben, daß der Entwicklungsgang unseres Kaisers nicht zu einem traurigen Ende zu führen braucht. Ich sehe ihn ja jetzt sehr selten, passe aber bei sich bietender Gelegenheit scharf auf und bin nicht imstande, etwas von wirklicher Störung wahrzunehmen. Was mich seit langem beunruhigt, ist das augenscheinliche Überwiegen welfisch-koburgischer Charaktereigenschaften, in denen ja allerdings des Bedenklichen genug liegt.

Verfasser vom 17. Juni 1894 wiedergegeben: „Auch nehme ich tatsächlich an, nachdem der ‚Kladderadatsch' sich seit Wochen ausschweigt, daß gar kein Urheber vorhanden ist, und daß die ganze Kampagne auf Äußerungen und Redereien beruht, wie deren in der Wilhelmstraße viele herumschwirren, und welchen die harmlosen Leute ein größeres Gewicht beimessen, als dieselben haben."—Über die Kladderadatsch-affäre vgl. die ausführliche Darstellung bei Hammann, Neuer Kurs, S. 58 ff., besonders S. 65 f.

[1]) Alice.

[2]) „Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn". Zuerst erschienen in der Münchener Zeitschrift „Die Gesellschaft", dann als Sonderdruck im Verlage W. Friedrich, Leipzig.

[3]) L. Quidde, 1890—1892 Leiter des preußischen Historischen Instituts in Rom.

13. Mai.

Welche Wandlung in der Weltlage allmählich eingetreten ist, ersah ich in diesen Tagen aus einem Briefe von Goltz aus Konstantinopel. Der Sultan fühlt sich durchaus sicher und hat den Eindruck, ein begehrenswerter Alliierter geworden zu sein. Noch vor vier Jahren klammerte er sich an uns an.

Der Kaiser ist jetzt zu Hause; trotzdem klagen Kabinettschefs und Minister, die eigentlich schon seit der Abreise nach Abbazia[1]) von ihm getrennt sind, daß sie seiner nicht habhaft werden können. Es wird mir immer klarer, daß Regieren wirklich nicht schwer ist, namentlich wenn man ein so festes Fundament in geordneten Zuständen vorfindet wie der Kaiser.

7. Juni.

Sehr bezeichnend für unsere Zustände ist der Wunsch nach unabhängigen Männern. Man glaubt, daß die Berufenen sich scheuen, die Wahrheit zu sagen, weil sie ihre Stellungen usw. nicht riskieren wollen. Leider ist viel Wahres daran. Außer Bismarck und dem Minister Zedlitz wüßte ich niemanden, der dem Monarchen fest entgegengetreten wäre und bei seiner Ansicht beharrt hätte.

Schwerin, 10. Juni.

Marie und ich waren vom Großherzoge in sehr freundlicher Weise eingeladen worden hierherzukommen. Wir verlebten reizende Stunden, besonders im kleinsten Kreise, wo die Großherzogin in ungezwungener Weise die Honneurs machte. Es ist zu schade, daß die gescheite, liebenswürdige und noch immer schöne Frau nicht den Wunsch hat, sich im Lande beliebt zu machen.[2])

Altona, 15. Juni.

Der Großherzog war über die Ernennung Kiderlens[3]) nicht erbaut; er hatte von diesem in Kiel einen sehr ungünstigen Eindruck gewonnen, er meinte, Kiderlen habe sich wie ein Clown aufgeführt und dementsprechend behandeln lassen. Am liebsten hätte er gegen die Wahl protestiert, nur um des lieben Friedens willen verzichtete er darauf.

In Strelitz, wohin ich mich von Schwerin aus zur Besichtigung begab, Diner beim Großherzog; sowohl er wie die Großherzogin[4]) bemühten sich,

---

[1]) 20. März.

[2]) Die Großherzogin Anastasia, Mutter der ehemaligen deutschen Kronprinzessin, war eine Russin.

[3]) Zum Gesandten in Hamburg und für beide Mecklenburg.

[4]) Großherzog Friedrich Wilhelm war mit einer Prinzessin Auguste von Großbritannien vermählt.

sehr höflich zu sein. Sie gehören der alten Generation an und haben sich mit der Neuzeit nicht einrichten können. Daß ein Großherzogtum von 100000 Einwohnern eigentlich eine Lächerlichkeit ist, kommt ihnen nicht in den Sinn.

2. Juli.

Am 28. fuhr ich ein Stück mit dem Botschafter Herbette in der Eisenbahn zusammen. Er schien mit der Wahl Casimir Périers[1]) zufrieden. In der Unterhaltung zeigte sich eine starke Abneigung und Mißachtung gegenüber Italien. Herbette erklärte das Land für wirtschaftlich ruiniert, bemerkte auch nicht ohne Behagen, daß Hunderte von Millionen deutschen Kapitals, die wir früher in Rußland angelegt hatten, jetzt in Italien festlägen und wohl verloren gehen könnten, womit er leider nur zu sehr recht hat. Es ist Caprivische Politik, namentlich eine alte Marotte Holsteins, den Italienern finanziell zu helfen.

Beim Tode Carnots[2]) haben sich alle Souveräne in Höflichkeiten überboten, unser Kaiser hat dabei entschieden gut abgeschnitten, besonders durch die Begnadigung der beiden in Glatz internierten[3]) Offiziere. Viele Menschen sind kurzsichtig genug zu glauben, daß dadurch eine Besserung unseres Verhältnisses zu Frankreich herbeigeführt werden könnte. Ich bin überzeugt, daß alles beim alten bleibt, die Franzosen eher noch übermütiger werden.

Ich hatte Gelegenheit, über die Holstein-Henckelsche Affäre mit Podbielski zu sprechen, der in Berlin viele Ansichten hört. Danach wird Bissing sehr scharf verurteilt, andererseits soll in gewissen Kreisen große Wut gegen mich bestehen, weil ich das Duell verhindert habe. Leider ist es soweit, daß man dort ganz offen darüber spricht, hinter Holstein und Bissing habe von vornherein der Kaiser gestanden und sie ermuntert. Für mich gibt es keinen Zweifel an der Wahrheit dieser Behauptung, darum wird wohl auch mein völliger Bruch mit dem Kaiser bevorstehen.

6. Juli.

In Italien und Frankreich beschäftigt man sich unter dem Eindruck der letzten Mordtaten und Mordversuche mit der Frage der Bekämpfung des Anarchismus. Mit Hinrichtungen und Gefängnis ist nichts geholfen, wir müssen den Ursachen der Bewegung nachgehen und verhindern, daß die Verhetzung der niederen Stände gegen die höheren, der Besitzlosen gegen

---

[1]) Zum Präsidenten der französischen Republik.

[2]) Der französische Präsident war am 24. Juni in Lyon von einem italienischen Anarchisten erdolcht worden.

[3]) Wegen Spionage.

die Besitzenden, die Verhöhnung der Religion offen und unbefangen betrieben werden können. Sollte ich überhaupt noch einmal in ernsten Fragen beschäftigt werden, so würde ich mich gern zur Verfügung stellen, wenn gegen die Umsturzparteien vorgegangen wird. Die heutigen Männer am Ruder müßten dann allerdings verschwinden. Wir wagen ja noch nicht einmal die Sozialdemokraten, die sich offen dazu bekennen, die bestehende Ordnung umstürzen zu wollen, die beim Kaiserhoch den Saal verlassen, aus dem Reichstage zu verweisen. Nach meiner Kenntnis der Personen spielt schon jetzt Furcht vor Attentaten eine Rolle.

Engelberg,[1]) 14. Juli.

Ich habe in letzter Zeit viele Urteile deutscher Fürsten über Caprivi hören können; sie lauten sämtlich in höchstem Maße abfällig. „So kann es nicht lange mehr bleiben, er ruiniert uns völlig," erklären einstimmig die Großherzöge von Mecklenburg und von Baden, der Prinzregent von Braunschweig und einige kleinere Fürstlichkeiten. Ich halte es in der Tat für möglich, daß Caprivi sich wirklich einbildet, die Sozialdemokratie ginge zurück, namentlich infolge seiner geschickten Behandlung. Minister Berlepsch ist tatsächlich in diesem Wahn. Die Sozialdemokraten fühlen sich nirgends so wohl wie in Deutschland und verehren Caprivi, sind auch mit dem Kaiser durchaus zufrieden.

Deines[2]) ist seiner Sache ganz sicher, daß Reuß lediglich das Opfer einer Holstein-Eulenburgischen Intrige ist. Man war in Wien sehr unzufrieden, als der Botschafter erklärte, er habe seinen Abschied eingereicht, und fragte in Berlin bei Caprivi und Marschall an, ob es richtig sei, daß ein Wechsel bevorstände. Während nun das Abschiedsgesuch des Prinzen schon mehrere Tage beim Kaiser war, erklärten die Genannten noch dem Grafen Széchényi, daß von einem Ausscheiden des Botschafters keine Rede sei. Also ist die Geschichte hinter Caprivis Rücken gemacht worden.

Überhaupt hat Holstein Einfluß auf den Kaiser wie nie zuvor. Der Kaiser nennt ihn eine Perle, glaubt natürlich, alles allein zu machen und ahnt nicht, wie er von der „Skatpartie" geschoben wird. Ich hatte immer noch nicht glauben wollen, daß Philipp Eulenburg so falsch sei; jetzt kann ich ihn aber nicht länger in Schutz nehmen. Er übernimmt eine schwere Verantwortung. Daß der Kaiser in solche Hände geriet, ist ein nationales Unglück.

---

[1]) Wo Verfasser am 13. zur Erholung eingetroffen war.
[2]) Mit dem sich der Verfasser am 7. in Frankfurt getroffen hatte.

16. Juli.

Anliegendes Zeitungsblatt fiel in meine Hand.[1]) Eine Mystifikation scheint ausgeschlossen, Philipp Eulenburg ist der Urheber des Machwerks. Ich bin gespannt, was sich daraus entwickeln wird. Wenn ein Sozialdemokrat oder fanatischer Fortschrittsmann so etwas schriebe, würde man sich weiter nicht wundern, und auf keinen leidlich vernünftigen Menschen würde die Sache Eindruck machen. Der Autor aber, der hier das Ansehen des Offizierstandes in perfider Weise herunterreißt, ist deutscher Botschafter und anerkannter Freund des Kaisers. So etwas kann doch nicht ohne Antwort bleiben, die ganze Armee müßte sich dagegen auflehnen, der Kaiser müßte für sie eintreten. Leider wird er wohl nichts tun, womöglich Eulenburg in Schutz nehmen.

In der Kotzeschen Angelegenheit[2]) sind die Zeitungen ersucht worden zu schweigen. Alle Welt flüstert sich aber zu, der Schuldige sei Herzog [. . .] im Verein mit seiner Mätresse. Daß dieser Verdacht bestehe, habe ich schon vor mehr als Jahresfrist gehört.[3])

Aus Mitteilungen, die von der Kaiserin Friedrich herrühren, ist zu schließen, daß der Kaiser den Grafen Philipp Eulenburg als Nachfolger Caprivis ins Auge gefaßt hat. Wohl möglich; auch daß er es der Mutter sagte. Auf diese Weise würde auch die hastige Ernennung des Grafen zum Botschafter in Wien erklärlich.

18. Juli.

Die amerikanischen Arbeiterunruhen[4]) sollten uns doch eine Lehre sein. Alle zivilisierten Staaten stehen inmitten sozialer Veränderungen. Es ist Pflicht des Staates, namentlich eines solchen von der Größe und Bedeutung Deutschlands, nicht mit verschränkten Armen zuzusehen, wie durch die sozialdemokratische Agitation der gute Geist des Volkes vergiftet, Religionslosigkeit und Verachtung der Autorität gepredigt, Neid und Haß gegen die Besitzenden gesät wird, sondern die Bewegung möglichst zu mäßigen, in gesunde Bahnen zu leiten und damit dem Umsturze vorzubeugen. Allein mit Gewaltmaßregeln ist da nichts zu wollen, der Gedanke, die Massen zusammenzuschießen, wenn sie unbequem werden sollten, ganz unweise. Die Leute sind klug genug, sich erst dann der Gewalt zu bedienen, wenn sie genau wissen, daß die Macht, sie niederzuwerfen, nicht mehr vorhanden ist. Wenn wir so sorglos fortwirtschaften wie bisher, ist es in wenigen Dezennien so weit.

[1]) Abdruck einer Erzählung: „Der Brief“, aus „Abenderzählungen, Märchen und Träume“ von Philipp, Graf zu Eulenburg. Deutsche Verlags-Anstalt.

[2]) Im Juni war der Zeremonienmeister v. Kotze unter dem Verdacht, der Verfasser anonymer Schandbriefe gegen die Hofgesellschaft zu sein, verhaftet worden.

[3]) Vgl. jedoch S. 349.

[4]) Große Streiks in Chicago und Kalifornien.

26. Juli.

Das „Berliner Tageblatt," Caprivis Leiborgan, fordert ganz unverhohlen, der Kaiser solle seine Umgebungen nach den Wünschen des Tageblattes ändern.[1]) Dies wird dem Kaiser gewiß nicht als Zeitungsausschnitt nachgesandt.

Seit der Entlassung Stambulows[2]) habe ich das Gefühl, daß Rußlands Intrigenspiel auf der Balkanhalbinsel glücklich fortschreitet. Die russische Hand merkt man neuerdings auch in Serbien und besonders in Rumänien. Die schlechte Behandlung, die die Ungarn ihren Rumänen zuteil werden lassen, beginnt jetzt Früchte zu tragen, eine großrumänische Agitation ist die ganz natürliche Folge.

29. Juli.

Ich hatte ein langes Gespräch mit Verdy über den Kanzler. Verdy sagte sehr richtig: „Im großen Publikum streicht man immer die Ehrenhaftigkeit und Biederkeit Caprivis heraus, namentlich im Vergleich zu Bismarck, auch wenn man zugibt, daß er vieles falsch macht und sich großen Verhältnissen doch nicht gewachsen zeigt. Was wird nun übrigbleiben, wenn man erst merkt, daß es mit der Ehrlichkeit nichts war?"

1. August.

Verdy ist gestern abgereist.[3]) Wir haben längere Unterhaltungen über Aufmarsch und Kriegführung gehabt, die vielleicht einigen Nutzen bringen, da Verdy von Schlieffen öfter gehört wird. Zu meiner Betrübnis erfuhr ich, daß auf beiden Kriegsschauplätzen gänzlich anders verfahren werden soll, als es zu meiner Zeit feststand. Der Kaiser will gegen Frankreich sogleich die Offensive ergreifen und hat deswegen das Ostheer um zwei bis drei Korps geschwächt. Er tut dann genau das, was die Franzosen hoffen, worauf sie sich eingerichtet haben. Wir rennen gegen ihre durch permanente Werke verstärkten Stellungen an und haben alle Aussicht, mit blutigen Köpfen abgewiesen zu werden. Unsere Chancen liegen wirklich gut, wenn wir, wie ich es wollte, sie herauskommen lassen — und sie müssen herauskommen, da sie erobern wollen —, um dann über sie herzufallen. Sind wir leidlich aufmerksam und geschickt, so haben wir alle Aussicht, sie in mehreren Teilen zu schlagen. Alsdann können wir bei gründlicher Verfolgung daran denken, durch die Fortslinie zu brechen. Ich meine, Schlieffen müßte seine Stellung dafür einsetzen, den Kaiser von seinen unreifen Ideen abzuhalten. Wie wenig die Gesamtinteressen ausschlaggebend

[1]) Leitartikel „Staatsleitung und Junkertum" in Nr. 367 vom 22. Juli.

[2]) In Bulgarien war das antirussische Kabinett Stambulow am 29. Mai zurückgetreten.

[3]) Aus Engelberg.

sind, geht auch daraus hervor, daß, als Schlieffen dem Kaiser vorschlug, mir das Kommando des Ostheeres zu geben, dieser erwidert hat: „Ich mag den König von Sachsen nicht im Westen haben, lassen Sie ihn nur im Osten kommandieren."

In der Mainau, 3. August.

Wir haben gestern früh Engelberg verlassen und fuhren direkt hierher, wo wir einen sehr angenehmen Abend verlebten. Großherzog und Großherzogin[1]) waren von wirklich rührender Herzlichkeit. Mich berührt immer so angenehm die Natürlichkeit und Offenheit des Großherzogs: er gibt sich so, wie er ist, und er ist ein unbedingt wahrhaftiger, zuverlässiger und edler Mann, wie es der gute alte Kaiser war. Die Großherzogin lebt mit ihren Gedanken gern in der Zeit des Glückes, als sie die Eltern besaß, und freut sich auf jede Begegnung mit Personen, die jenen nahe gestanden haben. Ihr Gemahl, der mehr als irgendein anderer Fürst sich um die Erstehung des Reiches verdient gemacht hat, der aus freien Stücken mit gutem Beispiel, dem Opfer für das Gesamtwohl, vorangegangen ist und sich dadurch viel Feindschaft bei seinen Mitfürsten zugezogen hat, verdient von seiten des Kaisers wahrlich eine besondere Rücksichtnahme; daß er sie nicht findet, muß ihn tief schmerzen. Er beobachtet sehr scharf und versucht sich überall au fait zu halten, hört daher auch gern die Ansicht anderer, auf deren Urteil er Wert legt. Ich habe an ihm einen zuverlässigen Freund, er gehört zur geringen Zahl derer, mit denen ich rückhaltlos offen spreche. Er wird dies nie mißbrauchen.

Lautenbach, 6. August.

Ich bin in der Mainau nicht mehr zum Schreiben gekommen und will hier einige Eindrücke nachholen. Wir hatten das Glück, keinen Besuch anzutreffen, waren daher sehr viel mit den Herrschaften allein.

Natürlich kam das Gespräch oft auf den Kaiser. Der Großherzog empfindet es sehr, daß sich ihm kaum noch Gelegenheit bietet, Seine Majestät allein zu sprechen. Er sagte: „Im April war der Kaiser drei Tage bei mir; er ging alle Morgen auf Jagd, nur eine halbe Stunde war ich mit ihm allein, und während dieser hat er fast ausschließlich selber das Wort gehabt. Beim Abschied sagte er: Es freut mich sehr, daß wir uns wieder einmal haben gründlich aussprechen können!"

Sehr betrübt ist der Großherzog über die Zulassung der Redemptoristen, namentlich darüber, daß dies auf Grund eines Handelsgeschäftes[2]) ge-

---

[1]) Von Baden.
[2]) Um die Tabaksteuer durchzubringen.

schehen ist. Er meinte, es wäre vielleicht besser gewesen, nun auch gleich, und zwar ohne Tauschhandel, die Jesuiten versuchsweise hereinzulassen. Die feste Stellung Caprivis beruhe zum wesentlichen Teile auf dessen Haltung gegenüber dem Zentrum, wo man mit ihm sehr zufrieden ist; aus demselben Grunde sei auch der König von Sachsen bemüht, den Kanzler zu halten.

Ich glaube, bei dem guten Loë wächst die Capriviverehrung aus dem gleichen Boden. Und daß der Regent von Bayern unter solchen Umständen mit dem Kanzler zufrieden ist, läßt sich verstehen, auch, daß dieser den Großherzog von Baden haßt, sogar — nach seiner Gewohnheit — verfolgt, was der Großherzog übrigens weiß. Die so wichtige Entscheidung in der Redemptoristenfrage, sei übrigens, so erzählte dieser, mitten in den Vergnügungen der Kieler Regattawoche nach einem Vortrag von fünfzehn Minuten gefallen; hoffentlich, fügte er hinzu, sei die Erledigung der Angelegenheit nicht mit Absicht von den Ratgebern gerade in diese Zeit gelegt worden.

Nach meiner Meinung über Philipp Eulenburg gefragt, bezeichnete ich diesen als einen wohl im Grunde rechtschaffenen Mann, der es mit dem Kaiser — bei übertriebener schwärmerischer Verehrung — unbedingt aufrichtig meinte, beklagte aber seine Verbindung mit Holstein und Kiderlen, die er hoffentlich bald lösen würde. Der Großherzog erzählte mir nun, daß Eulenburg sich vor einigen Monaten über mich sehr günstig geäußert habe. Das freut mich zu hören; da Graf Philipp aber ein weichlicher Mann und wie alle Eulenburgs sehr vorsichtig ist, so bin ich nicht im Zweifel, daß er niemals für mich eintreten würde, wenn auch nur entfernt Unannehmlichkeiten damit verbunden sein könnten.

Nach einem Meinungsaustausch über den Kaiser sagte mir der Großherzog, lange meine Hand haltend: „Wir stimmen in unseren Urteilen überein, werden aber nie aufhören, dem Kaiser treu zu dienen und sein Bestes stets im Auge zu behalten. Ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir durch so offene Aussprache schenken. Seien sie versichert, daß ich Ihnen gegenüber derselbe bleibe, unter allen Umständen, mag kommen was will!" Und er wird Wort halten.

18. August.

Die „Vossische Zeitung", die für regierungsfreundlich gilt, reproduziert ein Verzeichnis der Reisen, die der Kaiser seit August vorigen Jahres ausgeführt hat. Danach ist er 199 Tage unterwegs gewesen. Eine gute Wirkung können solche Bilanzen nicht haben, in Berlin geht schon seit einiger Zeit das Witzwort um: „Ich habe keine Zeit zum Regieren."

20. August.

Gestern besuchte mich Graf Zedlitz, der frühere Minister. Er erzählte von einer erheblichen Verstimmung zwischen Kaiser und Kanzler unmittelbar vor der Nordlandreise, die jedoch anscheinend wieder beseitigt sei, da der Kaiser bei seiner Rückkehr in Wilhelmshaven zu Caprivi sehr freundlich gewesen sein soll. Ich erwiderte, dies wolle nichts bedeuten, nach meiner Meinung beständen über die Behandlung der Sozialistenfrage stark abweichende Ansichten. Beim Thema Kanzlerwechsel wies Zedlitz die von mir berührte Frage seiner eigenen Kandidatur keineswegs von der Hand, meinte jedoch, der Kaiser hasse ihn und würde ihn deshalb nicht nehmen; sein schon besser gewordenes Verhältnis zum Monarchen habe sich bei Gelegenheit des russischen Handelsvertrages wieder gänzlich verschlechtert. Graf Eulenburg-Prassen [. . .] habe sich nämlich, jedenfalls auf Anregung von höherer Stelle, mit dem Ersuchen an ihn gewandt, die konservative Partei zu sprengen. Dies habe er aus verschiedenen Gründen abgelehnt und sich dadurch wieder in Ungnade versetzt. Die Zustände innerhalb des Ministeriums schilderte Zedlitz als sehr traurig; es fehle auch der geringste Zusammenhang, jeder arbeite für sich und wisse nicht, was der andere treibe. (Genau das gleiche hat mir früher Miquel gesagt, mit dem Zusatze, daß seinen Herren Kollegen samt und sonders ein weiterer Blick mangele.) Ein krasses Beispiel: Zur Zeit befindet sich Miquel mit dem bayerischen Finanzminister in lebhaften Unterhandlungen über ein Spiritusmonopol, ohne daß der zuständige Ressortminister Heyden auch nur eine Ahnung davon hat. Daß Philipp Eulenburg der Zukunftskanzler sei, hielt auch Zedlitz für möglich.

Nicht Kotze soll der anonyme Briefschreiber sein, sondern Herr v. Schrader,[1]) einer seiner lebhaftesten Angreifer. Zedlitz meint, Herrn v. Kotze sei nichts nachzuweisen, doch bliebe der Verdacht auf ihm hängen, so daß es wohl zu Duellen kommen werde. Das verstehe ich nicht. Ist Kotze unschuldig, so müssen seine Ankläger als Verleumder behandelt und fortgejagt werden; ist er schuldig, so muß er vernichtet werden. Was soll aber Schießen helfen? Das wäre ja wieder ein Fall, wo ein Unschuldiger in die Lage gebracht würde, um unserer sogenannten Standesauffassungen willen sich totschießen zu lassen; denn wenn Kotze mit allen denen sich schießen soll, die ihn als Schuldigen bezeichnet haben, so ist ein solcher Ausgang ziemlich sicher.

Es hält schwer, Hofprediger zu finden; verschiedene Ablehnungen sind erfolgt, und man kann es den Betreffenden wahrlich nicht übelnehmen, sie müßten jederzeit darauf gefaßt sein, Unfreundlichkeiten zu erfahren.

[1]) Der den Posten als Zeremonienmeister hauptsächlich den Beziehungen seiner [. . .] Frau verdankt. [Anm. des Verf.]

Auch bei hohen Offizieren wird häufig die Wahrnehmung gemacht, daß sie überall hingehen wollen, nur nicht nach Berlin.

29. August.

Am 18. Juli 1870 hatte ich aus Paris über die Fechtweise der Franzosen an den Kaiser berichtet.[1]) Dieser Bericht wurde damals auf Befehl des Monarchen vervielfältigt und der Armee bekannt gegeben. Allmählich ist der Vorgang wohl in Vergessenheit geraten, auch von Militärschriftstellern meines Wissens nie erwähnt worden. Vor einigen Wochen nun brachte die „Kölnische Zeitung" den Bericht, und die meisten Blätter, darunter auch die „Kreuzzeitung", druckten ihn nach. Da hat man mit raffinierter Tücke dem Kaiser einen Ausschnitt der „Kreuzzeitung" präpariert, derart daß er den Eindruck gewinnen sollte, ich hätte jenen Bericht an dieser Stelle veröffentlichen lassen. Sofort hat der Monarch angebissen und durch den Generalstab Recherchen befohlen, woher die „Kreuzzeitung" den Bericht habe. Durch Schlieffen soll dem Militärkabinett erwidert worden sein, daß es selbst ja seinerzeit die Vervielfältigung und Veröffentlichung bewirkt habe. Ob sich noch Weiterungen ergeben, weiß ich nicht, erwähne die Sache auch nur, weil sie wieder ein Licht auf die Methode wirft, wie man durch perfide ausgewählte Presseausschnitte den Kaiser zu beeinflussen und gegen unbequeme Personen einzunehmen sucht.

Der Gegensatz Caprivi-Miquel [2]) ist wieder zugeleimt. Die Behandlung der Angelegenheit hat weite Kreise die völlige Nullität des preußischen Ministerpräsidenten erkennen lassen.

12. September.

Nach meiner Überzeugung ist dem Kaiser bei seiner Königsberger Rede [3]) manches entschlüpft, was er gar nicht hat sagen wollen. So geht es ihm ja eigentlich immer. Der Satz, daß seine Tür jedem Untertanen offen stehe, ist brillant, um der urteilslosen Masse zu imponieren. Die Eingeweihten wissen, daß der Kaiser bei aller äußeren Offenheit fast unnahbar ist. Wie viele haben ihm schon ihre Ansicht sagen wollen! Sie erreichen es nahezu niemals, da der Kaiser keinen hören mag, von dem er annimmt, er wolle ihn belehren oder guten Rat erteilen. Sogar Personen der allernächsten Umgebung gelingt es oft nicht, mit ihm auch nur ein Wort unter vier Augen zu sprechen.

---

[1]) Vgl. Bd. I, S. 84.

[2]) Von dem die Presse wiederholt anläßlich gewisser Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" (Anfang August), zu berichten wußte.

[3]) Bei der Galatafel am 6. September. Am 4. hatte die Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals stattgefunden.

Altona, 20. September.

Familie Eulenburg scheint sich nun doch zum Vorgehen gegen Caprivi ermannt zu haben. Daß der Kaiser in Königsberg gegen den Umsturz aufgerufen hat,[1]) muß für den Kanzler unbequem sein, da dieser noch vor kurzem erklärte, wir würden keinerlei Maßregeln ergreifen. Um so mehr, als nun von den rechtsstehenden Parteien, einschließlich der Nationalliberalen, beteuert wird, sie wollten dem Kaiser beistehen. Dazu kommt, daß die Königsberger Rede doch eigentlich den Beweis liefert, wieviel der Kaiser vom Adel hält, daß er ihn nicht hat verletzen, sondern versöhnen wollen. Interessant und bezeichnend ist, wie die ganze Zentrums-, demokratische und sozialdemokratische Presse einmütig für Caprivi einsteht. Sollte das den Kaiser nicht argwöhnisch machen? Ich höre aus bester Quelle, daß er sich höchst unbefriedigt fühlt.

Zielonna, 30. September.

Am 22. bin ich in den mir so lieben Jagdgründen beim Grafen Henckel angelangt.

Was ich seit längerer Zeit vorausgesagt habe, ist eingetreten: wir haben mit unserer Polenpolitik völlig Fiasko gemacht. Den Leuten ist der Kamm geschwollen, sie haben begonnen, ihr wahres Gesicht zu zeigen, wozu die Feste in Lemberg[2]) besonders Gelegenheit boten. Der Kaiser hat sich in Thorn[3]) sehr deutlich ausgesprochen, die Freundschaft mit Koscielski wird nun wohl ein Ende haben. Ich fürchte jetzt nur zahlreiche Indiskretionen, da man seinerzeit mit einflußreichen Polen in sehr leichtfertiger Weise über Insurrektion des Königreichs gesprochen und ihnen allerhand verheißen hat. In Rußland wird man die Ohren spitzen. Bismarck hat die Reden des Kaisers in Königsberg und Thorn sehr geschickt benutzt und zu den Deputationen aus Posen und Westpreußen wirklich meisterhaft gesprochen.[4]) Wichtig ist es, daß die zweite Rede dem Monarchen sehr gefiel. Philipp Eulenburg hat ihm einen Abdruck aus den „Berliner Neuesten Nachrichten“ vorgelegt. Daß er so etwas wagt, noch dazu mit dieser Zeitung,[5]) scheint mir höchst beachtenswert.

Ludwigslust, 9. Oktober.

Vom 4. bis 6. war ich als Gast des Großherzogs zur Jagd in Jaßnitz,[6]) zusammen mit dem Großfürstenpaare Wladimir und Prinz Reuß VII.

[1]) In der Rede vom 6. September.
[2]) Gelegentlich der dortigen am 5. Juni eröffneten galizischen Landesausstellung.
[3]) Am 22. September.
[4]) In Varzin am 16. und 23. September.
[5]) Das Blatt des Grafen Henckel-Donnersmark, der beim Kaiser in Ungnade war.
[6]) Jagdschloß des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Der gar nicht russisch aussehende Bruder des Zaren befand sich noch unter dem Eindrucke des traurigen Zustandes Alexanders III., dessen Nierenleiden wenig Hoffnung läßt. Was ein Thronwechsel bringen würde, vermag niemand zu sagen, denn aus dem zurückhaltenden Nachfolger ist bisher noch kein Russe recht klug geworden. Nur einige Antipathien stehen bei ihm fest, darunter erfreulicherweise die gegen Pobjedonoszew.[1]) Ich nahm an, die Mutter[2]) würde großen Einfluß üben, aber der Großherzog sagte, die Kaiserin habe es mit ihren Kindern verdorben, weil sie diese noch immer als völlig unmündig behandle. Es bestehe ein entschiedener Wille, sich von ihrer Bevormundung frei zu machen. Auf deutscher und englischer Seite hat man den dringenden Wunsch, den Thronfolger bald zu verheiraten, um ihn unter den Einfluß der Frau[3]) zu bringen, die zu meinem Erstaunen für gescheit gehalten wird. Namentlich treibt die Königin von England sehr, die sowohl mit der Königin von Dänemark als der Kaiserin von Rußland auf keinem besonderen Fuße steht. Der bisherige Aufschub der Vermählung ist keineswegs in konfessionellen Skrupeln zu suchen, sondern in der Krankheit des Zaren und dem starken Ischiasleiden der Braut. Sollten die Verhältnisse in Rußland sich ändern, so wird man sich hoffentlich bei uns zunächst vorsichtig zurückhalten, namentlich der Kaiser selbst. Er hat den jetzigen Zaren durch seine, man kann sagen, Zudringlichkeit oft arg gelangweilt, und auch der Thronfolger ist den vielen Freundlichkeiten und Avancen gegenüber, weil er sie wohl nicht für ehrlich hielt, völlig kühl geblieben.

Prinz Reuß erklärte es bestimmt für falsch, daß man von Wien aus den Grafen Wedel als Botschafter abgelehnt habe (was Holstein verbreitete), und meint, Philipp Eulenburg sei schon lange vorher für den Posten in Aussicht genommen worden. Wedel hatte von Caprivi die schriftliche Zusicherung in der Tasche. Als dann fünf Botschaften anderweit vergeben wurden, und er in Berlin wissen ließ, länger könne er nicht gut warten, hat ihn der Kaiser ruhig gehen lassen. Wieder ein tief Verstimmter mehr!

Altona, 20. Oktober.

Am 17. und 18. war ich in Berlin, um der Fahnenweihe[4]) beizuwohnen.

Caprivi hat — wie ich schon im Sommer fühlte — sehr unklug gehandelt, als er vom Mute der Kaltblütigkeit sprach und in seiner Presse erklären ließ, daß gegen die Umsturzparteien gesetzliche Maßnahmen nicht ergriffen werden sollten. Die Folge war ein unfreundliches Telegramm des Kaisers,

[1]) Kultusminister 1880—1905, Vertreter des antieuropäischen Altrussentums.

[2]) Die Zarin Maria Feodorowna, geborene Prinzessin Dagmar von Dänemark.

[3]) Prinzessin Alix von Hessen. Über ihren Einfluß vgl. „Die letzte Zarin. Ihre Briefe an Nikolaus II. und ihre Tagebuchblätter von 1914 bis zur Ermordung“. Herausgegeben und eingeleitet von J. Kühn (1922).

[4]) Für die infolge der Heeresverstärkung neuformierten (vierten) Halbbataillone.

der auch später, als der Kampf zwischen offiziöser und angeblich Miquelscher Presse entbrannte, dem Kanzler sagen ließ, er verbitte sich solche Preßfehden. Jetzt ist die Kanzlerkrisis da. Familie Eulenburg hält die Zeit für gekommen, um Caprivi zu stürzen und Botho Eulenburg an seine Stelle zu bringen; während der Manöver in Preußen und auch in Rominten ist stark, anscheinend mit Glück, gearbeitet worden. Ein unerwarteter Bundesgenosse ist ihnen im Könige von Sachsen erstanden. Er, der sonst stark für Caprivi eintrat, sorgt sich sehr vor seinen Sozialdemokraten — die in der Tat nachgerade eine recht bedrohliche Haltung annehmen — und hat in Königsberg den Kaiser zu der Überzeugung gebracht, daß etwas geschehen müsse. Daher die wiederholte Betonung des Kampfes gegen den „Umsturz" in den kaiserlichen Ansprachen.

Ein solcher ist natürlich höchst schwierig, schon weil der Begriff „Umsturz" sich nicht klar definieren läßt. Verschärfungen der Preßgesetze, Beschränkungen des Vereins- und Versammlungsrechts greifen dem Übel nicht an die Wurzel. Eine feste Entschlossenheit aller Besitzenden, wobei jedoch die berechtigten Forderungen der niederen Stände anzuerkennen wären, erhöhte seelsorgerische Tätigkeit der Kirchen unter Beiseitesetzung des konfessionellen Haders, schließlich eine energische Haltung der Staatsgewalt, damit die von sozialdemokratischen Schreiern Verschüchterten wieder Mut bekommen — auf diesem Wege läßt sich etwas erreichen, wenn das überhaupt noch möglich ist. Eine Änderung des Wahlrechts würde ich zur Zeit für äußerst bedenklich halten, sie könnte dem Kaiser die Krone kosten. Selbst für einen Bismarck wäre es ein Wagnis.

Was mich erstaunt, ist, daß Eulenburg sich die Fähigkeit zutraut, in dieser schweren Lage die ganze Verantwortung zu übernehmen. Ich weiß es aber ganz genau, er will den Kampf führen und ist entschlossen, Caprivi zu stürzen. Eine wesentliche Hilfe dabei, wenn nicht die Hauptperson, ist sein Bruder, der Hofmarschall. Vor einigen Tagen hat Botho Eulenburg sich Stoecker kommen lassen und ihn befragt, wie sich die Konservativen zu einem Umschlag stellen würden. Stoecker hat verständigerweise zunächst keine Erklärung abgegeben. Nach Rücksprache mit Manteuffel, Hammerstein, Kropatscheck[1]) und einigen anderen hat er Eulenburg erwidert, die Konservativen könnten nur mitgehen, wenn ein totaler Umschwung erfolgte, und die Regierung auch den christlichen Standpunkt mehr hervorkehrte; auf halbe Maßregeln würden sie nicht eingehen, um so weniger, da Preßgesetze u. ä. sich doch auch einmal gegen die Konservativen richten könnten. Eulenburg hat dann gefragt, wer denn der Kandidat der Kon-

[1]) Der konservative Parteiführer Otto Freiherr v. Manteuffel, der Chefredakteur der „Kreuzzeitung" Freiherr v. Hammerstein und der Redakteur dieses Blattes Dr. Kropatscheck, Nachfolger Hammersteins, wie dieser konservativer Abgeordneter.

servativen für den Kanzlerposten sei. Auf die Bemerkung Stoeckers, das sei Zedlitz, hat Eulenburg erwidert: „Das ist ganz unmöglich; noch vor wenigen Monaten nahm es der Kaiser für eine persönliche Beleidigung, als man ihm Zedlitz für einen Oberpräsidentenposten vorschlug." Daß Eulenburg gehofft hatte, selbst Kandidat der Konservativen zu sein, hat Stoecker wohl nicht gemerkt.

Wer die Augen offen hatte, konnte natürlich in Berlin allerlei beobachten. Zwischen Caprivi und Miquel tiefstes Mißtrauen und Haß, Caprivi mißtrauisch gegen Eulenburg und natürlich auch gegen den Kaiser, Bronsart mit Caprivi auf gespanntem Fuße — äußerlich aber alle die besten Freunde. Bronsart hatte sich durch einen lange versprochenen Besuch beim Grafen Mirbach den Zorn des Kaisers zugezogen, der Mirbach nicht leiden kann, wie er ihn ja auch von der Dinerliste in Königsberg streichen ließ. (Daß dem Monarchen der Besuch gemeldet worden ist, zeigt erneut, wie Klatsch und Verleumdung florieren.) Der Kaiser hat dem Kriegsminister mündlich Vorhaltungen gemacht und von ihm eine ziemlich scharfe Antwort erhalten. Dem Kabinettschef teilte Bronsart mit, daß er seinen Posten nur ungern übernommen hätte und gern wieder zurücktreten würde.

Die äußere Politik beherrscht jetzt die Krankheit des Zaren, der seiner Auflösung schnell entgegengeht.[1] Der Kaiser sprach mich vor dem Diner am 18. darauf an und sagte: „Der Thronfolger hat sehr viel Sympathie für Deutschland, ich kenne ihn ganz genau, es wird alles sehr gut gehen." Ich erlaubte mir zu erwidern: „Trauen Eure Majestät dem jungen Herrn auch Mut und Entschlossenheit zu, so daß er sich nicht einschüchtern läßt, wenn er von Attentaten bedroht wird? Darin scheint mir die Hauptsache zu liegen." Der Kaiser sah mich etwas erstaunt an. Was hilft alle Deutschfreundlichkeit, an die ich noch nicht einmal recht glaube, wenn der jugendliche Kaiser ein weichlicher Mensch ist, und dafür halte ich ihn! Er kann sehr wohl ein Spielball der Parteien sein und auch leicht in die Hand der entschlossensten, der Kriegspartei, kommen.

Unser Botschafter Münster meldet, daß sich in Frankreich eine scharfe Stimmung gegen England entwickle, und daß in der Armee mehr Neigung sei, mit diesem Land, als mit uns anzubinden. Möglich ist es schon, daß Frankreichs wachsende koloniale Bestrebungen und der chinesisch-japanische Krieg zu entschiedenem Antagonismus führen.

Ich war sehr gespannt, wie der Kaiser sich mir gegenüber verhalten würde, da ich ihn seit der Henckel-Holsteinschen Affäre nicht gesehen hatte. Er war nun anscheinend ganz unbefangen und sogar freundlich; ich gewann den Eindruck, daß er es zu einem völligen Bruch nicht treiben will. Da er mit Caprivi schlecht steht, so geht daraus eigentlich von selbst

[1]) Alexander III. starb am 1. November.

hervor, daß er mit mir wieder auf einen besseren Fuß kommt. Allerdings sagte mir Miquel: „Wir stehen beide unter polizeilicher Aufsicht. Der Polizeipräsident hat zwar dahingehende Zumutungen abgelehnt, aber der Kanzler hat sich andere Organe zu schaffen gewußt". Auch ich bin fest überzeugt, daß z. B. der Portier im Henckelschen Hause, wo ich auch jetzt wieder wohnte, bestochen ist. Auf dem Lehrter Bahnhofe befindet sich ein Beamter, der mein Eintreffen in Berlin sofort nach der Wilhelmstraße meldet.

21. Oktober.

Die Feier am 18. war sehr schön; nur hat der Kaiser durch seine Reden wieder ganz unnötig Unruhe angerichtet. Sowohl bei der Weihe als beim Diner betonte er mit allzu großer Schärfe, daß die Armee auch gegen innere Feinde bestimmt sei, und sagte mit besonderem Nachdruck, er hoffe, die vierten schwachen Bataillone würden bald zu vollen Bataillonen werden, ein Gedanke, auf den er noch mehrfach in Gesprächen mit mir und anderen Generalen zurückkam. Er hat sich wohl nicht klar gemacht, daß er dem Kanzler eine starke Grobheit gesagt hat, die mich an dessen Stelle wahrscheinlich veranlaßt hätte, den Abschied einzureichen. Wenn man die Notwendigkeit anerkennt, die vierten Bataillone zu komplettieren, so sagt man ganz einfach, daß alles, was dem Reichstage zugunsten dieser Formationen erzählt worden ist, Unsinn war. Die zweijährige Dienstzeit war doch angeblich nur möglich beim Bestehen solcher Kadrebataillone, die die drei anderen entlasteten.

Herr v. Helldorff-Bedra, dieser schlechte Feldherr ohne Truppen, hat leider Eingang beim Kaiser gefunden. Man weiß noch nicht, was da verhandelt worden ist, ich bin aber sehr mißtrauisch, da Helldorff gegen die Konservativen, die ihn sich abgestreift haben, Rache sinnt. Auch Eulenburg und Miquel ist dieser Besuch nicht angenehm. Als ich jenen fragte, ob Hinzpeter noch in früherer Weise mit dem Kaiser verkehre, bejahte er das mit dem Ausdruck des Bedauerns.

23. Oktober.

Der Kaiser will nach Liebenberg;[1]) da ist er dann unter dem unbeschränkten Einfluß der Familie Eulenburg, die sicherlich noch Hilfstruppen zuziehen wird.

Blankenburg,[2]) 26. Oktober.

Die Eisenbahnfahrt nach Schleswig, wo ich den Kaiser bei der Dombaufeier vertrat,[3]) machte ich mit den Ministern Bosse[4]) und Thielen[5]) zu-

[1]) Er war dort vom 23. bis 25.
[2]) Am Harz, wo Verfasser zur Jagd weilte.
[3]) Am 25.
[4]) Kultusminister.
[5]) Minister der öffentlichen Arbeiten.

sammen und hatte auch Gelegenheit, mit dem Oberhofmeister Mirbach mehrfach zu sprechen. Caprivi hat in der Tat, da eine Einigung zwischen ihm und Eulenburg nicht möglich schien, und da nach seiner Ansicht der Kaiser mehr auf Eulenburgs Seite war, zurücktreten wollen. Der Kaiser, auf den die Großherzöge von Baden und Oldenburg bei ihrer Anwesenheit in Berlin[1]) einwirkten, hat jedoch dem Kanzler sein Einverständnis mit dessen Absichten erklärt und u. a. zu ihm gesagt: „Sie haben mir ja versprochen, sich für mich totschießen zu lassen; bleiben Sie nun, solange ich Sie brauchen kann." Bosse sagte mir dann noch: „Eulenburg wird bleiben, äußerlich ist also die Einigkeit hergestellt, der Riß wurde aber nur verkleistert. Wie soll eine Aktion[2]) möglich sein, wenn bei den Ausführenden im Herzen Uneinigkeit besteht?" Mirbach, ein Verehrer Caprivis, klagte bitter über die Unbeständigkeit und den Mangel an Pflichttreue beim Kaiser, sowie über die Intrigen der Eulenburgs, die den Herrscher mit vieler List für ihre Zwecke ausbeuteten. Er war sehr besorgt um Caprivi, der sich demgegenüber nach seiner Ansicht kaum lange halten würde.

Berlin, 29. Oktober.

Ich kann nicht leugnen, daß mich der Sturz Caprivis[3]) mit Befriedigung erfüllt. Sowohl sachlich, weil ich der Überzeugung bin, daß er dem Vaterlande unendlichen Schaden zugefügt hat und eine schwer wieder gutzumachende Verbitterung und Verhetzung zurückläßt, wie auch aus persönlichen Gründen, weil er sich mir gegenüber falsch benommen und mich durch List und Lüge mit dem Kaiser entzweit hat. Es ist ein eigenes Verhängnis, daß er schließlich seiner Eitelkeit und seiner Neigung, mit der Presse zu arbeiten, zum Opfer gefallen ist. Denn tatsächlich ist der Anlaß zu seinem Sturze gewesen, daß er — nachdem der Kaiser ihm erklärt hatte, er wolle bei der Umsturzvorlage mit ihm gehen — es sich nicht hat versagen können, dies in der „Kölnischen" als einen Sieg über Eulenburg zu verkünden und den preußischen Ministerpräsidenten dazu noch in höhnischer Weise zu verlachen. Dies machte die Familie Eulenburg — es waren ihrer vier in Liebenberg — sich zunutze: man legte dem Kaiser den Ausschnitt vor und wußte ihn gegen Caprivi aufzubringen. Der Monarch ließ am nächsten Tage, also Freitag den 26., den Kanzler zur Rede stellen. Caprivi leugnete, den Artikel geschrieben oder veranlaßt zu haben, wollte ihn aber nicht desavouieren und hatte schon in den Mittagstunden

---

[1]) Zu der unter dem 20. Oktober erwähnten Fahnenweihe.

[2]) Am 25. fand auf Veranlassung des Kanzlers in Berlin eine Zusammenkunft der stimmführenden Minister der Einzelstaaten statt zwecks Beratung von Maßregeln gegen den Umsturz. (Schultheß, a. a. O. 1894, S. 166.)

[3]) Das Entlassungsgesuch des Grafen Caprivi war am 26. Oktober genehmigt worden.

seinen Abschied! Hätte er den Fehler mit der Zeitung nicht begangen, so wäre er heute noch Kanzler und auch wohl noch für einige Zeit.[1]) Man darf allerdings nicht aus den Augen lassen, was den meisten entgangen ist, daß Caprivi seit beinahe Jahresfrist mit dem Kaiser auf gespanntem Fuße stand, und mehrfache Reibereien den Krach vorbereitet haben. Caprivi hat dem Monarchen Vorhaltungen darüber gemacht, daß dieser hinter seinem Rücken mit anderen verhandle, was ihm, dem Kanzler, die Stellung erschwere. Das hat den Kaiser sehr verdrossen. Schon gestern fiel die Äußerung: „Ich habe mich von ihm trennen müssen, weil er mir immer unbequemer wurde und mich hofmeistern wollte".

Männer von einigem Selbstgefühl können eben auf die Dauer mit dem Kaiser nicht wirtschaften. Er hat Heimlichkeiten, und daraus entsteht Mißtrauen.

Über die Wahl Hohenlohes herrscht, man kann sagen, allgemeines Erstaunen. Nach meiner Meinung ist er überhaupt nur möglich, wenn man ihm einen Vizekanzler für die eigentliche Arbeit zur Seite stellt. Natürlich wird er dem Kaiser zunächst durch seine Schwäche und Nachgiebigkeit sehr angenehm sein. Im Reichstag hat er keine Majorität, mit der deutsche Politik zu treiben ist, er kann schon bei der geringsten Frage Schwierigkeiten finden. Das Zentrum ist keineswegs sicher, denn der Kanzler ist liberaler Katholik, alter Kulturkämpfer und Jesuitenfeind. Unsere Gesamtlage hat sich durch den Kanzlerwechsel keineswegs geklärt oder gebessert. Zu seiner Gemahlin sagte der Kaiser: „Ich habe ja keinen andern", Botho Eulenburg nannte er (auch dritten gegenüber) einen sehr vornehm denkenden Mann.

Altona, 30. Oktober.

Zahllose Gerüchte haben die Welt durchschwirrt, wobei natürlich auch ich wieder herhalten mußte. Die „Schlesische Zeitung" und die Münchener „Allgemeine Zeitung" hatten mich zum Kanzler gemacht, viele Blätter erwähnten mich als Kandidaten, einige machten mich zum Statthalter in den Reichslanden. Dorthin wäre ich allerdings gern gegangen.

Ganz eigenartig wird es für die nicht Eingeweihten immer bleiben, daß der Kaiser sich von einem Kanzler trennt, mit dem er einig ist, und einen anderen nimmt, der dasselbe Ziel wie jener verfolgen soll. Die Lösung des Rätsels liegt eben darin, daß der Monarch Caprivi schon seit längerer Zeit satt hatte und froh war, ihn nun loswerden zu können.

Was mich anlangt, so habe ich nunmehr die Hoffnung, mit dem Kaiser wieder auf einen besseren Fuß zu kommen, und gedenke in einiger Zeit

[1]) Vgl. die Darstellungen bei Schultheß, a. a. O. 1894, S. 167.

Schritte zu tun. Daß Hohenlohe nichts gegen mich haben wird, davon bin ich überzeugt, ich bedaure nur, daß er sich mit Holstein gut steht.

31. Oktober.

Botho Eulenburg ist in der Tat der Hineingefallene, denn Hohenlohe-Langenburg ist Statthalter der Reichslande geworden.[1]) Im Herzen tut Botho mir leid, denn er ist ein gut preußisch und konservativ gesinnter Mann. Augenscheinlich betrieb er zu feine Arbeit und taxierte seine Gegner nicht richtig. Unter anderem stand die ganze Umgebung der Kaiserin auf Caprivischer Seite. Sollte etwa dem Kaiser von jemandem (seiner Gemahlin?) erklärt worden sein, daß er sich ganz in Eulenburgischen Händen befände? Man sagt, der Großherzog von Baden und Hohenlohe selbst hätten abgeraten, Botho Eulenburg nach Straßburg zu schicken, damit jener Eindruck nicht aufkomme.

1. November.

Die liberale und ultramontane Presse ist sehr entrüstet über das Verfahren bei Caprivis Sturz; teils richtet sich ihr Groll gegen Familie Eulenburg, Junker, Agrarier usw., teils doch auch recht deutlich gegen den Kaiser. Diesem wird übrigens sein augenscheinlich schwankendes und zuletzt kaltherziges Verhalten gegenüber Caprivi von allen Seiten verdacht werden.

Ich hoffe, daß nunmehr eine völlige Versöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck zustande kommt. Hohenlohe, ein alter Kampfgenosse Bismarcks, ist klug genug und auch ganz der richtige Mann dazu, Bismarck wird mit Freuden die sich bietende Gelegenheit ergreifen.

4. November.

Auf Grund unanfechtbarer Mitteilungen kann ich zur Kanzlerkrisis folgendes nachtragen. Caprivi hatte als Bedingung seines Bleibens — ehe der Ausgleich gefunden war — nicht allein Eulenburgs, sondern auch Miquels Rücktritt verlangt. Mit dem Großherzog von Baden hat der Kaiser mehrfach telegraphisch korrespondiert und seinen Rat eingeholt, wobei er sich über einen „groben" Brief Caprivis beklagte. In Mitteilungen über den Kanzlerwechsel nach Wien und Rom wurde vom Monarchen auch — wohl als Entschuldigung — auf die zunehmende Kränklichkeit Caprivis (Zuckerkrankheit) hingewiesen. Nach Ansicht des ehemaligen Kanzlers besteht sein gespanntes Verhältnis zum Kaiser, seit er ihm die zweijährige Dienstzeit abgerungen hatte. Auf die Frage, wes-

[1]) Graf B. Eulenburg galt eine Zeitlang als Kandidat für diesen Posten.

halb er sich nicht den Statthalterposten ausgebeten habe, erwiderte er: „Der Kaiser hätte ihn mir nie gegeben, außerdem habe ich nicht die geringste Lust, ihn anzunehmen; ich kann mit dem Herrn nicht mehr wirtschaften.“

8. November.

Gestern Einweihung des hiesigen neuen Postgebäudes, wobei ich mit Stephan sprechen konnte. Wohin der neuste Kurs steuern will, wußte er nicht zu sagen. Daß Hohenlohe nur genommen ist, um nach einiger Zeit Philipp Eulenburg Platz zu machen, hielt er für gewiß und war mit mir einig, daß solche Wahl ein Unglück sein würde. Leider steht es fest, daß zwischen dem Kaiser und Philipp Eulenburg ein höchst reger und geradezu freundschaftlicher Verkehr stattfindet.

9. November.

Die Ideen des neusten Kurses beginnen sich etwas zu klären. Die Macher scheinen Ph. Eulenburg und Marschall, Hohenlohe wird als Übergangsstadium betrachtet. Eine Kombination Konservative-Zentrum steht in Aussicht; sie ist nicht nach meinem Geschmack. Marschall verhandelt mit den Konservativen. Die Posten des Justiz- und des Landwirtschaftsministers[1]) werden ausgeboten wie sauer Bier.

13. November.

Die Zeitungen werden jetzt deutlicher. Obwohl man die Person des Kaisers möglichst schont, klingt doch durch, daß er allein für den Wirrwarr, die Unsicherheit, den Mangel an Vertrauen, wie sie unsere Zustände charakterisieren, verantwortlich gemacht wird. Würden ihm doch jetzt Ausschnitte vorgelegt, aus denen er die wahre Stimmung erfährt!

Die Unklarheit des neusten Kurses kennzeichnet die Tatsache, daß man Leuten von ganz verschiedener politischer Richtung dasselbe Ministerium anbietet. Der Kaiser hat doch die Handelsverträge als größten Segen für uns bezeichnet, hat auf die Agrarier in unglaublichen Ausdrücken geschimpft und nimmt sich nun als Landwirtschaftsminister Herrn v. Hammerstein,[2]) einen führenden Agrarier und Gegner der Handelsverträge. Ist es da ein Wunder, wenn die Köpfe bedenklich geschüttelt werden?

---

[1]) Die Minister v. Schelling und v. Heyden waren zurückgetreten.
[2]) Freiherr v. Hammerstein-Loxten.

16. November.

Das „Berliner Fremdenblatt“[1]) beschäftigt sich wieder mit mir und will mich durchaus zum Kanzler machen. Wollten die Menschen mich doch in Ruhe lassen! Ich gebe ihnen ja keinen Grund.

21. November.

Caprivis Verschwinden hat sich schnell auf einem Gebiete bemerkbar gemacht, wo ich es nicht vermutete: Stoecker scheint wieder zu Ehren zu kommen! Kaiser und Kaiserin, die sich um die Stadtmission gar nicht mehr gekümmert hatten, zeigen nunmehr wieder warmes Interesse. Es war ja auch gar zu kleinlich, die Sache nicht von der Person trennen zu können, und die Stadtmission, eine unserer segensreichsten Einrichtungen, zu vernachlässigen, nur weil man Stoecker nicht mochte. Caprivi hat, um den Liberalen und Juden sich angenehm zu machen, im Verein mit Lucanus, wesentlich zum Sturze Stoeckers beigetragen. Jetzt, da sich der Kaiser genötigt sieht, zum Kampfe gegen den Umsturz zu rufen, geht ihm wohl ein Licht darüber auf.

6. Dezember.

Die französische Deputation ist in Petersburg[2]) mit deutlich erkennbarer Auszeichnung behandelt worden und auch sehr breitspurig aufgetreten. Zu den Deutschen war man dagegen kühl. Der Zar hat die französischen Offiziere empfangen und erst nach vielem, schließlich energischem Drängen des Prinzen Heinrich auch die preußischen. Der Gesamteindruck, den Prinz Heinrich und alle Begleiter zurückbrachten, ist der, daß von einem besseren Verhältnis Rußlands zu uns keine Rede sein kann. Der Kaiser ist damit um eine große Illusion ärmer.

14. Dezember.

Am 11. war ich nach Hannover gereist und mit dem Kaiser beim Diner des Ulanenregiments, im Theater und auf der Jagd zusammen. Seine Stimmung mir gegenüber schien sichtlich gebessert. Bedauerlich bleibt, daß Hohenlohe sowohl Marschall als Holstein behalten hat. Als Eulenburg Kanzler werden sollte, war mit dem Kaiser vereinbart, jene beiden ihrer Posten zu entheben, und Botschafter v. Bülow zum Nachfolger Marschalls bestimmt.

---

[1]) Leitartikel: „Ein halbes Dutzend Reichskanzler“ vom 15. November (Nr. 268).

[2]) Unter General Boisdeffre zum Regierungsantritt des Zaren.

Der eigentliche Berater Hohenlohes für alle inneren Fragen ist Köller,[1]) sein Unterstaatssekretär aus der Straßburger Zeit. Von ihm ging auch der Vorschlag aus, den Staatsanwalt gegen die Sozialdemokraten, die beim Kaiserhoch sitzengeblieben waren, mobil zu machen. Der Kaiser hat davon erst erfahren, nachdem im Staatsministerium — nicht eigentlich der richtigen Instanz — Einheit erzielt worden war. Zu meiner Betrübnis mußte ich erfahren, daß die Absicht, fest durchzugreifen, nicht besteht. Wenn der Reichstag eine Strafverfolgung ablehnt, so will man sich damit beruhigen, seine Schuldigkeit getan zu haben.

Wie sehr den Kaiser die Frage der Sozialdemokratie beschäftigt, konnte ich, viel in seiner Nähe, deutlich bemerken. Über die Mittel und Wege ist er sich nicht klar und beruhigt sich schließlich immer mit der ultima ratio der Waffengewalt gegenüber den Empörern.

Über die Eindrücke unserer zum Zaren entsandten Herren und kleinen Prinzen habe ich noch mancherlei gehört. Das unerfreuliche Ergebnis bestätigt sich. Unsere Position in Petersburg ist schlecht, vielleicht für immer verloren. Zum nicht geringen Teile durch die Schuld Kaiser Wilhelms selbst. Das gewaltsame Aufdrängen seiner Freundschaft wurde dort als unaufrichtig empfunden, außerdem als Beweis der Furcht. Der jetzige Zar war schon vor Jahren klug genug, sich gegenüber den zudringlichen Avancen unseres Kaisers durchaus reserviert und beobachtend zu verhalten. Gewisse Vorgänge bei dem Aufenthalt in Springe 1889, die ich nicht zu Papier bringen möchte, haben auf den damaligen russischen Thronfolger einen bleibenden Eindruck gemacht.

Unlängst hat der Kaiser in Kiel beim Bataillon 85 Parademarsch der Rekruten verlangt. Dieser ging, da mit Recht nie geübt, schlecht, und der Monarch war unzufrieden. Ich sagte Plessen, daß ich jeden Regimentskommandeur scharf anlassen würde, der die gründliche und rationelle Ausbildung der Rekruten durch Einüben des Parademarsches stören wollte, fand aber bei ihm nur Erstaunen. In Hannover, wo im vorigen Jahre der Kaiser dasselbe verlangte, hat man sich in diesem Jahre vorgesehen und seit vier Wochen nur Parademarsch geübt, also alle unsere Ausbildungsgrundsätze, und was sonst von oben befohlen, auf den Kopf gestellt. Wie werden doch die Menschen mit aller Gewalt konfus gemacht, Charaktere vernichtet! Ich habe meinen Kieler Bataillonskommandeur belobt.

17. Dezember.

Schon öfter habe ich von älteren Leuten die Ansicht aussprechen hören, daß die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. eine große Ähn-

[1]) Seit dem 29. Oktober preußischer Minister des Innern.

lichkeit mit denen des jetzigen Kaisers hätten. Ich lese jetzt den fünften Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte“ und finde da allerdings wichtige Parallelen. Sollten wir auch noch in solche Bedrängnis geraten wie 1848? Gott möge es verhüten; daß wir aber darauf hintreiben, ist sehr wahrscheinlich.

Daß der Kaiser von der wahren Stimmung nichts erfährt, ist mir ganz klar. Bei Gelegenheit der Springer Jagd habe ich mir noch einmal in Ruhe die Umgebungen und ihre Art dem Monarchen gegenüber angesehen. Sie haben alle Angst vor ihm und wagen auch nicht den geringsten Widerspruch. Er liebt es, viel zu sprechen und seiner Ansicht Ausdruck zu geben; dann stimmen alle in devotester Weise zu.

18. Dezember.

Im Reichstage sieht man mit Ausnahme der Sozialdemokraten trübe. Hohenlohe macht einen so müden Eindruck, daß man viel von seinem eventuellen Nachfolger spricht. Über Köllers Debüt lautet das Urteil: „Naßforsch“.

In Springe konnte ich mich über die Angelegenheit der Ernennung eines badischen Gesandten in München, die in den Zeitungen so viel besprochen wird, informieren. Sie hat mit der momentan so schlechten Stimmung in Süddeutschland eigentlich nichts zu tun. Der Großherzog wünschte sich schon seit langer Zeit einen Gesandten in Bayern, ohne die Mittel dafür zu besitzen. Jetzt hat sich nun jemand gefunden, der es gratis tun will.[1])

1895

Altona, 15. Januar.

Einen Moment muß ich noch ins Jahr 1894 zurückgreifen. Graf Schlieffen teilte mir vertraulich mit, der Kaiser wolle mir zu Neujahr persönlich eine Auszeichnung übergeben, es sei ihm aber nicht angenehm, das Henckelsche Haus zu betreten. Ich sagte mir, daß es sich wohl um den Schwarzen Adlerorden handeln würde, und benachrichtigte Hahnke, daß ich im Hotel Monopol zu wohnen gedächte. Dort fand ich ein Schreiben des Kabinettschefs, wonach mich der Kaiser im Schloß, eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste, sprechen wollte. Ich hätte also ruhig am Pariser Platz wohnen können. Am 1. wurde ich in ein Zimmer neben dem Ritter-

---

[1]) Das bayerische Hof- und Staatshandbuch von 1896 (1895 erschien kein solches) verzeichnet zum ersten Male einen badischen Gesandten in München und zwar den Freiherrn v. Bodman.

saal geführt, während die Versammlung der Höfe in den gewöhnlichen Räumen vor sich ging. Dort kam dann der Kaiser auf mich zu und sagte, er beabsichtige mir eine Freude zu machen, indem er mir den Schwarzen Adlerorden verleihe und hiermit einhändige; er wisse, wie ich das IX. Armeekorps gefördert habe. Ich glaubte eine Spur von Verlegenheit in seinem Wesen zu bemerken. Dann, als wäre ihm ein Stein vom Herzen, wurde er natürlicher und sagte: „Nun legen Sie den Orden gleich an. Senden,[1]) rufen Sie einen Lakaien, der helfen kann. Und machen Sie schnell, daß Sie noch zur Kapelle kommen. Am 17. erscheinen Sie auch zur Investitur".

Ich kann nicht leugnen, daß ich recht froh war, diese Klippe nunmehr glücklich überwunden zu haben, und, als ich einen Augenblick allein war, richtete sich mein Dank an den Allmächtigen. Ich darf mir wohl nachsagen, daß ich nie im Leben Ordensjäger gewesen bin, daß mir Orden niemals einen Eindruck — es sei denn häufig einen lächerlichen — gemacht haben. Hier liegt die Sache jedoch anders, es handelte sich um mein ganzes Verhältnis zum Kaiser, das durch die Machinationen Caprivis und seiner Helfershelfer vom denkbar schönsten zu einem ganz schlechten geworden war, so daß ich wiederholt an meinen Abschied dachte. Da bedeutet nach meiner Überzeugung die Verleihung des Schwarzen Adlers einen Umschwung. Im ersten Augenblicke noch etwas mißtrauisch, glaube ich heute, daß dem Kaiser doch das Gewissen geschlagen hat, und das Gefühl bei ihm zum Durchbruch gekommen ist, sich stark in meiner Schuld zu befinden.

Die Ansprache, die der Kaiser an uns hielt, war leider wieder schwach. Ich habe mich natürlich sehr gehütet, diese Ansicht auszusprechen, sie kam aber bei dem Diner der Kommandierenden Generale in erschreckender Weise unumwunden zum Ausdruck, wobei sich Winterfeld,[2]) ein intimer Freund Hahnkes, besonders hervortat.

Was die Stimmung in Berlin im allgemeinen anlangt, so hat sie in den gutgesinnten Kreisen die Tendenz zur Besserung. Man ist ja auf allen Seiten erschreckt über das kümmerliche Aussehen Hohenlohes, was aber meist daran liegt, daß man ihn nicht gekannt hat; er sieht schon seit vielen Jahren gebückt und gebrochen aus, ist aber doch geistig recht frisch. Die Liberalen aller Schattierungen treten, seitdem ihr lieber Caprivi fort ist, mit großer Unverschämtheit auf. Jetzt wird ganz offen der Kaiser für alles verantwortlich gemacht. Allerdings ist sein beharrliches Hervortreten und Parteinehmen bis zu einem gewissen Grade die Ursache davon. Allgemein traut man Hohenlohe nur eine kurze Amtsdauer zu und sieht

[1]) Konteradmiral Freiherr v. Senden-Bibran, Chef des Marinekabinetts.

[2]) Kommandierender General des Gardekorps. Über ihn vgl. Deutsche Revue, Märzheft 1922, S. 250.

sich nach einem neuen Kanzler um. Dies tut wohl auch der Kaiser, und zwar hat er nach meinen Beobachtungen sein Auge auf Bronsart geworfen, der zwar das Kriegsministerium gründlich satt hat, aber nichts weniger wünscht, als Kanzler zu werden. Allmählich haben Näherstehende meine seit Jahren gehegte Überzeugung gewonnen, daß es für jeden Kanzler unmöglich ist, mit dem Kaiser zu wirtschaften, solange er die Geschäfte in der bisherigen Art betreibt. Caprivi hat viel zu viel eingesteckt, weil er am Amte hing, Hohenlohe hat schon in seiner kurzen Wirksamkeit als Kanzler mehrfach durch das eigenmächtige Eingreifen des Kaisers schwere Stunden gehabt. Die Ansicht bildet sich, man müsse das konstitutionelle Wesen mehr ausbauen, um die Befugnisse des Monarchen einzuschränken. So weit ist es gekommen, sieben Jahre nach Wilhelms I. Tod!

25. Januar.

Am 17. Investitur. Der Kaiser gab mir die Kette, die Moltke getragen hatte, mit den Worten: „Ich konnte sie keinem Würdigeren geben.“ Ich erfuhr zuverlässig, daß dies sein eigener Gedanke gewesen war, und gestehe, daß die Aufmerksamkeit mich sehr erfreut. Als ich dem Monarchen am 2. Januar beim Diner im Neuen Palais versicherte, daß er mit dem Orden auch vielen anderen eine Freude gemacht hätte, wobei ich ihm sehr dreist in die Augen blickte, erwiderte er: „Oh, das weiß ich ganz genau.“

Übrigens sprachen mich in Berlin Konservative, Freikonservative und Nationalliberale, sogar der Polenführer Koscielski auf die eventuelle Nachfolge Hohenlohes an. Dr. Arendt meinte, auch in liberalen Kreisen mache man sich damit vertraut. Was mir bei der Sache eine gewisse Befriedigung gewährt, ist der Grundgedanke aller: „Wir brauchen in erster Linie einen energischen Mann, der auch mit dem Kaiser fertig wird“. Zur Zeit ist dieser aber noch nicht soweit, sich vor einem Kanzler zu beugen oder, besser gesagt, ihn für sich arbeiten zu lassen und hinter ihn zurückzutreten. Dazu gehören noch andere Erfahrungen.

Als Casimir Périer zurücktrat, fuhr der Kaiser, ohne dem Kanzler ein Wort zu sagen, frühmorgens beim Botschafter Herbette vor und beauftragte diesen, dem zurückgetretenen Präsidenten zu telegraphieren, wie sehr er das Ereignis bedauere. Daß dies ein wichtiger politischer Akt von möglicherweise erheblichen Folgen ist, dafür fehlt ihm das Verständnis. Hohenlohe war höchst unzufrieden, scheint aber nichts gesagt zu haben.

Zu dem Diner am 17. für die Ritter vom Schwarzen Adler war auch Schuwalow, der eben die Brillanten erhalten hatte, geladen. Nachher behielt uns der Kaiser noch zurück, und es wurde an kleinen Tischen geraucht und geplaudert. Der russische Botschafter saß am Tisch des Kaisers, dieser

kam, ich weiß nicht wie, auf deutsche Zustände zu sprechen und erging sich in den härtesten Urteilen über den Prinzen Ludwig von Bayern. Den Zuhörern ist es kalt über den Rücken gelaufen, einige versuchten dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, aber vergeblich. Daß Schuwalow, auch wenn der Kaiser ihn seinen persönlichen Freund nennt,[1]) die Pflicht hat, die Unterhaltung nach Hause zu melden, scheint unser Monarch nicht zu ahnen.

Nach Caprivis Fall haben sich, wie dies ja in der Welt zu gehen pflegt, viele seiner bisherigen Verehrer von ihm abgekehrt und entdecken nun zahlreiche Fehler an ihm, von denen sie sonst nichts wissen wollten. Der Kaiser selbst ist glücklich, von ihm befreit zu sein, und hat mehrfach den Ausdruck gebraucht: „Dieser unselige Mensch." Oh, wie schnell dreht sich das Rad! Man muß nur warten können.

26. Januar.

Ich habe unterlassen zu notieren, daß ich zu Anfang des Monats in Friedrichsruh war. Der Fürst zeigte sich außerordentlich freundlich, sah ganz gut aus und war geistig recht frisch. Ich hatte ihn zweieinhalb Jahre nicht gesehen und fand keine bemerkenswerte Veränderung. Die Stimmung stand natürlich noch unter dem Eindruck seiner tiefen Trauer.[2]) Der Besuch Hohenlohes bei Bismarck, auf den der Kaiser großen Wert gelegt hatte, ist zu beiderseitiger Befriedigung verlaufen. Ich glaube, der Friede wird nun bald völlig hergestellt sein, zumal wenn sich Hohenlohe entschließen könnte, Marschall und Holstein zu entfernen.

Der Kaiser sagte mir beim Ordensfest: „Ich habe einen sehr amüsanten Bericht von Kiderlen über Hamburg.[3]) Die Bürgermeister scheinen ja merkwürdige Leute zu sein, Versmann hat, von der Reichstagseinweihung zurückgekommen, Kiderlen gesagt, das Fest habe einen ganz militärischen Charakter getragen." Kiderlen weiß ganz genau, daß der Kaiser die Hamburger nicht liebt, und gießt nun noch Öl ins Feuer. Ganz die Art, wie Leute seines Schlages sich zum Monarchen stellen; sie wollen ihm Angenehmes sagen, ihn amüsieren; ob sie damit Unheil anrichten, ist ihnen ganz gleichgültig.

---

[1]) „Who was an ‚ami intime' to me as far as a non German could claim such name", schreibt der Kaiser am 5. Januar 1895 von Schuwalow an den Zaren (Briefe Wilhelms II. an den Zaren, herausg. von W. Goetz, S. 288). Bei dieser Stelle dürfte es sich um eine spontane Äußerung des Kaisers handeln; im allgemeinen liegen jenen Briefen Entwürfe des Auswärtigen Amts zugrunde.

[2]) Die Fürstin Bismarck war am 27. November gestorben.

[3]) Der Geh. Legationsrat v. Kiderlen-Waechter war nach der Duellaffäre mit dem Redakteur des „Kladderadatsch" Polstorff (wegen der Preßangriffe vgl. o. S. 300 und später) als Gesandter nach Hamburg versetzt worden.

28. Januar.

Gestern Königs Geburtstag in üblicher Weise gefeiert. Gott wolle dem hohen Herren ein glückliches Jahr schenken, in dem seine vielen guten Eigenschaften voll zur Entfaltung kommen, die weniger guten immer mehr zurücktreten. Am besten Willen hat es dem Kaiser ja nie gefehlt, er ist nur zu sehr durchdrungen von der Überzeugung eigenen bedeutenden Könnens. Die ersten Jahre gingen zu gut; daß ein Rückschlag kommen müßte, habe ich frühzeitig vorausgesagt.

Die sogenannte Umsturzvorlage wird zur Zeit in der Reichstagskommission besprochen. Sie stellt sich als ein höchst dürftiges und ganz undurchdachtes, nach meiner Meinung unannehmbares Machwerk heraus.

Ein kluger Mann, der seit Jahren viel am Hofe verkehrt, besuchte mich heute. Vom Kaiser sagte er: „Glauben Sie mir, er mag noch so entschieden sprechen, wenn es wirklich Ernst wird mit den Sozialdemokraten, läßt er niemals schießen!"

7. Februar.

Ich war gestern in Berlin, wo ich einige konservative Abgeordnete und nachher auch noch Verdy sprechen konnte. Alle waren darin einig, daß auch Hohenlohe uns aus der total verfahrenen Lage nicht herausbringen kann, und daß es bald großer Entschlüsse bedarf. Man denkt an eine Art Staatsstreich und an mich als den geeigneten Mann, um ihn auszuführen. Verdy, der Verbindungen mit liberalen Finanz- und Gelehrtenkreisen hat, versicherte, daß man auch dort sich jetzt viel mit meiner Person beschäftigte. Die Herren, die von einem Staatsstreich reden, vergessen, daß der Kaiser noch sehr weit davon entfernt ist, an die Notwendigkeit entscheidender Maßregeln zu glauben, und daß er auch gar nicht daran denkt, mich zum Kanzler zu machen. Ich werde nicht müde, ihnen zu versichern, daß ich den Posten nicht begehre und daß ich überzeugt bin, ihn nicht genügend ausfüllen zu können.

10. Februar.

Gestern hatte ich eine lange Unterhaltung mit dem sehr verständigen Senator Burchard. Er vermißt, geradeso wie ich, auch beim neusten Kurse bestimmte Ziele und beklagt den zunehmenden Partikularismus.

15. Februar.

Die Japaner haben nun auch Wei Hai Wei genommen und damit wohl die chinesische Marine vernichtet. Sie haben fraglos ihre Sache geschickt und energisch angegriffen, wir tun aber gut, nicht zu vergessen, wie er-

bärmlich die chinesischen Truppen beschaffen sind. Der Kaiser hat sich von vornherein sehr für Japan interessiert und läßt dies bei allen möglichen Gelegenheiten hören. Im Auswärtigen Amte soll man davon mit Rücksicht auf China sehr unangenehm berührt sein.

10. März.

Bei den Konservativen herrscht große Niedergeschlagenheit, aber auch Entrüstung über den vollständigen Umschlag der kaiserlichen Stimmung.[1]) Boetticher hat mit behaglichem Lächeln zu Manteuffel[2]) gesagt: „Nicht wahr, die Kriegskunst ist veränderlich?" Er macht natürlich jede Veränderung mit. Man glaubt an Hinzpeterschen Einfluß, auch Helldorff geht wieder um. Und die bleibende Folge? Doch nur die, daß das Vertrauen zum Kaiser immer geringer wird. Er ruft den Adel zum Kampf gegen den Umsturz, treibt aber jetzt, indem er den Landleuten sein Interesse entzieht, diese in Massen den Umsturzparteien in die Arme. Schon jetzt heißt es, das einzige wahre Interesse des Kaisers liege bei der Marine; da seine Forderungen diesmal im großen und ganzen bewilligt würden, so sei ihm alles andere ziemlich gleichgültig.

13. März.

Gestern ist der Staatsrat zusammengetreten.[3]) Es wird sicherlich eine ähnliche Komödie wie im Jahre 1890, von vornherein hat niemand Vertrauen, am wenigsten die Konservativen,[4]) die ganz genau wissen, daß sie mit Worten abgespeist werden sollen.

17. März.

Die „Vossische Zeitung" gibt kein übles Bild von der Unsicherheit des neuesten Kurses[5]) und den Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit. Sie scheut sich nur, ihre Gedanken völlig auszusprechen. Der Hauptschuldige an der Unsicherheit ist ja nicht Caprivi oder Hohenlohe, sondern allein der Kaiser, und das wird erst anders, wenn er die Notwendigkeit einsieht, sich des persönlichen Eingreifens in alle wichtigen Angelegenheiten zu enthalten. Seit fünf Jahren haben wir nun diesen Zustand, und kein Minister

---

[1]) Infolge der kaiserlichen Rede auf dem Diner des Brandenburgischen Provinziallandtags am 23. Februar, welche den Satz enthielt: „Kein Stand kann beanspruchen, auf Kosten des anderen besonders bevorzugt zu werden".

[2]) Der S. 325 erwähnte Freiherr v. Manteuffel war Vorsitzender des Brandenburgischen Provinziallandtags.

[3]) Zur gutachtlichen Äußerung über Abwehrmaßnahmen gegenüber den notleidenden Agrariern, wie der Kaiser in seiner Eröffnungsansprache bemerkte.

[4]) Der Staatsrat lehnte in der Tat den Antrag Kanitz betreffend Monopolisierung der Getreideeinfuhr und Einführung von Mindestpreisen ab.

[5]) Leitartikel: „Die Unsicherheit des Kurses", Morgenausgabe vom 16. März.

(außer Zedlitz) hat sich dagegen aufgelehnt. In dieser ernsten Zeit, in der nur feste Charaktere uns helfen könnten, ist des Kaisers Hauptbeschäftigung, Charaktere zu brechen. Wie wird die Geschichte dereinst scharf urteilen! „Ratloser Mißmut," sagt Treitschke, indem er die Stimmung am Schluß des Vereinigten Landtages 1847 schildert, „war zu allen Zeiten der fruchtbare Nährboden der Revolution; an dieser gefährlichen Verstimmung trug niemand größere Schuld als der König, der die Nation so ganz väterlich nach seinen unerforschlichen Ratschlüssen gängeln wollte."[1])

Die Ernennung Wilhelm Bismarcks zum Oberpräsidenten in Königsberg sollte dem Vater eine Freude machen. Sie ist eigenster Gedanke des Kaisers, entspricht aber nicht den Wünschen des Staatsministeriums, das doch dabei gehört werden muß. Also wieder ein Eingreifen in die Befugnisse anderer.

24. März.

Vorgestern und gestern in Berlin. Das Ereignis des Tages ist die Ablehnung eines offiziellen Glückwunsches zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck durch die vereinigten Zentrumsleute, Volksparteiler, Sozialdemokraten, Polen usw. des Reichstages. Der Kaiser hat in seiner gewöhnlichen Hast telegraphiert und dem Fürsten seine Entrüstung über den Beschluß des Parlaments ausgedrückt.

Ich besuchte Loë und fand bei ihm den Grafen Hompesch, der eben im Reichstag die Rede für das Zentrum gehalten hatte. Beide waren etwas verlegen, Loë gestand mir nachher, daß das Zentrum wegen der Präsidentenwahl[2]) sich doch in Schwierigkeiten befände.

Inzwischen ist Werder von Petersburg abberufen worden, und zwar mit ungewöhnlicher Hast. Sorgsame Erkundigungen in Berlin ergaben die Bestätigung meines Eindruckes, daß hinter der ganzen Sache Holstein mit Gehilfen steckt. Werder hat sich nie des Wohlwollens dieser Clique zu erfreuen gehabt, man war sehr ergrimmt, als er zum Botschafter ernannt, also in die zünftige Diplomatie eingeschoben wurde. Zu Lebzeiten Alexanders III. ließ sich natürlich nichts erreichen, da dieser Werder gewünscht hatte; aber mit dem Regierungswechsel begann die Jagd. Mit raffinierter Nichtswürdigkeit hat man den Kaiser gegen den Botschafter einzunehmen und für mancherlei unliebsame Ereignisse verantwortlich zu machen gewußt. Holstein ist überhaupt mächtiger als je.[3])

---

[1]) Deutsche Geschichte, V, S. 642.

[2]) Infolge Ablehnung seines Antrages, den Fürsten Bismarck zum achtzigsten Geburtstage zu beglückwünschen, hatte der Reichstagspräsident v. Levetzow sein Amt niedergelegt. Sein Nachfolger war der Zentrumsabgeordnete v. Buol, bisher 1. Vizepräsident.

[3]) Vgl. O. Hammann, Der neue Kurs, S. 113.

Die[1]) Abberufung Werders ist erfolgt, weil er die Wahl Lobanows[2]) zum Nachfolger von Giers nicht rechtzeitig in Erfahrung gebracht hat. Wenn diejenigen in Berlin beglaubigten Botschafter hätten abberufen werden sollen, welche die Wahl von Caprivi und Hohenlohe nicht haben kommen sehen, so hätten alle dort befindlichen in beiden Fällen abberufen werden müssen!

Der Erbprinz von Meiningen ist Kommandierender General des VI. Armeekorps und dabei mit einem großen Sprunge General der Infanterie geworden. Das hat in der Armee viel böses Blut gemacht, und mit Recht. [. . .]

25. März.

Ich war heute in Friedrichsruh, um mich als Mitglied des Herrenhauses den Deputationen des Landtags anzuschließen, die dem Fürsten zum Geburtstag gratulieren.

28. März.

Die Feier in Friedrichsruh am 26. war eine sehr gelungene, der Kaiser machte alles mit großem Geschick. Da Truppen von mir dort waren, kam ich viel in den Vordergrund, konnte auch mit dem Kaiser mehrmals einige Minuten sprechen. Er zeigte sich zu mir sehr freundlich und augenscheinlich unbefangen. Nach seiner Abreise lud mich der Fürst zu Mittag ein, nachher saß ich mit ihm anderthalb Stunden allein zusammen. Er ist ja körperlich wieder etwas älter geworden, das Nachlassen der Nerven offenbart sich ab und zu, indem er leicht gerührt wird — sowohl am 25. als am 26. blieb er in seinen Ansprachen stecken und war von momentaner Rührung überwältigt, wenn er vom alten Kaiser sprach —, im übrigen aber ist er geistig völlig klar und auch merkwürdig frisch. Mich interessierte hauptsächlich zu erkennen, wie das Verhältnis zwischen dem Kaiser und ihm sich tatsächlich gestaltet hat. Ich kann nun mit der größten Sicherheit behaupten, daß es kühl von beiden Seiten ist. Sie spielen miteinander Komödie, sagen sich die freundlichsten Dinge, der Kaiser überbietet sich in Aufmerksamkeiten, so daß das Ganze für den Uneingeweihten oder Unbefangenen sehr ansprechend aussieht, aber alles ist nur Schein. Der Kaiser spricht mit dem Fürsten auch nicht ein Wort über Staatsangelegenheiten, hat im Herzen sogar noch den alten, durch Caprivi anerzogenen Groll, und Bismarck hat noch immer das Gefühl, eine eigentliche Reparation nicht empfangen zu haben. So wird es auch bleiben!

[1]) Nachtrag.

[2]) Fürst Lobanow-Rostowsky, bis dahin Botschafter in Wien.

Nach dem Telegramme des Kaisers vom 23.,[1]) das ihn und den Reichstag in schärfstem Gegensatze zeigte, glaubten die meisten Leute, nun müsse sich irgend etwas Besonderes ereignen. Es ereignete sich aber nichts. Hohenlohe hat sofort dem Kaiser geraten, die Sachen ruhig laufen zu lassen, und ist sekundiert worden vom Großherzog von Baden, der leider in diesem kritischen Moment gerade in Berlin war. Ob die Herren sich wohl klargemacht haben, in welcher schwierigen Lage sie den Kaiser lassen? Sie sind klug genug zu sehen, so geht es nicht weiter, aber auch schlaff genug, um zu keinem Entschluß zu gelangen über das, was zu geschehen hat. Wie soll denn der Kaiser sich zu einem Reichstag stellen, dessen Haltung ihn tief entrüstet, und dem er vor der ganzen Welt die Grobheit an den Kopf geworfen hat?

Zum Geburtstag Bismarcks gibt der Monarch ein großes Diner. Eulenburg hat sogleich die Frage aufgeworfen, ob das neue Reichstagspräsidium einzuladen sei. Hohenlohe riet ohne Zögern, es zu tun! Was sind das für Inkonsequenzen, sie müssen doch dazu führen, daß man Äußerungen des Kaisers nicht mehr ernst nimmt.

2. April.

Heute aus Berlin zurück, wo ich gestern und am 29. und 30. März gewesen war.

Jetzt habe ich Sicheres über das kaiserliche Telegramm erfahren. Der Kaiser hatte einen Flügeladjutanten nach dem Reichstage entsandt, um sofort über die Abstimmung unterrichtet zu sein. Nachdem er informiert war, setzte er das Telegramm auf und fuhr damit zum Kanzler, von welchem er die Auflösung des Reichstages verlangte. Hohenlohe hat dann erzählt: „Da ich bald erkannte, daß ich beides ihm nicht ausreden konnte, habe ich mich darauf beschränkt, ihn von der Auflösung abzuhalten." Woraus zu ersehen, wie wenig Einfluß der Kanzler besitzt, und wie fern es ihm liegt, seine Stellung einzusetzen. Wäre Hohenlohe fest geblieben, so zweifle ich nicht, daß der Kaiser sich damit abgefunden hätte.

Was die Ernennung Wilhelm Bismarcks zum Oberpräsidenten anlangt, so hat der Kaiser an den Minister Eulenburg und an August Dönhoff!!![2]) gedacht; beide haben abgelehnt, ebenso Goßler, der nicht nach Königsberg versetzt werden wollte. Die Kandidaten des Ministeriums waren Heydebrand,[3]) Colmar[4]) und erst an letzter Stelle Bismarck.

---

[1]) Vgl. o. unter dem 24. März.

[2]) Legationsrat a. D. August Graf v. Dönhoff-Friedrichstein.

[3]) Der Breslauer Regierungspräsident v. Heydebrand und der Lasa.

[4]) Der Lüneburger Regierungspräsident A. v. Colmar-Meyenburg. (Vgl. u. S. 362.)

Am 1. April Sitzung beim Kaiser über die Kanaleröffnung.[1]) Zugegen der Kanzler, Boetticher, Thielen, Stephan, die Admirale Hollmann und Knorr, Hahnke, Senden, Oberpräsident Steinmann, Hofmarschall Eulenburg, Vertreter der Paketfahrt und des Lloyd, ein Herr v. Schiller[2]) als Vertreter der Landwirtschaft, und ich.

Der Kaiser begann mit einem Hinweis auf die großen Schwierigkeiten, die sich in Kiel durch den gewaltigen Zustrom von Menschen ergeben müßten. Um ihrer Herr zu werden, sollten die Versammelten ein Komitee bilden mit drei Subkomitees für Unterbringung, Verpflegung und Vergnügungen. Für mich kam natürlich nur die militärische Seite in Betracht; der Kaiser nahm meine Vorschläge glatt an, während er bei den meisten anderen abweichende Ansichten äußerte. Unbequem ist die Geldfrage. Boetticher sagte, er habe für die Feier nur 350 000 Mark, nach seiner Meinung seien wohl 2 Millionen nötig, der Reichstag würde sie aber nicht bewilligen. Der Kaiser befahl, daß sie verlangt würden. Boetticher schlug dann vor, 75 Reichsboten einzuladen; der Kaiser meinte, das sei viel zu wenig, die Zahl wurde also auf 150 erhöht. Eine peinliche Szene entstand, als der Kaiser erklärte, die deutschen Fürsten sollten auf dem Lloydschiffe untergebracht werden. Der Vertreter der Paketfahrt Ballin führte aus, daß es für Hamburg und für seine Gesellschaft, die zwei Schiffe stelle, sehr hart sei, wenn die Fürsten ein Bremer Schiff benutzten, darin liege eine Zurücksetzung Hamburgs, die sehr peinlich berühren würde. Er bat dringend um Änderung. Der Kaiser lehnte jedoch glatt ab mit der Bemerkung, er sei gebunden, da er dem Lloyd bereits vor längerer Zeit sein Wort gegeben habe. Das ist nun nicht ganz korrekt: Als er unlängst in Bremerhaven mit den Vertretern des Lloyd sprach, haben diese der Paketfahrt den Rang abgelaufen. Der Kern der Sache — das wissen beide Seiten ganz genau — ist der, daß der Kaiser Bremen zuungunsten Hamburgs protegiert, wovon man hier seit längerem empfindlich berührt ist. Der Kaiser suchte nun Herrn Ballin klarzumachen, wie unrecht er habe; Hamburg sei doch kolossal bevorzugt durch die Ehre, den Kaiser selbst zu beherbergen (es kostet das der Stadt über eine Million), sodann würden die Botschafter sich auf einem Paketfahrtschiff befinden, es sei also, da jene doch ihre Souveräne repräsentierten[3]) — die Paketfahrt eigentlich bevorzugt!!! Als Ballin bat, dann doch wenigstens die Fürstlichkeiten zu verteilen, machte der Kaiser den für alle Anwesenden sehr freundlichen Einwand, solche Herren könne man mit anderen Menschen nicht zusammenbringen, sie müßten unter sich bleiben.

[1]) Zum Folgenden vgl. B. Huldermann, Albert Ballin, S. 278 f.
[2]) Gutsbesitzer auf Buckhagen an der Schlei.
[3]) Im Unterschied von diplomatischen Vertretern niedrigeren Ranges.

Ich glaube, ein jeder der Anwesenden fühlte die Unbilligkeit gegenüber Hamburg, dem so große Opfer zugemutet werden; leider besitzt ja eben der Monarch das Geschick zu verletzen in ganz ungewöhnlicher Weise. Interessant war es für mich, Hohenlohe zu beobachten. Er macht allerdings einen sehr kümmerlichen Eindruck, hatte aber augenscheinlich den Wunsch, bei den Verabredungen nicht übergangen zu werden.

Nach[1]) der Kanalfeier war bei allen Beteiligten nur eine Stimme darüber, daß die Schiffe der Paketfahrt vortrefflich, und die für die Gäste getroffenen Maßnahmen musterhaft gewesen seien, während über den Bremer Lloyd, namentlich wegen der höchst mangelhaften Verpflegung, sehr geklagt wurde.

6. April.

Gestern nachmittag nach Kiel. Diner auf der „Hohenzollern", wo der Kaiser wegen der Kanalfeier mit mir noch einiges besprechen wollte. Anwesend zu gleichem Zwecke die Minister Boetticher, Hammerstein, Köller, sowie Admiral Hollmann. Das Gespräch kam auf den Antrag Kanitz. Der Kaiser urteilte natürlich sehr scharf, schließlich sagte er: „Die Sache wird sich schon ruhig entwickeln, und das Deutsche Reich darüber nicht zugrunde gehen." Ich erwartete nichts anderes; auch daß Boetticher nur so reden würde, wie es dem Kaiser gefällt, wunderte mich nicht, aber von Köller hatte ich eine andere Vorstellung. Er sprach dem Kaiser völlig nach dem Munde und scheute sich auch nicht, eine agitatorische Tätigkeit der Konservativen zu behaupten. Auch Hammerstein, von den dreien wohl der beste, wagte keinen Widerspruch. Den Kernpunkt der Frage: Wie ist denen zu helfen, die dicht am Bankrott stehen? umging man vorsichtig. An persönlichen Spitzen gegen Kanitz und Manteuffel fehlte es nicht.

Gegenüber den Katholiken war der Kaiser augenscheinlich sehr gereizt; er meinte, man müsse jetzt das Zentrum möglichst schlecht behandeln. Die Umsturzvorlage in ihrer jetzigen Gestalt will er auf keinen Fall annehmen. Arenberg[2]) wurde bei dieser Gelegenheit, wie ich glaube mit Recht, als unsicherer Kantonist bezeichnet.

Leider mußte ich auch wieder einige unfreundliche Äußerungen über Hamburg und seine Bürgermeister hören. Der Kaiser findet es skandalös, daß sie die Elbe nicht mehr vertiefen. Sie täten es wahrlich gern, wenn die Sache nicht so gewaltige Summen kostete. Daß die Stadt sich jetzt die größte Mühe gibt, ihn glänzend zu empfangen und sehr viel Geld darauf verwendet, erkennt er keineswegs an; ich versuchte, etwas zugunsten der Hamburger zu sagen, habe aber kaum Eindruck gemacht.

---

[1]) Nachtrag.

[2]) Franz Ludwig Prinz von Arenberg, Mitglied der Zentrumspartei im Reichstage.

Von meinem Berliner Aufenthalt ist noch nachzutragen, daß nunmehr bestimmt das III. und IX. Armeekorps zu den Kaisermanövern des II. und des Gardekorps herangezogen werden. Der Kaiser erzählte mir schon zu Neujahr vertraulich davon. Graf Schlieffen hatte in dem Sinne Vortrag gehalten, daß die Manöver in der Uckermark stattfinden und dabei das IX. und Gardekorps unter meinem Kommando eine Armee bilden sollten. Als das Wort Prenzlau fiel, erklärte der Kaiser, in anbetracht des traurigen Klanges dieses Namens wolle er dort keine Manöver haben. (!) Nun soll der arme Schlieffen seine mühevollen Vorarbeiten fortwerfen und alles von neuem anfangen. Ich hoffe, der Monarch ahnt nicht, welche Mühe und Arbeit er durch solche Launen macht.

Er hat auch hinzugefügt, in der Uckermark schiene nach der Karte das Terrain für Kavallerie nicht günstig, er beabsichtige aber große Kavalleriemassen selbst zu führen. Damit hofft er ja zu imponieren, erreicht leider nur stets das Gegenteil.

7. April.

Der alte Fürst hat in seiner Geburtstagszeit doch merkwürdige Proben von geistiger Frische und Kraft abgelegt. Vielen drängte sich die Frage auf die Lippen: War es nötig, sich solcher Kraft, solcher Autorität zu entäußern? Wäre es nicht für alle besser gewesen, ihn uns zu erhalten? Und ferner: Warum wird sein Rat auch heute noch verschmäht? Die Zeiten sind doch ernst genug. Die so denken, haben recht. Mit ihm als Ratgeber stände es um unser Ansehen in der Welt wahrlich besser, und auch im Innern wäre viel Verkehrtes unterblieben.

9. April.

Caprivi hat dem Kaiser weder zu Neujahr noch zum Geburtstage gratuliert, was dieser sehr empfand. Nachdem nun Hohenlohe ziemlich ein halbes Jahr Kanzler ist, beginnt man sich darüber einig zu werden, daß er doch nicht viel mehr als eine Null darstellt. Nach wie vor schwankt der Kurs hin und her.

14. April.

Die leidige Affäre Kotze hat nun ihren vorläufigen Abschluß gefunden, und zwar durch Freisprechung des in so maßlos übereilter Weise angeklagten und verhafteten Zeremonienmeisters. Übrigens ist Kotze im Duell von seinem Hauptankläger Reischach[1]) durch das Bein geschossen worden. Ich bin empört, daß er infolge unserer ganz verkehrten Auf-

[1]) Freiherr Hugo v. Reischach, der spätere Oberhofmarschall.

fassungen überhaupt zu einem Duell genötigt worden ist, und wünschte, die öffentliche Meinung nähme sich der Sache an. Sollen die zahlreichen Verleumder straflos ausgehen? In der Einleitungsverfügung über die Ehrengerichte sagt der Kaiser: „Ich will den nicht in meinem Heere dulden, der die Ehre eines Kameraden in frevelhafter Weise angreift." Warum wird nach diesen schönen Worten nicht gehandelt? Wenn es irgendeinen armen Leutnant beträfe, würde man schnell bei der Hand sein.

18. April.

In der Presse, auch in einem Teil der konservativen, wird das Duell Kotze-Reischach sehr scharf verurteilt. Nicht mit Unrecht sagt man: Wenn jetzt Gesetze gemacht werden zum Schutze von Religion und Moral, so müsse man sie zuerst anwenden nicht gegen die sogenannten Umsturzparteien, sondern gegen die höchsten Gesellschaftsklassen.

21. April.

Wie es scheint, stehe ich wieder einmal vor einer Unannehmlichkeit, möglicherweise sogar von Tragweite.[1])

Ich bin unschuldig zu dieser Sache gekommen und habe auch nicht die Spur eines Verdachtes gehabt, daß Herr Rosatzin[2]) und sein Freund meine Äußerungen so mißbrauchen könnten. Nun — wie Gott will! In letzter Zeit hatte ich mich der Hoffnung hingegeben, mit dem Kaiser endlich wieder auf guten Fuß zu kommen; es scheint nicht sein zu sollen.

1. Mai.

Je mehr ich mit Konservativen zusammentreffe, desto deutlicher sehe ich, daß ihnen der Führer fehlt. Bei den anderen Parteien ist es eigentlich auch nicht besser, hier liegt eine der Ursachen für das geringe Ansehen des Hauses.

---

[1]) Die Wiener „Neue Freie Presse" schilderte unter dem Titel „Beim Grafen Waldersee" im Sonntagmorgenblatt vom 7. April den Besuch eines ihrer Korrespondenten beim Verfasser. Durch Schreiben des Militärkabinetts vom 20. April forderte der Kaiser eine Äußerung, ob und eventuell inwieweit Graf Waldersee mit dem betreffenden Artikel in Verbindung stehe. In seinem Bericht vom 22. erklärte Verfasser, daß seine Äußerungen gegenüber dem Korrespondenten „erheblich ausgeschmückt wiedergegeben", zum Teil auch „erfunden" seien. So habe er weder den Zaren, noch das deutsch-österreichische Bündnis, noch seine früheren Beziehungen zum Fürsten Bismarck erwähnt.

[2]) Besitzer des „Hamburgischen Korrespondenten", der den Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" beim Verfasser einführte.

4. Mai.

Über die gemeinsame Aktion Deutschlands, Rußlands und Frankreichs gegenüber Japan[1]) kann ich mir noch immer kein sicheres Urteil bilden. Ich verstehe sehr wohl, daß es für uns von größtem Werte wäre, mit Rußland wieder ein gutes Verhältnis zu gewinnen, habe aber noch Zweifel am Erfolg, da in Rußland die Stimmung gegen uns gar zu schlecht ist. Die Japaner sind natürlich außer sich über unser Vorgehen und klagen über unsere Unzuverlässigkeit. Man kann ihnen da nicht unrecht geben, denn in Berlin war während des Krieges alles, vom Kaiser angefangen, mit Ostentation auf seiten Japans und feierte dessen Siege beinahe wie deutsche. Dagegen jetzt der plötzliche Wechsel. Er beweist wieder, daß man bei uns stets auf überraschende Sprünge gefaßt sein muß; nicht nur in der inneren, sondern, wie das Beispiel zeigt, ebenso in der äußeren Politik. Sollte wirklich ein überlegter Plan zugrunde liegen?[2])

5. Mai.

In Rußland gibt es viele Enttäuschte. Man hatte vom Kaiser Nikolaus die Umkehr zu einer liberalen Ära erwartet und sieht jetzt nach einiger Ungewißheit seinen Irrtum. Ich bleibe dabei, daß der Kaiser als Mann ohne Energie sich durch Einschüchterung leicht leiten läßt, deswegen ist er mir ein unheimlicher Nachbar; kein Mensch weiß, welche Wege er noch einschlagen kann. Daß sie uns frommen, halte ich für höchst unwahrscheinlich, trotz unseres Entgegenkommens in der japanischen Angelegenheit. Ich bin überzeugt, man legt dieses wieder als Schwäche aus, was es au fond ja auch ist. Rußland ist nicht imstande, allein gegen Japan Krieg zu führen, wenigstens würde es dabei den kürzeren ziehen. Weshalb lassen wir es nicht ruhig seinen Weg gehen und einen kostspieligen Krieg unternehmen? Nur wenn uns ganz positive Gegenleistungen (z. B. Zurückziehen von 50000—80000 Mann, besonders Kavallerie, aus Polen) gewährt werden, dürften wir mit ihnen gehen.

Eine andere Frage ist es, ob wir durch die gemeinsame Aktion mit Frankreich bessere Beziehungen anbahnen könnten; es läßt sich nicht übersehen, daß zahlreiche Franzosen jetzt bereits riskieren, von der Möglichkeit eines Einvernehmens zu sprechen, und daß man die Frage, Elsaß-Lothringen zu berühren vermeidet. Ich bin aber auch hier noch mißtrauisch.

---

[1]) Sogenannter „Ostasiatischer Dreibund", der Japan um die Hauptfrucht des Friedens von Schimonoseki (Port Arthur) brachte.

[2]) Über die damalige Absicht der deutschen Politik (Holsteins) vgl. Hammann, a. a. O., S. 111 ff. Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus, I, S. 149 f.

8. Mai.

General v. Pape ist gestern gestorben. Ich verliere in ihm einen mir allezeit wohlwollenden Gönner. Er war ein edler, ritterlicher Charakter, ein Mann der guten altpreußischen Schule, vielleicht sogar ihr letzter Vertreter. Seit dem Tode Kaiser Wilhelms I. ist es ihm oft recht schwer geworden, sich in die neue Zeit zu finden, obwohl der Kaiser ihm stets sehr rücksichtsvoll begegnete.

11. Mai.

Gestern in Berlin zur Beisetzung des Generals v. Pape. Die Umsturzvorlage ist gefallen, eine natürliche Folge der Halbheit. Wenn der Kaiser zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung aufrief, mußte er ihn mit aller Energie führen oder er hätte die Hände davon lassen sollen. Die Eulenburgische Vorlage wäre brauchbar gewesen, die von Caprivi, auf die man sich dann zurückzog, war eine Mißgeburt. Betreffs unserer auswärtigen Politik hörte ich durchweg die Ansicht, daß wir durch die Annäherung an Rußland ganz gut abgeschnitten hätten; auf meine Frage, was wir denn für unseren Freundschaftsdienst bekämen, hieß es, das sei allerdings nicht viel, vielleicht eine Kohlenstation;[1]) von einer entschieden freundlicheren Stimmung in Rußland gegen uns wußte man nichts. Wer der eigentliche Macher dort ist, wissen wir tatsächlich nicht; es heißt noch immer, daß ein großes Intrigenspiel um den Einfluß im Gange sei, und man nicht wissen könne, welche Richtung da die Oberhand gewänne. Sehr charakteristisch für unsere Freundschaften ist es, daß Kálnoky tatsächlich über unsere Annäherung an Rußland sich sehr unzufrieden und besorgt geäußert hat, obwohl er offiziell uns gegenüber so tut, als sei er von dem gemeinsamen Schritte Deutschlands mit Rußland und Frankreich sehr erbaut.

Ich sah Werder; er ist tief verstimmt über die ihm zuteil gewordene Behandlung. Ein rein geschäftlicher Brief des Kanzlers hat den Ahnungslosen abberufen, und zwar aus dem Grunde, weil Osten-Sacken den Berliner Botschaftsposten erhielt, nachdem der Zar Lobanow zum Kanzler gemacht hatte. Nun behauptet aber Werder im Besitze von eigenhändigen Briefen des Kaisers zu sein, in denen Osten-Sacken durchaus als persona grata bezeichnet wird. Werder zweifelt nicht einen Augenblick, daß es sich um einen Racheakt Holsteins handelt. Der Kaiser ist jeder Auseinandersetzung aus dem Wege gegangen, hat Werder nach seiner Rückkehr aus Petersburg nicht allein empfangen, sondern zur Frühstücks-

[1]) Der Kaiser schrieb am 26. April an den Zaren: „You will kindly see that Germany may also be able to acquire a Port somewhere where it does not ‚gêne' you." (Briefe Wilhelms II. an den Zaren, S. 291.)

tafel geladen und da natürlich kein Wort über die Abberufung gesprochen. Wieder eine mit vollem Recht tief verstimmte angesehene Persönlichkeit mehr.

23. Mai.

In der leidigen Angelegenheit Kotze ist auf Drängen des Kaisers ein Abschluß herbeigeführt worden, der zunächst wohl Duelle verhindert, ein befriedigendes Ende aber nicht herbeigeführt hat. Man weiß noch heute nicht, wer der Schuldige ist, viele glauben noch immer, Kotze sei es. Außer dem Osterei hat er vom Kaiser keine Reparation empfangen, fast scheint es, als ob er sich damit beruhigen wollte. Die Versöhnung wurde zum Teil durch Eingreifen des Grafen Schlieffen, als Vorgesetzten des Herzogs Ernst Günther,[1]) bewirkt — wahrlich eine traurige Mission!

Kanzlerkrisengerüchte. Ich glaube nicht recht daran. Dem Kaiser ist Hohenlohe bequem, auch würde ein abermaliger Kanzlerwechsel doch sehr üblen Eindruck machen. In Prökelwitz, wohin natürlich auch wieder Philipp Eulenburg berufen ist, wurde beinahe jährlich irgendeine wichtige Personalveränderung ausgebrütet, man muß auch diesmal abwarten, was kommt.

Rostock,[2]) 27. Mai.

Am 25. in Berlin. Diner beim Grafen Henckel mit Loë, Miquel, Kardorff und Podbielski. Miquel erzählte, die Unfähigkeit des Reichskanzlers habe sich wieder in sehr peinlicher Weise beim Reichstagsschluß gezeigt. Auf heftige Angriffe von rechts und links seitens der Regierung auch nicht ein Wort der Erwiderung, die nach Miquels Ansicht sehr leicht gewesen wäre; Hohenlohe habe wie ein hilfloser Greis dagesessen. Auch Miquel ist jetzt soweit, das allgemeine Stimmrecht zu verdammen, und er behauptet, alle Nationen, die es eingeführt haben, seien daran zugrunde gegangen. Der Frage, wie man es abschaffen solle, weicht er sehr gewandt aus und sagt, es könne vielleicht noch lange dauern, bis es so weit sei, geschehen müsse es aber. Die Fürsten dürfe man nicht drängen, sie würden von selbst die Hand bieten, weil unsere jetzige Steuergesetzgebung die kleinen Staaten ruiniere. Übrigens hat Graf Henckel den Eindruck, daß Miquel nach dem Kanzlerposten strebt.

Altona, 2. Juni.

Am 31. nach Lübeck zur Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals. Ich sah die Minister Boetticher, Thielen und Miquel. Dieser ist betrübt über den gänzlichen Mangel an Einheit im Ministerium und tadelt bitter die

[1]) Vgl. o. S. 317.
[2]) Verfasser besichtigte am 28. die dortigen Bataillone.

Marschall, Holstein und Konsorten, die ihn polizeilich beobachten ließen und agents provacateurs ins Haus schickten, ganz ähnlich, wie man es mit mir getrieben habe.

In der Presse wirft die Regierung dem Reichstage und der Reichstag der Regierung Schwäche und Ziellosigkeit vor. Traurig ist, daß beide recht haben.

12. Juni.

Ich glaube, dem Kaiser und auch dem Hamburger Senate einen Dienst geleistet zu haben. Das Militärkabinett schrieb mir, der Kaiser wolle bei seiner bevorstehenden Ankunft in Hamburg eine Ehrenwache am Bahnhofe, eine am Rathause und eine Eskadron Husaren als Eskorte. Man hatte sich also nicht klargemacht, daß die Stadt nicht in Preußen liegt, sondern ein souveräner Staat ist, der den Kaiser und die deutschen Fürsten einlädt und sie so empfangen wird, wie er es für zweckmäßig hält. Ich schrieb zurück, daß ich Anstand genommen hätte, die Allerhöchsten Absichten dem Senate mitzuteilen — wie mir befohlen war —, da Hamburg nach der Konvention unzweifelhaft das Recht zustehe, Ehrenwachen vom Regiment 76 bei mir zu requirieren und aufzustellen. Ich bin noch ohne Bescheid, jedoch erhielt der Senat durch seinen Gesandten in Berlin die Nachricht, der Kaiser sei mit allem, was sie anordnen würden, einverstanden. Hierzu gehört auch offizieller Empfang der deutschen Souveräne, den der Kaiser überhaupt nicht gewünscht hatte. In Hamburg begann man bereits einen Konflikt zu befürchten, und auch deutsche Fürsten besorgten, der Kaiser könne gegen den Bundesstaat Hamburg rücksichtslos auftreten. Diese Gefahr ist nun glücklich beseitigt; wahrscheinlich wird man mir aber in Berlin keinen Dank wissen.

23. Juni.

Die Kanalfeier liegt hinter uns. Soweit meine Nachrichten reichen, sind die Tage ohne ernsten Mißklang verlaufen, sie haben allgemein gefallen, auf die meisten sogar einen gewaltigen Eindruck gemacht. Der Kaiser persönlich hat dabei sehr gut abgeschnitten, was man, da das Ereignis vor Vertretern der ganzen Welt stattfand, nicht gering veranschlagen darf. Hinzpeter war zugegen und hat im Hinblick auf den Monarchen gesagt: „Zur Repräsentation eignet er sich sehr gut, im übrigen kann er nichts."

Nicht angenehm benahmen sich die Franzosen, mit ihnen, wenn auch weniger hervortretend, die Russen. Beider Flotten hatten sich in der Ostsee zusammengefunden und liefen gemeinsam unter fortwährenden

gegenseitigen Begrüßungen in den Kieler Hafen ein. Das Bestehen einer Allianz ist ja jüngst in der französischen Kammer von ministerieller Seite zugegeben worden. Die Einladung des Prinzen Heinrich zu einem Gartenfest am selben Abend lehnten die Franzosen ab, entschuldigten sich allerdings am anderen Morgen. Zum Hamburger Fest sind sie nicht gekommen. Bei ihnen an Bord befindliche Reporter vom „Figaro", „Gaulois" usw. sollen sie tyrannisiert haben — so wurde später, als sie etwas auftauten, erklärt. In der Nacht vom 21. zum 22. verließen sie als die ersten Kiel.

Viele glauben, daß die Feste das Ansehen Deutschlands heben werden; ich bezweifle es. Von bloßem Pomp und Prachtentfaltung gehen heute solche Wirkungen nicht mehr aus. Möglich, daß bei einigen Reichsboten die Marinepassion erwacht ist, was den Bewilligungen zugute käme; das viele verausgabte Geld wäre aber besser zum Bau neuer Schiffe verwandt worden.

Infolge der Bismarckischen Angriffe[1]) ist Boetticher fester als je im Sattel, der Kaiser hat ihn mit Ostentation ausgezeichnet. Der Fürst dagegen hat sich seine Stellung zum Monarchen wieder ganz verdorben.

27. Juni.

Seit längerer Zeit zeichnet sich der „Hamburgische Korrespondent" durch besondere Feindschaft gegenüber Bismarck aus. Gut Informierte schieben dies allein auf den Einfluß Kiderlens, der nahezu täglich mit den Redakteuren zusammen ist, häufig auch im Hause des Direktors Rosatzin sich einfindet. Daß dieser jetzt den Roten Adlerorden erhalten hat, ist Kiderlens Werk.

Was mir an den Kanalfestlichkeiten am wenigsten gefiel, war die Behandlung der Presse. Noch nie hat man diesen Herrschaften so den Hof gemacht wie hier. Ein eigenes Schiff war für sie bestimmt, ein Offizier zu ihrer Belehrung kommandiert, überall erhielten sie besondere Plätze, und von allen Seiten wurden ihnen Höflichkeiten gesagt. Eine völlige Kapitulation vor der neuen Großmacht. Der Schuldige ist Minister Köller; er hat sich aber vorher — des war ich Zeuge — des Segens des Kaisers versichert.

28. Juni.

Heute war General Schenk, bisher Kommandeur der 35. Infanteriebrigade, bei mir, um Abschied zu nehmen. Ein sehr angenehmer Unter-

[1]) Beim Empfang des Zentralausschusses des Bundes der Landwirte am 9. Juni hatte Fürst Bismarck von „Klebern" in Ministerämtern gesprochen, was auf den Staatssekretär des Innern bezogen wurde.

gebener, ein kluger und tüchtiger Mann, dem ich die unbedingte Qualifikation zum Divisionskommandeur gegeben hatte. Er ist genötigt worden, den Abschied zu nehmen, jedenfalls um Platz zu machen, und geht gebrochenen Herzens. Wie lange noch wird das jetzt beliebte System dauern, mit dem man die Armee unendlich schädigt, weil Charaktere gebrochen, dagegen Schuster und Heuchler gezüchtet werden? Ich fürchte, bis es zu spät ist.

30. Juni.

Wie einfältig die Welt im allgemeinen urteilt, erhellt recht deutlich daraus, daß man auf die starke Betonung des Friedens in den beiden kaiserlichen Reden [1]) einen besonderen Wert legt. Hat man etwa erwartet, er würde sich kriegerisch aussprechen? Oder glaubt man wirklich, daß er sich überhaupt schon mit kriegerischen Absichten getragen hat? Es ist doch sonnenklar, daß die Franzosen die Übeltäter sind, die ihre Revancheidee fest im Auge behalten und sie ausführen, sobald sie den Augenblick günstig wähnen. Ob sie mit Rußland ein Bündnis haben oder nicht, ist nicht von großer Bedeutung, denn die herrschende Richtung in Rußland ist antideutsch und hat sich darauf eingerichtet, den Krieg mit uns zu führen. Mag der Kaiser Wilhelm sich noch so friedlich aussprechen, er hat die Sache nicht in der Hand, Russen und Franzosen lachen über sein Bestreben, sich bei ihnen in Gunst zu setzen. Höchst interessant ist auch, daß die Kieler Feste die chauvinistische Stimmung in Frankreich nicht, wie der Kaiser hoffte, gemildert, sondern angefacht haben.

Mir kommen starke Zweifel an Hohenlohes diplomatischem Geschick. Von der so überraschend begonnenen Politik in Ostasien wird uns kein Segen erwachsen; das einzige, bisher bekanntgewordene Resultat ist, daß wir die Japaner tief verbittert und uns den Ruf der Unzuverlässigkeit zugezogen haben.

Sylt,[2]) 12. Juli.

In zwei Monaten sind die Kaisermanöver hinter mir. Ich gestehe, daß ich nicht mit großer Freudigkeit herangehe; lieber wäre es mir, ich könnte mich mit meinem Armeekorps allein beschäftigen.

Als der Kaiser vor zwei Jahren Loë nach dem Manöver, obwohl dieser nicht gut geführt hatte, zum Generalobersten machte, war nach meinem Eindruck sein Hauptgedanke, sich selbst bald die Feldmarschallsstäbe zu verleihen. Nun bin ich, wenn man überhaupt nach der Anciennität gehen

---

[1]) Gelegentlich der Einweihung des Nordostseekanals.

[2]) Wo Graf und Gräfin Waldersee seit dem 6. zur Erholung weilten.

will, der einzige Vordermann des Monarchen. Hat er daher den Gedanken, sich selbst avancieren zu lassen, so könnte er mich wohl am Manöverschluß zum Generaloberſten machen. Ich habe die Beförderung Loës für falsch gehalten und müßte ebenso die meinige im Interesse der Armee bedauern. Solche Würde soll im Kriege verdient werden, Loës und meine Verdienste sind dafür zu geringe. Der Kaiser mag sich dekorieren, wie er will; er ist ja doch der Oberbefehlshaber der Armee, und nach meinem Gefühl bleibt es gänzlich gleichgültig, ob er keinen oder drei Sterne und Stäbe trägt.

18. Juli.

Der Mordanschlag auf Stambulow[1]) kommt zweifellos auf russische Rechnung, wenigstens mittelbar. Es herrscht „politisches Unbehagen", wie die „Vossische Zeitung" ganz richtig sagt, trotz aller Friedensfeste. Die Unruhen am mazedonischen Horizont sind wie ein Wetterleuchten. Die Entscheidung über Krieg und Frieden liegt, das wird immer deutlicher, in Rußlands Hand.

19. Juli.

Die Zeitungen, voran die liberalen, schmähen Rußland wegen der Ermordung Stambulows. Wir sollten uns aber vor frühzeitiger Stellungnahme hüten, um nicht in das Schlepptau Österreichs zu geraten. Man darf nie vergessen, daß die in diesem Lande herrschende, sehr große Verwirrung einmal zur Auflösung führen kann. Unsere treuen Alliierten sind die Österreicher doch nur so lange, als das Bündnis ihren Interessen entspricht. Die Politik des Kaiserhauses, die niemals deutsch gewesen ist, hat nach 1866 mit dem Deutschtum völlig gebrochen. Tschechen und Polen haben den Haupteinfluß und protegieren die kleinen slawischen Völkerschaften, hoher Adel und Geistlichkeit machen geschlossen mit. Taaffe erstrebte ein großes römisch-katholisches Slawenreich, und Taaffe war ein persönlicher Freund Franz Josephs. Weitsichtige Politik bei uns müßte sich als Ziel ein Großdeutschland setzen, zu dem die deutschen Provinzen Österreichs gehören, natürlich ein wieder zu germanisierendes Böhmen eingeschlossen. Für große Ziele ist die deutsche Nation noch immer empfänglich gewesen. Wollen die Fürsten nicht mit, so muß es ohne sie gehen.

21. Juli.

Oft denke ich: Wie steht es um unsere Armee? Äußerlich scheint alles in bester Ordnung. Es wird fleißig gearbeitet, und die Resultate der Aus-

[1]) Attentat vom 15. Juli, an dessen Folgen der im Vorjahre entlassene, russenfeindliche bulgarische Minister bald darauf verstarb.

bildung sind durchweg erfreulich. Trotzdem ist seit 1888 manches anders geworden. Der Kaiser wollte eine Verjüngung des Offizierkorps: Wer z. B. die Fünfzig überschritten hat, soll nicht mehr Regimentskommandeur werden können. Das geringste Manko im Qualifikationsbericht bedeutet einen Riegel gegen die Beförderung, meist sogar den Abschied. Infolgedessen wird, da menschliche Schwächen nicht zu vermeiden sind, in jenen Berichten selten die Wahrheit geschrieben, und herrscht ganz allgemein in allen Chargen — mit Ausnahme der Leutnants — ein Gefühl der Unsicherheit, das am Marke der Armee zehrt, weil es Schusterei und Falschheit züchtet. In Gegenwart des Kaisers verschlimmert sich dieser Zustand, die höheren Führer werden nervös und suchen durch sogenannte „Forschheit" die Gunst ihres obersten Kriegsherrn zu erlangen. Und an höchster Stelle kennt man leider nur zwei Sorten von Menschen: ausgezeichnete und unbrauchbare. Unsere Avancementsgrundsätze sind nicht richtig. Eine Armee, die fünfundzwanzig Jahre im Frieden lebt, kann nicht in allen Chargen relativ junge Leute haben. Wir müßten an Stelle jener schematischen Verjüngung das sogenannte bevorzugte Avancement stärker zur Anwendung gelangen lassen, wodurch junge Talente schnell aufsteigen, wir tun aber gerade das Gegenteil, unser Generalstabsavancement wird allmählich schlechter, statt besser. Auch der gutgemeinte Gedanke des Kaisers, durch Schützenabzeichen, Preise usw. den Ehrgeiz anzustacheln, wirkt ungünstig, denn jene Konkurrenz hat Neid, Zank und Schwindelei im Gefolge. Früher bauten wir auf Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl und standen uns gut dabei. Die Gardeinfanterie und -kavallerie, bald auch die Gardeartillerie besteht nur aus adligen Offizieren, ebenso eine große Anzahl Kavallerie- und einige Infanterie-Offizierkorps der Linie; umgekehrt gibt es viele Linienregimenter mit fast ausschließlich bürgerlichen Offizieren. Das ist in heutiger Zeit ein unhaltbarer Zustand, der nicht nur keinen vernünftigen Sinn hat, sondern sogar große Gefahren in sich birgt. Ähnlich steht es mit der deutlich erkennbaren Bevorzugung der Garde im Avancement. Es ist gerade, als wollte man es darauf anlegen, in der Armee Zwietracht zu erzeugen. Wenn nicht von den meisten Kommandierenden Generalen dahin gewirkt würde, Mißstimmung nicht aufkommen zu lassen, würde es schon übler aussehen.

Unser Unteroffizierkorps halte ich leider für die schwächste Stelle der Armee. Hier trägt der Kaiser keine Schuld, es liegt in den Verhältnissen, wie ja alle Armeen über schlechte Unteroffiziere klagen. Unsere Unteroffiziere nehmen im allgemeinen nach dem Westen zu in der Qualität ab, weil sich dort kaum Kapitulanten finden, vielmehr von weiter östlich her herangeholt werden müssen. Sodann gibt es eine große Zahl von Chargierten, die von einem Truppenteil zum anderen ziehen und meist moralisch

bedenkliche Burschen sind. Wir haben auch häufig viel zu junge Unteroffiziere. Ich sehe eine Abhilfe nur in noch höheren Prämien für längere Dienstzeit und in der Ausübung eines viel größeren Zwanges auf die Zivilbehörden, gediente Unteroffiziere anzustellen.

28. Juli.

Marie will meine Ansicht, daß Diplomaten und Hofleute professionelle Lügner sind, nicht gern gelten lassen. Und doch bestätigen mir das immer neue Erfahrungen:

Am 21. Juni erkrankte die Kaiserin in Kiel schwer; man sagt, sie habe eine schwere fausse couche durchgemacht, und war tatsächlich einige Tage recht besorgt. Sie ist nach Potsdam gebracht worden und hat noch nicht einmal das Haus verlassen. Trotzdem spricht der Hofbericht nur von leichtem Unwohlsein und fortwährender Besserung.

Im „Hamburgischen Korrespondenten", der tatsächlich völlig unter Kiderlens Leitung steht, erscheinen jetzt oft Berichte von der Seereise des Kaisers, die, wie ich sicher weiß, von Kiderlen geschrieben sind, wobei ja an sich nichts Schlimmes ist. Geradezu widerwärtig berührt es jedoch darin zu lesen, wie der Kaiser mit Geschäften überhäuft sei und täglich stundenlang arbeite. Der Monarch macht die Reise, um sich auszuruhen, und sieht sie als Erholungszeit an, hält sich Geschäfte daher möglichst fern und ist selbst auf dem Schiff nicht leicht zu einem Vortrage zu bringen. Und da hat man die Stirn, der Öffentlichkeit mit solchen Berichten zu kommen. Jeder Matrose auf der „Hohenzollern" weiß Bescheid.

Altona, 3. August.

Mein Neffe Georg, der mich besuchte, hat vor einigen Tagen den Oberstleutnant Keim gesprochen, der ein fanatischer Anhänger Caprivis ist und seinerzeit als dessen literarischer Beistand fungierte, um die Militärvorlage durchzubringen. Keim hat nun meinem Neffen, augenscheinlich damit ich es erfahren sollte, von einem Briefe Caprivis erzählt, in welchem dieser sich sehr bitter über den neusten Kurs äußert, den wahren Charakter gewisser Leute im Auswärtigen Amte erkennt und der Ansicht zuneigt, daß sie mich in nichtswürdiger Weise bei ihm verklatscht hätten.

Gerüchte über einen eigenhändigen Brief des Kaisers an den Zaren mit Einladung nach Swinemünde zu einer Dreikaiserzusammenkunft. Ich vermag nicht daran zu glauben; der Kaiser würde sich mit Sicherheit einer ablehnenden Antwort aussetzen.[1])

[1]) Ein derartiges Schreiben ist unter den von bolschewistischer Seite ins Ausland verkauften Briefen Wilhelms II. an den Zaren nicht vorhanden.

8. August.

Der größte Fehler der kaiserlichen Politik liegt darin, daß sie, von Österreich, Italien und dem Sultan zu schweigen, mit Russen, Franzosen und Engländern gut stehen will und ihnen den Hof macht; so kommt man notwendigerweise zwischen die Stühle zu sitzen.

14. August.

In allen Zeitungen der Welt wird nun schon seit vielen Monaten die Frage eines französisch-russischen Bündnisses breitgetreten. Ich bin von jeher der Ansicht gewesen, daß es ziemlich gleichgültig ist, ob ein Bündnis bzw. eine Verabredung existiert oder nicht. Entschließt sich Frankreich zum Kriege gegen uns, so macht das Rußland Nikolaus' II. unter allen Umständen mit. Fängt Rußland an, so schlagen die Franzosen sofort los. Die Sache kommt also in Gang, wenn einer von beiden Lust hat, mag das Bündnis bestehen oder nicht.

21. August.

In Berlin, wohin ich am 17. fuhr, war die Stimmung wenig erfreulich. Überall das Gefühl: So kann es nicht weitergehen, uns fehlt die Leitung, die feste Hand. Alles läuft auseinander und ist verärgert, die Minister schimpfen aufeinander und wirtschaften nur für sich. In der inneren wie in der äußeren Politik kommen heute Orders, morgen Konterorders und den dritten Tag wieder etwas anderes. Bei den Offizieren das gleiche Bild der Unsicherheit und Niedergeschlagenheit, selbst Hahnke, Winterfeld und Bissing nicht ausgenommen!

Über den Aufenthalt des Kaisers in England konnte ich aus besten Quellen mancherlei erfahren. Der Monarch hat sich herrlich amüsiert und die Angriffe des „Standard"[1]) mit einer spöttischen Bemerkung abgefertigt. Die offiziellen Personen haben ihn keineswegs mit Aufmerksamkeit behandelt, Lord Salisbury ist bezeichnenderweise einer Unterredung ausgewichen.[2]) Man meint, es liege in diesem Verfahren System, denn auch der Prinz von Wales ist unhöflich gewesen und soll dreist über den Kaiser spotten. Der Herzog von Connaught lehnte eine Einladung zum Manöver ab, weil er selbst etwas zu tun hätte. (!) Sie glauben augenscheinlich, mit dem Kaiser besser fertig zu werden, wenn sie ihn schlecht behandeln; sie wissen ganz genau, daß er von englischem Wesen, Reichtum

---

[1]) Das englische Ministerblatt tadelte gelegentlich der Ankunft des Kaisers die deutsche Politik nach Schimonoseki und betonte den Wert der Beziehungen zu England. Wilhelm II., hieß es, möge bei seiner Großmutter eine „Lektion in politischer Weisheit" nehmen.

[2]) Ein Irrtum, wie sich herausgestellt hat. Vgl. O. Hammann, Der mißverstandne Bismarck (1921), S. 44, Freiherr v. Eckardstein, Lebenserinnerungen, Bd. I, S. 212 ff., Bd. III, S. 64 ff. Fester, Grenzboten 1921, S. 171 ff.

und Luxus imponiert ist und sich durch die ihm zahlreich gebotenen Vergnügungen leicht abspeisen läßt. Ich habe es seit Jahren beobachten können, wie er, der als Prinz nur Spott über England hatte, allmählich Anglomane geworden ist.

Ich sprach auch den Botschafter Radowitz. Er kam von Bismarck und hatte ihn tief verstimmt gefunden; weit weniger persönlich verletzt als traurig darüber, sein Werk allmählich durch ungeschickte und kurzsichtige Leute dem Verfalle preisgegeben zu sehen.

4. Oktober.

Nach längerer Pause komme ich wieder zu Aufzeichnungen. Das Kaisermanöver ist für mich über Erwarten gut verlaufen. Am 12. September, gleich nach Beginn, ließ mich der Kaiser rufen, um das Vorgehen des IX. Armeekorps zu besprechen, dann teilte er mir unter sehr schmeichelhaften Wendungen mit, daß er mich zum Generaloberſten der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls ernannt habe. Ich habe mich natürlich sehr gefreut und die Genugtuung gehabt, daß sich auch viele andere aufrichtig gefreut haben. Nachdem vor zwei Jahren Loë Generaloberst geworden war, lag die Möglichkeit einer solchen Beförderung für mich vor, doch gestehe ich offen, daß ich sie eigentlich nicht für richtig halte. Die Feldmarschallsstäbe müßten im Kriege verdient werden.[1]) Gewiß, Dohna, Knesebeck, Müffling, die wie Loë und ich in den Kriegen auch nur Obersten waren, sind Feldmarschälle geworden, ich glaube aber, ihre Ernennung galt damals als „zu viel". Friedrich Wilhelm IV. war eben ein geradeso lebhafter Herr wie der jetzige Kaiser. Kaiser Wilhelm I. hätte nach Königgrätz Moltke sicherlich unter allgemeinem Beifall zum Feldmarschall machen können; er ließ aber Sedan, Metz, den Fall von Paris und den Friedensschluß vorübergehen, erst beim Einzuge der Truppen in Berlin erfolgte die Auszeichnung.

5. Oktober.

Die letzten Wochen hat die Presse ausschließlich von dem Hammersteinskandal[2]) und der Angelegenheit der Stoeckerbriefe gelebt.

An dem gänzlichen Niederbruche Hammersteins trägt die Hauptschuld das Komitee der „Kreuzzeitung". Ich gehöre zu meinem Bedauern zu

[1]) Vgl. unter dem 12. Juli.

[2]) Am 4. Juli war der Chefredakteur der „Kreuzzeitung" durch das Komitee dieses Blattes von seiner Stellung suspendiert worden; er entzog sich der wegen schwerer Urkundenfälschung in Verbindung mit Betrug und Untreue über ihn verhängten Untersuchungshaft durch die Flucht und wurde durch Steckbrief vom 23. September verfolgt.

denen, die in der Sache ziemlich genau Bescheid wissen, und kann den Herren dies harte Urteil nicht ersparen.

Im [1]) April 1891 war Hammerstein in Hamburg, kam zu mir und entwickelte, wie die „Kreuzzeitung“ zu großem Wohlstande gelangen könnte, wenn sie eine eigene Druckerei etabliere; dies sei im Werke, und zwar wolle man das Haus Zimmerstraße 91/92 ankaufen, es fehlten nur noch 150 000 Mark. Nach vielen Versicherungen über die Rentabilität und Zukunft des Hauses, namentlich auch, daß die „Kreuzzeitung“, für welche das Geld doch bestimmt sei, für die Verzinsung aufkommen würde, gab Marie 100 000 Mark als Hypothek. Ich bin überzeugt, daß Hammerstein damals noch der Ansicht war, das Geld sei sicher angelegt, tatsächlich ist ja auch ein Rückgang der Grundstückspreise erst nachher eingetreten. Bei dem Zusammenbruch Hammersteins wurde von der ganzen liberalen und demokratischen Presse mit vielem Behagen konstatiert, daß ich ihm Geld geliehen und verloren hätte. Letzteres scheint nicht einzutreten, da das Komitee der „Kreuzzeitung“, dessen Jämmerlichkeit zu erkennen ich reichlich Gelegenheit hatte, die moralische Verpflichtung, Marie schadlos zu halten, zugegeben hat und allmählich Abzahlungen leisten will.

Ich habe mir aber die Ansicht bilden können, daß Hammerstein nur deswegen zum Schuft geworden ist, weil man ihn unumschränkt hat wirtschaften lassen. Man wußte, daß er derangiert und schlechter Finanzmann war — von seinen 24 000 Mark Gehalt behielt man die Hälfte ein und zahlte die andere Hälfte auf seine Schulden ab,[2]) stellte ihn also für den Chefredakteur eines großen Berliner Blattes unzureichend —, trotzdem übte man keine Kontrolle, hatte keine Kassenrevisionen oder Jahresabschlüsse und erleichterte ihm das Unrechttun. So ist er dann von Stufe zu Stufe gesunken.

Schon vor zwei Jahren wußte man in der Redaktion, Hammerstein sei verschuldet, und hatte dunkle Vorstellungen von einer Manipulation mit dem Pensionsfonds. Im Sommer 1894 wurde allgemein darüber gesprochen, im August warnte ich schriftlich das Komitee. Man nahm sich nicht die Mühe, der Sache näherzutreten. Sogar als im Herbst Kropatschek und Scheibert erklärten, mit Hammerstein nicht zusammen arbeiten zu können, ermannte man sich nicht und erklärte den Chefredakteur für einen ausgezeichneten Menschen, bis im Frühjahr die volle Wahrheit an den Tag kam. Hätte man sich im Sommer 1894 zu einer Bücherrevision entschlossen, so wäre es sicherlich noch möglich gewesen, die Dinge ruhig abzuwickeln und Hammerstein in der Stille verschwinden zu lassen.

---

[1]) Durch das Folgende werden die Bemerkungen M. Hardens (Köpfe, S. 206) und O. Hammanns (Der neue Kurs, S. 99) richtig gestellt.

[2]) Im Vorhergehenden hat sich Verfasser offenbar verschrieben.

Weit ernster ist der Umstand, daß Hammerstein aus Rachsucht, mehr wohl noch, um Geld zu verdienen,[1]) begonnen hat, Briefe, die Stoecker kompromittieren sollen, zu veröffentlichen, und zwar zunächst in einer sozialdemokratischen Zeitung.[2]) Daß diese Briefe ihm gestohlen wären, dürfte eine plumpe Lüge sein.[3])

Alle Zeitungen, mit Ausnahme der konservativen, drucken mit Behagen, meist mit Triumphgeschrei oder Hohngelächter die Briefe ab und ergehen sich in Angriffen auf Stoecker. Solches Verfahren hat für die radikalen Zeitungen nach meiner Ansicht seine volle Berechtigung, es ist sogar erfreulich, wenn diese sich in ihrer richtigen Beleuchtung zeigen, alle anständigen Blätter aber sollten bei einer Spur von Überlegung derartige Veröffentlichungen als Gemeinheit brandmarken und vor dem Gedanken eines Abdrucks zurückschrecken. Man gefällt sich in sittlicher Entrüstung über Stoecker, weil er den Kaiser und Bismarck trennen wollte. Abgesehen davon, daß er nicht das Ohr des Monarchen hatte, auch nicht durch dritte Personen, das ganze Beginnen also wohl aussichtslos war, vergessen die Ankläger völlig, wer alles versucht hat, gegen den Kanzler bei dessen Monarchen zu hetzen und zu intrigieren. Man müßte bei den Kaiserinnen anfangen. Was könnte Bismarck da erzählen von geradezu landesverräterischen Unternehmungen. Wenn Privatbriefe nicht mehr heilig gehalten werden — allerdings habe ja auch ich 1892 derartige Erfahrungen machen müssen —,[4]) so stehen wir auf einem Vulkan, und sind Katastrophen unvermeidlich. Was existieren vom jetzigen Kaiser für Briefe, die sich in keineswegs sicherer Hand befinden!

Der „Hamburgische Korrespondent" läßt nicht einen Tag vorübergehen, ohne Gift und Galle gegen Stoecker auszuspritzen; auch hier wieder ist Kiderlen der Inspirator. Ich habe Stoecker niemals für einen Heiligen gehalten, er ist ein Mensch mit menschlichen Schwächen wie jeder andere, er hat sich öfter geschadet durch Leichtgläubigkeit und ist auch wohl leidenschaftlich gewesen, seit vielen Jahren im politischen Leben stehend, hat er sich, zumal durch seine Angriffe auf die Juden, schwere Feindschaften zugezogen, er hat seine Gegner sicherlich auch nicht glimpflich behandelt — trotzalledem bleibt er ein tüchtiger, mutiger Mann, eine

---

[1]) Stoecker schreibt dem Verfasser am 12. Oktober, daß der Freiherr v. Hammerstein ihm eine Anzahl Briefe des Grafen Waldersee an Hammerstein aus den Jahren 1887 und 1888 gesandt habe, „um dafür für seine Frau von Ihnen eine Summe zu erlangen". (Am 28. Oktober werden diese übrigens keine großen Geheimnisse enthaltenden Briefe dem Verfasser durch Stoecker zugestellt.)

[2]) Dem „Vorwärts". Es handelt sich vor allem um den bekannten „Scheiterhaufenbrief" Stoeckers an Hammerstein vom 14. August 1888, den das genannte Blatt am 5. September (im Faksimile am 3. November) veröffentlichte.

[3]) Vgl. O. Hammann, a. a. O., S. 142f.

[4]) Vgl. o. S. 275.

erhebliche parlamentarische Kraft und Volksredner ersten Ranges. Da die Juden fast die ganze Presse beherrschen, wird er jetzt einen schweren Stand haben.

10. Oktober.

Die Angelegenheit der Militär-Strafprozeßordnung erzeugte im Sommer Unruhe. Es handelt sich im wesentlichen um Einführung des öffentlichen Verfahrens in nicht rein militärischen Fragen. Bronsart drängt auf Vorlage im Reichstag. Der Kaiser will aber nicht heran, und der König von Sachsen ist ein sehr entschiedener Gegner. Mitte August wollte der Kriegsminister seine Stellung einsetzen, worauf der Kaiser sehr unzufrieden sagte: „Sie können mich jetzt nicht verlassen, ich habe Ihnen doch auch sehr früh den Schwarzen Adlerorden gegeben." Seitdem habe ich nichts wieder gehört, doch fiel es mir auf, daß Bronsart eine französische Kanone als Geschenk erhielt. Der Kaiser weiß in solchen Fällen außerordentlich geschickt zu operieren und hat schon oft Erfolg gehabt. Nach solchen Freundlichkeiten, die noch dazu mit bezaubernder Liebenswürdigkeit appliziert werden, heißt es bei den Betroffenen dann immer: „Der Monarch ist so unendlich gnädig gewesen, da kann ich doch jetzt nicht abgehen". Ich glaube also, daß die Strafprozeßordnung wieder einmal begraben ist.

Nun kommt auch der letzte der alten Militärattachés zu Fall. Engelbrecht hatte sich trotz aller Anfechtungen der Diplomaten und der größten Anstrengungen Holsteins in Rom gehalten. Auf Grund einer besonderen Vereinbarung zwischen unserem Kaiser und dem König von Italien Mittelsperson zwischen beiden Monarchen, hatte der Attaché beim König und bei Hofe eine vortreffliche Stellung. Caprivi hat trotz einiger Versuche gegen Engelbrecht beim Kaiser nichts ausrichten können, nun scheint Hohenlohe mit besserem Erfolg eingegriffen zu haben, wobei ihn sein Bruder, der Kardinal, unterstützte. Diesem hat Crispi als Advokat in einer [. . .] Geschichte Dienste geleistet, und Crispi galt in Engelbrechts Augen stets als Erzlump, den der König nur aus Furcht erträgt. Jedenfalls wurde der Militärattaché ganz plötzlich ohne irgendeinen besonderen Vorfall vom Kaiser den Diplomaten preisgegeben. Also wieder ein braver Mann, der enttäuscht und vom Monarchen im Stiche gelassen, vom Schauplatz abtritt. Ich, Huene, Yorck, Deines, Werder, Wedel — eine lange Reihe von militärischen Opfern der Diplomatie, zu denen nun auch Engelbrecht gehört.

Nachträglich möchte ich notieren, daß die diesmalige Manöverkritik des Kaisers sich durch große Klarheit auszeichnete, alles Persönliche vermied und daher auch niemand verletzen konnte. Bleibt der Monarch bei dieser Tonart, so ist ein großer Schritt zum Besseren getan.

27. Oktober.

Der Kaiser ist in Liebenberg. Manche erwarten, daß da wieder etwas Besonderes eingefädelt wird; ich glaube es nicht. Mag Hohenlohe auch noch so amtsmüde sein, der Kaiser wird ihn behalten; er ist nicht allein ihm, sondern auch anderen Leuten sehr bequem, denn die Firma Holstein-Kiderlen macht dabei ja die allerbesten Geschäfte.

28. Oktober.

Da ich an einen baldigen Krieg nicht zu glauben vermag, muß ich immer wieder an meinen Rücktritt denken. Ich bin nun seit Jahresfrist der älteste Kommandierende General, und auf solchem Posten darf man doch nicht ewig bleiben. Man glaubt allerdings vielfach, ich würde an Stelle Blumenthals Armeeinspekteur, mir ist es doch aber sehr fraglich, ob der Kaiser das tun will.

16. November.

Die Haltung der Mächte[1]) beweist, ein wie heikles Thema für sie die orientalische Frage ist. Man kann sie eben ohne Krieg nicht lösen, und dazu hat jetzt niemand Lust, namentlich Rußland nicht. Sollten wirklich große Aufstände der Christen erfolgen — bisher scheinen nur die Armenier beteiligt —, so treten die ganz verschiedenen Interessen der Mächte in den Vordergrund, und wird dann der europäische Krieg unvermeidlich — das beste, was uns passieren könnte. Eine geschickte deutsche Politik hätte dann, wie jetzt überhaupt, die größten Chancen. Österreich ist am meisten für die Erhaltung der Türkei interessiert, da die Ungarn dominieren. Diese fürchten eine Teilung, weil sie daraus ein Großserbien oder doch die Tendenz dazu entstehen sehen. Ich bedaure, daß wir uns auch in dieser Frage wieder fest an Österreich anschließen und anscheinend, ohne dringend darum gebeten zu sein.

26. November.

Die Stoeckerhetze ist noch in vollem Gange, während man von Hammerstein kaum mehr spricht. Daß der Feldzug von offiziöser Seite geleitet wird, weiß ich ganz genau, da ich in das Getriebe beim „Hamburgischen Korrespondenten" ab und zu Einblick erhalte. Kiderlen, der sich jetzt nach Kopenhagen begeben hat, stand an der Spitze. Der „Korrespondent" sucht jeden anzugreifen und zu verdächtigen, der Beziehungen zu Stoecker

[1]) Gemeint ist die „Verständigung" zwischen der Pforte und den Botschaftern Englands, Frankreichs und Rußlands über die armenische Frage.

haben könnte; neulich hat einer der Redakteure gesagt: „Wir müssen uns doch einmal den Präsidenten Colmar [1]) vornehmen, in dessen Hause Stoecker eine Trauung gehalten hat."

Göttingen,[2]) 17. Dezember.

Zum 16. hatte der Kaiser seinen Besuch in Altona angekündigt, und ich hatte den Eindruck, daß er gern bei mir weilte. Da er nachher nach Friedrichsruh fuhr, glaube ich, daß sich bei ihm eine ganz andere Stimmung Bahn gebrochen hat. Die Besichtigung der Werft[3]) war wohl nur vorgeschoben, um die beiden Besuche nicht gar zu auffällig zu machen. Der Kaiser erzählte mir, daß er Boetticher entlassen wolle, nicht in allernächster Zeit, aber bald; er habe ihn auf Intrigen und Untreue ertappt. Das wird manche Änderung im Gefolge haben. Als der Monarch von Bismarck sprach, bat ich ihn, sich doch mit dem Fürsten ohne Zeugen zu unterhalten, und glaube, daß er dies selbst vorhatte; geschieht es, so ist die wirkliche Aussöhnung gesichert. Ferner erwähnte ich, daß Bismarck selbst das Gefühl gehabt habe, in seiner Rede an den Bund der Landwirte viel zu weit gegangen zu sein. Dem Kaiser war dies neu, doch hörte er es augenscheinlich gern.

Nun erst glaube ich, mit dem Monarchen wieder auf dem alten Fuße zu sein. Das bedeutet für mich in der Tat eine Erleichterung. Diese beinahe fünf Jahre der Spannung waren wahrlich nicht nötig, und ohne Caprivi — der sich wiederum in seiner Einfalt von den Intriganten Holstein und Kiderlen hatte aufhetzen und mißbrauchen lassen — wäre es auch nie dazu gekommen.

Altona, 19. Dezember.

Der Kaiser ist in der Tat lange mit Bismarck allein gewesen; ich bin nun überzeugt, daß eine wirkliche Versöhnung erfolgt ist, und der Fürst doch ab und an um Rat gefragt werden wird. Im Publikum ist man natürlich sehr aufgeregt, Gerüchte schwirren, einigen Zeitungen bin ich natürlich wieder der Zukunftsmann. Der Kaiser denkt nicht daran, und mir kann ja gar nichts Besseres passieren, als wenn er mich als Armeeführer noch ein paar Jahre konservieren will.

---

[1]) Regierungspräsident in Lüneburg, ein Freund des Freiherrn v. Hammerstein, der ein Einschreiten gegen diesen lange verhinderte und noch im Dezember 1894 eine Art Dotation für ihn zusammenzubringen versucht hatte. (Nach Angaben des Verfassers.)

[2]) Verfasser hatte sich wegen eines anhaltenden Darmleidens in die dortige Privatklinik des Professors Ebstein begeben, den er als „hervorragenden Arzt" und „rührend guten Menschen" bezeichnet.

[3]) Von Blohm & Voß im Hamburger Freihafengebiet.

31. Dezember.

Wieder ein Jahr zu Ende, und wieder habe ich dem Herrn zu danken für unendlich viele Gnade und Nachsicht. Im lieben Vaterlande sieht es leider noch immer recht trübe aus; die allgemeine Unzufriedenheit, Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit sind geblieben. Wenn man oft sagen hört: „So kann es nicht mehr lange weitergehen, wir sind steuer- und ziellos, es fehlt eine feste Hand", so antworte ich: „Es wird noch eine ganze Weile so weitergehen, wir stehen augenscheinlich auf einer gesunden Basis, und die hält noch vor." Der Kaiser hat nicht die Empfindung, daß es bei uns so schlecht aussieht, und glaubt auch die genügend starke Hand zu haben. In Wirklichkeit wird leider von der Hand in den Mund gelebt.

1896

Altona, 5. Januar.

Wie in den vergangenen Jahren war ich am 31. Dezember nach Berlin gefahren und blieb dort bis zum 3. Januar.

Der Kaiser war durchaus unbefangen und herzlich. Am 2. konnte ich als sein Nachbar beim Diner auch länger mit ihm sprechen. Während des Diners erhielt er eine lange Depesche über Transvaal, die ihn etwas erregte; es sei konstatiert, so äußerte er, daß englische Offiziere in Uniform die Expedition des Herrn Jameson[1]) mitmachten.

Am 1. empfing er, wie gewöhnlich, die Kommandierenden Generale. Er sprach zunächst seine Zufriedenheit aus über alles, was er im vergangenen Jahre von der Armee, namentlich beim Kaisermanöver, gesehen habe. Sodann verwarf er das öffentliche Verfahren in der Militärstrafprozeßordnung, bemerkte übrigens, daß wir noch Gelegenheit haben würden, in aller Ruhe unsere Gutachten abzustatten. Die vierten Bataillone hofft er in allernächster Zeit abzuschaffen. Im Jahre 1899 müßten dann wieder Etatserhöhungen kommen, dann würde auch die Frage brennend, ob wir nicht gut täten, zur dreijährigen Dienstzeit zurückzukehren. Seine Ausführungen — auch über Bewaffnungsfragen — waren klar und durchdacht, er hatte aber nicht mit dem Kriegsminister gerechnet. Dieser sagte mir schon auf der Treppe, er könnte sich die Bemerkungen über die Strafprozeßordnung, zu der er doch ganz bestimmt Stellung genommen hätte, nicht gefallen lassen und würde noch

[1]) Am 29. Dezember begann Dr. Jameson, der Vertreter von Cecil Rhodes, seinen „raid", durch den letzten Endes die südafrikanische Republik den Zwecken des englischen Imperialismus gefügig gemacht werden sollte.

heute den Abschied einreichen. Nachdem ihn der Kaiser am 2. vor dem Diner empfangen hatte, kam er zu einer ruhigeren Auffassung. Aber der Riß ist doch vorhanden, und das gegenseitige Vertrauen nunmehr durch eine ganze Reihe von Differenzen erheblich erschüttert. Der Kaiser handelte klug, indem er etwas einlenkte, denn, wenn Bronsart wegen der Strafprozeßordnung gegangen wäre, so hätte das in weiten Kreisen außerhalb der Armee Stimmung gegen den Monarchen erzeugt. Doch vergißt dieser dergleichen nicht und wird schon einen günstigeren Moment abpassen, um sich von Bronsart zu trennen. Entschieden übelgenommen hat er es übrigens auch, daß das Gesamtministerium ihn vor die Wahl stellte, entweder Köller zu entlassen oder das Ministerium. Er hat sich gefügt, aber da Bronsart bei der Sache die Hauptrolle spielte, es diesem besonders verdacht.

7. Januar.

Ich glaube nicht, daß der Kaiser einen sehr geschickten Coup gemacht hat, indem er den Präsidenten Krüger beglückwünschte;[1]) ein Verbrechen ist es doch aber auch nicht, und England kann den Schritt nur übelnehmen, wenn es ein böses Gewissen hat.

10. Januar.

Sehr gespannt bin ich zu erfahren, wie sich die deutschen Fürsten zu dem einseitigen Vorgehen des Kaisers in der Telegrammaffäre stellen werden, namentlich nachdem sie von ihrer Tragweite erfahren haben. Jedenfalls befinden wir uns in höchst interessanter Lage. Wenn alles gut abgehen sollte, hoffe ich, daß der Kaiser für eine Weile von seiner Anglomanie geheilt sein wird.

11. Januar.

Mag England auch mit aller Kraft rüsten, und die öffentliche Meinung sich dort noch so aufregen, an nahe bevorstehende ernste Ereignisse vermag ich unter keinen Umständen zu glauben, wohl aber ist eine erhebliche Verwicklung für unsere Politik eingetreten. Ich hatte gehofft, wir würden die orientalischen Wirren benutzen, um die anderen zu entzweien, und selber zunächst ruhig zuzusehen; nun ist es gerade umgekehrt gekommen.

12. Januar.

Für uns wäre es ja fraglos das beste, mit England dauernd auf gutem Fuße, womöglich alliiert zu sein, das ist aber völlig ausgeschlossen, solange diese Macht uns nur ausnutzen will und dabei noch die Stirn hat,

---

[1]) Die bekannte „Krüger-Depesche“ vom 3. Januar. Über ihre Entstehung vgl. Hammann, Der mißverstandne Bismarck, S. 47 ff.

uns in unserer Kolonialpolitik überall Schwierigkeiten zu bereiten. Die haarsträubenden Gemeinheiten und Unverschämtheiten, die sich die englische Presse dem Kaiser gegenüber leistete, werden hoffentlich unvergessen bleiben.

21. Januar.

Ich reiste am 16. nach Berlin und dinierte an diesem Tage beim Generaladjutanten Grafen Wedel, am 17. war Gottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Investitur und Kapitel vom Schwarzen Adler, Diner im Schloß und Bierabend, am 18. die Feier der Gründung des Deutschen Reiches, am 19. Ordensfest.

Der Kaiser ist innerlich tief verstimmt, und seine Nerven beginnen sich wieder zu melden. Der Ursachen sind viele: die Angelegenheit des Prinzen Leopold,[1]) in der er sich natürlich wieder sehr übereilt hat, der Ärger infolge der Kölleraffäre,[2]) die Differenz mit Bronsart, schließlich Transvaal und das Benehmen der Engländer. Der Monarch ist entschlossen, im Sommer nicht nach England zu gehen, und will auch auf seinen geplanten Ausflug nach dem Mittelmeer verzichten. Er hat gesagt: „Ich gebe damit das einzige auf, was mir wirklich Vergnügen macht". Erfreulich ist übrigens, daß das Telegramm an den Präsidenten Krüger den Kaiser in ganz Deutschland populär gemacht, und daß man bei uns das Toben der Engländer tatsächlich nicht ernst genommen hat.

Sonst aber sind die Berliner Zustände gar zu traurig. Hohenlohe hat ganz ruhig geäußert: „Ich habe mir fest vorgenommen, mich über nichts zu ärgern, und lasse alles laufen. Wollte ich es anders machen, so müßte ich wöchentlich mindestens einmal den Abschied einreichen". Ein netter Kanzler. Nun endlich ist auch der Kaiser auf ihn zornig geworden. Er wünschte eine große Anleihe — 300 Millionen — für Marinezwecke, war auch daraufhin schon mit dem „Vulkan" in Unterhandlungen getreten; Hohenlohe jedoch erklärte, das ginge nicht; er habe mit Fritzen, Bennigsen und Levetzow, also Führern des Zentrums, der Nationalliberalen und Konservativen, gesprochen und von diesen die Aussichtslosigkeit einer derartigen Vorlage demonstriert erhalten. Nun ist mit den Konservativen gar nicht unterhandelt worden, auch hatte Levetzow kein Mandat, namens der Partei zu sprechen, so daß Hohenlohe — der natürlich persönlich keine Lust hat, eine so große Sache zu betreiben — sich kaum ernsthaft bemüht haben kann. Der Kaiser ist außer sich gewesen. „Ich werde alle Kreuzer zurückberufen, dann wird man in den Seestädten bald großen Lärm schlagen, und alle Kolonialmänner werden sich anschließen", hat er im Unmut

---

[1]) Familienzwistigkeiten, in die auch die Kaiserin und ihre Schwester, die Prinzessin Friedrich Leopold, hineinverwickelt waren.

[2]) Über diese vgl. O. Hammann, Der neue Kurs, S. 80 f.

geäußert. Ein Kanzlerwechsel scheint bevorzustehen, schon nennt man Hermann Hatzfeldt[1]) als Nachfolger. Warum auch nicht? Er ist gefügig und wird dem Kaiser eine Weile konvenieren. Hinter ihm steht seine kluge Frau,[2]) und hinter dieser wieder die Kaiserin Friedrich.

Ich habe viele Meinungen gehört; Männer aus verschiedenen Lagern gaben mir zu, der beste Weg, aus der Misere herauszukommen, sei der, daß der Kaiser sich auf die ganze Landwirtschaft treibende Bevölkerung stützt, dem Bunde der Landwirte den Wind aus den Segeln nimmt und klar und deutlich seine Ziele ausspricht. Auf diesem Wege ist bei geschicktem Operieren wohl eine Majorität im Reichstag zu erlangen, mit der man das Wahlrecht modifizieren und eine Vermehrung der weniger drückenden indirekten Steuern beschließen kann. Zu alledem gehört aber ein Entschluß und ein energischer Mann. Tun wir nichts, und geraten die Konservativen immer mehr in Gegensatz zur Regierung, so spaltet sich die Partei. Bei Neuwahlen entscheiden sich dann die Städter für die Sozialdemokratie, die Landbewohner für Antisemiten übler Art.

Daß dem Kaiser in neuerer Zeit öfter der Gedanke gekommen ist, Bismarck würde die Angelegenheiten besser geführt haben, weiß ich ganz sicher.

Marie hat den Wilhelmsorden[3]) erhalten, was mich und viele erfreute; es ist ein Akt großer Freundlichkeit von seiten des Kaisers. Überhaupt muß anerkannt werden, daß er sich in dieser Zeit große Mühe gegeben hat, anderen Freude zu bereiten. Man möchte wünschen, daß er auch Dank davon erntet.

31. Januar.

Der Kaiser scheint sich völlig in den Gedanken der Marinevermehrung verrannt zu haben. Wir müßten meiner Ansicht nach allerdings baldigst einige gute Kreuzer mehr zu erhalten versuchen, aber für eine schnelle große Vermehrung auch an Schlachtschiffen kann ich mich nicht begeistern. Sich mit England in einen Wettkampf auf dem Gebiete der maritimen Rüstungen einzulassen, wäre doch vermessen; dabei können wir uns nur lächerlich machen. Weitsichtige, kluge Politik tut uns not, um eine Isolierung zu vermeiden. Daß unser Ansehen und auch das Vertrauen zu unserer Zuverlässigkeit seit Bismarcks Abgang erheblich gesunken ist, sollte der Kaiser nicht vergessen. Leider hat er ja mit allen Staaten anzubändeln versucht, was diese natürlich sämtlich wissen. Auch ist er in seinen Äußerungen oft gar zu unvorsichtig und sagt, wenn er mit

[1]) H. Fürst von Hatzfeldt zu Trachenberg, der spätere Herzog von Trachenberg.
[2]) Natalie, geb. Gräfin von Benckendorff.
[3]) Der am 18. Januar gestiftet worden war.

England gut zu stehen meint, unglaubliche Sachen über Rußland, und umgekehrt; seine Aussprüche teilt man sich dann gegenseitig mit. Bisher hat die Welt großen Respekt vor unserer Armee, auch das Gefühl, der Kaiser sei ein ungewöhnlich energischer Mann und könne doch einmal losschlagen. Die Probe will man vermeiden. Wenn sich aber die Ansichten darüber ändern?

In der inneren Politik ist der einzige aussichtsvolle Weg ein völliger Bruch mit dem System Caprivi. Man müßte eine große agrarische Partei schaffen. Dafür sind alle Konservativen zu haben, ein beträchtlicher Teil der Nationalliberalen und bei geschickter Behandlung auch ein Teil des Zentrums. Vorläufig habe ich Konservativen geraten, sich zu den Marineplänen des Kaisers freundlich zu stellen; ich hoffe, es läßt sich eine Brücke zur Versöhnung schlagen.

4. Februar.

Der Kaiser schickt zur Beisetzung des Prinzen von Battenberg[1]) außer dem Prinzen Albrecht eine große Deputation nach England. Der gute Herr versteht noch gar nicht Maß zu halten. Ich glaube, in England wird man den Schritt als eine Art von Abbitte ansehen und nur noch unverschämter werden.

Reichskanzler oder Staatssekretär des Äußeren zu sein, ist wahrlich kein Vergnügen, nachgerade wird aber ihre Stellung so unwürdig, daß sie es sich nicht gefallen lassen dürften, um so weniger, als alle Welt weiß, wie die Sachen liegen: Der Kaiser ist sein eigener Kanzler und hat nur folgsame Minister. Bei der Kanalfeier in Kiel schüttete mir Marschall sein Herz aus und sagte: „Das kann niemand aushalten; heute so und morgen so und nach einigen Tagen wieder anders“.

9. Februar.

Der Kaiser hat seine Flottenvermehrungspläne zurückgestellt, vorläufig bis zum Herbst, im Zusammenhang damit scheint auch die Absicht, einen Kanzlerwechsel vorzunehmen, von ihm zunächst aufgegeben zu sein. Er wird es aber Hohenlohe, Marschall und Hollmann nicht vergessen, daß sie ihm hier Schwierigkeiten bereitet haben. Im liberalen Lager ahnt man Böses und hat augenscheinlich eine heillose Angst vor dem „schneidigen General“. Hohenlohe wird als vortrefflicher Kanzler gepriesen aus Sorge, daß der Kaiser sich wieder mehr den Konservativen zuwenden könnte.

---

[1]) Prinz Heinrich von Battenberg, Schwiegersohn des damaligen Prinzen von Wales und Vater der jetzigen Königin von Spanien, war im Feldzuge gegen die Aschantis einem Fieber erlegen.

3. März.

In Berlin, wohin ich mich am 29. begab, fürchten jetzt weitere Kreise, denen man Orientierung nicht absprechen kann, daß wir eines Tages zwischen sämtlichen Stühlen sitzen könnten. Die Entscheidung liegt bei Rußland. Der Kaiser gibt sich der Hoffnung hin, mit dieser Macht wieder in ein besseres Verhältnis zu kommen. Mag das Aussicht haben oder nicht, jeder Schritt zu Rußland hin entfernt uns von England, wo man auf uns sehr erbittert ist und erklärt, auch ohne Verbündete existieren zu können. Die Italiener sind durch Abessinien völlig lahmgelegt, Österreich ist verstimmt darüber, daß wir uns mit England überworfen haben, und Frankreich denkt nach wie vor unversöhnlich. Nun kann unsere Diplomatie zeigen, ob sie ihr Handwerk versteht. Die Herren klagen über das fortwährende Eingreifen des Kaisers, aber warum läßt es sich Hohenlohe gefallen?

Recht bezeichnend für das Treiben im Auswärtigen Amte ist es und geradezu demütigend, daß General Werder, einer Einladung des Zaren folgend, nach Petersburg gegangen ist, derselbe Werder, den wir vor einem Jahr in gewalttätiger Weise von dort abberufen haben![1] Der Kaiser hat ihm Briefe[2] und Bestellungen mitgegeben und hofft auf Erfolge, vergißt aber, daß die Einladung im Grunde genommen eine Demonstration gegen ihn bedeutet.

Der Kaiser hat Herbette[3] beim Opernhausball gefragt, ob die Abberufung des französischen Militärattachés[4] nicht rückgängig zu machen sei. Der Botschafter soll es verneint und daraufhin der Kaiser sich kurz umgedreht haben. Die Szene scheint Folgen zu zeitigen.

Im Innern erzeugen die Flottenpläne des Monarchen eine etwas unheimliche Stimmung. Die Parteien, die ein Zusammengehen mit dem Kaiser für möglich halten, also Konservative aller Nuancen, Nationalliberale und Zentrum, nehmen sehr ungern Stellung, daraus entwickelt sich ein unehrliches Spiel. Im Herzen wünscht auch nicht ein Reichsbote eine große Flottenforderung.

In evangelischen Kreisen wird das Dominieren der Katholiken stark empfunden. Tatsächlich rechnet, was die sogenannte Gesellschaft anlangt, kein größeres evangelisches Haus mehr mit. Otto Stolberg hat seinen Berliner Besitz verkauft, Ujest und Pleß meiden die Hauptstadt, Stol-

---

[1] Vgl. o. S. 340 und 348.

[2] In den Briefen Wilhelms II. an den Zaren, a. a. O., S. 33 ff. ist ein Schreiben vom zwanzigsten März abgedruckt, das der Kaiser dem General v. Werder mitgab.

[3] Der französische Botschafter in Berlin.

[4] Major Graf von Foucauld.

berg und Ujest sind überdies krank, das Henckelsche Haus, das ein Mittelpunkt zu werden begann, ist durch die unglaubliche Behandlung der Affäre mit Holstein ganz zurückgetreten, dagegen spielen eine Rolle Fürst Fürstenberg, Anton und Ferdinand Radziwill, Sagan, Lichnowsky,[1]) Hatzfeldt, Fritz Hohenzollern; auch der Reichskanzler ist ja katholisch, ebenso Loë.[2])

2. April.

Ich war gestern, am Geburtstage des Fürsten, in Friedrichsruh zum Diner. Ich fand ihn in ganz guter Verfassung und gegen das Vorjahr wohl nur wenig verändert. Er war zu mir wie stets außerordentlich höflich, ich möchte sogar sagen: herzlich. Eigentliche Verbitterung war kaum noch zu bemerken; vielleicht ist er auch etwas weicher geworden.

14. Mai.

Allmählich wird es nun in weiten Kreisen klar, welche heillose Verwirrung in Berlin herrscht. Hohenlohe ist gänzlich müde, möchte heute lieber heraus als morgen und läßt alles laufen, wie es will. Die Minister gehen ihre eigenen Wege, arbeiten wohl auch in der Presse in ihrem Sonderinteresse. Nicht einmal im Landtag — vom Reichstag zu schweigen — gibt es eine feste Majorität oder, besser gesagt, weiß die Regierung die wirklich günstige Zusammensetzung auszunutzen. Den Kaiser scheint das alles nicht zu alterieren, er ist nur bestrebt, den guten Onkel Chlodwig noch zum Bleiben zu vermögen. Auf dem auswärtigen Gebiet herrscht Holstein unumschränkt weiter; Philipp Eulenburg und der Botschafter Bülow im Verein mit Kiderlen führen den Kaiser, ohne daß er es merkt. Hatzfeldt und Radolin sind tatsächlich nichts als Kreaturen Holsteins.

Die Augen der ganzen Welt sind auf die Krönungsfeierlichkeiten in Moskau gerichtet, es wird eigentlich von allen Seiten unumwunden zugestanden, daß Nikolaus II. der mächtigste Herrscher sei. Noch vor acht Jahren sah es anders aus; da war der deutsche Kaiser der angesehenste Mann, galten Berlin und Bismarck als Mittelpunkt der Weltpolitik. Ob unser Kaiser sich wohl dies alles vergegenwärtigt? Als der jetzige Zar 1889 zum Manöver bei uns weilte, bemühte sich unser Kaiser, ihn gleichsam zu bemuttern und fortdauernd, aber in einer den Stempel der Überhebung tragenden Art, seiner Freundschaft zu versichern. Schon damals hatte ich den Eindruck, daß dies dem Großfürsten durchaus nicht angenehm war, daß er sich jedoch sehr zu verstellen wußte. Wie steht es nun jetzt? Unser Kaiser läuft dem Herrn Vetter eigentlich nach, und dieser

[1]) Karl Fürst von L., der Vater des S. 439 erwähnten Legationsrats Prinzen Karl Max von L.

[2]) Damals Generalgouverneur von Berlin.

läßt alles ruhig an sich herankommen. Wenn die Krönung vorüber ist, wird man bald erkennen, ob Rußland geneigt ist, zu einer aktiveren Politik zu schreiten. Ich bin der Ansicht, daß die Welt sich von der Pracht der Krönung blenden läßt und übersieht, daß die inneren Verhältnisse des Staates doch recht bedenklich sind.

8. Juni.

Ich bin am 30. nach Berlin gereist, blieb den 31. dort und sah die in der Tat recht beachtenswerte Ausstellung.[1])

Ich hatte Gelegenheit, mancherlei aus der großen Welt zu hören, leider wenig Erfreuliches. Im Innern will die Verwirrung nicht aufhören, es fehlt die Führung und das gemeinsame Wirken. Völlig gebrochen hat der Kaiser mit dem Kriegsminister, äußert dies oftmals und in den härtesten Ausdrücken, erklärt aber dabei, es fiele ihm gar nicht ein, Bronsart jetzt den Abschied zu bewilligen. Er beschuldigt diesen, daß er die übrigen Minister gegen ihn aufhetze und in der Presse das Militärkabinett und die Flügeladjutanten wegen ihres Einflusses angreife. Warum sagt er das aber dem Kriegsminister nicht selbst und zieht ihn zur Verantwortung? Immer noch das alte Leiden, daß der Monarch sich Klatsch zutragen läßt und alles glaubt.

Wenn er Bronsart jetzt nicht gehen läßt, so geschieht das aus Klugheit, denn die öffentliche Meinung würde dem Kaiser unrecht geben und sagen, Bronsart mußte fort, weil er für die neue Strafprozeßordnung war. Meine Überzeugung ist, daß der Kaiser sich bereits entschlossen hat nachzugeben, er will es aber nur nicht Bronsart gegenüber tun, sondern wird auf irgendeine andere Gelegenheit warten, um diesen gehen zu lassen, und dann mit dem neuen Kriegsminister die Strafprozeßordnung durchführen. Leider wird seine Stimmung allmählich recht verbittert, er hält die meisten Menschen für schlecht; er klagt über Untreue und Mangel an Dankbarkeit und will nicht sehen, daß es sich in Wahrheit umgekehrt verhält. Von[2]) seiner Unfehlbarkeit und Überlegenheit ist er überzeugt, wenn etwas nicht gut geht, so haben immer andere die Schuld. Leider wird er keineswegs gewissenhafter und arbeitsamer, im Gegenteil, die Arbeitslust und Gründlichkeit schwindet immer mehr. Mit seinen ungewöhnlichen Gaben erfaßt er schnell alles, was er erfassen will, bleibt aber immer auf der Oberfläche und hat auch gar nicht die Neigung sich zu vertiefen.

---

[1]) Die am 1. Mai eröffnete Gewerbeausstellung.

[2]) Zu den folgenden Sätzen schrieb Verf. an den Rand: „Dies sind die Ansichten eines dem Kaiser sehr Nahestehenden."

Ich habe erfahren, daß die Berufung Czapskis ins Herrenhaus durch den Reichskanzler betrieben worden ist; der Kaiser denkt über jenen wohl wie früher, hat sich aber dem Drucke von katholischer Seite gefügt.

22. Juni.

In Berlin konnte ich einige Parlamentarier sprechen, die aber meine betrübenden Eindrücke nur noch bestärkten. Man glaubt, daß Hohenlohe sein Amt spätestens im Herbst niederlegen wird. Gott gebe, es kommt eine frischere Kraft. Manche halten jetzt Marschall für den designierten Nachfolger. Das würde bedeuten, daß wir uns dem Zentrum völlig in die Arme werfen; ich vermag nicht recht daran zu glauben, allerdings muß man ja auf das Unwahrscheinlichste gefaßt sein. Mag kommen, wer will, solange der Kaiser sich nicht entschließt, den Kanzler arbeiten zu lassen und sich mit ihm nur über die großen Gesichtspunkte zu einigen, wird es doch nicht anders.

Mit Li Hung Tschang[1]) sind unglaubliche Umstände gemacht worden, überall ist man dem Vorbilde des Kaisers gefolgt. Es kam wieder so recht zum Ausdruck, daß dem Deutschen alles Fremde imponiert. Noch bis in die neuste Zeit hinein hat der Kaiser das Bild verschenkt, durch welches er die Völker Europas zum Kampf gegen die gelbe Rasse aufruft, jetzt erklärt er dem chinesischen Abgesandten, China und Deutschland seien natürliche Verbündete.

28. Juni.

Am 25. mit Marie nach Kiel, wohin wir zum Frühstück auf der „Hohenzollern" geladen waren; ich blieb dann noch länger, um als Gast des Kaisers die Regatta in Travemünde auf dem „Meteor" mitzumachen. Der Monarch war von größter Freundlichkeit. Augenscheinlich befindet er sich auf See und unter Marineleuten in der ihm angenehmsten Luft. Daß er zum Herbst mit hohen Forderungen für seine Lieblinge kommen wird, halte ich für sicher. Natürlich schmeicheln ihm die Marineoffiziere in ärgster Weise und bestärken ihn so in seinen Ideen.

In Kiel konnte ich Hahnke einige Zeit sprechen. Er scheint mir gegenüber ein völlig anderer geworden und sucht alte Sünden gutzumachen. Auch sonst hatte ich Gelegenheit zu vertraulichen Unterhaltungen, von neuem trat mir recht entgegen, wie bei den Umgebungen des Kaisers — das Wort im weiteren Sinne verstanden — keiner dem anderen traut, und alle Furcht

[1]) Der außerordentliche Botschafter des Kaisers von China wurde am 14. Juni vom Kaiser in Berlin willkommen geheißen. Verf. lernte ihn bald darauf in Hamburg kennen und betont die „durchaus würdige Haltung" des Vizekönigs, der ihm „gut gefallen" hat.

vor dem Monarchen haben, was dieser ganz gut erkennt und protegiert, weil er dadurch viel Klatsch erfährt und der Herr bleibt. Nur auf einem Gebiete — dem der auswärtigen Politik — merkt er nicht, wie er betrogen wird und einem Rattenkönig gegenübersteht.

Obwohl dem Kaiser wiederholt autokratische Äußerungen entschlüpft sind, hält man ihn doch für einen Souverän, der die konstitutionellen Einrichtungen achtet und sich im großen und ganzen nach ihnen richtet. In Wirklichkeit hat er für diese Einrichtungen nur Verachtung und regiert eigentlich auf allen Gebieten, die er betreten will, ganz unumschränkt. Onkel Chlodwig leistet nur ab und zu schüchtern Widerstand. Im übrigen arbeiten die Kabinettschefs. Friedrich der Große konnte so regieren, weil die Kabinettssekretäre bei ihm nur die gehorsamen Vermittler seines Willens waren, und weil er selbst immer an der Arbeit saß. Jetzt ist aber leider das Vergnügen die Hauptsache geworden, die Arbeitszeit minimal und infolgedessen der Einfluß der Kabinettschefs viel zu groß. Was dabei herauskommt, haben die Zeiten Friedrich Wilhelms II. und III. gelehrt.

15. August.

Vorgestern war ich in Friedrichsruh. Der Fürst empfing mich außerordentlich freundlich, und ich brachte drei angenehme Stunden bei ihm zu. Er war in recht guter Verfassung und frei von Bitterkeit, ich möchte seine Stimmung resigniert nennen.

20. August.

Das Bedauern über Bronsarts Rücktritt [1]) ist ganz allgemein. Was den Nachfolger [2]) betrifft, so konnte nach meiner Ansicht, die viele teilen, der Kaiser eine unglücklichere Wahl kaum treffen.

12. Oktober.

Holsteins Freund, der Botschafter Hatzfeldt, genoß von jeher keine Achtung; Kaiser Friedrich setzte als Kronprinz seinerzeit alles in Bewegung, um Hatzfeldts Ernennung zum Staatssekretär zu verhindern. Jetzt gehen über das Leben des Botschafters in England recht bedauerliche Gerüchte um. Da er auch körperlich völlig reduziert ist, so wäre es wahrlich an der Zeit, ihn zu beseitigen.

15. Oktober.

Ich frühstückte beim Oberbürgermeister [3]) mit dem Oberpräsidenten Steinmann zusammen, der mir mitteilte, daß er sein Abschiedsgesuch ein-

---

[1]) Infolge Kabinettsorder vom 14. August.
[2]) Generalleutnant v. Goßler.
[3]) Giese in Altona.

gereicht hätte, weil der Kaiser ihn fortdauernd ignoriere. Ich muß Steinmann völlig recht geben. Der Kaiser ist oft in Kiel, hat aber, solange ich hier in Altona bin, also durch fünfeinhalb Jahre, noch niemals den Oberpräsidenten dorthin kommen lassen, obwohl zahlreiche Personen aus der Provinz eingeladen wurden. Zugrunde liegt wohl Klatsch seitens der Glücksburger Verwandtschaft. Meine wiederholten Versuche, den Monarchen zu anderer Auffassung zu bringen, sind vergeblich gewesen. Steinmann ist ein sehr guter Oberpräsident und hat sich in der ganzen Provinz eine sehr geachtete Stellung erworben. Man wird seinen Fortgang aufrichtig bedauern.

Am Tage der Parade in Görlitz[1]) hatte ich mit dem Grafen Schlieffen ein längeres Gespräch über meine Zukunft. Ich sagte: Seit mehr als Jahresfrist sei ich der älteste Kommandierende General, ich hätte mich also mit dem Gedanken vertraut gemacht, jüngeren Kräften zu weichen. Ob es zweckmäßig sei, vielleicht zum Jahresschluß, den Kaiser direkt wegen des Abschieds zu fragen? Mit Hahnke könne ich darüber nicht reden. Schlieffen erwiderte, ohne sich zu besinnen: „Um Gotteswillen, nehmen Sie nicht den Abschied; wer soll denn unsere Armee führen?" versprach mir aber, wenn ich auf meiner Ansicht beharre, eventuell selbst mit dem Kaiser zu sprechen. Durch den Verlauf des Kaisermanövers haben sich ja nun die Verhältnisse etwas verändert. Der Kaiser hat mich in seiner Order[2]) ausgezeichnet, und in der Armee ist meine Führung[3]) als besonders glücklich angesehen worden. Trotzdem: Ich habe mein Korps nun bald sechs Jahre, und das ist eigentlich lange genug. Will mich der Kaiser als Armeeführer konservieren, so könnte er mir eine Armeeinspektion geben, für die allerdings der Reichstag erst Geld bewilligen müßte. Wenn der Wille da ist, läßt es sich übrigens schon finden, auch ohne Reichstag. Sehr betrübt würde ich sein, wenn mir der Kaiser das Gouvernement von Berlin und Oberkommando in den Marken geben wollte, das infolge Loës Krankheit demnächst frei wird.

22. Oktober.

Ganz ohne Frage hatte der Zar durchaus nicht den Wunsch, mit unserem Kaiser erneut[4]) zusammenzutreffen, und es ist sehr traurig, daß dieser ihm geradezu nachläuft. Mit Hängen und Würgen wurde die Begegnung zustande gebracht, indem unser Kaiser nach Darmstadt fuhr, und der Zar

[1]) Am 7. September.

[2]) Durch die der Verfasser zum Chef des Feldartillerieregiments Nr. 9 ernannt wurde.

[3]) Verfasser kommandierte beim Kaisermanöver die „Ostarmee", d. h. das V. und VI. Korps, gegen das IV. und XII.

[4]) D. h. nach der Begegnung im September.

den Besuch tags darauf in Wiesbaden erwiderte. Die Kaiserin hat ihren Gemahl nicht nach Darmstadt begleitet, ebensowenig ist die Zarin mit nach Wiesbaden gekommen, ein Beweis dafür, wie wenig freundschaftlich das Verhältnis ist, und daß die beiden Kaiserinnen in Breslau und Görlitz sich keineswegs gut gestanden haben. Die russische hat eine gewisse mütterliche Bevormundung der anderen Seite deutlich zurückgewiesen.

Schwerin, 25. Oktober.

Einer Einladung des Großherzogs folgend, war ich am 23. nach Schwerin zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Erbgroßherzogs von Oldenburg mit der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg gereist. Der Kaiser erschien, dazu die ganze mecklenburgische, oldenburgische, schwarzburgische und russische Verwandtschaft. Die Mecklenburger waren natürlich sehr stolz, ihren Hof endlich einmal wieder im alten Glanze zu sehen.

Meine Eindrücke über das Verhältnis des Kaisers zum Zaren bestätigten sich vollauf. Nach wie vor läuft er dem Herrn Vetter nach, ja man könnte schon einen härteren Ausdruck gebrauchen. An dem teils unter englischem, teils unter russischem Einfluß stehenden Darmstädter Hofe hatte man nur Spott für das kaiserliche Benehmen. Eigentlich ist es nur zu erklären aus Furcht vor einem Kriege. Verhält es sich so, dann schlüge der Herr gerade den falschesten Weg ein, denn nur ein festes, zuversichtliches Auftreten kann uns den Frieden sichern.

Das Aussehen des Kaisers gefiel mir nicht, obwohl er Fernerstehenden heiter und guter Dinge scheinen mochte. Sein Gesundheitszustand erregt nachgerade Sorge. Seit der Nordlandsreise ist das alte Ohrenleiden wieder aufgetreten, was ihn sehr deprimiert. In dieser Stimmung, die durch Ärger teils politischer, teils häuslicher Art verschlimmert wurde, haben seine Nerven wiederholt versagt. Wenn man solchen Zustand durch Zerstreuung und Rastlosigkeit zu bekämpfen versucht, so muß es im Gegenteil noch ärger werden. Sollten jetzt große politische Enttäuschungen hinzutreten, was immerhin möglich ist, so wäre der Zusammenbruch da. Was aber dann? Bei *diesem* Kanzler, *diesen* Ministern und Kabinettschefs und dem weichen Prinzen Heinrich als gegebenen Stellvertreter! Einstweilen sollen die Erbärmlichkeit der Umgebungen und der Byzantinismus zunehmen. Als bester und wahrer Freund gilt immer noch Philipp Eulenburg. Als ihn jemand aufforderte, doch seine Pflicht als Freund zu erfüllen und ein offenes Wort mit dem Kaiser zu reden, ist er in Tränen ausgebrochen und hat erklärt: „Ach, ich kann ihm doch nicht Unangenehmes sagen!" Von solchem Schlage sind unsere einflußreichen Leute!

Zu mir war der Monarch überaus freundlich, kündigte auch seinen Besuch in Altona im Dezember an. Während der Tafel sprach er zu mir viel über das Kaisermanöver, dabei auch leider in sehr abfälliger Weise über die Sachsen, die so etwas natürlich bald erfahren.

Einen recht üblen Eindruck haben Großfürst und Großfürstin Wladimir gemacht. Sie benahmen sich möglichst ungeniert, sogar unmanierlich. Die Großfürstin schämt sich, glaube ich, bald, eine deutsche Prinzeß zu sein. Der Großfürst beging die Flegelei, weder in preußischer Uniform zu erscheinen, noch einen preußischen Orden anzulegen.

Blankenburg,[1]) 31. Oktober.

Den 27. nahm ich in Berlin am Friedrich-Karl-Diner teil. Prinz Friedrich Leopold präsidierte. Seine Unzufriedenheit, zu der er doch gar keinen Anlaß hat, läßt mich demnächst wieder einen Zusammenstoß mit dem Kaiser erwarten. Jetzt will der Prinz seine Infanteriebrigade los sein.

Abends besuchte ich Miquel. Zum ersten Male fand ich ihn in Sorge des Kaisers wegen, sowohl was dessen Einwirkung auf die Staatsgeschäfte anlangt, als auch hinsichtlich seiner Gesundheit.

Hier in Blankenburg verlief alles wie in früheren Jahren. Der Kaiser stand noch völlig unter der Wirkung des Artikels der „Hamburger Nachrichten" über unseren Vertrag mit Rußland[2]) und war gegen Bismarck sehr aufgebracht. Hahnke sagte mir, er habe Mühe gehabt, den Monarchen von übereilten Maßregeln abzuhalten. Die ganze Umgebung schien sehr erregt, und der Wunsch war unverkennbar, Herbert Bismarck für den Schuldigen zu erklären. Als mich der Kaiser nach dem Diner am 29. auf die Sache ansprach, versuchte ich zu beruhigen und sagte etwa: „Ich vermag die Motive mir nicht zu erklären, falls der Artikel der „Hamburger Nachrichten" in der Tat von Bismarckischer Seite herrühren sollte, ich bin aber sicher, daß wirklicher Schaden nicht angerichtet wird, da Eurer Majestät hohe Verbündete, Kaiser Franz Joseph und König Humbert, an Ihrer Vertragstreue nie einen Moment zweifeln werden. Sodann glaube ich nicht, daß andere Mächte sittlich entrüstet sein können, sie werden sämtlich uns gegenüber infolge von Intrigen ein böses Gewissen haben". Der Kaiser erinnerte an die uns feindseligen, meist unter klerikaler Führung stehenden Elemente in Österreich, die nun Oberwasser bekommen könnten. Ich meine, gerade weil diese Elemente vorhanden sind, hat Bismarck durch seine Abmachung mit Rußland doppelt klug gehandelt. Ich fürchte, der

---

[1]) Am Harz, wo Verfasser mit dem Kaiser zur Jagd weilte.

[2]) Der Artikel „Fürst Bismarck und Rußland" (24. Oktober, Morgenausgabe) lüftete den Schleier über der „Rückversicherung" vom 18. Juni 1887.

Kaiser, durch fanatische Bismarckhasser beraten, kann leicht irgendeinen Schritt tun, der ihm nachher leid ist.

Ich erfuhr Näheres über die Differenz der beiden Kaiserinnen. Die unsrige hat in Breslau zur Zarin gesagt: „Du gehst doch gewiß nicht mit nach Frankreich?",[1]) worauf die an sich sehr richtige Antwort erfolgte: „Ich gehe überall hin, wohin mein Mann geht." Ich hätte unserer Kaiserin die unvorsichtige Frage nicht zugetraut, aus ihr spricht die völlige Unklarheit über die Stimmung des russischen Kaiserpaares uns gegenüber. Kaiser Nikolaus befindet sich jetzt übrigens auf dem Wege nach Rußland und reist auf einer mühsam konstruierten Route an Berlin seitwärts vorbei!

Altona, 2. November.

Viele Zeitungen beginnen sich über ihr Verhalten in der Enthüllungsangelegenheit der „Hamburger Nachrichten" zu schämen. Sie haben in ihrem fanatischen Haß nicht begriffen, daß die Abmachung mit Rußland einer der geschicktesten Coups gewesen ist, die Bismarck je gemacht hat. Er hat uns den Frieden gesichert, Caprivi hat das französisch-russische Bündnis verschuldet und den Frieden gefährdet.

11. November.

Ich täuschte mich. Die Preßfehde gegen den Fürsten Bismarck geht lebhaft weiter, man will wohl den Kaiser nun für alle Zeiten mit Bismarck entzweien. Bezeichnenderweise gesellt sich den alten Reichs- und Bismarckfeinden (Sozialdemokraten, Fortschrittlern, Zentrum) die ganze Schar der vom Auswärtigen Amte benutzten Zeitungen.

16. November.

Vor einigen Tagen hat sich der frühere Kriegsminister beim Kaiser als Generaladjutant vorgestellt, es war die erste Begegnung seit der Entlassung. Die Sache ist nicht gut verlaufen. Der Monarch ist sehr kühl gewesen und hat gesagt, er hoffe, Bronsart würde seine Stellung als Generaladjutant so auffassen, daß er für die Flügeladjutanten Kriegsspiele zu leiten und Vorträge zu halten habe. Bronsart hat das, wie es scheint, sanft abgelehnt. Mir ist es überhaupt nicht verständlich, wie der Kaiser jemanden, von dem er sich in Unfrieden getrennt und den er ungnädig entlassen hat, gleichzeitig zum Generaladjutanten machen konnte. Was der Befehl wegen der Kriegsspiele bedeuten soll — Bronsart lebt in Mecklenburg auf dem Lande —, ist mir nun vollends unklar.

---

[1]) Das Zarenpaar war vom 6. bis 8. Oktober zum offiziellen Besuch in Paris.

25. November.

Am 24. fuhr ich nach Kiel, wo die Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals stattfand, zu der ich dienstlich befohlen war. Nach derselben Vereidigung der Marinerekruten, bei welcher der Kaiser gut sprach und alles vermied, was abfällige Kritik herbeiführen konnte. Seine sehr erregte Stimmung gegen Bismarck kam mehrfach zum Ausdruck; er sagte: „Bismarck ahnt gar nicht, wie wir mit Rußland stehen; die Lage ist so gut, wie nur jemals, noch eben hat der Zar dem Fürsten Hohenlohe sagen lassen, er sei von seinen Erklärungen im Reichstag sehr befriedigt". Interessant war für mich die Beobachtung, daß der Kaiser doch nun soweit ist, das allgemeine Wahlrecht für ein Unglück anzusehen, und sich mit dem beschäftigt, was an seine Stelle treten soll. Ich sagte ganz dreist: „Eure Majestät sind stark genug, alles zu unternehmen; es muß nur kräftig zugefaßt werden". Leider hat sich der Kaiser nach der Vereidigung in Berlin zu schlimmen Äußerungen über Bismarck hinreißen lassen; er hat von seinen schweren Sorgen gesprochen und hinzugefügt, „daß höchstgestellte Personen gegen ihn Hoch- und Landesverrat trieben", und das vor einigen hundert Leutnants!

29. November.

Am 27. hatten wir Besuch vom Kaiser. Er war außerordentlich freundlich und herzlich, auch zu Marie, der er ein recht hübsches Armband schenkte. Wie liebenswürdig kann der Herr doch sein! Ein Jammer, daß die Früchte solcher Haltung immer wieder vernichtet werden. Die Stimmung gegen Bismarck ist noch immer sehr gereizt, allerdings wird sie, wie man mir versicherte, durch Zeitungsausschnitte kräftig genährt. Der Kaiser berührte die Bismarckfrage gleich bei der Ankunft und sagte: „Ich habe einen sehr freundlichen Brief vom Kaiser Nikolaus, der nun Bismarck auch völlig fallen läßt." Sehr viel wurde von dem unlängst hier ausgebrochenen Ausstand der Hafenarbeiter gesprochen. Der Kaiser wünscht energisches Einschreiten, wozu sich aber nicht die geringste Gelegenheit bietet, da die Leute sich völlig ruhig verhalten. Noch beim Abschiede auf dem Bahnhofe sagte er mir: „Fassen Sie nur ordentlich zu, auch ohne anzufragen." Ich versicherte ihm, daß mein Zufassen nichts zu wünschen übrig lassen solle.

2. Dezember.

Der Ausstand der Hafenarbeiter dauert noch immer an. Die Streikenden verhalten sich bisher noch ruhig. Ich wäre sehr froh, wenn die Polizei bei etwaigen Ausschreitungen genügen würde; gegen hungrige Arbeiter mit Waffengewalt vorzugehen, ist wahrlich kein Genuß.

23. Dezember.

Die gesamte abhängige, ebenso die liberale und, wie es jetzt scheint, auch die klerikale Presse ergeht sich nun seit fast drei Wochen in Schmähungen gegen die sogenannten „Hintermänner".[1] Man bildet sich künstlich Objekte, die nach meiner Ansicht gar nicht oder nur in geringem Umfang vorhanden sind. Die sogenannte Nebenregierung ist ein barer Unsinn. Was mich anlangt, so hängt alles davon ab, inwieweit man den Kaiser beeinflussen kann.

Am 11. habe ich an ihn berichtet.[2])

*

Altona,[3]) 11. Dezember 1896.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät Kriegsminister hat mir den in der Anlage folgenden Zeitungsausschnitt[4]) zur Kenntnisnahme zugesandt, und erkenne ich daraus die Pflicht, Eurer Majestät nachstehenden alleruntertänigsten Bericht zu erstatten:

Im Anfange des Jahres 1891 stellte sich mir ein Mann namens Mund vor und erbot sich, die Urheber der vom Frühjahr 1890 an gegen mich geführten Preßangriffe zu ermitteln. Es bezogen sich diese Angriffe, die zum Teil einen ehrkränkenden Charakter annahmen, vorwiegend auf mein Verhältnis zu den Militärattachés und auf meine angeblich erschütterte Stellung als Chef des Generalstabes der Armee; nach meiner Überzeugung konnten sie nur von einer Stelle geführt werden, hinter der Leute standen, die amtliche Wissenschaft indiskreterweise verwerteten.

Jene Artikel hatten mich sehr erregt, und da es mir sehr darauf ankam, ihre Urheber kennen zu lernen, schon um nicht Falsche in Verdacht zu haben, und da der p. Mund eine auffallende Personalkenntnis in journalistischen Kreisen und deren Verbindung mit amtlichen Stellen entwickelte, anscheinend auch Beziehungen zu einigen Militärattachés und zur französischen und italienischen Botschaft und zu Zentrumsführern unterhielt, so wußte er mein Interesse zu erregen, und nahm ich sein Anerbieten an.

Er hat mir dann auch mehrfach Nachrichten zugetragen, die meine Annahme bestärkten, daß die Angriffe von der vermuteten Stelle kämen und

---

[1]) Des Kriminalkommissars v. Tausch. Die schnellste Orientierung über die Angelegenheit v. Tausch und ihre Antezedenzien (Normann-Schumann-Mund, v. Lützow, Leckert) findet man bei O. Hammann, Der Neue Kurs, im Abschnitt: „Offiziöse Preßwirtschaft".

[2]) Vgl. das Folgende.

[3]) Nach dem Konzept.

[4]) Aus dem „Vorwärts" vom 6. Dezember. Über den Inhalt vgl. den fünften Absatz des folgenden Schreibens (S. 380).

mit Hilfe der dort verkehrenden Journalisten lanciert würden. Sie lauteten aber nicht positiv genug, um mir Grundlage zu einem Vorgehen zu liefern.

Da mir die Persönlichkeit aber allmählich unheimlich wurde, und ich in Erfahrung brachte, daß der eigentliche Name Schumann sei, daß er einen schlechten Ruf habe,[1]) auch meinen Namen — wahrscheinlich um sich Relief zu geben — mißbrauche, mir auch der Verdacht kam, er betrüge mich, könne auch agent provocateur sein, streifte ich ihn mir im Jahre 1892 wieder ab.

Dies war nicht ganz leicht, da er mir gegen meinen Willen noch mehrfach schrieb und Zeitungen zusandte, wie ich vermute, um den Glauben zu erwecken, zu mir Beziehungen zu unterhalten. Ob er mir aus Xanten[2]) geschrieben hat, vermag ich heute mit einiger Sicherheit nicht zu sagen. Er hat mir Klatsch und Zeitungen zugetragen, niemals aber habe ich ihn aufgefordert oder angeregt, irgend etwas in die Presse zu bringen; ich habe mir sogar von Anfang an verbeten, auch nur die geringste Aktion für meine Person mit seinen Recherchen zu verbinden.

Nachdem er mich durch mehrere Jahre nicht belästigt hatte, hat er sich in neuerer Zeit wieder bemerkbar gemacht in Briefen, deren Grundtendenz augenscheinlich war, Geld zu bekommen; ich habe auf keinen derselben reagiert. Die Redaktion dieser Briefe war eine so geschickte, daß ein Erpressungsversuch aus ihnen nicht zu konstruieren war. Der [. . .] rechnete, und mit Recht, damit, daß es mir unangenehm sein würde, wenn mein Name mit dem seinigen in Verbindung gebracht werden könnte [. . .] Ich habe ihm keinerlei Antwort zukommen lassen und rechne darauf, daß er deshalb sich zu rächen versuchen wird.

Ich bin, wie ich längst erkannt, vor nunmehr fünf bis sechs Jahren von einem ungewöhnlich verschlagenen Menschen betrogen worden, wie anscheinend seitdem noch mancher betrogen worden ist.

Altona,[3]) 11. Dezember 1896.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät lege ich in der Anlage einen amtlichen Bericht alleruntertänigst zu Füßen.

Nach Kenntnisnahme desselben bitte ich Eure Majestät, Allergnädigst es mir zu glauben, daß ich es oft genug beklagt habe, mit einer mir un-

---

[1]) Am 7. November 1892 hatte der oben S. 256 erwähnte H. Schüler brieflich den Verfasser vor Normann-Schumann dringend gewarnt.

[2]) In dem dort 1892 verhandelten Ritualmordprozeß Buschhoff war Sch. als Vertrauensmann der Antisemiten, der Juden und der Polizei zugleich aufgetreten (Hammann, a. a. O., S. 75). Von einem Briefe Normann-Schumanns an den Verfasser aus Xanten teilte der Abgeordnete Bebel in der Reichstagssitzung vom 5. Februar 1897 die Anfangsworte mit.

[3]) Nach dem Konzept.

bekannten Persönlichkeit behufs Ermittlungen in Verbindung getreten zu sein, ich habe aber dennoch die Überzeugung, wenn auch unbedacht gehandelt, [so doch] etwas direkt Unrechtes damit nicht begangen zu haben und mir auch weiterhin nichts zuschulden kommen [ge]lassen [zu]haben.

Ich habe niemand angegriffen, bin aber durch Jahre vielfach angegriffen worden. Nach den geradezu ehrenrührigen und damals in weiten Kreisen Entrüstung erregenden Angriffen im Sommer 1892 habe ich infolge Eurer Majestät Allerhöchster Order vom 24. August 1892 mich aller Nachforschungen und der Abwehr enthalten, obwohl ich sogar die Erfahrung machen mußte, daß meine Gegner sich soweit vergessen hatten, Privatbriefe von mir zu erwerben.[1])

Ich habe mich seit jener Zeit um nichts gekümmert, was politisch in Berlin vorging, und dies bis in die jüngste Zeit fortgesetzt, und hatte nur den einen Wunsch, alles zu vermeiden, was mir Eurer Majestät Mißfallen zuziehen könnte. Ich hatte[2]) das beglückende Gefühl, daß mir dies gelungen sei, daß Altes[3]) vergessen sei, und daß ich Eurer Majestät vollstes Vertrauen mir wieder erworben habe.

Wenn jetzt sozialdemokratische Zeitungen sich nicht entblöden, mich als einen Hintermann des Herrn v. Tausch hinzustellen,[4]) so entspricht dies ganz den Gepflogenheiten dieser Partei, und kann mich nicht verletzen. Ich stehe allen politischen Intrigen und Hetzereien, die in neuer Zeit soviel Beunruhigung herbeigeführt haben, so fern, daß es unmöglich ist, auch nur einen Schatten von Beziehungen von mir zu denselben zu konstruieren.

Ich möchte es wagen, mich der Hoffnung hinzugeben, daß Eure Majestät Allerhöchstderen Vertrauen mir auch fernerhin nicht versagen und überzeugt sein möchten, in mir einen unwandelbar treuen und bis zum Lebensende hin dankbaren Diener zu haben. W.

*

Ich habe mir meinen Brief gründlich überlegt, namentlich auch, ob der Zeitpunkt seiner Absendung richtig gewählt sei. Kurz vor seinem Eingang — am 10. — hat Marschall Vortrag über die ganze Prozeßangelegenheit gehabt, wobei es ihm leider gelungen ist, den Kaiser, der bis dahin über das Vorgehen des Staatssekretärs sehr aufgebracht war, von seiner Auffassung zu überzeugen. Meine Person scheint aber dabei nicht erwähnt worden zu sein, wenigstens hat der Kaiser am 11. darüber nichts geäußert, obwohl er sonst von der Sache viel sprach. Aus dem Wortlaut

[1]) S. o. 275.
[2]) Im Konzept aus „habe" verbessert.
[3]) Oder: „Alles".
[4]) Vgl. o. S. 378.

seiner Order vom 17.[1]) muß ich entnehmen, daß auch bis dahin nicht gegen mich gehetzt worden ist, was allerdings nicht ausschließt, daß es seither geschehen sein kann. Als ein Unglück möchte ich es diesmal betrachten, daß Hahnke auf Urlaub ist; er würde gegen Marschallsche Einflüsse gegenhalten. Ich begrüße es mit Freuden, daß seine Rückkehr in naher Aussicht steht. Vielleicht lasse ich mich durch die bösartigen Artikel der liberalen Zeitungen mehr beunruhigen als nötig, ich täte wohl besser, nichts davon zu lesen. Bei ruhiger Überlegung komme ich immer wieder darauf zurück, meine Sache dem Herrn anheimzustellen und abzuwarten, was Er bestimmen wird. Sein Wille geschehe!

30. Dezember.

Der seit der letzten Novemberwoche bestehende Hafenarbeiterstreik in Hamburg wird nun wohl mit einer Niederlage der Ausständigen enden,[2]) wie dies jeder Verständige auch wünschen muß, da die Folgen eines Sieges der Arbeiter für unser ganzes wirtschaftliches Leben so verderblich wie möglich wären. Sowohl im Lager der Arbeitgeber wie bei den Arbeitern traut man mir die nötige Energie im Ernstfalle zu. Das ist an sich recht erfreulich, andererseits wird man doch im Hinblick auf die Organisation der Arbeiter und ihre Disziplin, sowie die Parteinahme weiter Kreise für sie sehr ernst gestimmt. Man muß sich in Berlin klarer werden, daß wir nahe an einem Abgrunde stehen, und große Entschlüsse fassen, wenn wir nicht eines Tages zusammenbrechen sollen. Man tröstet sich gern mit der Armee, die schließlich die Aufrührer zusammenschießen soll. Heute mag sie es gewiß noch tun, wird es aber in zehn Jahren noch ebenso aussehen? Wir müssen uns ja immer wieder sagen: Gott sitzt im Regimente, aber auch nicht vergessen, daß wir schwer gesündigt und seinen Zorn verdient haben. Vielleicht sollen uns schwerste Prüfungen auferlegt werden, da wir uns so undankbar erwiesen. Manchmal fühle ich es, daß wir, d. h. ganz Europa, nahe vor großen sozialen Umwälzungen stehen, so groß, wie sie die Welt kaum erlebt hat, und bedauere unsere Jugend, die solche furchtbaren Zeiten erleben und durchleben soll. Stehen wir eigentlich nicht schon jetzt inmitten einer gewaltigen Veränderung aller sozialen Verhältnisse? Die Masse der Menschen ist nur zu blind, um es zu erkennen, zu feige, um sich aufzuraffen, glaubt auch, daß zu einer Revolution Straßenkämpfe gehören. Ich wünschte, wir hätten solche, ihrer wollten wir schon Herr werden!

[1]) Sie lautete: Von Ihrem mir am 11. vorgelegten Bericht habe ich mit Befriedigung Kenntnis genommen. Ich hoffe, daß die darin mir gemeldeten Vorkommnisse und die Ereignisse der letzten Zeit Ihnen erneut gezeigt haben, wie notwendig es für den Offizier ist, sich von jeder Verbindung mit der Tagespresse fernzuhalten. Neues Palais, den 17. Dezember 1896. Wilhelm R. An meinen Generaladjutanten usw.

[2]) In Wirklichkeit fand der Streik erst am 6. Februar 1897 sein Ende.

1897

Altona, 6. Januar.

Am Schluß seiner Neujahrsansprache an die Kommandierenden Generale sagte der Kaiser: Es würde uns bekannt sein, daß er sich von dem Kriegsminister Bronsart habe trennen müssen, und auch über die neuesten Vorgänge seien wir gewiß orientiert;[1]) er habe sich veranlaßt gesehen, den General aus der Armee zu entlassen, von seiner Stellung als Generaladjutant zu entbinden und ihn zu ersuchen, an den Feiern des Schwarzen Adlerordens nicht teilzunehmen. Darauf machte er kurz kehrt, grüßte und verschwand. Ich glaube, die meisten unter uns hatten den Eindruck eines tieftraurigen Ereignisses, es herrschte tiefe Stille. Der neue Kriegsminister allerdings, mit dem ich die Treppe hinunterging, nahm die Sache anscheinend leicht, Hahnke jedoch, der mich darauf ansprach, war sehr erregt. Er erzählte mir, daß eine bezügliche Order überhaupt noch nicht erlassen sei, der Kaiser wünsche ihre Vorlegung, er, Hahnke, habe aber in der Hoffnung, ihn zu milderer Auffassung zu bringen, um Aufschub gebeten, wolle die Sache auch weiter hinhalten, fürchte jedoch, es werde nichts zu machen sein. Ich versuchte zum Guten zu reden, die Order könne ja anders lauten als die eben gesprochenen Worte, die nicht einmal alle Anwesenden genau gehört haben dürften.[2])

Der Kaiser ist über das Auftreten Marschalls, mit dem er schon längere Zeit unzufrieden war, im Prozeß Lützow-Leckert[3]) sehr ungehalten gewesen, hat dies noch von Springe[4]) aus dem Kanzler telegraphiert mit dem Zusatze, daß seine ganze Umgebung ebenso denke wie er. Hohenlohe hat darauf erwidert, nach seiner Meinung habe sich Marschall[5]) um den Kaiser sehr verdient gemacht. Am 11.[6]) folgte der Vortrag Marschalls, wobei dieser den Kaiser zu überzeugen wußte, daß er doch richtig gehandelt habe. Der Stimmungsumschwung des Monarchen war aber nicht von langer Dauer, da durch die persönliche Umgebung, sowie den vom Urlaub zurückgekehrten Hahnke die entgegengesetzte Ansicht mehrfach zum Ausdruck gebracht wurde, wobei ein vertraulicher Bericht aus Süddeutschland über die dortige Lage und über Taktlosigkeiten Marschalls eine Rolle gespielt hat. Der Kaiser hat dann gesagt: „Ich sehe, ich kann mit diesen süddeutschen Ministern nicht zusammenwirken, sie verstehen mich nicht. Ich nehme mir wieder Norddeutsche oder Altpreußen; spätestens zum Frühjahr schicke ich

---

[1]) Vgl. o. unter dem 16. November.

[2]) Die Order ist schließlich doch noch in milderer Form abgefaßt worden. (Nach einer Notiz des Verfassers unter dem 20. Januar.)

[3]) Vgl. Hammann, a. a. O., S. 72 ff.

[4]) Wo am 4. und 5. Dezember die übliche Hofjagd stattgefunden hatte.

[5]) Durch sein Erscheinen vor Gericht.

[6]) Oben S. 380 ist der 10. als Datum angegeben.

die Gesellschaft fort". Gott gebe, daß er es auch tut; bis zum Frühjahr kann aber noch mancherlei dazwischen kommen. Die machtvolle Stellung Marschalls beruht im wesentlichen auf geschickter Benutzung der Presse, die er allmählich mit geringen Ausnahmen (wie „Hamburger Nachrichten", „Berliner Neueste Nachrichten", einige konservative und antisemitische Organe) in seine Hand bekommen hat. Wenn ihm auch ab und zu in einzelnen Fragen Opposition gemacht wird, so stehen sie doch einmütig hinter ihm, mögen sie nun klerikal oder irgendwie liberal sein; selbst die Sozialdemokraten wollen ihn durchaus halten in der Überzeugung, daß der Nachfolger ein Konservativer sein würde. So beherrscht er tatsächlich die öffentliche Meinung und mit Hilfe der berüchtigten Preßausschnitte[1]) auch den Kaiser.

Das ist das Eigenartige unserer Lage: der Monarch gilt als höchst selbständiger, zielbewußter Charakter, während er tatsächlich, verschiedenen Strömungen nachgebend, in völlige Unsicherheit, oft auch Entschlußlosigkeit geraten ist, im großen und ganzen aber naturgemäß dem konsequent und geschickt von Marschallscher Seite ausgeübten Einflusse unterliegt.

Daß jede mißliebige Persönlichkeit sofort angegriffen wird, meist in ganz systematischer Weise, war die Ansicht zweier Männer, die wohl Bescheid wissen, nämlich des Grafen A. Eulenburg und Miquels. Dieser sagte mir, er sei überzeugt, daß er nach wie vor durch die eigene Polizei des Auswärtigen Amtes beobachtet werde, und forderte mich auf, beim Betreten oder Verlassen seiner Wohnung nach unheimlichen Gestalten auszuschauen. Daß der Portier im Henckelschen Hause bestochen ist und jeden Besuch meldet, war schon immer die Ansicht Henckels, jetzt scheint es mir auch ganz zweifellos.

Was meine Angelegenheit anlangt, so lebe ich doch immer noch in großer Unsicherheit. Ich habe es mehreren guten Freunden gesagt, daß ich Marschall für zu klug halte, jetzt beim Kaiser direkt gegen mich vorzugehen, daß er im Gegenteil sorgsam vermeiden werde, meinen Namen auch nur zu nennen, daß ich aber überzeugt sei, er würde seinen Kampf mit Hilfe seiner Presse führen.[2]) Hierin scheine ich mich auch nicht getäuscht zu haben, da die „Kölnische Zeitung" einen Artikel[3]) gebracht

---

[1]) Vgl. Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm, her. v. K. Rosner S. 99.

[2]) In der Reichstagssitzung vom 5. Februar trat Freiherr v. Marschall anläßlich gewisser Äußerungen des Abgeordneten Bebel sehr deutlich für den Verf. ein. „Um sich nach oben zu empfehlen und der ihn bedrohenden Ungnade auszuweichen", behauptete Normann-Schumann in einer als Manuskript gedruckten Broschüre: „Prozeßmaterial in Sachen [. . .] Schumann wider [. . .] Graf Waldersee."

[3]) Es handelt sich um einen Aufsatz von Hermann Friedrichs: „Meine Erlebnisse mit Normann-Schumann in Zürich" (Nr. 2 der „Kölnischen Zeitung" vom 1. Januar), wonach dieser jenen im März 1892 aufsuchte und als Hauptzweck seiner Anwesenheit in Zürich angab, daß er „vornehmlich im Interesse des Grafen Waldersee beauftragt" sei, „in das Geheimnis der hier [in Zürich] im Druck befindlichen ‚Welfenfondsquittungen' einzudringen, d. h. womöglich das Manuskript in die Hände zu bekommen."

hat, den sie unter keinen Umständen gebracht haben würde, wenn sie nicht den Segen des Auswärtigen Amtes gehabt hätte. Natürlich macht er das größte Aufsehen und die Runde durch alle Zeitungen. Ich gestehe, daß ich der „Kölnischen", da ihr Berliner Redakteur Dr. Fischer früher viel bei mir verkehrte und mir oft seine Ergebenheit versicherte, solche Gemeinheit nicht zugetraut hatte. Ich nehme mir immer wieder vor, mich nicht zu beunruhigen, und weiß mein Schicksal in Gottes Hand, habe mich auch bei Beginn des Jahres vertrauensvoll ihm unterworfen. Ich meine, daß die Sorgen der letzten vier Wochen mir für mein inneres Leben förderlich gewesen sind, habe also schon Grund genug, von Herzen dankbar zu sein.

Unlängst hatte der Monarch sich mit dem Plane getragen, den Obersten Liebert, den die meisten Kolonialleute gern als Gouverneur in Ostafrika haben wollten, nach China zu senden, er sollte dessen Kaiser den Schwarzen Adlerorden überreichen und dazu ein Schreiben, in welchem Oberst Liebert als Reorganisator der chinesischen Armee zur Verfügung gestellt wird. Die Sache war schon soweit gediehen, daß Liebert zum 28. sich Plätze auf einem von Marseille abfahrenden Schiffe bestellt und beim Kaiser abgemeldet hatte, als er plötzlich zum Auswärtigen Amte beschieden wurde, wo man ihm eröffnete, die Mission sei wieder aufgegeben. Es ist sicher, daß dies auf Grund eines Radolinschen Berichtes [1]) geschehen ist. Die Russen haben mitgeteilt, daß sie unlängst wegen Überreichung des Andreasordens unterhandelt hätten, und daß die Sache wegen Etikettefragen aufgegeben worden sei. Anscheinend sind wir nun gebeten worden, auch unsererseits von der Übergabe des Schwarzen Adlerordens Abstand zu nehmen. Dahinter wird wohl stecken, daß die Russen Liebert nicht nach China kommen lassen wollten aus Furcht, er könne dort ihrem Einfluß gefährlich werden. Auf diese Weise wurde Liebert wieder verfügbar, ist auch sogleich zum Gouverneur von Ostafrika ernannt worden und bereits dorthin unterwegs. Ich bin über die Wahl sehr erfreut, handelt es sich doch um einen klugen, gewissenhaften Mann von weitem Gesichtskreise und Willenskraft. Wenn irgendjemand in der Kolonie etwas erreichen kann, so ist er es. Seine Stellung wird ihm voraussichtlich dadurch erleichtert, daß Herr Kayser das Kolonialamt an Herrn v. Richthofen abgegeben hat.

8. Januar.

Die mich so beschäftigende traurige Angelegenheit kommt nun doch weiter in Fluß. Der Kaiser hat dem Kriegsminister befohlen, es solle gegen die „Kölnische Zeitung" wegen der pöbelhaften Angriffe [2]) ein-

[1]) Fürst von Radolin war Botschafter in Petersburg.
[2]) Vgl. o. S. 383, Note 2.

geschritten werden. Der Minister fragt mich, ob ich etwas tun wolle. Nebenbei bemerkt hat die „Kölnische" gestern [1]) einen zweiten Artikel gebracht, in welchem ihr Korrespondent in Rom von dem dortigen Treiben Schumanns im letzten Frühjahr erzählt. Dieser soll gesagt haben, ich sei jedenfalls der nächste Kanzler und der einzige in Berlin, der über die italienische Armee richtig urteile, bei welcher Gelegenheit er sich wieder seiner Beziehungen zu mir rühmte. Daß man gegen die Zeitung etwas tun könnte, glaube ich nicht, da sie mit einer gewissen Reserve nur erzählt, was andere gesagt haben sollen; auch sind Herr Friedrichs [2]) und Schumann nicht zu fassen, solange sie sich im Auslande befinden. Ich habe Gayl [3]) zu unserem Oberstaatsanwalt [4]) geschickt, um dessen Ansicht zu hören, und werde morgen dem Minister antworten.

20. Januar.

In meiner Angelegenheit muß ich nun einen Schritt tun, den ich gern vermieden hätte; ich ersuche die „Kölnische Zeitung", aufzunehmen, daß die auf mich bezüglichen Angaben des p. Normann-Schumann in dem Artikel vom 1. Januar auf Unwahrheit beruhen. Das wird die Presse wieder einige Zeit beschäftigen.

24. Januar.

Die Ernennung von Murawiew zum Minister des Äußern wird in Berlin wenig erfreuen. Ich kenne ihn ganz gut, da er lange in Berlin Botschaftsrat war und den Botschafter auch mehrfach vertreten hat. Dem Kaiser war er entschieden nicht angenehm; jener hielt ihn für falsch, was er sicherlich auch ist.[5]) Er hat sich einmal mit dem Gedanken getragen, bei uns Botschafter zu werden, und ich glaube mich mit Bestimmtheit zu erinnern, daß dagegen Protest eingelegt wurde.

28. Januar.

Ich habe vor einigen Tagen, anknüpfend an den hiesigen, nun in der zehnten Woche währenden Streik, eine Denkschrift überreicht.

*

---

[1]) In Nr. 15 vom 7. Januar. („Zur Angelegenheit Normann-Schumann.")
[2]) Siehe o. S. 283, Note 3.
[3]) Chef des Generalstabes des IX. Armeekorps Oberst Freiherr v. G.
[4]) Luther.
[5]) Graf Murawiew hat Anfang 1900 im Einverständnis mit der französischen Regierung in Berlin angefragt, ob man hier zu einer gemeinsamen Aktion gegen das durch den Burenkrieg bedrängte England bereit sei. (V. Valentin, Deutschlands Außenpolitik von Bismarcks Abgang bis zum Ende des Weltkrieges, S. 41 f.) — Bismarck urteilt günstig über den Grafen, H. Hofmann, a. a. O., I, S. 195.

Altona,[1]) 22. Januar 1897.

Geheim!

An des Kaisers und Königs Majestät

Berlin.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät haben bald nach Allerhöchstdero Regierungsantritt das wärmste und hochherzigste Interesse dem Wohle der arbeitenden Klassen zugewendet. Wenn Allerhöchstdieselben nach sorgfältigem Studium der einschlägigen Fragen und nach Anhörung sachkundiger Männer, wie auch nach eingehenden Beratungen mit dem Staatsrate die feste Überzeugung, eine endgültige Lösung der sogenannten „sozialen Frage" herbeizuführen, wohl nicht gehabt haben, vielmehr die ergriffenen Maßnahmen mehr als einen Versuch ansahen, den Eure Majestät in landesväterlicher Fürsorge zu machen sich verpflichtet fühlten, so konnte Eure Majestät wenigstens die Hoffnung hegen, dem Arbeiterstande, wenn auch nur zum Teil, zu einer befriedigenden Existenz zu verhelfen, und ihn dadurch dem Einflusse der Sozialdemokratie zu entziehen.

Nachdem ich nunmehr durch sechs Jahre von hier aus Gelegenheit gehabt habe, der Entwicklung dieser Verhältnisse zu folgen, bin ich durch die bei dem hiesigen Streik mir entgegengetretenen Erscheinungen angeregt worden, mir die Frage vorzulegen, ob Eurer Majestät so edel gedachter Versuch als gelungen anzusehen, bzw. ob auf dem bisherigen Wege ein Erfolg noch zu erwarten ist.

Ich muß zu meinem Bedauern meine Ansicht pflichtmäßig dahin abgeben, daß dies nach meinem Dafürhalten nicht der Fall ist.

Der durch eine von den sozialdemokratischen Führern nahezu schrankenlos betriebene Agitation gesäte und sorgsam genährte Unfriede hat alle Keime der Zufriedenheit zerstört und wirkt verheerend weiter; es ist keine Besserung der Stimmung in der arbeitenden Bevölkerung, sondern eine entschiedene Verschlechterung deutlich erkennbar, der Appell an die Begehrlichkeit der Massen hat sich wirksamer erwiesen als Eurer Majestät von den edelsten Gefühlen getragene Schritte!

Ich weiß sehr wohl, daß die Sozialdemokratie sich frühzeitig das hiesige große Arbeiterzentrum (Hamburg—Altona—Wandsbek—Harburg mit einer Beölkerung von 800 000 Menschen enthält mindestens 80 000 organisch verbundene Arbeiter) als besonders geeignetes Aktionsfeld ausgewählt hat, und die Eindrücke, die man hier gewinnt, besonders starke sind; ich glaube aber doch, daß die Verhältnisse im großen und ganzen überall in

[1]) Nach einer Abschrift. Das eigenhändige Konzept befindet sich nach einer Angabe des Verfassers bei den Akten des Generalkommandos des IX. Armeekorps.

Deutschland, wo eine zahlreiche Arbeiterschaft in Städten zusammenwohnt, ähnliche sein werden, die Gefahr also eine allgemeine ist! —

Die Vorgänge, welche sich hier in den letzten Wochen abgespielt haben, werden vorbildlich sein für viele weitere Fälle:

Es legten 18 000 Arbeiter gleichzeitig die Arbeit nieder, keineswegs durch schlechte Löhne gedrängt, sondern begehrlich gemacht durch den angeblich guten Verdienst der Reederei; sie verpflichteten sich solidarisch zusammenzuhalten und haben dies nunmehr durch acht Wochen und trotz vielfacher Entbehrungen und Aufzehrens von Ersparnissen durchgeführt und, den Instruktionen der Führer gehorsam folgend, sich musterhaft verhalten und Exzesse oder Auflehnungen gegen die Polizei vermieden.

Die Führer haben eine Art von Heerschau abgehalten und sind mit dem Resultat durchaus zufrieden. Sie haben gesehen, wie fast die gesamte Arbeiterschaft Hamburgs zusammenhielt, und wie erhebliche Volksmassen anderer Berufsarten auf Seite der Arbeiter standen. Es sind dies zunächst die zahlreichen, von den letzteren mittelbar oder unmittelbar abhängigen Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden, dann aber auch viele Besitzer von Brauereien, Vergnügungslokalen, Wirtschaften usw., die durch Furcht vor Boykott, endlich eine große Anzahl besser situierter Leute, die in unglaublicher Verkennung der Verhältnisse befangen und durch eine schlechte Presse beeinflußt sind.

Die zur Fortführung des Streiks zusammengebrachten Summen übersteigen weit die anfangs gehegten Erwartungen und haben bis jetzt den Betrag von mindestens 1½ Millionen Mark erreicht. Wie es scheint, gehen die Beiträge noch immer ein. Eine Beendigung des Streiks ist daher, weitere Festigkeit der Arbeitgeber vorausgesetzt, mit Sicherheit noch nicht abzusehen. Mag das Ergebnis aber sein, daß die Arbeitgeber oder die Arbeiter siegen,[1] den Vorteil werden immer die sozialdemokratischen Agitatoren davontragen. Die Massen haben bei der versuchten Kraftprobe sich ihnen dienstbar und gehorsam erwiesen, und ist in diesen Massen durch den Streik das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der tiefe Haß und die Erbitterung gegen die besitzenden Klassen nur gesteigert worden. Bei der gewaltigen Ausdehnung der sozialdemokratischen Organisation scheint es mir, wenn nicht bald Gegenmittel gefunden werden, unvermeidlich, daß der Zeitpunkt naht, an welchem die Machtmittel des Staates sich mit denen der Arbeitermassen werden messen müssen.

Aber schon, bevor dieser Augenblick eintritt, kann die wirtschaftliche Entwicklung des Landes mit Vernichtung bedroht sein, da die gewerkschaftlichen Organisationen sich der Einsicht verschließen, daß ihr Ziel und daher

---

[1]) So!

auch ihre Macht an der Konkurrenzfähigkeit der Industrie ihre Grenze finden müssen.

Sollte der Kampf aber, wie es meine Ansicht ist, unvermeidlich sein, so kann der Staat von einem Hinausschieben desselben nicht gewinnen. Die Organisation der Umsturzpartei wird, je länger sie betrieben werden kann, um so kräftiger; mit ihrer weiteren Ausdehnung wird der Kampf immer schwieriger und in seinen Folgen für das Volk verderblicher. Die zweite Generation einer sozialdemokratischen Familie bringt die Umsturzideen bereits mit zur Fahne.

Solange die Führer die Organisation aller ihnen vermeintlich zugehörenden Massen unter dem Schutz der Gesetze ungestört fortsetzen können, werden sie dieselbe als vollendet erst dann ansehen, wenn sie auch einen erheblichen Teil der Landbevölkerung sich dienstbar gemacht haben. Daß sie dieses Ziel erreichen müssen, wenn sie noch einige Jahre so ungestört fortarbeiten können wie bisher, halte ich für fraglos, ebenso, daß es ihnen bis dahin gelingen wird, jede Auflehnung gegen die Staatsgewalt oder ein aktives Vorgehen gegen die besitzenden Klassen zu verhindern.

Daß die Neigung zu letzterem vorhanden ist, unterliegt keinem Zweifel; die hiesigen Arbeitermassen einschließlich ihrer Familien — und anderwärts wird es ähnlich so liegen — sind von fanatischem Haß, von tiefer Erbitterung gegen alles, was den Besitz und Wohlstand repräsentiert, erfüllt. Diese Empfindungen werden durch eine hetzerische Presse fortwährend genährt.

In der heranwachsenden Jugend beider Geschlechter zeigt sich eine Verrohung der Sitten und ein Grad von Religionslosigkeit, die an sich schon mit Besorgnis in die Zukunft blicken lassen. Daß solche Elemente sich gehorsam den Weisungen der Führer unterordnen, kennzeichnet die volle Größe der Gefahr. Ich meine, daß es im Interesse des Staates liegt, nicht den sozialdemokratischen Führern die Bestimmung des Zeitpunktes für den Beginn der großen Abrechnung zu überlassen, sondern diesen nach Möglichkeit zu beschleunigen! Noch ist der Staat mit Sicherheit in der Lage, jeden Aufstand niederzuschlagen.

Meines Erachtens müßten zunächst Gesetze geschaffen werden, welche die weitere Organisation der Massen erschweren, und durch welche sich die Führer in der nahezu schrankenlosen Agitation und in ihrer Macht bedroht sehen[1]). Meines Amtes ist es nicht, Vorschläge zu machen, in welcher

---

[1]) Um eine dementsprechend scharfe Gesetzgebung zu ermöglichen, hält Verf. (in einer Mitteilung an den Kriegsminister, der um Meinungsäußerung der Kommandierenden Generale ersucht hatte, vom 20. Februar) im Notfalle die Abschaffung des Reichstagswahlrechts und, wenn einer solchen nicht alle verbündeten Regie-

Weise dies zu bewirken sein dürfte, auch fehlen mir dazu mancherlei Fachkenntnisse.

Ich habe es nur für meine Pflicht Eurer Majestät gegenüber gehalten, offen meine Ansicht alleruntertänigst auszusprechen und auf die Gefahr, welche ich allmählich immer mehr anwachsen sehe, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen.

Wenn ich es wage, einen Vorschlag zu machen, so ist es der, daß bei etwa zu gebenden Gesetzen in vollster Deutlichkeit das Ziel, „der Kampf gegen die Umsturzpartei", zum Ausdruck gebracht werden möchte. „Sozialdemokratie" ist ein zu undeutlicher, von den niederen Volksschichten ohne weiteres noch gar nicht gegen den Staat und die bestehende Gesellschaftsordnung gerichteter Begriff. Ich glaube, daß große Mengen, die sich jetzt offen als Anhänger der Sozialdemokratie bekennen, doch Bedenken tragen würden, namentlich in der ländlichen Bevölkerung, sich offen einer Umsturzpartei zuzurechnen.

Waldersee.

*

Daß viele im Lande meine Ansichten teilen, weiß ich ganz genau, ich glaube aber kaum, daß irgend jemand seit Bismarcks Abgang den Mut gehabt hat, sie dem Kaiser auszusprechen.

31. Januar.

Ich war gestern mit Marie in Kiel zur Taufe des Prinzen Sigismund.[1]) Es war eine recht würdige Feier. Ich war natürlich sehr gespannt, ob der Kaiser mir etwas über meine Denkschrift sagen würde, empfing aber gleich bei der Ankunft von Hahnke die Mitteilung, daß sie ihm sehr gut gefallen habe. Sobald mich der Monarch sah,[2]) gab er mir die Hand

---

rungen zustimmen sollten, als äußersten Schritt den Austritt Preußens aus dem Reiche und die Wiederherstellung des Reiches auf neuer Grundlage für geboten. „Die Abschaffung des Reichstagswahlrechts wäre einfach damit zu begründen, daß es sich nicht bewährt hat, denn nachweislich sind, nachdem es nunmehr fast dreißig Jahre im Gebrauch ist, die Massen nicht zufriedener, sondern unzufriedener geworden; es ist deshalb eine grade für die unteren Volksklassen wohlgemeinte Maßregel, wenn eine Veränderung des Wahlrechts angestrebt wird." Vgl. auch O. Hammann, Der mißverstandne Bismarck, S. 31 f. Eine ganz ähnliche Ansicht vertrat übrigens in dieser Zeit der ehemalige, als „liberal" geltende (vgl. Gedanken und Erinnerungen, III, S. 74) Kriegsminister v. Verdy, der — in einem Briefe vom 25. Februar an den Verfasser — die „Stärkung" der inneren deutschen Verhältnisse „zunächst in dem Zusammenbruch der konstitutionellen, parlamentarischen Institutionen, welche alle Autorität untergraben", sieht.

[1]) Des jüngeren Sohnes des Prinzen Heinrich.

[2]) [Anm. des Verfassers.] Es war an der Frühstückstafel, als ich mich eben ihm gegenübersetzen wollte. Seine Worte wurden also von vielen gehört und erregten nicht wenig Aufsehen.

und sagte: „Ich danke Ihnen sehr für Ihre Denkschrift, ich bin sehr froh, daß endlich jemand die Wahrheit offen ausspricht; ich habe sie in der neulichen Sitzung des Staatsministeriums vorgelesen; Sie hätten mal die Gesichter der Herren sehen sollen; ich dachte, sie würden in die Erde sinken."

Ich war natürlich in sehr froher Stimmung, die sich noch steigerte, nachdem ich mit dem Kaiser nach dem Diner längere Zeit gesprochen hatte. Die Konversation drehte sich mit Ausnahme weniger Minuten, in denen von den vergangenen und den nächsten Kaisermanövern die Rede war, um innere und äußere Politik. Ich sah, wie der Kaiser die Dinge doch sehr ernst ansieht. Er wird jetzt, wie dies ja auch, solange Hohenlohe im Amte, gar nicht anders möglich ist, inbezug auf die soziale Frage nichts tun, gedenkt sie aber als Wahlparole zu benutzen und ist völlig überzeugt, daß festes Zugreifen nötig werden kann. Schließlich erklärte er: „Ich sehe die nächste Zukunft als recht ernst an; sollte es mir zu bunt werden, so müssen Sie heran." Nach dem ganzen Zusammenhange war damit gemeint: „zum Kanzlerposten". Es ist dies das erstemal, daß er mir eine solche Andeutung gemacht hat, übrigens fügte er noch hinzu: „Ich weiß, wenn es zum Schießen kommen muß, so werden Sie es gründlich tun."

Sehr unzufrieden war er mit Österreich, wo man, nach Eulenburgs Berichten, mit Rußland stark zu kokettieren anfängt, und wo jesuitische Einflüsse gegen uns sehr zunehmen. Einige Spitzen gegen Bismarck, dessen Enthüllungen großen Schaden getan hätten, liefen dabei mit unter.

Als ich ihn fragte, ob nicht beim Kampf gegen den Umsturz der Papst als Bundesgenosse in Betracht käme, erwiderte er, dieser habe anerkannt, durch Lavigerie[1]) auf einen falschen Weg geraten zu sein, und zugegeben, daß er, der Kaiser, ihm bei dem ersten Besuch die soziale Gefahr sehr richtig dargestellt hätte. Aus Furcht vor den Jesuiten werde es dem Papste jedoch schwer umzulenken.

Während der Unterhaltung vervollständigte der Kaiser mit Buntstift eine graphische Darstellung des Anwachsens der französischen und deutschen Marine und kam auch auf die Notwendigkeit der Flottenvermehrung bei uns. Schließlich gab er mir die Zeichnung und empfahl mir deren Studium.

Als er mich entließ, versicherte ich ihm, wenn er mich zu festem Zufassen gebrauchen wollte, würde er sich nicht täuschen, nur dürfte die Probe nicht mehr zu lange aufgeschoben bleiben, sonst würde ich zu alt. Er sagte: „Na, das wollen wir dann sehen," und entließ mich sehr freundlich.

---

[1]) Kardinal, Generalvikar für das französische Kolonialafrika, Vorkämpfer der Antisklavereibewegung, erklärte sich 1890 für ein versöhnliches Nebeneinanderwirken von Kirche und Staat in Frankreich und wirkte in Rom zugunsten der republikanischen Staatsform.

Überlege ich mir heute in Ruhe alles, einschließlich dessen, was ich sonst noch in Kiel hören konnte, so befestigt sich mein Eindruck, daß der Kaiser sich wirklich mit dem Gedanken trägt, mich unter Umständen zum Kanzler zu machen. Er ist mit der Haltung Hohenlohes und des Ministeriums zur Zeit sehr unzufrieden und läßt dies die Genannten auch fühlen. Nur Miquel ist ihm angenehm, was er durch den Schwarzen Adlerorden öffentlich kundtun wollte. Die alle Welt überraschende und an sich auch nicht zweckmäßige Verleihung der gleichen Auszeichnung an Lucanus erfolgte im Hinblick darauf, daß dieser zur Zeit dem Kaiser gegen das Ministerium energisch zur Seite steht; der Monarch hat weniger die Verdienste seines Kabinettschefs anerkennen, als anderen zeigen wollen, daß er an diesem festhält. Daß der Kaiser mir die Zeichnung mit der betonten Bemerkung übergab, für die Flotte müsse bald Großes geschehen, deutet die Möglichkeit eines Kanzlerwechsels infolge dieses Problems an, denn Hohenlohe leistet jenen Marineplänen Widerstand. Allerdings schien der Kaiser einen nahen Wechsel noch nicht im Auge zu haben, doch pflegen sich Entschlüsse über derartige Fragen sehr schnell zu vollziehen, auch hat er in den letzten Wochen mehrfach von der Absicht gesprochen, zum Frühjahr ein großes Neuarrangement vorzunehmen. Ich wünsche von Herzen, daß er es tut, dann aber eine geeignetere Kraft findet als mich! Man kann ja auch bei diesem so lebendigen Herren nie wissen, was noch dazwischen kommt. Ich habe mir sowohl Lucanus als Hahnke gegenüber zu bemerken erlaubt, daß aus der Wilhelmstraße bald gegen mich Vorstöße erfolgen würden, denn diese Herren vertragen es nicht, daß ich dem Kaiser näher trete, und haben mich ja auch sonst auf dem Strich. Vorläufig habe ich aber wieder allen Anlaß, dankbar zu sein dafür, daß der Herr gütig in mein Geschick eingreift und Herz und Sinn des Kaisers zu meinen Gunsten gelenkt hat. Möge er nun auch noch die Netze zerreißen, die meine Widersacher mir gestellt haben. Ich habe mich in den letzten Wochen oft an dem 62. Psalm erbaut.

Der morgige Empfang von Murawiew in Kiel soll möglichst einfachen und unzeremoniellen Charakter tragen. Seine Pariser Reise ist doch eine recht unfreundliche Demonstration. Seine Ernennung ist ein Werk der sehr einflußreichen Kaiserin-Mutter. Murawiew soll in Kopenhagen sehr arg über uns gelästert haben.[1])

2. Februar.

Meine persönliche Angelegenheit macht mir noch immer Sorgen. Einerseits die vielleicht nahe Aussicht, Kanzler zu werden, andererseits drohende Unannehmlichkeiten, die mich zum Abschied nötigen könnten. Was mag der Herr mit mir vorhaben?

---

[1]) Vgl. jedoch o. S. 385 Note 2.

10. Februar.

Der Kaiser hat bei Miquel diniert und ist dabei mit seinen Flottenplänen herausgekommen, man kann wohl sagen, vor die Öffentlichkeit getreten. Ich bin gespannt, wie sich Hohenlohe benehmen wird. Da alle Liberalen ihn gern im Amte halten wollen, so mag es sein, daß sie jetzt die Ausführungen des Kaisers noch nicht kommentieren, da der gute Onkel Chlodwig sonst in arge Verlegenheit geriete.

16. Februar.

Ich bin noch fortwährend durch dieselbe leidige Angelegenheit beunruhigt. Meine anfängliche Annahme, daß das erste Auftreten Marschalls im Prozeß Lützow-Leckert hauptsächlich gegen mich gerichtet war, hat sich durch die seitherigen Erfahrungen nur befestigt.[1]) Welche Motive zugrunde liegen, ob Rachsucht, ob die Furcht, ich sei wieder Kanzlerkandidat, ob irrtümliche Vorstellungen oder alles zugleich, ist mir nicht völlig klar. Nach meiner Meinung zieht sich das Gewölk immer dunkler zusammen, und wird schließlich alles darauf ankommen, ob der Kaiser fest bleibt; schwer wird es ihm gewiß gemacht werden.

28. Februar.

Am 26. war ich nach Kiel gereist zum Ball beim Prinzen Heinrich. Der Prinz besuchte mich vor Beginn des Festes in meinen Räumen. Das Gespräch kam auf die Marinevorlage. Der Prinz glaubt, der Kaiser wolle jetzt die Dinge ruhig laufen lassen, aber für die neuen Reichstagswahlen mit großen Plänen hervortreten; auf meinen Einwurf, daß eine Marinevorlage als Wahlparole nicht ausreiche, um einen guten Reichstag zu erhalten, deutete er an, daß die soziale Frage damit wohl verbunden werden würde.

Etwas besorgt bin ich darüber, daß der Kaiser zu Hinzpeter von mir geäußert haben soll: „Waldersee ist noch jung genug; er ist frisch und schneidig und haut auch noch drauf los."[2]) So etwas wird ja sofort weiter erzählt und genügt, um in verschiedensten Lagern gegen mich zu alarmieren.

Wie schwer es der Monarch seinem Kanzler macht und wie leicht er diesen in Verlegenheit bringt, ersah ich aus der Äußerung des Prinzen Heinrich, sein Bruder habe dem türkischen Botschafter[3]) in einer Gesellschaft vor verschiedenen Zeugen gesagt: „Weshalb überschreiten denn Ihre

---

[1]) Vgl. jedoch o. S. 383, Note 3.
[2]) Quelle: Brief Verdys vom 25. Februar.
[3]) Galib-Bei.

Truppen noch nicht die griechische Grenze? Sagen Sie dem Sultan, wenn er auf meine Freundschaft Wert lege, solle er mit größter Energie losgehen." Das ist wahrlich dazu angetan, jemanden, der die auswärtige Politik leiten soll, zur Verzweiflung zu bringen.

1. März.

Ich erhielt heute ein Schreiben vom Admiral Senden,[1]) wodurch meine Kieler Vermutung, daß der Kaiser mich für seine Marinepläne gewinnen will, sich bestätigt. Ich kann nicht leugnen, daß es mir nicht leicht werden wird, seinen Auffassungen beizustimmen, es sei denn, daß er mir politische Ziele zu zeigen vermag, die ich zunächst noch nicht erkennen kann. Die Geldfrage würde schließlich zu lösen sein, wenn die Pläne nicht gar zu großartig sind. Das Schlimme ist aber, daß von einer Konkurrenz mit England doch keine Rede sein kann, und daß ich nicht zu glauben vermag, daß wir mit diesem Lande je wieder auf einen guten Fuß kommen. Solange wir keine Kolonialpolitik trieben und eine nur winzige Flotte hatten, auch unsere Industrie nicht so entwickelt war, galten wir bei den Engländern als ganz wünschenswerte Bundesgenossen. Jetzt ist es Englands Ziel, uns als Seemacht nicht aufkommen zu lassen. Auch dieser Umstand weist deutlich auf Wiederherstellung des guten Verhältnisses zu Rußland.

16. März.

Ich war vom Prinzen Albrecht zur Einsegnung seines jüngsten Sohnes eingeladen und infolgedessen gestern und vorgestern in Berlin. Als bei der Versammlung vor der Einsegnung der Kaiser mich sah, kam er sogleich auf mich zu und begann lebhaft: „Was sagen Sie zur Ablehnung der Schiffe in der Reichstagskommission?"[2]) Es entspann sich nun ein Gespräch, aus dem hervorging, daß der Kaiser außerordentlich verbittert ist. Er erzählte auch, daß sowohl Hollmann als der Kanzler den Abschied eingereicht hätten; den von Hollmann würde er bewilligen,[3]) mit Hohenlohe wolle er es sich noch überlegen. Er werde den Reichstag schließen, sobald der Etat beraten sei. Besonders scharf sprach er sich über das Zentrum aus und sagte: „Das Ganze ist ein Kampf der katholischen Kirche gegen das evangelische Kaisertum."

---

[1]) Konteradmiral v. Senden, Chef des Marinekabinetts, kündete am 28. Februar dem Verf. eine auf Befehl des Kaisers erfolgende Sendung von Übersichten über Kriegsschiffneubauten an.

[2]) Die Kommission hatte schli ßlich (13. März) an der Hollmannschen Vorlage Abstriche in Höhe von über 12 Millionen Mark vorgenommen.

[3]) Der Staatssekretär des Reichsmarineamts erhielt am 18. Juni seinen Abschied bewilligt.

Leider kommt ihm diese Erkenntnis etwas spät. Ich erwiderte, man habe ihm von dieser Seite mancherlei übel genommen und nun die Gelegenheit vom Zaun gebrochen, um ihm seine Macht zu zeigen, dabei wisse man ganz genau, daß die Ablehnung von zwei Kreuzern und einigen Torpedobooten nicht bedeutend genug sei, um damit eine Auflösung begründen zu können. Ich fragte, wie er mit den deutschen Fürsten stände, falls das Verhältnis zum Reichstag noch schlechter werden sollte, worauf er erwiderte, daß dem Prinzregenten von Bayern gar nicht zu trauen sei.

Der Kaiser klagte bitter über Bismarck, der ihm auch in der kretischen Frage Schwierigkeiten zu bereiten suche. Er sei überzeugt, richtig gehandelt zu haben, da ohne sein Eingreifen sicherlich ein großer Krieg entstanden wäre.[1])

Ich berührte das Problem Transvaal und erklärte, England sei nach meiner Ansicht entschlossen, diese Frage jetzt wieder energisch aufzunehmen, mit der Hauptabsicht, uns und besonders ihm, dem Kaiser, Unannehmlichkeiten zu bereiten. Leider sprach er nun die Ansicht aus, wir müßten in der Stille unsere Truppen in Südwestafrika verstärken, um dereinst den Buren die Hand reichen zu können. Nach meiner Ansicht würde dies den Krieg bedeuten; ich konnte aber nicht darauf eingehen, da die Kaiserin sich nahte und die Feierlichkeit begann.

Aus der Unterhaltung und aus dem, was ich sonst noch hören konnte, ging für mich mit Sicherheit hervor, daß der Kaiser tief verletzt und auch sehr unzufrieden sowohl mit Hohenlohe als mit Marschall ist, aber noch nicht weiß, wie er weiter operieren soll. Zu einem großen Schritt ist er augenscheinlich noch nicht entschlossen, rechnet aber mit einem Kanzlerwechsel nach dem Reichstagsschluß. An mich mag er dabei wohl auch denken, jedoch mehr als an eine ultima ratio. Gott gebe, dieser Kelch geht an mir vorüber. Allerdings habe ich mehrfach von Bekannten hören müssen, daß man in gutgesinnten Kreisen beharrlich auf mich rechnet und dabei der Ansicht ist, ich sei der Einzige, der sich als Kanzler mit dem Kaiser so einrichten könnte, daß Würde und Selbständigkeit der Stellung gewahrt blieben.

Ich hatte längere Unterhaltungen mit August und Botho Eulenburg, mit dem Oberstkämmerer,[2]) mit dem Hausminister, Admiral Senden, General Falckenstein, auch mit einigen Reichstagsabgeordneten und mehreren alten Bekannten, die sich viel in Berlin umsehen, wie z. B. Verdy. Bei allen große Besorgnis und meist tiefe Verstimmung. Charakteristisch

---

[1]) Nach den Worten Eugen Richters hatte Deutschland „gewissermaßen die diplomatische Führung in der kretischen Angelegenheit“ übernommen. (Vorschlag, den Piräus zu blockieren.) Am 17. April kam es doch zum Kriege zwischen den Türken und Griechen, der allerdings lokalisiert blieb.

[2]) Christian Kraft Erbprinz zu Hohenlohe-Oehringen.

für mich waren die Klagen des Oberstkämmerers, da aus ihnen die Stimmung im Reichskanzlerpalais erkennbar war. Das Eingreifen des Kaisers in die äußere Politik[1]), seine Rede beim brandenburgischen Provinziallandtag, das Ausspielen der Flottenpläne durch Hollmann waren hier die Hauptklagepunkte; namentlich die Rede hat betrübt und angeblich bei allen Parteien verletzend gewirkt. Ich konnte dem guten Christian Kraft nicht sagen: Warum läßt sich denn Ihr Onkel das alles ruhig gefallen? Es ist eben soweit, daß der Kanzler am Amt hängt, gerade wie vor ihm Caprivi und Bismarck es getan haben. Steht er dem Kaiser Auge in Auge gegenüber, so unterliegt er immer, dann pflegt er einen Brief zu schreiben, in dem er manchmal ganz energisch sein soll, aber doch nie soweit geht, ernsthaft zu kündigen. Sein jetziges Abschiedsgesuch hat nur die Bedeutung, vor der Welt zu zeigen, daß er mit Hollmann übereinstimmt, was tatsächlich keineswegs der Fall ist.

In den weitesten Kreisen soll die Stimmung gegen den Kaiser eine sehr schlechte sein. Eigentlich sind alle Parteien teils feindselig, teils tief verstimmt und betrübt. Es ist nun soweit, daß man an allem, was der Herr treibt und sagt oder gesagt haben könnte, bittere Kritik übt. Seine autokratischen Neigungen sind allmählich erkannt worden, man weiß, daß er sich um andere Ansichten nicht mehr kümmert, sondern alles besser versteht. Ich würde weniger Sorge haben, wenn seine Nerven ganz gesund wären; da könnte man sagen, er muß durch Erfahrung geläutert werden. Jetzt ist er ganz entschlußlos; ich glaube also, daß, wenn er den Reichstag bald schließt und nicht ganz besondere Ereignisse eintreten, ihn schnell andere Eindrücke, Reisen usw. ablenken, und er dann alles ruhig laufen läßt. Für die nächsten Tage beschäftigt ihn die Zentenarfeier vollständig.

20. März.

Trotz aller Bemühungen und großer Anstrengungen Hohenlohes, Marschalls und Hollmanns sind die Kreuzer heute abgelehnt worden, und sie werden auch in der dritten Lesung wieder abgelehnt werden. Was wird der Kaiser tun? Nach allem, was vorhergegangen ist, müßte er etwas Energisches tun und eigentlich Hohenlohe entlassen. Ich glaube aber, es wird nichts geschehen, und Hohenlohe auch nicht fortgehen, der bedenkliche Zustand also noch weiter dauern.

26. März.

Die Zentenarfeiern sind vorüber und, wie es scheint, überall sehr schön verlaufen; es fehlt aber leider der Mut zu einem großen Entschluß, und man fängt in weiten Kreisen an, dies zu merken.

---

[1]) In der Kretafrage.

27. März.

Die vereinigten Flotten, darunter auch das deutsche Schiff, haben nun wirklich in ein Gefecht der kretensischen Insurgenten mit den Türken zugunsten der letzteren eingegriffen. Ich halte dies für unerhört und unwürdig. Die Politik sämtlicher Mächte ist erbärmlich und die unsrige mir völlig unverständlich. Mögen die Diplomaten sagen, was sie wollen, es ist eine ewige Schmach für die Christenheit, daß ihre Kriegsschiffe zum Besten der Türken auf Christen schießen. Ob die Kreter schlechte Menschen sind oder nicht, spielt dabei keine Rolle. Nachdem es aber zugelassen worden ist, daß im vorigen Jahre 100—200 000 Armenier, meist in entsetzlicher Art, ums Leben gebracht sind, braucht man sich jetzt über nichts zu wundern.

6. April.

In ausländischen Zeitungen scheint seit einiger Zeit wieder in maßloser Weise über den Kaiser gelästert zu werden. Nächst der Brandenburger Rede ist es namentlich die Zentenarfeier, die den Stoff dazu liefert. In englischen und amerikanischen Zeitungen wird mit größter Dreistigkeit verbreitet, der Monarch sei geisteskrank.

16. Mai.

Seit einigen Wochen bin ich nun fast täglich wieder in den Zeitungen als Kanzlerkandidat zu finden. Die Leute müssen eine entsetzliche Angst vor mir haben. In dieser Stimmung hat man mich, während ich in Schleswig war, mehrfach in Berlin gesehen, sogar auch in Begleitung des Kaisers! Dieser ist nunmehr unterwegs und bleibt es mit wenigen Tagen Pause bis zum Herbst. Er wird also keine Lust haben, sich einen Kanzler- und Ministerwechsel auf den Hals zu laden; ich glaube, alle Fragen werden bis zum Herbst vertagt.

24. Mai.

Ich hatte mit Windheim[1]) eine lange Unterhaltung über die Möglichkeit, daß mein Name im Prozeß Tausch genannt würde — er hatte mich freundlichst darauf aufmerksam gemacht — und fand bei ihm vollstes Verständnis dafür, daß dies, wenn irgend möglich, vermieden werden müßte. Das Schauspiel, wenn ich im Schwurgerichtssaal gegebenenfalls das Auswärtige Amt anklagen würde, gegen mich intrigiert und mich

[1]) Dem Berliner Polizeipräsidenten. Der Verf. war am 17. und 18. in Berlin gewesen.

in der Presse angegriffen zu haben, mit allen weiteren Folgen, schien ihm im Interesse des Staates unbedingt vermieden werden zu müssen. Er selbst hat fraglos den besten Willen und meinte, Marschalls Wünsche hätten keine große Bedeutung, weil dieser wie auch der Oberstaatsanwalt genau wüßten, daß der Kaiser über den ganzen Prozeß sehr verstimmt sei, und namentlich Marschalls Verhalten dabei mißbillige.

30. Mai.

Heute besuchte mich der Reichstagsabgeordnete Graf Schwerin-Löwitz. Auch er sieht unsere inneren Verhältnisse als sehr traurige an und beklagte die ungeschickte Einbringung des Vereinsgesetzes. Er glaubt noch an die Möglichkeit eines nahen Kanzlerwechsels, die ich ihm auszureden versuchte, da der Kaiser vor dem Herbst so etwas nicht unternehmen werde. Auf was für wunderliche Ideen man kommen kann, illustrierte er durch die Mitteilung, es sei ganz ernsthaft besprochen worden, die Marineforderungen vor den Landtag zu bringen!!! Ich habe mich daran gewöhnt, alles für möglich zu halten, warum sollte also nicht auch jener Gedanke seine Vertreter finden? Graf Schwerin eröffnete mir dann, daß man in sehr intimen Besprechungen der konservativen Partei übereingekommen sei, mich für den geeignetsten Kanzlerkandidaten zu halten. Ich konnte ihm nur erwidern, daß ich den dringenden Wunsch hätte zu bleiben, was ich bin, mich für den Kaiser nicht eignete und der Ansicht sei, es müsse ein weit jüngerer als ich genommen werden. Interessant war es nur, bestätigt zu finden, was Henckel und andere mir seit einiger Zeit sagen, daß man auf mich in Berlin allgemein aufmerksam sei, und daß in Hohenloheschen Kreisen mit mir gerechnet würde.

31. Mai.

Vorher besuchte mich Oberbürgermeister Giese, ein sehr verständiger und mir sehr ergebener Mann. Er war als Herrenhausmitglied einige Zeit in Berlin gewesen und hatte sich dort ausschließlich in politischen, u. a. auch in nationalliberalen Kreisen bewegt. Er sagte, man erwarte ganz allgemein noch in dieser Woche große Veränderungen und nenne mit vieler Bestimmtheit mich als Hohenlohes Nachfolger; ich hätte dem Kaiser Denkschriften eingereicht und dabei den Abgang von vier Ministern, sowie von Lucanus und Hahnke verlangt.

Ich notiere dies nur, weil Giese wirklich ein sehr verständiger Mann ist und wiederholt versicherte, er habe nur mit ernsten Leuten verkehrt. Die Sache ist bezeichnend für die bei uns herrschende Verwirrung und Aufregung, die zu den abenteuerlichsten Gerüchten führt. Hierzu gehört

auch die Ausstreuung, daß ich an den „Konventikeln" beim Grafen Henckel teilnähme. Wer kann solchen Blödsinn fabrizieren? Ich glaube, es steckt mehr Niedertracht als Dummheit dahinter. Daß ich dem Kaiser Denkschriften eingereicht haben soll, ist auch so eine böswillige Behauptung. Man hat wohl in der Angst vor mir den dringenden Wunsch, mich beim Monarchen wieder zu diskreditieren. Was für ein böses Gewissen müssen die Leute haben?

9. Juni.

Am vorigen Freitag hat der Prozeß Tausch mit der Freisprechung des Angeklagten geendet. Schwerlich wird es einen urteilsfähigen Menschen geben, der nicht der Ansicht ist, daß Marschall durch sein Vorgehen nicht im geringsten genützt, wohl aber unendlich geschadet hat; die ausländische Presse fällt die schärfsten Urteile, leider vielfach völlig mit Recht. Für mich bleibt noch ganz unaufgeklärt, weshalb Marschall in Sachen Schumann, die ihm seit Anfang 1891 bekannt waren, gerade im vorigen Dezember losgegangen ist. Vor sechs Jahren hat man alles gehen lassen, Schumann ist bis zur Verhaftung v. Tauschs unangefochten in Berlin gewesen, wo er doch mühelos verhaftet werden konnte. Er scheint auch nicht ein einziges Mal vernommen worden zu sein. Bei den Schwindeleien Lützows und den Verhandlungen Tauschs mit Bronsart, Köller usw. scheint er nicht beteiligt. Augenscheinlich sind beim Präsidenten des Gerichts und beim Oberstaatsanwalt mächtige Einflüsse am Werke gewesen, damit alles herausblieb, was nicht unbedingt zum Prozesse gehörte. So ist auch die Kotzesche Angelegenheit, von der viele wieder zu hören hofften, nicht berührt worden. Bezeichnend ist, daß zu Beginn des Prozesses auf Bronsart eingewirkt wurde, er möge bei seinen Zeugenaussagen Köller nicht kompromittieren! Sollten Marschall und Konsorten, als sie gegen Tausch vorgingen, in mir wieder einmal den kommenden Mann gewittert haben, und sollte die Grundtendenz des Angriffes gegen mich gerichtet gewesen sein? Das ist wohl möglich und auch nicht ausschließlich meine Empfindung. Hätte der Prozeß die Folge, daß ich als Kanzlerkandidat definitiv ausscheide, so würde ich ihn als ein glückliches Ereignis betrachten. Wer die Hauptschuld an den so verworrenen Zuständen bei uns trägt, will ich hier heute nicht erörtern, ganz fraglos ist die Presse selbst in hohem Grade verantwortlich zu machen.[1]) Die Schuld an der Verhetzung, dem gegenseitigen Mißtrauen und der Charakterlosigkeit kommt allerdings nicht auf ihr Konto.

---

[1]) Im gleichen Sinne hatte sich damals Maximilian Harden auf Wunsch des „Kleinen Journals" in diesem Blatte geäußert.

13. Juni.

In Wiesbaden[1]) traf ich in meinem Hotel den Minister Miquel, der sich etwas erholen wollte. Er wurde am 11. telegraphisch durch den Kanzler nach Berlin gerufen. Ich bin überzeugt, daß nunmehr die Krisis zur Entscheidung kommen wird, und zwar so, daß Hohenlohe bleibt und Miquel als eine Art Vizekanzler und Vizepräsident des Staatsministeriums an seine Seite tritt. Miquel wollte es nicht recht Wort haben, mir schien es aber, daß er sich völlig in die Situation hineingedacht hatte. Er beklagte sich nur, daß seine Arbeitskraft nicht mehr ausreichen würde, und meinte, die Boetticherſche Stelle im Reiche sei überhaupt nichts für ihn.[2]) Am interessantesten war mir seine Erklärung, nur dann mitzumachen, wenn ein Programm festgelegt und vom Kaiser genehmigt würde, und wenn man entschlossen wäre, mit dem Zentrum zu paktieren. Auch eine wirkliche Aussöhnung mit Bismarck hielt er für nötig, so daß man auf dessen Hilfe rechnen könne. Das Schlimme ist nur, daß der Kaiser sich wohl noch nicht an ein Programm binden wird, in der äußeren Politik jedenfalls bestimmt nicht. Da er diese nach wie vor selbst leiten will, behält er auch den Onkel Chlodwig gewiß ganz gern.

16. Juni.

Wir stehen in der Tat vor einem großen Personenwechsel.[3]) Der erste Schritt ist, daß Boetticher zurücktritt, und zwar in völliger Ungnade. Der Kaiser hat ihm seine Haltung im Reichstage, als man dort ganz unberufenerweise das preußische Vereinsgesetz besprach, mit Recht sehr übel genommen; hinzu kam, daß bei dem Fest, welches die Gartenbauausstellung dem Reichstage gab, das Kaiserhoch (aus Angst vor den Sozialdemokraten) unterblieben ist, wofür Boetticher verantwortlich gemacht wurde. Miquel wird Vizepräsident des Staatsministeriums, Posadowski Staatssekretär des Innern. Sodann tritt Marschall zurück und Bernhard Bülow — der Botschafter in Rom — an seine Stelle. Man hofft, daß unter diesen Umständen Holstein, über den der Kaiser allmählich klar zu sehen beginnt, von selbst gehen wird.[4]) Leider wird wiederum mein Name für den Kanzlerposten genannt. Wenn die guten Leute nur glauben wollten, daß ich keinen anderen Wunsch habe, als noch ein Weilchen hier zu bleiben und mich dann in die Stille zurückzuziehen.

---

[1]) Wo Verf. gelegentlich einer Komiteesitzung des Offiziervereins in Eltville wohnte.

[2]) In der Tat wurde dann auch der bisherige Staatssekretär des Reichsschatzamts Graf Posadowsky-Wehner Staatssekretär des Innern und Stellvertreter des Reichskanzlers.

[3]) Verf. war kurz vorher zur Beerdigung des Generals v. Albedyll in Potsdam gewesen.

[4]) Bekanntlich begann im Gegenteil jetzt erst eine „Aera Holstein“.

23. Juni.

Gestern ist im Abgeordnetenhause das Vereinsgesetz wieder vorgenommen worden. Es charakterisiert unsere Zustände, daß allein der Minister Recke[1]) dasselbe vertritt, während der Ministerpräsident, der doch den Entwurf unterschrieben hat, zu verstehen gibt, daß er ein Gegner des Gesetzes sei. Daß Hohenlohes Sohn Alexander im Reichstag gegen das Gesetz Opposition gemacht hat, findet die volle Billigung des Vaters. Da augenscheinlich Miquel beim Kaiser jetzt sehr in Gnaden und der hohe Herr entschieden „hohenlohemüde" ist, so würde bei etwaigem Zwiespalt Miquel im Vorteil sein. Ich bleibe übrigens bei meiner Ansicht, daß erst der Herbst die Entscheidung bringt.

28. Juni.

Es war unmöglich, den Kaiser in Ruhe allein zu sprechen,[2]) ich mußte also meine Absicht, ihn zu fragen, wie er über mein Verbleiben im Dienste denke, aufgeben. Da ich durch einen Zufall mit Hahnke in eine Unterhaltung geriet, fragte ich diesen, ob er über die Ansicht des Monarchen Bescheid wisse. Jener erwiderte, daß der Kaiser im Kriegsfalle auf mich für ein hohes Kommando rechne, und mich nur deshalb nicht zum Armeeinspekteur mache, weil das Geld dafür fehle. Da mir auch August Eulenburg, der die kaiserliche Stimmung am besten kennt, bestätigte, daß ich unter keinen Umständen einen nachgesuchten Abschied erhalten würde, so werde ich die Frage vorderhand ruhen lassen.

1. Juli.

Nun bin ich mit meinen Besichtigungen fertig und kann mir wohl das Zeugnis ausstellen, daß ich tätig gewesen und auch körperlich derartigen Anstrengungen noch völlig gewachsen bin.

Das Heer der liberalen Zeitungen einschließlich der nationalliberalen befindet sich in höchst unbehaglicher Stimmung. Was sie nicht glauben wollten, oft aber gefürchtet haben, ist eingetreten: ihre Lieblinge Marschall und Boetticher sind nun wirklich entlassen, und man fühlt es durch, daß auch Hohenlohe bald gehen wird. Der Kampf gegen den siegreichen „ostelbischen Junker" ist die blödsinnige Parole. Die Wut richtet sich jetzt besonders gegen das ja leider so ungeschickt eingebrachte und noch ungeschickter verteidigte Vereinsgesetz. Unglaublich, aber wahr ist, daß das Preßbureau des Auswärtigen Amtes noch immer fortfährt, in seinen Organen den Abgang Marschalls als einen Akt der Kurzsichtigkeit und die Folge scheußlicher Intrigen besprechen zu lassen.

---

[1]) Freiherr v. der Recke v. der Horst, Minister des Innern.

[2]) Nämlich in Kiel, wohin Verf. gelegentlich der Regatta am 27. geladen war.

Immer weitere Kreise überzeugen sich, daß gegen das sic volo und die voluntas regis energisch Front gemacht werden muß. Habe ich dies nicht seit Jahren vorhergesagt? Wer aber sind die Hauptschuldigen? Sind es nicht die Caprivi, Marschall, Boetticher, Hohenlohe und ihre Helfer, sowie die Kabinettschefs und alle, die dem Kaiser immer nach dem Munde geredet haben? Jedenfalls recht erfreuliche Aussichten für den Nachfolger Hohenlohes. Daß der Kaiser als solchen nicht mich im Auge hat, weiß ich nach meinen letzten Begegnungen mit ihm bestimmt. Er reserviert mich nur für den Fall, daß es gar nicht mehr geht und zum Staatsstreich geschritten werden soll. Recht ehrenvoll, aber nicht erfreulich.

Schierke,[1]) 4. Juli.

In letzter Zeit hatte ich Gelegenheit, einiges von der Auffassung unserer obersten Heeresleitung zu erfahren. Der Kaiser ist, wie ich dies ja seit langem weiß, keineswegs der Mann der Offensive, für den er, wahrscheinlich zu unserem Nutzen, in der Welt gilt. Sein ganzes Verhalten den inneren Zuständen im Reiche und in Preußen gegenüber müßte das eigentlich dem aufmerksamen Beobachter zeigen; man läßt sich aber durch die vielen Kraftaussprüche täuschen. Auf dem Gebiete der Kriegführung liegt es ebenso. Unsere Gegner glauben noch immer, daß wir einmal über sie herfallen könnten, und ahnen augenscheinlich noch nicht, daß wir völlig unter dem Drucke stehen, eines schönen Tages von ihnen überfallen werden zu können. Im Westen läßt sich so etwas ja eher mit ansehen, weil unsere Grenze kurz und durch Festungen, namentlich aber durch Truppen gut gedeckt ist. Gleichwohl besteht die Neigung, auch hier noch mehr Befestigungen anzulegen. Schutz unserer langen Ostgrenze, und sei es auch nur des auf dem rechten Weichselufer gelegenen Teiles, durch Befestigungen zu bewirken, ist einer der unglücklichsten Gedanken, die jemals gefaßt worden sind. Hier hilft uns allein die Offensive, und daß wir diese aufgegeben haben, ist tief betrübend. Weil ein paar russische Kavalleriedivisionen in der Nähe der Grenze disloziert sind, soll sowohl die Mobilmachung des 1. und 17. Armeekorps wie unser Aufmarsch auf dem rechten Weichselufer in Frage gestellt sein, die russische Kavallerie die Provinz überschwemmen und alle Eisenbahnen bis zum Frischen Haff hin zerstören können. Dagegen will man mit Befestigungen Abhilfe schaffen! Was würde der verewigte Feldmarschall sagen, wenn er das hörte![2]) Sollte seine Schule von so kurzer Wirkung gewesen sein? Da der Kriegsminister gemerkt hat, daß der Kaiser sich für Festungsbauten und besonders für

[1]) Wo Graf und Gräfin W. am 2. zur Erholung eingetroffen waren.
[2]) Vgl. „Deutsche Revue“ 1921, Juniheft, S. 215 f.

technische Konstruktionen interessiert, ist er sofort zum Verfechter aller defensiven Ideen geworden und treibt womöglich den Monarchen in dieser Richtung noch weiter vorwärts. Leider spielen auch ganz bedenkliche Motive mit. Die an Panzertürmen, Lafetten, Platten usw. gewaltige Summen verdienende Großindustrie benutzt die Neigungen des Kaisers, um Geschäfte zu machen! Der Kaiser fand keinen Widerstand, als er das Ostheer zugunsten des Westheeres schwächte. Der Gedanke, auf dem rechten Weichselufer aufzumarschieren und sofort, noch vor vollendetem Aufmarsch, die Offensive zu ergreifen, wurde aufgegeben, an seine Stelle trat der Aufmarsch einer kleinen Armee in Oberschlesien, um gegen die obere Weichsel zwecks Vereinigung mit den Österreichern vorzugehen, eine Unternehmung, die leicht völlig fehlschlagen kann.[1]) Fehlt uns der Mut, den Aufmarsch so anzulegen, wie ich es getan — mit völliger Zustimmung des Feldmarschalls, der ihn allerdings als kühn bezeichnete —, so würde ich vorschlagen, die Hauptkräfte bei Thorn zu versammeln und etwas stromauf vorzugehen, was uns gar nicht verwehrt werden kann. Dringen die Russen dann in Ostpreußen ein, so fassen wir sie von Süden oder Südwesten und führen einen vernichtenden Schlag. Ich halte an meiner früher oft entwickelten Ansicht fest, daß wir für den Osten sieben Armeekorps, und zwar das 1., 17., 2., 3., 5., 6., 12. bestimmen müssen; für den Westen bleiben dann vierzehn, die nach meiner Überzeugung genügen. Treten wir im Osten erheblich schwächer auf, so bringen wir die Österreicher unter keinen Umständen zu einer frischen Offensive.

Altona, 3. August.

In neuerer Zeit ist wieder viel über einen Kanzlerwechsel gesprochen worden, wobei mein Name natürlich abermals häufig genannt wurde. Nun hat der Kaiser am Tage vor seiner Nordlandsreise zu meinem Hauptmann Bronsart gesagt: „Wenn ich von meiner Reise zurückkomme, wird in Altona etwas passieren, was Euch alle auf den Rücken fallen läßt." Auch behauptet Bronsart, in der Umgebung des Kaisers sei die Überzeugung verbreitet, ich würde demnächst Kanzler. All dies beunruhigt mich nicht im geringsten. Der Kaiser ist in Kiel und will übermorgen nach Rußland abreisen. Beabsichtigte er mit mir etwas, so hätte er mich nach Kiel kommen lassen.

22. August.

Vor einigen Tagen brachte der „Hamburgische Korrespondent" eine Nachricht über größere Veränderungen im diplomatischen Korps. Hatzfeldt

[1]) Dieser Plan hat denn auch nicht lange bestanden, vgl. „Preußische Jahrbücher" 1922, Maiheft, S. 207.

solle verabschiedet, Radolin nach London, Graf Saurma nach Rom, Marschall nach Konstantinopel und — Kiderlen nach Petersburg gesandt werden. Von diesem Letztgenannten, der noch immer mit Rosatzin in Korrespondenz steht, rührt das Ganze her. Wenn er sich selbst für geeignet zum Botschafter hält, so rechnet er dabei auf Murawiews Freundschaft.

29. August.

Herr Rosatzin erzählte unlängst, daß sein Freund Herr v. Kiderlen, ihm gesagt habe, infolge seines Einflusses sei ich nach Caprivis Sturz nicht Kanzler geworden, er werde auch dafür sorgen, daß es in Zukunft nicht geschehe. Es tut mir leid, bisher nicht gewußt zu haben, wie sehr ich dem Biedermann zu Dank verpflichtet bin.

Der Besuch des Präsidenten Faure in Rußland[1]) hat augenscheinlich Frankreich in einen Freudentaumel versetzt; das Stichwort Allianz ist gefallen.[2]) Unsere Presse macht ein süßsaures Gesicht und behauptet, nun sei der Friede völlig gewährleistet. Auch ich glaube nicht an Krieg, schon weil man im Auslande mit Wohlbehagen unsere Zustände beobachtet und sich sagt, daß es immer mehr bergab geht, wenn man uns nicht stört. Außerdem sehen Rußland wie Frankreich mit Genugtuung unser Verhältnis zu England immer schlechter werden.

30. August.

Ein Artikel „Reden und Wirkungen" in den „Leipziger Neuesten Nachrichten"[3]) rührt ganz fraglos von Bismarck her. Dieser sieht also doch die Lage recht ernst an; allerdings glaube ich nicht, daß er von den Görlitzer Abmachungen,[4]) die schriftlich, und zwar eigenhändig von beiden Kaisern, niedergelegt waren, Kenntnis hat. Aus zuverlässiger Quelle höre ich, daß der Kaiser einem anderen Fürsten gegenüber geäußert hat, er befinde sich mit dem Zaren in vollem Einverständnis darüber, daß alle Monarchen gegen die Umsturzbestrebungen zusammenhalten müßten.

In Österreich beginnt es immer unheimlicher auszusehen. Bei uns schimpft man auf Badeni[5]) und Taaffe und sieht nicht, daß die ganze, groß-

[1]) 23. bis 26. August.

[2]) Bekanntlich erhielt hier eine längst bestehende Sache nur, auch von russischer Seite, ihren richtigen Namen. Vgl. R. Kjellén, Dreibund und Dreiverband, S. 63—68.

[3]) Sonntagausgabe vom 29. August. Der betr. Artikel behandelte die russisch-französische Intimität, wie sie sich gelegentlich des Besuches von Faure besonders offenbart hatte.

[4]) Bei der dortigen Begegnung des deutschen und des russischen Kaisers am 5. September 1896.

[5]) Graf Badeni, österreichischer Ministerpräsident.

angelegte Bewegung gegen das Deutschtum doch nicht möglich wäre, wenn sie nicht im Kaiser Franz Joseph die eigentliche Stütze fände. Nachdem wir Österreich aus Deutschland herausgedrängt hatten, begann man dort naturgemäß sich dem Slawentum zuzuwenden. Die Tschechen kokettieren seit langer Zeit mit Franzosen und Russen und suchen mit den Polen eine Interessengleichheit herzustellen; wird noch zehn Jahre so weiter gearbeitet, dann haben die Deutschen in Böhmen und Mähren völlig ausgespielt. Schwere Zeiten stehen uns bevor, wir haben wahrlich Grund, im Innern Ruhe zu schaffen und unser Schwert scharf zu halten. Dennoch ist in mir die felsenfeste Überzeugung, daß Deutschland noch nicht seinen Höhepunkt überschritten hat, daß ich noch ein Großdeutschland erlebe, welches bis zum Adriatischen Meere reicht.[1])

17. September.

Am 11. früh fuhr ich mit Marie nach Neversdorf zur Beisetzung des Grafen Holstein.[2]) Er war ein vornehmer, braver Mann und sehr angesehen bei hoch und niedrig.

6. Oktober.

In Hamburg ist jetzt ein sozialdemokratischer Parteitag. Die Leute treten mit großer Sicherheit auf und suchen eine gewisse Siegeszuversicht zur Schau zu tragen. Man kann aber deutlich sehen, daß sie eine heillose Angst vor dem Staatsstreich haben. Sie zeigen damit, daß sie die Staatsgewalt doch für stark genug halten, den Coup durchzuführen. Sehr schmeichelhaft ist es für mich, daß man mich offen als den bezeichnet, der das „Niederkartätschen" besorgen würde.

20. Oktober.

Am 15. reiste ich nach Berlin zur Fahnenweihe. Am 16. war die Nagelung, am 17. die eigentliche Feier, bei der ich am Denkmal Friedrichs des Großen auf die kaiserliche Ansprache namens der Armee dankte. Beim folgenden Diner erhielt ich den Mittelplatz gegenüber dem Monarchen und hatte zu meiner Rechten den Reichskanzler, saß also über ihm. Nachher rief der Kaiser die Kommandierenden Generale zusammen. Seine Ansprache begann mit einem Tadel für den Kriegsminister, der zum Glück nicht anwesend war. Goßler habe ohne sein Vorwissen die Kommandierenden Generale wegen Beteiligung der Sanitätsoffiziere bei den Ehrengerichten befragt. Dazu sei er nicht befugt, überhaupt rege er damit einen

---

[1]) Vgl. die Notiz unter dem 12. Dezember.
[2]) Vgl. o. S. 214 Note.

Schritt an, dem er, der Kaiser, nie zustimmen könne. Nachdem der Monarch ganz zutreffend die Gründe für seine Ansicht dargelegt hatte, ersuchte er uns, falls Ähnliches sich wiederhole, sofort Meldung zu machen, wobei gegen Goßler recht unfreundliche Worte fielen. Aus diesen Äußerungen und besonders aus einer Unterhaltung mit Hahnke ging für mich hervor, daß die Stellung des Kriegsministers eine recht dürftige ist. Der Kaiser tut, was er will, und kümmert sich nicht um die Ansicht Goßlers. Gegen Hahnke kommt dieser sicherlich nicht auf; es scheint aber, als ob er sich in alles findet. Sodann kam der Kaiser auf die Militärstrafprozeßordnung. Bayern beharre bei seinem Widerstande gegen den Obersten Gerichtshof;[1]) man sei ja nun in der Lage, es im Bundesrat zu überstimmen, es frage sich jedoch, ob mit Rücksicht auf den Regenten ernste Maßregeln vermieden werden sollen.

Am 18. war ich als Vertreter des Kaisers in Karlsruhe zur Enthüllung des Denkmals seines Großvaters. Ich wurde mit besonderen Ehren bedacht, bin ja aber auch — leider, möchte ich sagen — auf der Stufenleiter nahezu oben angelangt; von allen Fremden, abgesehen von denen aus regierendem Hause, war ich der vornehmste.

Ganz zweifellos ist zur Zeit der älteste unserer Botschafter, Graf Münster, der beste, den wir haben. Er hat sich in Paris eine sehr geachtete Stellung gemacht und betrachtet die Dinge mit ruhigem Auge. Er wünscht natürlich ein besseres Verhältnis mit England, im Herzen ist der Kaiser auch dafür, ebenso die alte Königin; drüben herrscht aber eine noch gar zu feindselige Stimmung, ich glaube auch nicht an Besserung, da die Verschiedenheit der materiellen Interessen die Hauptursache des Zwistes ist.

12. November.

Bei der Ersatzwahl in der Priegnitz (für Podbielski) stimmten die Antisemiten für den Kandidaten der Freisinnigen, d. h. der Judenpartei par excellence! Sie zeigen, was sie sind — schlimmere Leute als die Sozialdemokraten.

Mit Bismarcks Gesundheit scheint es schlecht zu stehen; man erfährt aus Friedrichsruh absolut nichts, ich hatte aber vor einigen Tagen ein Chiffrentelegramm vom Kaiser, der mich davon in Kenntnis setzt, daß es bedenklich aussieht. Er hat jedenfalls von Schweninger Nachricht. Warum mich der Kaiser benachrichtigt, weiß ich nicht recht, denn ich bin doch nicht in der Lage, eigenmächtig irgend etwas zu tun. Ich hoffe, er gibt mir eintretenden Falles nicht etwa besondere Aufträge; sie könnten leicht peinlicher Art sein.

---

[1]) Wegen seiner eigenen Militärhoheit.

25. November.

Gestern hatten wir Besuch vom Kaiser, der auf dem Wege von Kiel nach Potsdam hier zwei Stunden verweilte.

Er war auf die Familie Bismarck nicht gut gestimmt. Er hat den Eindruck, daß man ihn mit Überlegung über den Gesundheitszustand des Fürsten im unklaren läßt; ganz besonders scharf sprach er sich über Schweninger aus. Für den Fall eines plötzlichen Todes scheine ich irgendeinen Auftrag erhalten zu sollen; ich hoffe sehr, daß eine so heikle Mission mir erlassen wird.

4. Dezember.

Am 26. und 27. Jagd in Göhrde. Die Gemüter waren einigermaßen erregt durch unseren Konflikt mit China; meine Ansicht bestärkte sich, daß wir uns auf eine Unternehmung [1]) eingelassen haben, deren Tragweite völlig unabsehbar ist. Bezeichnenderweise ist der Kaiser ohne Hohenlohe vorgegangen! Er hat beim Zaren wegen unseres Schrittes gegen China sondiert. Die gleichgültig lautende Antwort genügte ihm, um eine größere Expedition unter dem Kommando des Prinzen Heinrich zu befehlen. Die einzigen militärischen Ratgeber sind bisher Admiral Knorr und Admiral Senden gewesen! Hohenlohe hat kaum etwas erfahren, bis ein Schreiben von Murawiew [2]) einging, der sich wesentlich anders und natürlich ungünstiger ausspricht als sein Kaiser. Meine Ansicht ist, daß sämtliche Mächte sich freuen werden, wenn wir uns mit der Unternehmung tüchtig hineinlegen.

Hahnke machte mir die vertrauliche Mitteilung, daß der Prinz Albrecht um Enthebung von seiner Stellung als Armeeinspekteur gebeten habe, und daß der Kaiser sie mir übertragen wolle. Da kein Geld dafür vorhanden sei, habe man auf den Etat für 1898 die Stelle eines Generalinspekteurs der Kavallerie gebracht, die bewilligt werden dürfte; auf diese Weise könne dann mein Gehalt bezahlt werden. Danach neigt sich mein Aufenthalt in Altona seinem Ende zu. Aus den Absichten des Kaisers erhellt zu meiner Freude, daß er nicht daran denkt, mich zum Kanzler zu machen; eigentümlich ist es aber, wie fest man in weiteren Kreisen immer noch behauptet, ich sei der designierte Nachfolger Hohenlohes.

8. Dezember.

Prinz Heinrich war heute zwei Stunden bei uns, um sich vor seiner Reise nach China zu verabschieden. Vorher war er in für Friedrichsruh

---

[1]) Anläßlich der Ermordung deutscher Missionare in Schantung besetzte Admiral Diederichs am 14. November Kiautschou.

[2]) Vgl. o. S. 385.

etwas früher Morgenstunde bei Bismarck gewesen; er hat ihn körperlich sehr herunter, geistig aber frisch gefunden und war entzückt von der Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit des Fürsten. Er ist von ihm geschieden in der Überzeugung, ihn nie wieder zu sehen. Auch der Fürst hat von seinem nahen Ende gesprochen. Bei mir war der Prinz sehr angeregt und ist augenscheinlich hocherfreut über sein Kommando. Der Kaiser hatte zunächst einen anderen Admiral in Aussicht genommen und vom Prinzen abgesehen, weil er meinte, ihn nicht weit fortschicken zu können, solange der Kronprinz nicht mündig sei. Während der Letzlinger Jagd hat er aber nach Rücksprache mit dem Kanzler seine Meinung geändert und dem Prinzen das Kommando übertragen. Der ganze Besuch des Prinzen erfreute mich sehr, ich konnte wiederum sehen, ein wie offener und ehrlicher Charakter er ist. Seine unbedingte Verehrung für den Kaiser kommt stets zum Ausdruck.

12. Dezember.

Je mehr ich über die Zustände in Österreich höre und nachdenke, desto klarer wird es mir, daß die Auflösung doch schnell vorwärts schreitet. Wir leben nun einmal in einer Zeit, in der die Nationalitätenfrage entscheidend geworden ist; bei einem Staate wie Österreich-Ungarn muß sie zu Kämpfen und schließlich zur Katastrophe führen. Tritt diese ein, so müssen wir, auch mit Gewalt, ein Großdeutschland schaffen.

23. Dezember.

Der Kaiser hatte mir befohlen, das Befinden Bismarcks im Auge zu behalten und bei wichtigen Anlässen chiffriert zu telegraphieren. Gestern tat ich es, um zu melden, daß der Fürst mehrfach Schwindelanfälle gehabt habe und selbst sehr besorgt sei. Das Telegramm war im Neuen Palais aber nicht gleich zu entziffern, sodaß mich der Kaiser ans Telephon rufen ließ, wo ich mit ihm eine direkte Konversation hatte. Meine Nachricht war die erste, der Kaiser bemerkte: „Natürlich hat noch niemand mir ein Wort darüber gemeldet, ich erfahre so etwas immer zuletzt".

Von Herzen wünsche ich dem Fürsten, daß der Herr ihn bald abruft. Bismarck und Rollstuhl sind an sich schon Begriffe, die man ungern vereint. Möge es ihm und seinen Verehrern erspart bleiben, ihn auch noch in geistigem Rückgange zu sehen. Dringend hoffe ich, daß der Kaiser, wenn der Todesfall eintritt, nicht in irgendeiner Art eingreift oder eingreifen läßt; sollte er es dennoch tun, so habe ich Hahnke ans Herz gelegt, den Reichskanzler und nicht mich mit etwaigen Missionen zu betrauen.

Der arme Hohenlohe ist nun bei allen seinen Sorgen noch durch den schnell eingetretenen Tod seiner Frau heimgesucht worden, er tut mir aufrichtig leid.

1898

Altona.[1])

Ich war am 31. Dezember nach Berlin gereist, stieg beim Grafen Henckel ab und verbrachte den Silvesterabend in seiner Familie in kleiner Gesellschaft. Der 1. und 2. verliefen wie in früheren Jahren. Am 1. Gratulation in der Bildergalerie, Gottesdienst, Defiliercour und Empfang der Kommandierenden Generale. Um 5 Uhr deren Diner bei Dressel, wo es geräuschvoller zuging, als mir angenehm ist; es gibt einige entsetzliche Schreihälse darunter. Am 2. Diner in Potsdam im Neuen Palais.

Die Neujahrsansprache des Kaisers war diesmal sehr kurz und ohne irgendeine Schärfe. Am Schluß sagte er: „Ich werde nun bald von Ihren Qualifikationsberichten hören und hoffe, Sie werden mir nicht zu viele Rätsel aufgegeben haben. Sorgen Sie mir für Avancement", und dann zum Grafen Haeseler gewandt: „Haeseler, Sie sind mir zu gutmütig". Beim Diner am 2. saß ich zur Rechten des Kaisers und hatte sehr angenehme Konversation. Betreffs der Marinevorlage war er noch nicht ganz sicher und sagte: „Wenn sie abgelehnt wird, so löse ich den Reichstag auf und wiederhole es, bis den Leuten das Wählen langweilig wird". Was die allgemeine Stimmung anlangt, so ist sie in den reichstreuen Parteien entschieden besser geworden; leider hilft das, so erfreulich es an sich ist, noch nicht viel.

Die chinesische Affäre zeigt ein besseres Gesicht, seitdem der in Ostasien kommandierende russische Admiral erklärt haben soll, daß nach seiner Meinung gegen unser Fußfassen in Kiautschou nichts einzuwenden wäre. Leider kann es der Kaiser nicht lassen, dem Zaren Nikolaus nachzulaufen, dem so etwas höchst zuwider ist. Er hat jetzt wieder ein Bild machen lassen,[2]) die Verbrüderung mit Rußland darstellend, welches zum Entsetzen von Bülow, dem so etwas noch neu ist, und der davon keine Ahnung hatte, bereits nach Petersburg unterwegs sein soll.[3]) Die Wirkung kann nur die entgegengesetzte sein.

Im übrigen geht mit Bülow bisher alles gut, auch sein Auftreten im Reichstag hat einen guten Eindruck gemacht. Im Ministerium besteht das alte Durcheinander, Hohenlohe wird immer schwächer. Nach einer Äußerung des Kaisers schien es mir, als ob Miquel etwas an Gunst eingebüßt habe; dieser selbst war recht frisch.

---

[1]) Die folgende Aufzeichnung ist nicht datiert.

[2]) Durch H. Knackfuß.

[3]) In einem Briefe Wilhelms II. an Nikolaus II. vom 4. Januar heißt es: „Will you kindly accept a drawing I have sketched for you, showing the Symbolising figures of Russia and Germany as sentinels at the Yellow Sea for the proclaiming of the Gospel of Truth and Light in the East. I drew the sketch in the Xmas week under the blaze of the lights of the Xmas trees!" (A. a. O., S. 306.)

Recht Ungünstiges hörte ich von urteilsfähiger Seite über die Reichslande. Wir kommen tatsächlich dort nicht vorwärts, die Stimmung wird eher schlechter als besser. Hohenlohe tut noch weniger als sein Vorgänger, scheint aber Freude daran zu haben, den Souverän zu spielen.

6. Januar.

Die Vollziehung des Vertrages mit China [1]) hat dem Kaiser augenscheinlich große Freude gemacht, denn er teilte sie mir sogleich telephonisch mit. Augenscheinlich läuft die ganze Sache gut, denn in England, wo man erst den Mund sehr voll nahm, fängt man an ruhiger zu urteilen.

20. Januar.

Münster, den ich [2]) lange sprach, gab zu, daß in der englischen königlichen Familie und namentlich beim Prinzen von Wales noch immer eine höchst gereizte Stimmung gegen den Kaiser bestehe, die beim Prinzen von Wales hauptsächlich ihre Ursache in dem Vorgehen des Kaisers wegen Südafrika gehabt habe.

22. Januar.

Rußland setzt seine Armeereorganisation mit Konsequenz fort. Nach meiner Meinung ist es dabei sogar weiter gegangen, als ursprünglich beabsichtigt war; jetzt eben hat es aus Reservetruppen zwei neue Armeekorps im Westen formiert, was in der Welt kein großes Aufsehen gemacht zu haben scheint. Augenscheinlich will es im Westen völlig gesichert sein, um im Osten seinen Zielen möglichst ungestört nachgehen zu können.

Wir müßten immer danach streben, mit England wieder auf einen besseren Fuß zu kommen. Daß es schwer ist, weiß ich wohl, und ebenso auch, daß es maßlos unbillig von England ist, uns unsere kommerzielle und industrielle Tüchtigkeit zu mißgönnen. Ich hoffe noch immer, daß in der Welt für den Handel beider Länder Raum genug ist.

28. Januar.

Gestern war der Geburtstag des Kaisers. Gott möge ihn schützen und ihm die rechten Wege weisen. Ich hoffe, er findet eine stille Stunde zum ruhigen Nachdenken und zur Selbstprüfung. Erfreulich ist es, daß er das Lebensjahr doch unter vielfach besseren Eindrücken schließen kann als einige vorhergehende. Tatsächlich geht — eine Folge der jüngsten Ereignisse in der auswärtigen Politik [3]) — ein frischer patriotischer Zug durch

---

[1]) Betreffend Kiautschou.

[2]) In Berlin, wo Verf. sich vom 17. bis 19. aufgehalten hatte.

[3]) Gemeint sind der Zwischenfall mit Haiti, wo für die widerrechtliche Gefangensetzung des Kaufmanns Lüders (21. September) Genugtuung gefordert und geleistet wurde, und die Kiautschouangelegenheit.

weite Kreise, viele Mißvergnügte aus den an sich gutgesinnten Parteien sind anderer Auffassung geworden. Im Innern ist ja unsere Lage im großen und ganzen dieselbe, sie wird auch nicht besser, wenn wir nicht den Mut haben, das allgemeine Wahlrecht abzuschaffen.

10. Februar.

Was man bisher von Bülow hört, klingt recht gut, er macht augenscheinlich im Reichstag einen vorteilhaften Eindruck. Ich kenne ihn ja als einen geschickten, für den flüchtigen Zuhörer höchst bestechenden Erzähler und Debatter, habe aber auch außerdem den Eindruck, daß unsere auswärtige Politik jetzt in besserem Gang ist als früher. Wir kommen augenscheinlich mit Rußland allmählich auf einen ganz korrekten Fuß, während sich die englisch-russische Spannung immer mehr entwickelt.

16. Februar.

Aus bester Quelle hörte ich in Berlin, daß der Kriegsminister mein ausgesprochener Gegner ist. Es kann schon sein, da er zu Caprivis Anhängern gehörte und ich ihm nie nachgelaufen bin. Wissentlich etwas zuleide getan habe ich ihm aber auch nicht. Erfahrungsgemäß herrscht in keiner Zunft mehr Brotneid als in der Generalität; in allen Ländern ist es so und hat schon mancherlei Unheil angerichtet.

Heute abend erhielt ich die Nachricht aus Berlin, daß die Reichstagskommission die geforderte Stelle des Kavallerie-Generalinspekteurs bewilligt habe.

21. Februar.

Senator Burchard besuchte mich, um mir vertraulich zu erzählen, daß der Kaiser ihm die Stelle als Direktor der Kolonialabteilung habe antragen lassen. Burchard hat aus Gesundheitsgründen abgelehnt, fürchtet aber, daß ihm dies übelgenommen werden, namentlich den Kaiser gegen Hamburg erneut verstimmen könne. Man hat ihm — die Verhandlungen führte hauptsächlich Bülow — große Avancen gemacht, so daß sein Entschluß um so mehr zu achten ist. Burchard wäre hier in Hamburg gar nicht zu ersetzen gewesen.

2. April.

Nun ist der Würfel gefallen; seit gestern bin ich Generalinspekteur der 3. Armeeinspektion mit Sitz in Hannover! Ich muß dem Kaiser für die Ernennung sehr dankbar sein; sie bedeutet, daß er mich noch länger im aktiven Dienst erhalten will, während ich sonst doch wohl in naher Zeit um meinen Abschied hätte bitten müssen. Nun heißt es, vom IX. Armee-

korps, mit dessen Wohl mein ganzes Denken doch eng verwachsen ist, von liebgewordenen Verhältnissen und Personen Abschied zu nehmen. Zwar ist mir Hannover auch nicht fremd, doch sind von alten Bekannten nur noch wenige dort, Truppen, die zu mir gehörten, habe ich nicht; außerdem geht mich ja die Truppe abgesehen von meiner Besichtigungszeit überhaupt nichts an. Der Reiz etwas schaffen, für andere sorgen zu können, und der große Einfluß, den die Stellung eines Kommandierenden Generals bietet, wenn man sie richtig auffaßt, hört nun auf. Ich habe bei guter Bezahlung sehr wenig zu tun, was meinen Neigungen gar nicht entspricht, und will nun sehen, ob etwa aus der neuen Stellung noch etwas zu machen ist; ich glaube es aber kaum. Im Armeekorps und in Hamburg-Altona scheint wirklich Trauer über meinen Abgang zu herrschen. Wie hat sich doch mein Schicksal glücklich gewendet, wie hat der Herr meine Sorgen beseitigt und alles zum Besten gekehrt.

3. Mai.

Ich war in Potsdam, um mich beim Kaiser zu melden, was bisher nicht möglich gewesen war, da er in den Reichslanden weilte, und ich durch Abschiedsfeste sehr in Anspruch genommen wurde. Bei der Besichtigung der drei Bataillone des 1. Garderegiments auf dem Bornstedter Felde rief mich der Monarch zu sich heran und hatte, während das Regiment präsentierte, mit mir eine längere Konversation. Er sagte, es sei sein Wunsch gewesen, da der Prinz Albrecht von seinen Repräsentationspflichten in Hannover entbunden zu werden wünsche, daß ich dort ein Haus mache. Der Wohnsitz würde mir gewiß sehr angenehm sein, da es mir dort früher gefallen hätte, und auch wegen des Ulanenregiments. Dann äußerte er sich sehr anerkennend über meine bisherige Tätigkeit, ich hätte meine Stellung als Kommandierender General, namentlich auch der Einwohnerschaft der Hansastadt gegenüber, voll zum Ausdruck gebracht.

In Berlin, wo ich noch bis zum anderen Morgen blieb, konnte ich viele Bekannte sehen. Der allgemeine Eindruck ist der, daß ich nach Hannover geschickt worden bin, weniger um zu repräsentieren, als weil meine Anwesenheit in der Reichshauptstadt nicht gewünscht wird. Das ist natürlich von Anfang an auch meine Ansicht gewesen; ich nehme es aber niemandem übel, sondern bin im Gegenteil dankbar, daß es so gekommen ist. Der Kaiser ist ja voller Aufmerksamkeit und Güte gegen mich, weiß aber, daß ich bei Gelegenheit mich nicht scheuen würde, meine Ansicht zu sagen.

Hannover hat für mich durchaus keine Anziehungskraft, ich gehe aber gern hin, um dem politischen Intrigenspiel in Berlin, in das man mich sofort verwickelt hätte, fernzubleiben. Auch ist es mir sehr angenehm, vieles, was dort auf militärischem Gebiete vorgeht und meine Billigung

nicht findet, nicht mitansehen zu brauchen. Marie wäre eigentlich lieber nach Berlin gegangen, weil sie da für ihre kirchlichen und religiösen Bestrebungen mehr Anknüpfungspunkte und Anregung haben würde als in dem von der starr lutherischen Geistlichkeit beherrschten Hannover. Ich bin aber anderer Ansicht: sie würde in Berlin derart von den kirchlich gesinnten Kreisen in Anspruch genommen worden sein, daß es ihre Kräfte körperlich und finanziell überschritten hätte. Die guten Leute sind sehr betrübt, sie hatten darauf gerechnet, schöne Geschäfte machen zu können. Ich meine, der liebe Gott hat auch dies wieder zu unserem Besten gewandt.

8. Mai.

Gestern war ich in Friedrichsruh. Anwesend Graf und Gräfin Rantzau, die beide von größter Liebenswürdigkeit waren, Schweninger, der Reichstagsabgeordnete Herr v. Stumm, eine Frau v. Batocki, Herr und Frau Voigt, Chrysander. Der Fürst empfing uns auf dem Rollstuhle sitzend, und wurde auch auf demselben nachher an den Eßtisch geschoben. Ich hatte ihn anderthalb Jahre nicht gesehen und war sehr berührt von der Veränderung. Sein Gesicht war kleiner als sonst, er sprach wenig, aß und trank höchst bescheiden. Während er sonst die Unterhaltung führte, alles zuhörte und nur an den Enden des Tisches leise gesprochen wurde, plauderte man jetzt allgemein und laut, nur der Fürst blieb still. Weil mir dies einen peinlichen Eindruck machte, sprach ich ihn einige Male über Tisch an; als ich, auf den Jahrestag des Blindschen Attentats anspielte und mit einem Hoch auf ihn endigte, wurde er mitteilsamer und erzählte mancherlei wenig bekannte Details. Im ganzen hatte ich aber einen wehmütigen Eindruck und schied in der Überzeugung, den Fürsten nie wieder zu sehen; es schien mir auch, als ob er ein ähnliches Gefühl hatte. Augenscheinlich hatte er sich große Mühe gegeben, um uns gut zu empfangen. Das Diner war mit besonderer Sorgfalt kombiniert, und die Gräfin Rantzau sagte mir, daß dies das Werk ihres Vaters sei, ebenso wie er auch die Weine selbst bestimmt habe. Er selbst trank etwas Bier und dann ein Glas Champagner, um mit uns anzustoßen. Was für Quantitäten habe ich sonst mit ihm vertilgt! Sein ganzes Benehmen zu Marie und mir war außerordentlich höflich und herzlich; wir waren beide glücklich, diesen Besuch gemacht zu haben.

Abschnitt XI

Generalinspekteur der 3. Armeeinspektion in Hannover

1898

Hannover, 16. Mai.

Nun bin ich in meiner neuen Wohnung in der Hohenzollernstraße 40. Gott möge seinen Segen auch auf diesem Hause und allen, die darin wohnen, ruhen lassen.

Erst durch meinen Fortgang von Altona ist mir völlig klar geworden, welche angesehene Stellung ich mir erworben hatte. Dabei möchte ich einen starken Akzent auf Maries Anteil legen. Wie selten kommt es vor, daß eine Frau den Mann in seiner äußeren Stellung richtig unterstützt, und daß durch beider Zusammenwirken sich ein harmonisches Ganzes ergibt. Marie hat sich in den sieben Jahren bei hoch und niedrig durch ihr gleichmäßig freundliches Wesen, die Reinheit ihres Charakters und ihre Wohltätigkeit Achtung und Zuneigung erworben; auf viele Damen und Frauen hat sie stärkeren seelsorgerischen Einfluß geübt als die Geistlichkeit. Als mir ein angesehener Hamburger vor vier Wochen sagte: „Sie sind zur Zeit der populärste Mann in Hamburg," erwiderte ich: „Wie soll das kommen, ich tue ja nicht das Geringste dazu," wurde mir die Antwort: „Daran liegt es ja gerade, daß Sie nichts tun. Man kennt Sie aber ganz genau und hat zu Ihnen das allergrößte Vertrauen. Andere tun eben zuviel und machen dadurch mißtrauisch."

20. Mai.

Ich habe mich nun etwas in Hannover umsehen können. Im großen und ganzen liegen die Verhältnisse innerhalb der Provinz noch so wie früher. Die Welfen, bestehend aus dem noch immer frondierenden Adel, der lutherischen Geistlichkeit und früheren Beamten und Offizieren, in einigen Gegenden auch den Bauern, treten noch immer als Partei auf und machen sich bei den Reichstagswahlen sehr geltend. In industriellen Kreisen haben die Sozialdemokraten letzthin ihren Einfluß erweitert, an einzelnen Stellen führt der Fortschritt ein kümmerliches Dasein, in den

vorwiegend katholischen Gegenden herrscht das Zentrum. Die feste Stütze der Regierung bilden allein die Nationalliberalen sowohl aus dem eigentlichen Bürgerstande, als in vielen bäuerlichen Kreisen; in diese hat allerdings der Bund der Landwirte etwas Unruhe gebracht. Nun existiert noch geradeso wie vor sechzehn Jahren, als ich Hannover verließ, eine konservative Partei. Sie besteht aus preußischen Beamten, verabschiedeten preußischen Offizieren, die in erheblicher Zahl vorhanden sind, aus kleinen Handwerkern und dann den zu uns übergetretenen welfischen Adligen nebst Anhang. Diese Partei, für die der Regierungspräsident v. Brandenstein und der Landrat Brünneck besonders agitieren, hat nach meiner festen Überzeugung heute noch ebensowenig Existenzberechtigung wie Anfang der achtziger Jahre. In diesem Lande vertreten die Nationalliberalen den Reichsgedanken gegenüber der trotz innerer Feindschaft in solchem Falle geschlossenen Front der Welfen, Sozialdemokraten und Ultramontanen, und wenn da eine konservative Partei den Nationalliberalismus bekämpft, so ist das verkehrt. Ich habe früher geglaubt, das Welfentum würde schneller zurückgehen, und bin der Ansicht, daß dies auch eingetreten wäre, wenn der Kaiser nicht den unglücklichen Gedanken gehabt hätte, Bennigsen zum Oberpräsidenten zu machen. Er war so ungeeignet wie möglich, wenn die Absicht bestand — und sie hat bestanden —, die Welfen zu versöhnen; der welfische Gedanke bekam mit einem Male neue Nahrung. Gelingt es, diese Leute zu guten Preußen oder Deutschen zu machen, so geht ihre bäuerliche Gefolgschaft auch mit, dann, aber auch erst dann bestehen, Aussichten für eine konservative Partei. Den letzten Widerstand werden übrigens stets die Geistlichen leisten.

Für den Kommandierenden General[1]) bin ich hier eine etwas unbequeme Persönlichkeit; bisher den höchsten Rang einnehmend, hat er nun mich vor sich. Ich werde ihm aber die Sache schon leicht machen; nebenbei ist er ein alter Bekannter von mir und durchaus verständig. Seine ziemlich junge und lebenslustige Frau wird die Anwesenheit von Marie noch mehr empfinden als er die meinige. Glücklicherweise ist Marie über derartige Situationen völlig erhaben.

Während bisher regelmäßig im Monat März die Wirkungen der Qualifikationsberichte sich dadurch bemerkbar machten, daß allen Offizieren, deren Ausscheiden vom Kaiser gewünscht wurde, die betreffende Mitteilung zuging, ist diesmal noch gegen Ende April wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein zweiter großer Schlag geführt worden, der viel Betrübnis hervorgerufen hat. Der Kaiser will die Armee vor Überalterung schützen. Darin hat er zweifellos recht, er irrt aber, wenn er meint, jene sei bei unserer Armee schon eingetreten. Ich glaube, es gibt jetzt nirgends eine so junge

[1]) v. Seebeck.

Generalität wie bei uns. Unschwer läßt sich der Einfluß junger Leute erkennen, die gern früh General werden möchten und Gelegenheit haben, an den Kaiser heranzukommen. Welche üblen Folgen das System des Abschlachtens hat, ist ihnen gleichgültig. Die Hauptverantwortung trifft allerdings Hahnke. Haeseler, auf den seit geraumer Zeit die Jagd angelegt war, hat sich durch die letzte Anwesenheit des Kaisers in Metz erfreulicherweise wieder festen Boden geschaffen. Er gehört, mag er auch gewisse Schwächen haben, fraglos zu unseren Besten.

6. Juni.

Meine erste Besichtigung galt dem XIII. Armeekorps. Mit den Ergebnissen kann ich im allgemeinen recht zufrieden sein; die württembergischen Truppen haben ohne Frage allmählich das Niveau der preußischen erreicht. Lindequist beherrscht seine Stellung durchaus und weiß sich mit vielem Takte in die recht schwierigen Verhältnisse zu finden; noch mit keinem preußischen Kommandierenden General ist es dort so gut gegangen wie mit ihm. Ich nahm Gelegenheit, meine Auffassung über die Stellung der Generalinspekteure der Armeeinspektionen sowohl in Ulm als in Stuttgart zum Ausdruck zu bringen. Ich erklärte sehr deutlich, daß ich keine Instanz zwischen Kommandierendem General und Kriegsherrn bilde, und es nicht meines Amtes sei zu kritisieren, sondern lediglich, zu sehen und zu berichten. In Ulm wohnten bayerische Generale der Besichtigung bei; sie werden wohl meine Äußerungen den noch am Tage meiner Abreise eingetroffenen Prinzen Leopold und Arnulf berichtet haben, und ich hoffe, daß auch meine anderen fürstlichen Kollegen, die sämtlich zur Überhebung neigen, davon bald erfahren.

Schleuse Brunsbüttel, an Bord der „Hohenzollern", 22. Juni.[1])

Ich habe am 15. in Potsdam die Trauerfeier für Kaiser Friedrich in der Friedenskirche und am 16. das große Diner im Weißen Saal zur Feier der zehnjährigen Thronbesteigung mitgemacht. Der Kaiser war überaus freundlich. Miquel empfing mich am 15. mit den Worten: „Sie werden morgen in Memel gewählt". Ich war völlig überrascht, da ich annehmen mußte, daß meine Kandidatur aufgegeben worden sei, nachdem ich eine solche abgelehnt hatte.[2]) Erkundigungen ergaben, daß Hahnke, Lucanus und auch Miquel gegen meine Wahl sind; wahrscheinlich aus verschiedenen Ursachen, jedenfalls spielt aber mit, daß gewisse Persönlichkeiten meine

---

[1]) Wohin Verfasser vom Kaiser geladen war.

[2]) Der Altonaer Oberbürgermeister Giese hatte den Verfasser gebeten, sich in Altona aufstellen zu lassen, da die Aussicht bestehe, auf seinen Namen alle Ordnungsparteien gegenüber den Sozialdemokraten zu vereinigen.

Anwesenheit in Berlin nicht wünschen. Ich bin nun wirklich in Memel-Heydekrug aufgestellt worden und mit einem Litauer in die Stichwahl gekommen, habe aber bis heute Näheres nicht erfahren. Übermorgen ist Stichwahl. Wenn ich in ihr unterliegen würde, wäre es mir die angenehmste Lösung.

Miquel, der sich noch vor wenigen Wochen recht unfreundlich über mich ausgesprochen hatte, war in Berlin ganz der alte ehrliche Freund. Er behauptete, keine ernsthaften Gegner zu haben, war aber doch augenscheinlich über solche etwas beunruhigt, auch sehr beflissen zu erzählen, daß er wieder ganz gesund sei, was andere leugneten.

Lautenbach, 8. Juli.

In Berlin wurde ich mehrfach, besonders vom Herzog von Ujest und von Hermann Hatzfeldt, gebeten, mit dem Kaiser über Guido Henckel zu sprechen, damit das unerquickliche Verhältnis [1]) endlich gebessert würde. Ich versprach, die Sache in die Hand zu nehmen, sobald ich den Kaiser unter vier Augen sprechen würde, was voraussichtlich auf der „Hohenzollern" sich machen ließe. Bei meinem Aufenthalt an Bord brachte nun der Kaiser bei Tisch das Gespräch zweimal auf Henckel, indem er die Bedeutung von dessen Stettiner industriellen Anlagen würdigte und seine Klugheit pries. Ich benutzte dann eine Promenade auf Deck, um den Kaiser zu bitten, der Sache doch ein Ende zu machen. Leider stieß ich auf entschiedene Ablehnung. Ich hatte aber keine Neigung, mich so leicht abfertigen zu lassen, und erreichte schließlich durch Beharrlichkeit, daß der Monarch versprach, sich mit Hohenlohe und auch Bülow wegen Erledigung der Affäre in Verbindung zu setzen.

Ich möchte noch einiges von meinem Aufenthalt auf der „Hohenzollern" erzählen. Anwesend: Eulenburg, Plessen, die Flügeladjutanten Mackensen und Berg, Admiral Senden, Generalarzt Leuthold, als Vertreter des Auswärtigen Amts Graf Metternich.[2]) Die Tageseinteilung war: Früh 8 Uhr Versammlung auf dem obersten Deck mit gemeinsamen Freiübungen, eine höchst zweckmäßige Einrichtung; dann gemeinsames erstes Frühstück, zu dem der Tisch mit allen für solche Mahlzeit denkbaren Genüssen bedeckt ist. Jeder bekommt ein großes Stück Napfkuchen, das der Kaiser selbst abschneidet, zwei warme Gerichte außerdem, um 11 Tee, Sherry und Butterbrot, einzeln serviert, um 1 Uhr Diner, um 5 Tee, um 8 Souper. Bei den Mahlzeiten spielt die gute Matrosenkapelle. Außer der oben erwähnten Gesellschaft sind zu allen Mahlzeiten der Kommandant

[1]) Vgl. o. S. 312.

[2]) Der preußische Gesandte in Hamburg Graf Wolff-Metternich, der spätere Londoner Botschafter.

der „Hohenzollern", Admiral Bodenhausen, und ein oder zwei Offiziere geladen. Wird nichts Besonderes unternommen, so ist jeder Herr seiner Zeit. Der Kaiser hatte ab und zu einen Vortrag von Metternich oder Senden, saß auch wohl allein in einer der Lauben und las, ging aber viel auf Deck spazieren, von dem einen oder anderen von uns begleitet. Bei den Mahlzeiten war durchaus ungezwungene Konversation, deren Qualität sich unendlich gegen früher gebessert hat, der Kaiser war in bester Laune und zu mir voller Güte und Aufmerksamkeit. Ich konnte mich wieder recht von seiner seltenen Begabung auf den verschiedensten Gebieten überzeugen, namentlich der Kunst, Menschen für sich einzunehmen. Es ist ein wahres Unglück, daß ihm das Gefühl der Überlegenheit zu früh kam und er gar zu selten auf Widerstand stieß; ein gewaltiges Selbstbewußtsein war die fast natürliche Folge. Ich müßte mich undankbar schelten, wenn ich über ihn etwas Ungünstiges sagen wollte, bin ich dem Monarchen doch bis in die allerneueste Zeit hinein für sein Verhalten verpflichtet. In mir lebt der heiße Wunsch, daß es ihm gut gehen, und daß er das Vaterland durch alle Klippen hindurchführen möge, und doch packt mich bei ruhigem Nachdenken, wenn ich diesen Grad von Eigenwillen sehe, die Angst um den Ausgang. Ich hüte mich sorgfältig davor, zu irgend jemandem über ihn zu sprechen, ich bringe aber gern andere dazu und höre dann auch aus der nächsten Umgebung eigentlich immer besorgte Urteile.

Hannover, 1. August.

Gestern erhielt ich in Lautenbach ein Telegramm des Kaisers aus Bergen, worin er mir befahl, mich umgehend in seinem Auftrage nach Friedrichsruh zu begeben und nach dem Befinden des Fürsten zu erkundigen; da dieser ernstlich erkrankt sein solle, Schweninger aber vor zwei Tagen gemeldet habe, es ginge gut, müsse er, der Kaiser, annehmen, daß man ihn über den Zustand des Fürsten täuschen wolle. Gleichzeitig kam durch Extrablatt die Nachricht vom Tode Bismarcks. Ich reiste sofort ab und traf heute früh 3 Uhr hier ein.

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß man den Kaiser absichtlich die bedenkliche Erkrankung Bismarcks verheimlicht hat. Als vor einigen Tagen die Nachricht kam, die Söhne nebst ihren Frauen seien nach Friedrichsruh berufen, war ich überzeugt, daß eine bedenkliche Wendung eingetreten sei; wenn Schweninger nach Berlin gereist war, so beweist das nur, daß er durch die Schnelligkeit des Eintritts des Todes überrascht worden ist. Als ich im Juni dem Kaiser auf der „Hohenzollern" erzählte, ich hätte Bismarck im Mai gesehen und den Eindruck gewonnen, daß er den Winter nicht erleben würde, war der Kaiser ganz überrascht und sagte:

„Ich habe von Schweninger auch nicht eine Andeutung davon; der Mann hat mich immer zu belügen versucht". Als ich mit Leuthold darüber sprach, bestätigte dieser mir, daß alle Berichte völlig nichtssagend seien und nicht entfernt auf erheblichen Rückgang hindeuteten. Der Kaiser wird es der Familie mit Recht übelnehmen, daß sie ihn nicht vorbereitet hat. Nun ist unmittelbar nach dem Eintritt des Todes durch Herrn Busch im „Lokalanzeiger" die Veröffentlichung des Bismarckischen Abschiedsgesuchs erfolgt. Ich fürchte, der Kaiser wird tief verletzt sein und, leider wohl auch mit Recht, einen überlegten Racheakt des alten Kanzlers annehmen, der auch im Tode nicht vergibt. Unter diesen Umständen gehört für den Kaiser viel Seelengröße dazu, den Verstorbenen großartig zu feiern.

3. August.

Der Kaiser hat viel getan, um das Andenken Bismarcks zu ehren. Das Anerbieten einer Bestattung im Dome, der Besuch mit der Kaiserin am Sarge, die zweimalige Umarmung Herberts — sie muß ihm recht schwer geworden sein —, die sehr schönen Nachrufe im „Armeeverordnungsblatt" und „Reichsanzeiger" und endlich der Trauergottesdienst. Demgegenüber verhielt sich die Familie kalt und ablehnend. Für sie war in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zur Trauerfeier die kaiserliche Loge bestimmt worden: kein Mitglied erschien. Wer wollte es da dem Kaiser verargen, wenn er tief verletzt und verbittert ist?

16. August.

Mit Windisch-Grätz hatte ich lange Gespräche über die inneren Zustände seines Vaterlandes.[1]) Ich konnte meine Ansicht, daß der Kaiser und der ganze Hochadel auf seiten der Tschechen steht, völlig bestätigt finden. Ganz von selbst kam Windisch-Grätz zu dem Geständnis, daß es ihnen an Männern für schwierige Lagen fehle. Je mehr ich mich mit diesen Fragen beschäftige, desto fester wird meine Ansicht, daß unsere Politik vor allen Dingen den Zerfall Österreichs im Auge haben muß. Die deutsche Frage ist 1866 nur halb gelöst, die nächste Etappe muß Großdeutschland unter einem Hohenzollernkaiser sein. Ohne Blut und Eisen wird auch diese Lösung nicht erfolgen. Werden wir die Männer haben, die der Aufgabe gewachsen sind? Noch sehe ich sie nicht.

2. Oktober.

In Zielonna[2]) erhielt ich die Nachricht, daß der Kaiser die leidige Affäre Henckel—Holstein als beendet ansähe.[3]) Ich bin über diesen Aus-

[1]) Verf. hatte am 12. in Hamburg mit dem Fürsten Ludwig zu Windisch-Grätz, K. u. K. General der Kavallerie, eine Begegnung.

[2]) Wohin Verfasser am 21. September gereist war.

[3]) Vgl. o. S. 312.

gang sehr glücklich, doch bietet die ganze Angelegenheit Grund zu recht ernsthaften Betrachtungen. Dem Grafen Henckel sollte mit vollster Überlegung die Ehre abgeschnitten werden, wobei als allerdings nur sehr schwache Entschuldigung die nervöse Aufregung gelten kann, welche die „Kladderadatsch"-Angriffe im Jahre 1894 bei unseren Leuten hervorgerufen hatten. Gar zu traurig war die Parteinahme des Kaisers gegen den Grafen Henckel, gegen den seit Jahren gehetzt worden ist. Jämmerlich war die Haltung der kaiserlichen Umgebungen. Daß ich den Grafen Henckel verhindert habe, die Sache der Öffentlichkeit zu übergeben, was Bismarck riet, darf ich mir als erhebliches Verdienst anrechnen.

12. Oktober.

Die Orientreise des Kaisers hat nunmehr begonnen. Gott gebe, daß sie glücklich verläuft. In Rußland sieht man den Besuch in Konstantinopel sehr ungern, und die Franzosen haben wegen des Besuches im Heiligen Lande den Papst zu einer Demonstration gegen uns aufgestachelt, die leicht erhebliche Folgen zeitigen kann. Oft fand ich ungläubige Gesichter, wenn ich behauptete, daß die Jesuiten die eigentlichen Hetzer gegen uns sind. Jetzt sehen die Leute mit einem Male klarer.

22. Oktober.

Man spricht von internationalen Abmachungen gegen die Anarchisten,[1]) ich glaube nicht, daß dabei viel herauskommen wird. Die Sozialdemokraten wollen nun natürlich keine Gemeinschaft mit den Anarchisten haben und tun recht zahm. Wie urteilslos bei uns die Masse der sogenannten Gebildeten ist, sieht man recht deutlich daran, daß nun allgemein gesagt und nachgeplappert wird, die Sozialdemokraten hätten sich zu einer harmlosen Reformpartei gemausert! Ich halte die Leiter der sozialdemokratischen Bewegung für auch nicht um ein Haar besser als die Anarchisten, sie sind nur klug genug einzusehen, daß mit Gewalt zur Zeit nichts zu machen ist. Als wirksamstes Mittel, um Attentaten vorzubeugen, erscheint mir das Geld. Von dem Gesindel, das sich zu Mordtaten hergibt, ist immer ein Teil käuflich, also muß man Verräter kaufen, um auf diese Weise den Leitern der Bewegung auf die Spur zu kommen. Leute zu dingen, die für einen gewissen Preis Anarchisten ermorden, wäre allerdings unmoralisch, aber, wenn damit Furcht und Unsicherheit in die Reihen der Bösewichter getragen würde, so möchte ich doch glauben, daß viele das Geschäft aufgeben.

---

[1]) Am 10. September war die Kaiserin Elisabeth in Genf ermordet worden.

30. Oktober.

Am 26. und 27. in Berlin zu einer Komiteesitzung des Offiziervereins und zum Friedrich-Karl-Diner. Man war am 26. im Auswärtigen Amt etwas erregt. Die Faschodaangelegenheit[1]) lag noch sehr unsicher; sowohl England als Frankreich rüsten, außerdem hatte Münster berichtet, daß ein bonapartistischer Staatsstreich in der allernächsten Zeit möglich sei. Allerdings sind die französischen Zustände so verworren,[2]) daß dort von vielen Seiten ein Staatsstreich als eine Erlösung betrachtet werden würde.

2. November.

Wenn Frankreich rüstet, namentlich wenn es die Rüstungen auch auf die Armee ausdehnt, so kommen wir in eine eigentümliche Lage. Können wir ruhig zusehen, zumal in dieser Zeit der Rekrutenausbildung? Ich glaube, wir werden zu partiellen Rüstungen genötigt, müssen diese aber Rußlands wegen sorgsam auf den Westen beschränken. Schon als Generalquartiermeister habe ich öfter die Ansicht ausgesprochen, daß sehr leicht politische Lagen denkbar sind, die partielle Rüstungen aufzwingen. Die Mobilmachung der Armee, so wie wir sie vorbereitet haben, ist mit Krieg identisch. Ich habe meinen Gedanken in Berlin an zwei Stellen Ausdruck verliehen und fand völliges Verständnis.

11. November.

Ich kann die Ansicht nicht teilen, daß der Kaiser für die Katholiken zu viel Höflichkeiten habe. Ich billige alles, was den religiösen Frieden fördert und freue mich, wenn der Kaiser etwas für seine katholischen Untertanen tun kann.[3]) Hier hat es eine besondere Bedeutung, weil das deutschpatriotische Gefühl der Katholiken angeregt und gefördert wird. Ich will hoffen, daß die Wirkung eine nachhaltige ist, bin aber leider von Mißtrauen erfüllt. Die Jesuiten haben das Heft in der Hand, und es sieht noch gar nicht danach aus, als ob es ihnen entwunden werden soll.

24. November.

Gestern hatte ich mit dem Kardinal Kopp eine lange interessante Unterhaltung.[4]) Wir waren darin einig, daß der Besuch des Kaisers

[1]) Am 26. September hatte General Kitchener in Faschoda am oberen Nil den „Union Jack" gehißt und den französischen Major Marchand, der sich dort seit dem 10. Juli befand, zur Räumung aufgefordert. Die Räumung Faschodas wurde erst am 4. November zugestanden.

[2]) 1898 Höhepunkt der Dreyfuskrise.

[3]) Der Kaiser hatte die ihm vom Sultan überlassene „Dormitio Mariae" bei Jerusalem dem deutschen katholischen „Verein vom Heiligen Lande" zum Nießbrauch überwiesen.

[4]) Verfasser war am 19. nach Schlesien gefahren.

in Konstantinopel hätte unterbleiben können, daß aber der Besuch des Gelobten Landes hocherfreulich verlaufen ist. Kopp sagte, daß er es nie für möglich gehalten hätte, seinen Kölner Kollegen[1]) sich so patriotisch aussprechen zu hören, wie es geschehen ist, und gab mir zu, daß es überhaupt das erstemal sei, daß sich im deutschen Klerus deutsch-nationales Gefühl zeige. Er hat, wie ich aus Andeutungen entnahm, den Kaiser gebeten, doch bei seiner Reise nicht ausschließlich der Evangelischen zu gedenken, sondern sich auch zu erinnern, wie viele katholische Untertanen er habe.

Wie man in heutiger Zeit gut tut, ruhig Blut zu bewahren und abzuwarten, konnte ich jetzt wieder erfahren. Der Kaiser hat dem Grafen Henckel mitteilen lassen, er wolle ihn an die Spitze eines bedeutungsvollen Unternehmens stellen, den Bau einer Bahn durch Kleinasien bis zum Persischen Meerbusen. Vor wenigen Jahren war Henckel einer der schlechtesten und gefährlichsten Menschen, der gesellschaftlich boykottiert werden sollte, nun mit einem Male ist er geeignet zur Bekleidung eines Amtes, das Tatkraft, Verstand und Geschäftskenntnis, dessen Übertragung großes Vertrauen voraussetzt, und wird für die Zwecke einer kaiserlichen Lieblingsidee vom Monarchen selbst ausgewählt. Henckel gab mir gleich bei der Ankunft in Neudeck von der Sache Kenntnis und erklärte, daß er entschlossen sei, abzulehnen; ich konnte seine Gründe — er will vor allem ein freier Mann bleiben — nur billigen. — Über diesen Bahnbau ist jedenfalls in Konstantinopel unterhandelt worden.[2])

7. Dezember.

Ich bin in der vergangenen Nacht aus Berlin zurückgekehrt. Vor der Reichstagseröffnung war Gottesdienst in der Schloßkirche, die Eröffnung ging unter dem jetzt üblichen großartigen Zeremoniell vor sich; ich mußte das Reichsbanner, das notabene ziemlich schwer ist, dem Kaiser vorantragen und stand dann während der eigentlichen Feier unmittelbar rechts hinter ihm. Es mag sein, daß das ganze, fraglos sehr geschickt angelegte Zeremoniell auf manchen, zumal wenn er es noch nie gesehen hat, Eindruck macht, jedenfalls ist der Kaiser davon überzeugt; ich gestehe aber, daß ich gegen solche Eindrücke abgehärtet und auch überzeugt bin, daß es für die Tätigkeit des Reichstages ganz gleichgültig ist, ob die Eröffnung mit mehr oder weniger Trara stattfindet.

---

[1]) Kardinalerzbischof Ph. Krementz.

[2]) Das Unternehmen der deutschen Bagdadbahn wurde 1899 grundsätzlich bewilligt, vgl. V. Valentin, Deutschlands Außenpolitik, S. 31.

17. Dezember.

Am 10. empfing ich in Hamburg eine Deputation des Rendsburger Magistrats, die mir das Diplom als Ehrenbürger überreichte. In unmittelbarem Anschluß daran fand auf der Werft von Blohm & Voß der Stapellauf des „Graf Waldersee“ [1]) statt. Es ist für mich doch ein schönes Gefühl zu sehen, was für eine Stellung ich in Hamburg einnehme; wenn ich von Bismarck absehe, ist wohl kaum jemand so geehrt worden wie ich.

Ich habe nun allmählich viele von den Teilnehmern an der Reise nach Jerusalem gesprochen, auch den Kaiser viel erzählen hören, so daß ich mir wohl ungefähr ein richtiges Bild mache.

Alle halten die Reise für sehr gelungen. Zwar waren Hitze und Staub recht lästig, jedoch ließ die großartige Fürsorge für jeden einzelnen die Anstrengungen nicht erheblich werden. Ebenso ist man darüber einig, daß der Kaiser seine Sache vortrefflich gemacht hat, die große Repräsentation ist ja seine starke Seite. (Einige meinten, er habe selbst zu sehr unter dem Eindruck der ihm gebrachten Ovationen gestanden, um innerlich alles richtig erfassen und genießen zu können.) Daß er es verstanden hat, unser Ansehen im Orient zu heben, das der Franzosen zu schädigen, besonders aber, daß die patriotischen Gefühle unserer Katholiken gestärkt wurden,[2]) ist höchst erfreulich.

Durchweg ist die Reisegesellschaft von der Lebensfähigkeit des türkischen Reiches imponiert. Allerdings macht man stets den Zusatz: „Wenn der Sultan wollte . . ., wenn er sich energisch an die Spitze stellte . . .“ Er will nun aber nicht, ist froh, wenn er sein Leben fristet, und in seinem Reiche sieht es doch sehr traurig aus. Ich bin überzeugt, die Herren stehen unter dem Eindruck des mit Geschick ihnen gezeigten äußeren Glanzes, sie hatten ja auch keinen Anlaß, die Verhältnisse etwas näher zu betrachten. Geradezu bedauerlich, milde gesagt, ist es, daß von christlichem Gefühl und von der Überlegenheit des Christentums über den Islam, wenigstens mir gegenüber, nichts zum Ausdruck kam. Daß der Kaiser sich mehrfach als guten Freund des Sultans bekannt, und dieser das Äußerste getan hatte, um den Freund gut zu empfangen und ihm den Aufenthalt in seinem Reiche angenehm zu machen, wußte die ganze Bevölkerung. Das Auftreten des Kaisers mit allen gut berechneten Effekten hat dann weiter dazu beigetragen, für ihn Stimmung zu machen. Gleichzeitig ist dadurch das Selbstgefühl der Osmanen gehoben worden; ob das zweckmäßig war, erscheint mir noch fraglich. Sie dereinst gegen Rußland auszuspielen, wäre eine Illusion. Mein Wunsch ist und bleibt, die Türken aus Europa loszuwerden, und es erfüllt mich mit Trauer, daß gerade Deutschland dazu helfen soll, ihre

---

[1]) Ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie.

[2]) S. o. unter dem 11. November.

Stellung zu befestigen. Ich glaube übrigens gar nicht, daß der Kaiser, als er sich zur Reise entschloß, sehr weitgehende Pläne hatte; es hat sich alles erst allmählich entwickelt. Er hat das Heilige Land und Ägypten besuchen wollen und dann den Besuch in Konstantinopel — von dem der Sultan mit Schrecken hörte — eingeschoben. Die Reise nach Ägypten ist übrigens nur deshalb aufgegeben worden, weil sich Etiketteschwierigkeiten herausstellten. Der Khedive hätte den Kaiser gar zu gern da gehabt und als Gast behandelt; das paßte aber dem Lord Cromer nicht, der ja auch naturgemäß die englische Macht zum Ausdruck bringen muß. Der Kaiser ist also mit Rücksicht auf Englands Empfindungen nicht hingegangen. Die Anarchisten [1]) hätten ihn nicht abgehalten.

Was Rußland von den Wirkungen der Reise denkt, ist mir noch nicht klar; man wird es dort aber sicherlich sehr übel nehmen, wenn man hört, daß der Sultan sich entschlossen hat, seine Flotte zu verbessern.

Bei der Jagd [2]) fuhr ich mit dem Kanzler im selben Wagen und hatte auch sonst Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten. Körperlich macht er allerdings einen recht gebrechlichen Eindruck. Geistig fand ich ihn aber sehr regsam, er ist noch immer der liebenswürdige und gescheite Mann. Mein Eindruck, daß er nicht daran denkt abzugehen, wurde mir voll bestätigt. Ein Minister sagte von ihm: „Der Kanzler ist von uns allen unbedingt der, der am meisten am Amte hängt." Niemals wird er dem Kaiser, was man nennt, den Stuhl vor die Tür stellen, dieser hat also auch gar keinen Grund, an einen Kanzlerwechsel zu denken. Bülow und Miquel richten sich mit Hohenlohe gut ein.

1899

Hannover, 18. Januar.

Ich bin einige Tage in Berlin gewesen anläßlich des Ordensfestes, der Landtagseröffnung und des Kapitels vom Schwarzen Adler.

Am 14. Diner beim Oberhofmarschall Graf Eulenburg mit dem Kaiser. Ich saß an dessen Seite und hatte eine sehr angenehme Konversation. Er erzählte mir u. a. auch, daß gegen die Bismarckischen „Gedanken und Erinnerungen" vielfach Reklamationen bei ihm eingingen, daß er aber stets geantwortet hätte, man möchte von Entgegnungen absehen. Natürlich sind die Kaiserin Friedrich und die Großherzogin von Baden sehr verletzt.

[1]) Anfang Oktober war in Kairo ein angeblich gegen den Deutschen Kaiser geplantes Attentat aufgedeckt worden. Die darüber von der „Nordd. Allg. Ztg." gebrachte Nachricht bezeichnete der Abgeordnete Richter (Januar 1899) im preußischen Landtag als Wahlschwindel.

[2]) Im Saupark bei Springe am 14. und 15.

Die Stimmung des Kaisers gegen die Familie Bismarck ist noch immer, wie ja auch kaum anders möglich, eine schlechte. Ich hatte im Laufe des Abends Gelegenheit zu einigen Unterhaltungen mit dem Staatssekretär Bülow und konnte ihn im Verkehr mit dritten beobachten. Ich muß sagen, daß seine Art zu sprechen mir doch mißfällt; die konzilianten Redensarten fließen ihm nur so von den Lippen. Öfter hört man schon, daß er dem Kaiser gegenüber zu weich ist. Leider erfuhr ich, daß auch Miquel sich als Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums nicht die rechte Stellung zu machen scheint. Er ist ja niemals der Mann des entschlossenen Handelns, und so hat er jüngst, als ein dem Kaiser unbequemer Staatsministerialbeschluß — in Sachen des Zuchthausparagraphen [1]) — gefaßt werden sollte, Krankheit vorgeschützt, um an der Abstimmung nicht teilnehmen zu müssen. Sowohl Bülow wie Lucanus waren der Ansicht, daß die Sozialdemokratie eigentlich so schlimm nicht sei, und daß die Bewegung ihren Höhepunkt überschritten habe. Es ist mir natürlich nicht gelungen, sie vom Gegenteil zu überzeugen. In welchem Sinne jetzt der Kaiser beeinflußt wird, ist mir aber nun klar.

Die Festlichkeiten verliefen in der gewohnten Weise. Daß der Maler Menzel den Schwarzen Adlerorden erhielt, halte ich für eine arge Übertreibung. Es kann damit ein unbequemer Vorgang geschaffen sein. Der Kaiser vergibt jene hohe Auszeichnung überhaupt zu häufig und setzt ihren Wert dadurch herunter.

Am 15. gleich nach dem Gottesdienst beim Ordensfest waren die Kommandierenden Generale, mit ihnen auch ich, bestellt worden, da der Kaiser zu Neujahr wegen seiner Erkältung sie nicht hatte sprechen können. Der Monarch hatte leider keinen guten Tag und sich das, was er sagen wollte, wohl nicht ganz klar durchdacht, er war nicht ganz verständlich und wurde sehr weitläufig. Er vermißte in den Qualifikationsberichten präzisere Angaben und wünschte klare Urteile und detaillierte Motivierung. Bezeichnend für die heutige Zeit war dabei auch, daß er sagte, es könne ja jemand manche gute Eigenschaften haben, z. B. ein guter Reiter sein, vielleicht auch ein Offizierkorps gut leiten, das sei aber alles nichts wert, wenn er keine Führereigenschaften besitze. Sonst hieß es: Für einen Regimentskommandeur ist die Hauptsache, daß er sein Offizierkorps gut ergänzt und in vornehmem Sinne erzieht, denn auf der Qualität und dem Geist des Offizierkorps basiert die Armee, dadurch sind wir allen Armeen überlegen. Erfüllt ein Kommandeur diese Bedingungen, so hat er sich damit den General verdient. Zeigt er nachher, daß die Generalsstellung doch zu hoch

[1]) Das am 20. November 1899 vom Reichstage abgelehnte Gesetz zum Schutze Arbeitswilliger sah Zuchthausstrafen gegen ausständige Arbeiter vor, falls sie Arbeitende mißhandelten.

für ihn war, so kann er ja dann immer verabschiedet werden. Jetzt soll das gleichgültig sein, die Führereigenschaften sind die Hauptsache. Kann man aber solche Eigenschaften im Frieden leicht erkennen? Wer das behauptet, der kennt den Krieg und ernste Zeiten selber nicht. Es ist eine dürftige Kunst, beim Manöver eine Brigade oder zwei zu führen; derselbe Mann, der dies im Frieden kann, versagt vielleicht im Kriege völlig. Und wie leicht wird beim Manöver auch ein falsches Urteil abgegeben; es handelt sich dabei oft um Auffassungen, über die sich streiten läßt. Es fiel auch die recht bedenkliche Äußerung: „Die Armee ist keine Versorgungsanstalt." Wenn man unsere Generalität ansieht, so muß man doch sagen, daß sie jung genug ist. Andererseits ist die Armee in gewisser Weise tatsächlich eine Versorgungsanstalt, denn die in dieselbe eintreten, wollen doch dadurch eine Existenz für ihr Leben finden; nur wenige reiche Leute dienen, um einige Jahre angenehm zu verbringen.

21. Januar.

Ich hatte heute einen langen Besuch vom Botschafter Münster, der von Berlin nach Paris zurückreiste. Er hält die Lage für sehr ernst und glaubt, daß England den Krieg mit Frankreich herbeiführen will. Die Königin und Salisbury[1]) sollen ihn nicht wünschen, sondern diesmal die City. Es dreht sich also um rein wirtschaftliche Interessen, die, wie ich seit langem weiß, ausschlaggebend und auch für uns gefährlich sind. Man fürchtet auf der Insel eine Koalition der festländischen Mächte, glaubt ihr nicht gewachsen zu sein und am besten vorzubeugen, wenn man die französische Flotte vernichtet. Daraus folgt doch aber natürlich, daß die deutsche Flotte, wenn sie sehr erstarken sollte, den Engländern ebenso unbequem wird, und daß sie dann ebenfalls einen Konflikt vom Zaun brechen werden. Das beste Mittel dagegen wäre natürlich der baldige Abschluß einer Allianz zwischen Deutschland, Rußland und Frankreich. Ich vermag aber daran nicht zu glauben.[2])

Für sehr beklagenswert hält Münster die Marginalbemerkungen des Kaisers auf diplomatischen Berichten: oft im Augenblicke des ersten Eindruckes entstanden, wirkten sie manchmal sehr verletzend und, wenn sie weiter bekannt würden, nachteilig für den Dienst. Ich kenne solche Bemerkungen in großer Zahl und weiß, daß Münster nur zu recht hat. Über Hohenlohe urteilte der Botschafter sehr abfällig; er meinte, daß jener sich um die auswärtige Politik nur noch wenig kümmere.

---

[1]) Der bekannte konservative Premierminister Marquis of Salisbury.

[2]) Bekanntlich spielte der Gedanke eines „Kontinentaldreibundes" der im Text erwähnten Mächte in der hohen Politik jener Zeit eine längere Rolle. Vgl. V. Valentin, S. 41 f., 60.

29. Januar.

Diesmal bin ich zum Geburtstage des Kaisers in Berlin gewesen. Es verlief alles in gewohnter Weise. Alle deutschen Fürstenhäuser waren vertreten mit Ausnahme Bayerns, was sehr bemerkt wurde, da mehrfach Klagen über den Prinzregenten vorliegen. Der Kaiser ist nun vierzig Jahre geworden! Er befindet sich in guter Gesundheit und scheint guten Mutes. Möge der liebe Gott ihn auch ferner schützen und für sein schweres Amt stärken. Die Billigkeit erfordert zuzugestehen, daß er in letzter Zeit an Ansehen gewonnen und im Innern im allgemeinen mit Geschick operiert hat.

England stellt sich zur Zeit freundlich zu uns, hauptsächlich aber, um eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich zu verhüten; die englische Presse ist ganz entschieden gegen uns und hetzt systematisch, namentlich in der Absicht, uns mit Amerika zu entzweien.

Ich halte daran fest, daß England unser unbequemster Gegner ist und bleiben wird. Unsere aufstrebende Industrie, unsere fleißigen Kaufleute, endlich die an Bedeutung gewinnende Flotte sind ihm störend, und der leitende Gedanke seiner Politik ist zu allen Zeiten, Geld zu verdienen und Konkurrenten zu vernichten. Vernünftigerweise sollten wir nebeneinander existieren können, die Welt ist wirklich groß genug dafür, die englische Habgier ist aber größer.

Viel habe ich klagen hören über die zunehmenden autokratischen Neigungen des Kaisers. Er greift in alle Angelegenheiten, die ihn gerade interessieren, rücksichtslos ein und kümmert sich nicht um das, was die Minister denken; so hat er vorgestern dem Oberpräsidenten Köller das Großkreuz des Roten Adlerordens gegeben, ohne irgend jemanden zu fragen. Als ich mein Erstaunen ausdrückte, wurde mir erwidert: „Über solche Kleinigkeiten sind wir längst hinaus; wenn nur nicht viel Schlimmeres passierte". Der Kriegsminister und der Staatssekretär des Auswärtigen haben wohl am meisten zu leiden; beide lassen sich aber alles gefallen. Bülow hat gesagt: „Ich habe den Kaiser nicht gleich anfangs durch Widerstand verdrießen, sondern mir erst meine Stellung schaffen wollen". Seine Stellung mußte er sich in den ersten acht Tagen machen und es da auf einen ernsten Zusammenstoß ankommen lassen; da würde der Kaiser nachgegeben haben. Jetzt weiß er, daß Bülow schwach ist, und wird sich nie genieren, ihn rücksichtslos zu behandeln.

Was die Klagen der Minister über Kabinettsregierung anlangt, so ist es in der Tat schon soweit gekommen, daß keiner von ihnen mehr die eigene Verantwortlichkeit fühlt. Solange alles gut geht, ist das ja an sich gleichgültig. Es wird aber recht ernst, wenn Rückschläge oder Unglücksfälle kommen sollten; dann werden sie sagen, der Kaiser hat ja alles selbst ge-

macht und ist schuld. Daß sie die heilige Pflicht gehabt hätten, sich die Nichtachtung nicht gefallen zu lassen, werden sie nicht zugeben wollen. Die Kabinettschefs bestärken den Kaiser noch in seinen autokratischen Neigungen. Ich kann die Vorsehung nicht genug preisen, daß ich nicht in nahen, verantwortlichen Beziehungen zum Kaiser stehe, auch daß ich nicht in Berlin bin, wo ich viel mehr Berührungen mit dem Monarchen haben würde.[1]) So wie die Minister würde ich mich nicht haben beugen können, es wäre also bald zu einem Bruch gekommen. Jetzt ist der Kaiser voller Güte und Herzlichkeit für mich, hat augenscheinlich einen gewissen Grad von Achtung vor meinem Charakter; dies Verhältnis kann ja einige Zeit dauern. Mit wahrer Befriedigung bemerke ich, daß man endlich aufgehört hat, mich als Kanzlerkandidaten zu bezeichnen und sich in der Presse überhaupt mit mir viel weniger beschäftigt.

30. Januar.

Im Abgeordnetenhause ist, bei Gelegenheit der Besprechung der Ausweisungen aus Nordschleswig endlich einmal den Liberalen die Wahrheit gesagt worden,[2]) allerdings noch lange nicht scharf genug. Daß man gegen den maßlosen dänischen Übermut vorgegangen ist, freut mich; es hätte eigentlich viel früher geschehen müssen.

Vorgestern ist Caprivi gestorben. Über seinen Charakter sind doch die meisten zu keiner Klarheit gekommen. Seit seiner Entlassung hat er sich politisch völlig still verhalten, aber den Fehler gemacht, dem Kaiser konsequent aus dem Wege zu gehen. Bismarck hat selbst in der Zeit schlimmster Verstimmung niemals unterlassen, als loyaler Untertan seine Glückwünsche zum Geburtstage und zu Neujahr auszusprechen; Caprivi hat das nie getan, ist auch zu keinem Kapitel des Schwarzen Adlerordens erschienen. Daß er einigen Grund gehabt hat, verbittert zu sein, weiß ich sehr gut, andererseits hatte er aber auch Grund, dankbar zu sein. Wenn zu seiner Zeit große politische Fehler gemacht worden sind, so ist schwer zu sagen, wer da mehr Schuld trägt, er oder der Kaiser. Zu Hohenlohischer Zeit ist ja manches in besseres Geleise gekommen, das in Europa verlorene Terrain aber nicht wiedergewonnen worden. Nachdem die Sache mit Österreich nicht mehr stimmt, traut uns niemand mehr. Auch der Sultan ist klug genug, sich für uns die Finger nicht zu verbrennen. Italien nähert sich wieder Frankreich, vor dem es sich fürchtet, braucht daher unsere Hilfe gar nicht, hat auch immer die Augen ängstlich auf England gerichtet.

[1]) In diesem Zeitpunkte kann also von einem „politischen Ehrgeiz" des Verfassers hinsichtlich der Nachfolge Hohenlohes, wie ihn O. Hammann für das Jahr 1900 behauptet (Der mißverstandne Bismarck, S. 78), nicht gesprochen werden.

[2]) Durch den Minister des Innern v. d. Recke, der auf eine Interpellation des Abgeordneten Barth wegen der durch den Oberpräsidenten v. Köller veranlaßten Ausweisungen antwortete.

26. März.

Heute war für mich ein recht trauriger Tag. Ich habe einen wirklich treuen, opferfähigen Freund verloren. Herr Emil Meyer ist ganz plötzlich an einem Herzschlage gestorben. Es war ein Mann von seltener Herzensgüte, in weiten Kreisen gern gesehen und hat vielen in ganz uneigennütziger Weise geholfen. Sein Tod bedeutet für mich in dieser Zeit, wo treue Menschen immer seltener werden, eine große Lücke. Sein Andenken soll in Ehren gehalten werden!

27. März.

In Friedrichsruh[1]) habe ich den Oberpräsidenten v. Köller lange gesprochen; ich gratulierte ihm zu seinem energischen Vorgehen gegen die Dänen, und erfuhr, daß er es ganz auf eigene Faust gemacht habe. Meine Bedenken, daß nicht alle Minister mitgehen könnten, teilte er auch, meinte aber, den Kaiser hinter sich zu haben. Dies wurde mir bestätigt, indem der Monarch zweimal in meiner Gegenwart ihm anerkennende und aufmunternde Worte sagte.

6. Mai.

Am 30. März verschied sanft — allerdings nach Jahren großer Schwäche und mit rührender Geduld getragener Leiden — meine gute Schwiegermutter.[2]) Sie war eine hervorragend tüchtige, edle Frau, geliebt und geschätzt von allen, die je mit ihr in Berührung gekommen sind, und vertrat einen unerschütterlich festen gläubigen Standpunkt. Sie hat die fünfundzwanzig Jahre meiner Ehe mit geringen Unterbrechungen in meinem Hause zugebracht und durch ihren Takt und ihre Herzensgüte mir dies auch nicht einen Augenblick erschwert. Ich werde ihr ein treues Andenken bewahren.

In der Zeit seit Ende März hat sich die leidige Samoaangelegenheit[3]) abgespielt. Obwohl ich erst spät erfahren habe, daß es nahe an einer Abberufung unseres Londoner Botschafters gewesen ist, bin ich nicht müde geworden, darauf hinzuweisen, daß jene Frage als Symptom bedenklich ist. England ist unser eigentlicher Gegner, die Amerikaner sind nur durch englisches Geld und englische Macht aufgehetzt. England bleibt unser Gegner. Wir können uns seiner nur erwehren durch Allianzen. Da gibt es natür-

---

[1]) Verf. war dorthin zu der am 16. Februar erfolgten Beisetzung des Fürsten Bismarck befohlen worden.

[2]) Mrs. A. D. Lee, im Alter von 97 Jahren.

[3]) Aus dem Kondominat von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten auf den Samoainseln hatten sich Konflikte zwischen den dortigen Vertretern der drei Mächte und unter den Eingeborenen ergeben.

lich gleich kluge Leute, die sagen, wir müßten uns fest an Rußland anschließen. Wenn das nur so leicht ginge! Rußland findet seinen Weg auch ohne uns und kennt dazu unsere Lage ganz genau. Außerdem stehen beide Kaiser sehr schlecht miteinander. Wir würden also in Petersburg wahrscheinlich abfallen. Ich habe da recht Bedauerliches vernommen. Nikolaus II. macht unfreundliche Redensarten über die aufdringliche Art unseres Kaisers, während dieser voll Spott ist über die Schlappheit des Zaren und über sein Unternehmen mit der Abrüstungskonferenz.[1]) Noch vor ganz kurzer Zeit sind bei einem größeren Diner solche Äußerungen gefallen, die notwendigerweise sofort in diplomatischen Kreisen bekannt werden mußten. Jetzt kommen die Früchte Caprivischer Politik allmählich zur Reife; es traut uns niemand mehr ganz, und alle empfänden eine gewisse Schadenfreude, wenn der Kaiser große Enttäuschungen erlebte. Unser Glück ist, daß der Zar als schwacher Mann einen Krieg nicht wünscht, daß Frankreich in sichtlichem Verfall, Österreich von inneren, alle Tatkraft lähmenden Wirren erfüllt ist, und Italien ebenso wie die Türkei froh sind, wenn sie niemand stört. Trotzdem ist England in der Lage, wenn wir auch nur den geringsten Vorwand bieten, mit uns anzubinden und uns Demütigungen zuteil werden zu lassen, da wir ihm nichts anhaben können. Die Empfindung, daß wir in der Samoaangelegenheit — eben aus diesem Grunde — mehr eingesteckt haben, als mit unserem sonstigen Auftreten vereinbar ist, haben weite Kreise. Wie manches anders kommt, als menschliche Berechnung annimmt, zeigt sich an dem Verhalten von Cecil Rhodes. Er ist jetzt ein wichtiger Faktor in England, der zur Ruhe mahnt. Für seine großartigen afrikanischen Pläne braucht er uns und Frieden und hat zahlreiche einflußreiche Personen in England finanziell stark in Afrika engagiert.

13. Mai.

Der Kaiser hat eine mir unverständliche Neigung, auf dem Gebiete der Armee und Marine alles an sich zu ziehen. Er belastet sich dadurch mit Arbeit, die er unmöglich bewältigen kann. So will er jetzt, daß alle Anträge der Generalkommandos in Etatssachen nicht an das Kriegsministerium, sondern an ihn gehen. Ich glaube, man hat im Kabinett keine Ahnung, was das bedeutet, und wird es bald modifizieren. Das Kriegsministerium ist übrigens — einige Male hat das auch schon gewechselt — zur Zeit bei ihm nicht gut angeschrieben, und sein Chef läßt sich unglaubliche Rücksichtslosigkeiten und Eingriffe gefallen. Zu den sogenannten Immediatstellungen — Chef des Generalstabes, Chef des Ingenieurkorps, General-

[1]) In einem Wiesbadener Toast auf den Zaren am 18. Mai beglückwünschte der Kaiser jenen auch zum Beginn der seiner Initiative entsprungenen Konferenz.

inspekteure der Fußartillerie und der Kavallerie, Inspekteur der Feldartillerie — ist nun in der Inspektion der Verkehrstruppen eine neue getreten. Alle diese Instanzen hoffen, beim Kaiser manchmal direkt Gehör zu finden, das ist aber nur der Fall beim Chef des Generalstabes der Armee, der — diese Einrichtung stammt von mir — jeden Sonnabend Vortrag hat. Manchmal wird der Chef des Ingenieurkorps gehört, da zur Zeit hinsichtlich der Festungen, namentlich der Grenzbefestigungen, Projekte vorliegen, alle übrigen haben eigentlich nie Vortrag. Da sie sich andererseits vom Kriegsminister emanzipiert haben, was durch die Order über Etatsanträge noch stärker in die Erscheinung treten muß, so ist der Zustand ganz eigenartig, aber nicht gut. Der Chef des Militärkabinetts wird immer einflußreicher, was doch nicht zum Besten der Armee dient. Die Arbeitslast des Kaisers ist nun noch weiter gestiegen durch Auflösung des Oberkommandos der Marine. Es ist ganz ausgeschlossen, daß der Monarch bei seinen vielen sonstigen Interessen, Reisen usw. alle diese Arbeitsgebiete auch nur einigermaßen beherrscht; das meiste muß flüchtig und oberflächlich behandelt werden, und notwendiger Einfluß auf diese Weise in die Hand untergeordneter Größen kommen. Die einzelnen Generalinspekteure beklagen sich darüber, daß sie nie Gelegenheit haben, mit dem Kaiser zu sprechen. Bringen sie schriftlich etwas zu seiner Kenntnis, so trägt es Hahnke dem Monarchen vor, und man weiß dann doch nie, in welchem Sinne.

11. Juni.

28. bis 30. Mai und 5. bis 10. Juni Besichtigung des VIII. Armeekorps. Ich war stets mit dem Erbgroßherzog[1]) zusammen, der sich in seinem Armeekorps eines hohen Grades von Liebe erfreut. Er ist auch in der Tat ein unvergleichlich freundlicher und wohlwollender Herr, weiß aber als Kommandierender General sehr gut, was er will. Alles, was er bei Kritiken sagte, war durchaus verständig. Bei dem häufigen Zusammensein, namentlich den langen Eisenbahnfahrten, bot sich viel Gelegenheit zu Aussprachen, bei denen mir auch seine politischen Ansichten sehr gefielen. Mit Konsequenz ließ er nur seine Stellung als Kommandierender General gelten und gab mir stets den Vortritt.

Die Ernennung des Grafen Wedel zum Botschafter in Rom freut mich sehr; er ist in der Caprivischen Zeit sehr unfreundlich behandelt worden, obwohl er zu den besten Leuten des diplomatischen Korps gehörte; seine Neuanstellung beweist, daß im Auswärtigen Amte die so entschieden militärfeindliche Richtung nicht mehr herrscht.

---

[1]) Von Baden, dem späteren Großherzog Friedrich II., damals Kommandierendem General des VIII. Armeekorps.

22. Juni.

Seit heute nachmittag bin ich von einer Exkursion in die Nordsee zurück, zu der ich vom Kaiser, wie in den beiden vergangenen Jahren, eingeladen war. Der Monarch — von bestem Humor und von unvergleichlicher Liebenswürdigkeit — zeigte deutlich, daß er herzlich zu mir sein wollte, so wie in der besten Zeit. Ich war bei allen Mahlzeiten sein Tischnachbar und bin öfters mit ihm auf Deck promeniert. Mögen manche abfällige Urteile gefällt werden, ich bleibe dabei, daß er sich allmählich günstig entwickelt und auch ruhiger geworden ist. Der Ton der Unterhaltung ist übrigens bei großer Heiterkeit tadellos. Ein Normalmensch ist der Kaiser allerdings nicht, Gott sei Dank gibt es solche überhaupt nicht, er überragt aber die allermeisten Fürsten weit, und wir könnten ihn doch wahrlich nicht ohne größte Besorgnis entbehren. Seine Nerven sind nicht schlechter geworden, was sehr wesentlich ist: gerade dieser Punkt machte mir Sorge. Wie es werden würde, wenn große Enttäuschungen oder Rückschläge an ihn herantreten, ist eine schwer zu beantwortende Frage.

Eine Persönlichkeit, die mir recht gut gefällt, ist Graf Metternich, der auch diesmal wieder als Vertreter des Auswärtigen Amts anwesend war. Sehr klug und vorsichtig, scheut er sich doch nicht, ab und an einmal eine abweichende Meinung auszusprechen. Ich glaube, der Kaiser setzt ihn bisweilen durch schlimme Äußerungen über die Jesuiten in Verlegenheit, Metternich ist aber genügend erfahrener Diplomat, um auch nicht durch das geringste Mienenspiel seine Ansicht zu verraten.

24. Juni.

Der eben[1]) Graf gewordene Bülow ist natürlich sehr in Gnaden, macht seine Sache aber auch sichtlich gut. Seine Aufgabe, den Monarchen vor impulsiven Handlungen zurückzuhalten, wird ihm wohl manchmal recht erschwert, er besitzt aber die Gabe, seinen Herrn nicht zu verletzen, ist wohl auch behutsam. Er arbeitet auf den Kanzler hin, möchte aber gern, daß Hohenlohe noch eine Zeitlang den Namen hergibt.

22. August.

Die Kanalvorlage ist gefallen,[2]) damit stehen wir wahrscheinlich vor einer schweren inneren Krisis. Die Schuld daran muß ich allein der Regierung, also auch dem Kaiser, der ja alles selbst dirigieren will, beimessen. Wohl möglich, daß in der ganzen Behandlung der Frage auch bei den Konservativen Fehler gemacht wurden, die Hauptfehler liegen aber in

---

[1]) Am 23. Juni.

[2]) Die Regierungsvorlage betr. den Mittellandkanal wurde am 19. August vom Abgeordnetenhause abgelehnt.

dem Chaos, das sich Ministerium nennt. Dort läuft ja alles durcheinander, Hohenlohe als Präsident eine völlige Nonvaleur — er hat nur einiges Interesse für die auswärtige Politik —, Miquel, im Herzen Kanalgegner, sich hin und her windend, so daß niemand mit Sicherheit wußte, was er eigentlich wollte, Thielen (wie v. d. Recke) sehr unbedeutend und nur kaiserlichem Treiben folgend, Hammerstein ungeschickt wie immer, die anderen kaum oder gar nicht bemerkbar. Ein solches Ministerium kann nirgends Vertrauen erwecken. Bülow ist gewiß von anderem Kaliber; er sucht sich aber ganz auf seinen Posten als Staatssekretär des Äußern zu beschränken, der ihn natürlich auch völlig in Anspruch nimmt. Wir haben kein geschlossen auftretendes Ministerium, sondern nur Ressortminister, die keine Staatsminister sind. Die ganze Verfahrenheit zeigt sich am besten darin, daß dieselben Konservativen, die im Landtag jetzt als Ausbund aller Schlechtigkeit angefeindet werden, wenn sie eine Viertelstunde weitergehen und in den Reichstag eintreten, sich plötzlich in Stützen der Regierung verwandeln.

Am 18. hat der Monarch bei St. Privat den Franzosen wieder sehr angenehme Dinge gesagt.[1] Wenn er glaubt, sie damit zu versöhnen, so befindet er sich in schwerem Irrtum. Er hat auch einen Kranz für die französischen Gräber nach Paris geschickt. Galliffet[2] hat gedankt, aber gebeten, mit Rücksicht auf den in Rennes[3] schwebenden Prozeß die Tatsache nicht zu veröffentlichen.

Lautenbach, 14. September.

Gestern mittag traf ich, vom Schlusse des Kaisermanövers kommend, nach drei unruhigen Wochen glücklich hier ein. Ich fand mehrfach Gelegenheit, mich über die politischen Fragen etwas zu orientieren. Unsere innere Lage wird noch immer beherrscht durch die Kanalangelegenheit. Ein Unglück ist es, daß der Kaiser sich wieder persönlich so engagiert hat und noch immer dabei beharrt, die ganze Sache persönlich zu nehmen. Er hat an die feste Haltung der Konservativen bis zur endgültigen Abstimmung gar nicht glauben wollen und ist außer sich gewesen. Im darauffolgenden Kronrat[4] ist dem Kaiser vorgeschlagen worden, das Abgeordnetenhaus aufzulösen, wobei sich der gute Onkel Chlodwig ganz rabiat zeigte. Miquel und Bülow waren die einzigen, welche von diesem Schritte abrieten; Bülow, auf Urlaub befindlich, durch ein Telegramm vom Semmering an den Kaiser. Dieser hat, seinem gesunden Menschenverstande folgend —

[1]) Gelegentlich der Enthüllung eines Denkmals für das 1. Garderegiment am 18. August.

[2]) Seit dem 22. Juni französischer Kriegsminister.

[3]) Dort hatte am 7. August die Revision des Dreyfusprozesses begonnen.

[4]) Am 22. August nachmittags. (Vgl. „Freisinnige Zeitung" vom 9. Dezember 1899, Abendausgabe.)

übrigens von Lucanus in der Frage gut beraten — sich der Minorität angeschlossen. Die tief zu beklagende Maßregelung der Beamten bleibt aber auch dann noch übrig. Der König von Sachsen, der lange mit mir über diese Sache sprach, ist ganz derselben Ansicht, sagte unter anderem auch: „Hohenlohe ist ja in seinem Leben nie etwas anderes gewesen als ein Nationalliberaler."

Mehrfach habe ich mit dem Minister Bülow gesprochen und ihn auch in seinem Verhalten zum Kaiser beobachten können. Er operiert da fraglos sehr geschickt, sagt dem Monarchen viel Schmeichelhaftes und niemals „Nein", hat aber öfter schon nachher anders gehandelt, da er weiß, daß der Kaiser sehr schnell in seinem Urteil ist und oft auch vergißt, was er in der Hast gesagt hat. In vielen Fällen hat er guten Rat gegeben, z. B. in bezug auf das Verhalten gegenüber den Russen, denen er nicht nachlaufen will. Wie oft habe ich dies früher schon gesagt! Bereits vor einigen Monaten hat man von Rußland aus sondiert, ob der Zar mit unserem Kaiser in diesem Sommer zusammentreffen könne. Bülow hat keinerlei Hast gezeigt, sondern ist der Sache mehr ausgewichen, auch noch bei einem zweiten Versuch. Der Erfolg war der, daß vor einigen Tagen die offizielle Anfrage von Petersburg eintraf. Zu Caprivischer Zeit wären wir beim ersten Anstoß schon Hals über Kopf losgegangen und hätten den Russen verraten, daß uns an der Zusammenkunft viel gelegen ist. Aber auch jetzt ist der Kaiser wieder recht hastig und unüberlegt gewesen, hat geglaubt, daß die Begegnung nun sofort, d. h. am 15., sein müsse, und ohne Bülow, Hahnke oder Schlieffen zu fragen, im Hinblick darauf Anordnungen getroffen, wie Verkürzen des Manövers um einen Tag, Zurückziehen des Regiments Alexander aus dem Manöver und verschiedene Hofbefehle. Bülow hat dies alles nun wieder redressieren müssen. Er besitzt noch den Gleichmut, sich nicht zu sehr zu ärgern, Hahnke aber, der überhaupt dem Kaiser gegenüber in einer empfindlichen Stimmung ist, war völlig außer sich. Jetzt ist vereinbart, daß unser Kaiser ruhig sein bis zum 18. reichendes Reiseprogramm durchführt und danach die Zusammenkunft stattfindet. Der Zar begibt sich in diesen Tagen von Kopenhagen nach Kiel zur Prinzeß Heinrich und dann nach Darmstadt, wo er in Ruhe einige Wochen verbringen will.

Gleichzeitig mit Rußland fühlt auch England das Bedürfnis, sich gut mit uns zu stellen,[1]) dadurch kommen wir in eine Lage, aus der uns bei geschickter Ausnutzung großer Nutzen erwachsen kann. Die Königin hat den Kaiser sehr freundlich eingeladen, sie zu besuchen, und dieser hat dann schließlich für den November angenommen.

[1]) Frühere englische Annäherungen (vgl. den Brief Wilhelms II. an Nikolaus II. vom 30. Mai 1898 a. a. O.) sind dem Verf. unbekannt geblieben.

Auch über unser Verhältnis zur Türkei habe ich mich etwas orientieren können und meine bisherige Auffassung bestätigt gefunden. Weder der Kaiser, noch Herr v. Marschall, der nur so berichtet, wie er glaubt, daß es der Monarch gern hört,[1]) noch das Auswärtige Amt wollen zugeben, daß der Sultan ein ebenso verschlagener wie argwöhnischer Mann ist, der nur seine eigenen und persönlichen Interessen verfolgt. Er ist unserem Kaiser natürlich sehr dankbar dafür gewesen, daß dieser bei Gelegenheit der Jerusalemer Reise die gegen die Armenier verübten Schandtaten sanktioniert hat. Dieses traurige Faktum wird uns keinen Segen bringen.

Bei den Kaisermanövern machte der Monarch seine Sache wieder sehr gut; er wußte überall durch Liebenswürdigkeit und durch munteres Wesen zu bezaubern und durch das großartig inszenierte äußere Auftreten die Massen in brausenden Jubel zu versetzen. Leider glaubt er noch daran, daß dies der Ausdruck treuer Gesinnung sei.

Was die Manöver anlangt, so waren sie besser angelegt und geleitet als die des vorigen Jahres, ich werde aber in meiner Ansicht immer mehr bestärkt, daß diese Art von Manövern einen Nutzen haben, der zu den gewaltigen Kosten in keinem Verhältnis steht, überdies stets noch verringert wird, wenn der Kaiser selbst führt.

Als der König von Württemberg im Frühjahr erfuhr, daß der Kaiser ihm an einem der Manövertage ein Oberkommando geben wollte, ist er außer sich gewesen, hat wohl eine besondere Absicht dahinter vermutet und sich mit Entschiedenheit geweigert. Erst nach vielen Unterhandlungen stimmte er zu, aber unter der Bedingung, nicht gegen den Kaiser zu führen.

5. Oktober.

Am 18. September verließ ich Lautenbach,[2]) traf abends in Berlin ein und fuhr am anderen Morgen in Gesellschaft Scheiberts nach Dolzig[3]) zum Besuche des Generals v. Falckenstein. Ich verbrachte dort zwei angenehme Tage; wir drei alten Freunde und Gesinnungsgenossen konnten uns ungestört aussprechen. Von dort reiste ich am 21. zum Grafen Henckel nach Zielonna und verblieb dort, wie alljährlich dem edlen Weidwerk obliegend, bis zum 2. Oktober. Auch dort, wo kurze Zeit der Abgeordnete v. Kardorff weilte, bot sich reiche Gelegenheit zu Aussprachen. Sowohl in Dolzig wie in Zielonna wurden die Maßnahmen des Kaisers gegen die Landräte und Regierungspräsidenten wegen der Abstimmung in

[1]) Demgegenüber muß daran erinnert werden, daß Freiherr v. Marschall sich in Stambul den Beinamen „der Große" erwarb. Vgl. V. Valentin, a. a. O., S. 31.

[2]) Verf. kehrte nach dem 2. Oktober noch einmal nach Lautenbach zurück.

[3]) Im Kreise Sorau.

der Kanalfrage aufs tiefste bedauert. Die Hauptschuld gab man übrigens dem Reichskanzler, dem es ja tatsächlich auch an Verständnis für die altpreußischen Verhältnisse fehlt. Tatsächlich ist schon vor der Abstimmung die Äußerung gefallen: „Wenn Ihr den Kanal nicht bewilligt, bekommt Ihr auch keine Kleinbahnen.“ Das zeigt die gereizte Stimmung. Eigentlich bedauere ich die an sich kluge Entscheidung des Kaisers, das Abgeordnetenhaus nicht aufzulösen. Ich glaube, daß für ihn ein liberales Abgeordnetenhaus — das Zentrum würde in demselben eine noch größere Rolle spielen — und womöglich ein liberales Ministerium sehr heilsam sein könnte. Die Ehe würde nur wenige Monate glücklich sein, und bald die Überzeugung kommen, daß es sich mit den Konservativen doch besser wirtschaftet. Geradezu widerwärtig ist jetzt das Benehmen der Nationalliberalen, wie es in der „Kölnischen Zeitung“, dem „Hannoverschen Kurier“, der „Magdeburger Zeitung“ usw. zum Ausdruck kommt. Als liberale Leute müßten sie sich doch vor der großen Majorität, die den Kanal abgelehnt hat, beugen und über die Maßregelung von Abgeordneten sittlich entrüstet sein. Von alledem aber keine Spur; sie jubeln über die gegen die „Junker“ geführten Schläge und ergehen sich in pöbelhafter Schimpferei. Ich glaube, sie werden es noch einmal sehr bereuen. Lucanus hat unlängst, im Hinblick auf die Ablehnung der Kanalvorlage, erklärt, die konservative Partei in Preußen müsse monarchisch sein. Das ist recht bezeichnend für die Auffassung an höchster Stelle. Es kann doch nichts anderes heißen, als daß die Konservativen blind allem zustimmen sollen, was der Kaiser wünscht. Außerdem liegt in jenem Worte die ruchlose Unterstellung, daß die gemaßregelten Landräte keine treuen Royalisten seien. Bessere und zuverlässigere Leute hat der Kaiser überhaupt nicht, und was hat die Ansicht über die Zweckmäßigkeit eines Kanals wohl mit monarchischer Gesinnung zu tun?

Hannover, 12. Oktober.

Vielleicht hat die traurige Kanalepisode, indem sie deutlich zeigt, daß wir keine einheitliche Regierung haben, daß gleichzeitig ein Minister rechts und der andere links geht, daß der Kaiser einseitig eingreift, und man bei ihm auch nie weiß, wie lange er denselben Weg innehalten wird, doch den Vorteil, bei allen Parteien die Überzeugung zu bilden, daß es so nicht weitergehen kann. Schon höre ich die Forderung aussprechen, es sei nötig, ein einheitliches Ministerium zu haben, das klar sagt, wohin es will, möge es rechts oder links gerichtet sein. Der jetzige Zustand der Verwirrung müsse zur Auflösung führen. Ich glaube wirklich, daß dies richtig ist, und habe ja schon früher gesagt, daß es mir ganz recht sei, wenn der Kaiser es einmal mit den Liberalen versuchte, aber dann auch

klar sagte, was er will. Wäre man korrekt verfahren, so hätte das Abgeordnetenhaus aufgelöst und, falls man nicht etwa noch einmal auflösen wollte, ein Ministerium genommen werden müssen, das eine Majorität hinter sich hat. Das Regieren, wie es der Kaiser treibt — obwohl in heutiger Zeit nicht lange durchführbar — ist noch nicht so übel, er müßte dann aber so fleißig sein wie Friedrich der Große und andere Leute als Handlanger haben wie Lucanus.

14. Oktober.

In ganz Deutschland äußert sich warme Sympathie für die Sache der Buren,[1]) und spielt die Presse den Engländern übel auf. Die Londoner Reise des Kaisers scheint mir jetzt geradezu unmöglich. Leider wird nun schon — zunächst noch leise — angedeutet, daß die Buren zu ihrer Haltung doch sehr durch Deutschland, richtiger gesagt durch den Kaiser, ermuntert worden seien, man weist uns damit die Schuld an etwaigen Unglücksfällen zu. Daß solche Ermunterungen gleich nach dem Jamesonschen Unternehmen stattgehabt haben und auch eine Weile anhielten, ist über allen Zweifel erhaben. Es würde nur sehr unangenehm sein, wenn jetzt darüber kompromittierende Einzelheiten — einige sind mir bekannt — in die Öffentlichkeit kämen.

20. Oktober.

Am 18. Stapellauf des Linienschiffes „Kaiser Karl der Große" in Hamburg, zu dem mich der Senat geladen hatte. Ich fand das Aussehen und die Stimmung des Kaisers nicht gut. Abgesehen von dem Verlauf der Kanalfrage ist es jetzt die englische Reise, die ihn sehr beschäftigt. Er hat die Überzeugung, daß gegenüber der fast ganz Deutschland beherrschenden Stimmung er sich eigentlich nicht hinbegeben darf; andererseits verlocken ihn seine Reiselust, die doch in seinem Innersten wohnende Vorliebe für englisches Wesen und die Aussicht auf große, ihm zu Ehren veranstaltete Festlichkeiten. Nun hat er die Sache ganz geschickt so gedreht, als bringe er Deutschland ein großes persönliches Opfer, wenn er reist, da sein Nichtkommen großes Aufsehen machen und als politische Demonstration aufgefaßt werden würde.

23. Oktober.

Am Sonnabend kamen Nachrichten von ernsteren Kämpfen in Transvaal. Nun habe ich zu meiner Betrübnis erfahren, daß der Kaiser sich vorgestern abend sehr befriedigt über den Erfolg der Engländer und sehr

[1]) Kurz darauf kam es zu den ersten Gefechten des Burenkrieges.

unfreundlich über die Buren ausgesprochen hat. Er ist dann auch gegen unsere Presse losgegangen, hat geklagt, daß sie durch ihre Parteinahme gegen England ihm die Politik erschwere, und schließlich gesagt: „Was sollen wir denn tun, die Engländer sind uns ja so über, daß wir nicht mucken dürfen.“ Das ist also das Ergebnis einer zehnjährigen Politik! Die Früchte eines planlosen Umhertappens, bei dem wir bald dem einen, bald dem anderen nachgelaufen sind, aber niemandem Vertrauen einzuflößen verstanden, können wohl nicht anders aussehen. Nebenbei verstehe ich den Gedankengang des Kaisers nicht: da er Englands Überlegenheit fürchtet, muß er doch wünschen, daß es ihm in Südafrika schlecht geht; es ist das doch zur Zeit die einzige Art, die Leute etwas bescheidener zu machen.

29. Oktober.

Am 26. zur Jagd nach Blankenburg, die Prinz Albrecht dem Kaiser gab. Wenn sich dieser vor einigen Tagen in Potsdam sehr abfällig über die Buren ausgesprochen hat, so ist das unter dem Eindruck der angeblichen englischen Siege geschehen. Nachdem er gesehen, daß es den Engländern eigentlich schlecht geht, hat sich seine Stimmung verändert, jetzt ging es in den Unterhaltungen nicht ohne Spott über die Engländer ab. Er erzählte, daß nach guten Nachrichten die Ursache zum Kriege das schmutzigste Geldinteresse, die Gier nach dem Golde ist. Neu war mir dabei die Ansicht, daß so viele hochgestellte Leute sich in häßliche Transaktionen eingelassen haben, daß man als einzigen Ausweg den Krieg wählen mußte. Ohne einen solchen oder bei unglücklichem Verlaufe würde ein Panama folgen, ärger als das französische. Es müßte gesiegt werden; daher die gewaltigen Rüstungen.

Nach vielen Unterhandlungen steht nun endlich der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Rußland fest; die Anmeldung kam am 27. in Blankenburg. Der Besuch wird so kurz sein, wie es überhaupt nur möglich ist. Ankunft am 8. um 11 Uhr, Abreise noch am gleichen Tage abends 9 Uhr. Der Kaiser teilte es uns mit, sichtlich in bitterer Stimmung. Daß nicht einmal ein Nachtquartier gemacht, eigentlich, wie man zu sagen pflegt, nur ein Zug überschlagen wird, zeigt recht deutlich, daß das Ganze nichts ist, wie ein Akt kalter Höflichkeit. Für das große Publikum, das die Vorgänge nicht kennt, genügt die Tatsache des Kommens.

Im Laufe der letzten Wochen habe ich viele Herren von bewährter monarchischer Gesinnung aus den verschiedensten Provinzen gesprochen und überall tiefe Verstimmung über den Kaiser wegen seines Verhaltens gegenüber den Kanalgegnern gefunden.

In solchen Fällen spielt oft Abneigung gegen die eine oder andere Person eine Rolle: hier ist es Limburg-Stirum.[1]) Er bedeutet für den Kaiser geradezu das rote Tuch; ich habe deshalb in vorsichtiger Weise angeregt, daß Stirum darüber verständigt wird. Podbielski, der sich in solchen Dingen recht geschickt zeigt und den besten Willen hat, zu einer Lösung beizutragen, meinte, das könnte sich wohl machen lassen.

Dem Staatssekretär Grafen Bülow scheint es manchmal recht sauer zu werden, immer dasselbe freundliche Gesicht zu machen, und dem Kaiser kann es auf die Dauer auch nicht behagen, dauernd mit Weihrauch umgeben zu werden, wenn er auch eine ganze Portion davon verträgt. Ich gestehe, Hahnke ist da doch ein Mann von anderem Kaliber; ein fader Schmeichler ist er nicht. Mehrfach habe ich es jetzt wieder zu hören bekommen: „Seien Sie dankbar dafür, daß Sie nicht in Berlin sind; es ist da gar zu unbehaglich, Sie würden nur Ärger und Aufregung haben."

4. November.

Gestern war Hubertus, ich ritt eine sehr flotte Jagd mit, nachher dinierte ich mit den Herren des Militärreitinstituts. Von der Generalität Hannovers nahm nur ein Herr an der Jagd teil, einen um so größeren Eindruck schien es auf die Jugend zu machen, daß ich dabei war. Ich muß dem lieben Gott, wie für so unendlich vieles, besonders auch dafür dankbar sein, daß er mir die Kräfte so erhalten hat.

8. Dezember.

Die in weiten Kreisen vorhandene Mißachtung unserer Regierung kommt in den Zeitungen nicht recht zum Ausdruck, weil diese von der Schwäche jener Vorteil zu ziehen hoffen. Sie haben darin nicht ganz unrecht, denn, wenn man die fortwährenden Schwankungen verfolgt, so liegt es nahe, daß jeder damit rechnet, eine Wandlung zu seinen Gunsten zu erleben. Der Kanzler trägt natürlich die meiste Schuld, für ihn hat man doch eigentlich nur noch Spott.

Beim Besuche des Zaren war man von beiden Seiten äußerst höflich, aber ohne Herzlichkeit. Recht bemerkenswert ist aber, daß der Zar zweimal, und zwar dem Kaiser und Admiral Tirpitz gegenüber, die Flottenvorlage erwähnt und seine Befriedigung über die beabsichtigte Vermehrung ausgesprochen hat. Es zeigt dies, daß er in England den wahren Feind Rußlands sieht, daß also von Aussöhnung zwischen beiden Mächten — die ja von Nikolaus I. her manchmal angestrebt wurde — keine Rede ist.

[1]) Friedrich Wilhelm Graf zu Limburg-Stirum, interimistischer Leiter des Auswärtigen Amts 1880—1881, Gesandter, Mitglied des Reichstags und auch des Abgeordnetenhauses, wo er sich als Wortführer der Konservativen wiederholt gegen die Kanalvorlage ausgesprochen hatte.

Unlängst ist Graf Pourtalès Gesandter im Haag geworden. Bülow hatte ihm seine Ernennung vorher mitgeteilt mit dem Zusatze, mit dem Reichskanzler darüber zunächst nicht zu sprechen. (Es ist bezeichnend, daß dieser bei Besetzung wichtiger Posten nicht einmal gefragt wird.) Als nach einigen Tagen Pourtalès dann doch mit Erlaubnis des Kaisers Hohenlohe Mitteilung machte, rief dieser aus: „Aber was soll denn da aus meinem Neffen Johann werden, die Familie drängt mich fortwährend, ihm einen Posten zu geben." Da hat man nun kurzen Prozeß gemacht, Goltz in Darmstadt zum Abschied genötigt und Johann Hohenlohe dort als Gesandten installiert. Lichnowski,[1]) der übrigens auch zur Hohenloheschen Verwandtschaft gehört, ist ins Auswärtige Amt gekommen. Böse Zungen behaupten allerdings, auf Verlangen einer Dame aus der hohen Diplomatie.

12. Dezember.

Die Angelegenheit Miquel-Hohenlohe hat nun glücklich zu einem öffentlichen Skandal geführt. Seit längerer Zeit haben sie sich in Privatgesprächen gegenseitig der Indiskretion angeklagt, namentlich der Indiskretion in Angelegenheiten, die im Ministerrat beraten sind.[2]) Daß das schließlich in die Öffentlichkeit kommt, wenn auch nicht in völlig authentischer Fassung, ist wirklich kein Wunder. An Stelle des Kaisers würde ich sie beide entlassen.

17. Dezember.

Am 15. und 16. Jagd in der Göhrde mit dem Kaiser. In der Nacht war das Telegramm von Buller über seine Niederlage[3]) eingegangen, und der Monarch sandte es mir als erstem zu, wie auch die im Laufe des Tages noch folgenden, gab mir auch ein Telegramm der Königin Viktoria zu lesen, die ihn bittet, übertriebenen schlechten Nachrichten nicht zu glauben; die Sache stehe nicht so schlimm. Der Kaiser sagte dabei: „Sie teilen der guten Großmama augenscheinlich nicht die ganze Wahrheit mit, es ist recht schwierig, solch Telegramm zu beantworten." Aus den Unterhaltungen ersah ich, daß er allerdings den Engländern eine Demütigung gegönnt hat, daß sie nun aber bei der Größe ihrer Niederlagen ihm leid zu tun

[1]) Legationsrat bei der Botschaft in Wien, Prinz L., der spätere Londoner Botschafter.

[2]) Am 11. Dezember veröffentlichte die offiziöse „Berliner Korrespondenz" eine Erklärung des Staatsministers v. Miquel, die sich gegen Verdächtigungen seiner Person in einem großen Teil der Presse wandte, insbesondere gegen Mitteilungen der „Freisinnigen Zeitung" über sein Verhalten im Kronrat vom 22. August anläßlich der Frage einer Zurdispositionstellung politischer Beamter, die gegen die Kanalvorlage gestimmt hatten. Die „Freisinnige Zeitung" nannte als Gewährsmann den Präsidenten des Abgeordnetenhauses Herrn v. Kröcher, der wiederum seine Wissenschaft vom Fürsten Hohenlohe habe.

[3]) Am Tugelafluß.

beginnen, und daß er namentlich seine Großmutter sehr bedauert. Ich äußerte die Hoffnung, daß wir von der Situation Nutzen ziehen und auch materielle Vorteile erringen könnten, wenn wir uns als wohlwollende Freunde in der Not erweisen würden. Der Kaiser nickte zustimmend und sagte: „Ich denke, das wird sich schon machen lassen."[1]) Auch einen anderen Nutzen erhoffe ich für uns, nämlich den, daß der Kaiser von den Truppen nicht solch ein Draufgehen verlangt, wie er es in neuerer Zeit mehrfach getan und beim Kaisermanöver am 12. September selbst vorgeführt hat. Wir könnten dabei ebenso zusammengeschossen werden wie die Engländer. Andererseits fürchte ich, daß bei ihm und auch bei anderen Leuten die Neigung zur Defensive wieder neue Nahrung finden wird, und das wäre ein ebensolches Unglück wie das frontale Vorgehen mit dichten Truppenmassen. Der große Unterschied zwischen offensivem und frischem Geist, der jede Truppe beseelen soll, und dem planlosen, rücksichtslosen Draufgehen, das in heutiger Zeit leicht zur Vernichtung des Angreifers führen kann, wird leider so wenig verstanden.

Unsere Situation in der großen Welt hat sich durch die englischen Mißerfolge ohne Frage verbessert. Könnte man das nur auch von der inneren Politik sagen! Doch da herrscht tatsächlich nichts wie Verwirrung und Schwäche seitens der Regierung. Peinliches Aufsehen hat bei allen Gutgesinnten die Preisgabe des Vereinsgesetzes[2]) gemacht. Die Sache ist so verlaufen, daß im Staatsministerium Einigkeit erzielt war, am Gesetz festzuhalten. Darauf kommt der Kaiser von England zurück, Hohenlohe geht zu ihm und schlägt, ohne einem Minister ein Wort zu sagen, vor, das Vereinsgesetz preiszugeben. Jedermann ist überzeugt, daß er behauptet hat, es werde dadurch die Annahme der Flottenvorlage ermöglicht. Unter diesen Umständen hat der Kaiser natürlich sogleich zugefaßt. Und das lassen sich die Minister gefallen. Da die Gegner — ich meine hier hauptsächlich Zentrum und Sozialdemokraten — kluge Leute sind, kommt es zu keinem Krieg, und merkt der Kaiser nicht, wie sein und seiner Regierung Ansehen leidet.

29. Dezember.

Das neue Jahr bringt für mich vielleicht eine wichtige Entscheidung. Am 27. April feiere ich mein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, muß mir also doch ernsthaft die Frage vorlegen, ob es nicht richtig ist, dann den Abschied zu erbitten. Von vielen Seiten, das weiß ich recht gut, wird mir

[1]) Nach dem bekannten Artikel des „Daily Telegraph" vom 28. Oktober 1908 hat Kaiser Wilhelm II. der Königin Viktoria im Dezember einen Feldzugsplan gegen die Buren übersandt.

[2]) Am 6. Dezember wurde ein Gesetzentwurf des Nationalliberalen Bassermann betr. Aufhebung des Verbindungsverbots für politische inländische Vereine vom Reichstage angenommen.

abgeraten werden, weil man in der Armee gern mit mir rechnet. Nach gewissenhafter Prüfung kann ich auch sagen, daß ich körperlich und geistig mich zur Führung einer Armee frisch genug erhalten habe; mit Nerven habe ich, Gott sei Dank, nichts zu schaffen. Nun, ich werde wohl bald herausfühlen, wie der Kaiser über die Sache denkt, muß auch billigerweise nachgerade das Feld für jüngere Leute frei machen. Einen Krieg oder auch nur ernste Verwicklungen, die einen solchen näher erscheinen ließen, worauf ich gehofft hatte, vermag ich in absehbarer Zeit nicht kommen zu sehen.

1900

Hannover, 9. Januar.

Wie nun schon seit 1892, mußte ich auch diesmal wieder den Jahresanfang in Berlin, fern von meinem Hause, verleben. Diesmal war der Verlauf ein etwas anderer. Am 31. Dezember, abends 11 Uhr, war Gottesdienst in der Schloßkapelle, mit dem das Jahr und das Jahrhundert in würdiger Weise geschlossen wurden; lieber wäre es mir allerdings gewesen, ich hätte es daheim an der Seite meiner Frau tun können. Weniger nach meinem Geschmack war der Beginn des neuen Jahres. Man begab sich von der Kapelle in den Weißen Saal und hatte Defiliercour vor den Majestäten. Man sagt, vor hundert Jahren wäre es ebenso gehalten worden; wird es wohl nach hundert Jahren wieder eben oder ähnlich so getrieben werden? Soweit ich die Zeichen der Zeit zu deuten vermag, antworte ich mit einem Nein. Es ist nicht nach meinem Geschmack, das Jahr in Gala zu beginnen und bei Pauken- und Trompetenschall, sowie Kanonendonner im Paradeschritt am Thron vorbeizudefilieren mit allen Zerstreuungen und weltlichen Gedanken, die davon ganz untrennbar sind. Indes, der Kaiser hat nun einmal Gefallen an dergleichen, und da bleibt mir, solange ich in abhängiger Stellung bin, nichts übrig, als mitzulaufen.

Über unser Verhältnis zu Österreich habe ich mit niemandem sprechen können, wohl aber erfahren, daß in den militärischen Beziehungen eine große Abkühlung eingetreten ist. Schlieffen sagte mir, er glaube nicht, daß wir die Österreicher noch zu einer Offensive aus Galizien herausbringen würden. Wie konnte dieser Wandel eintreten? Ich glaube, es liegt einmal an politischen Abmachungen Österreichs und Rußlands hinter unserem Rücken,[1]) und ferner daran, daß die Österreicher in unsere Versprechungen kein Vertrauen mehr setzen.

[1]) Am 8. Mai 1897 war zwischen den beiden Staaten eine Status-quo-Entente geschlossen worden, mit dem Zwecke, „d'établir une ligne de conduite commune dans les affaires d'Orient." (S. Pribram, a. a. O., I, Nr. 18.)

11. Januar.

Ich hatte Gelegenheit, die Fürstin Salm, Schwester des Reichskanzlers, zu sprechen; sie erzählte mit rührender Unbefangenheit, daß ihr Bruder doch gern im Amte bliebe, er sei zu sehr an die Geschäfte gewöhnt und fürchte sich vor Mangel an solchen; übrigens, setzte sie hinzu, hält er es auch für seine Pflicht, den Kaiser nicht zu verlassen. In Berlin fand ich noch die Ansicht vorherrschend, daß, wenn der Kanzler ginge, der Kaiser sich Hohenlohe-Langenburg nehmen würde, der ebenso bequem sei wie Onkel Chlodwig; dahinter stände nach wie vor das Projekt, den Schwager Schaumburg zum Statthalter zu machen, um seine Schwester Vikty unterzubringen.[1])

20. Januar.

Was ich unlängst schon einmal zum Ausdruck brachte, habe ich jetzt[2]) voll bestätigt gefunden: der Kaiser regiert autokratisch und rechnet überhaupt nicht mit einem Staatsministerium, geschweige denn mit einer Ansicht desselben. Sämtliche Minister sind mißmutig und haben die richtige Empfindung, daß sie sich eigentlich in unwürdigen Positionen befinden. Natürlich sind die am besten daran, um deren Ressort der Kaiser sich wenig oder momentan nicht kümmert; die am schwersten Geprüften sind der Kriegsminister — der sich aber in alles findet — und der Staatssekretär des Auswärtigen (Hohenlohe zählt nicht mehr). Aber auch die anderen müssen immer mit der Möglichkeit rechnen, daß der Kaiser eingreift und dann rücksichtslos seine Auffassung durchsetzt. Wenn einer von ihnen auf die Schwierigkeiten in den Parlamenten hinweist, so hat er nach Ansicht des Monarchen keinen Schneid. Widerspruch wird nicht geduldet, und leider finden sich die Herren damit ab. Wenn nun der Kaiser einen bestimmten Weg ginge und die Richtung bezeichnete, in der er zu gehen beabsichtigt, so könnte sich ja ein Minister je nachdem darauf einrichten oder seinen Abschied nehmen. Was für Wandlungen haben wir aber erlebt! Bei solcher Leitung ist es wahrlich auch kein Wunder, wenn in den politischen Parteien, namentlich in denen, die gern mit der Regierung gingen, völlige Verwirrung herrscht. Zufrieden sind natürlich die Sozialdemokraten, im großen und ganzen auch die Ultramontanen, bei weitem in der schwierigsten Lage dagegen die Konservativen, deren königstreue Gesinnung auf schwere Proben gestellt wird.

---

[1]) Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe, der Gemahl der Prinzessin Viktoria von Preußen, hatte die Regentschaft in Lippe-Detmold 1897 niedergelegt, nachdem in der Erbfolgefrage vom Schiedsgericht unter Vorsitz des Königs von Sachsen Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld für erbberechtigt erklärt worden war.

[2]) Verf. war zum Kapitel des Schwarzen Adlerordens am 18. Januar in Berlin gewesen.

Dabei wäre es aber unbillig, nicht anerkennen zu wollen, daß der Kaiser im großen und ganzen eine populäre Gestalt ist. Ganz abgesehen von seinen politischen Sprüngen und von seinen Reden, die man nicht ohne weiteres ernst nimmt, weil man sein lebhaftes Temperament kennt, imponiert sein ganzes Auftreten, seine Beweglichkeit und rastlose Tätigkeit den Massen, auf die auch manche Rücksichtslosigkeit, wenn sie Erfolg hatte, nicht ohne Eindruck geblieben ist. Bei der weiblichen Hälfte der Nation ist der Monarch schon als guter Ehemann und Vater von sieben Kindern gut angeschrieben. Daß er für Deutschlands glückliche Entwicklung und für seine Machtstellung das wärmste Interesse hat und dafür lebt, wird allgemein anerkannt, daß er viele Gebiete betritt — anscheinend auch sie beherrscht —, macht Eindruck und man erkennt seine mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten an.

22. Januar.

Daß die Sozialdemokratie eine „vorübergehende Erscheinung" sein soll,[1]) wird nun viel besprochen. Es mag ja jeder darüber seine Ansicht haben und vertreten, hier ist bemerkenswert, daß der Kaiser bisher gänzlich anders dachte und es bei vielen Gelegenheiten ausgesprochen hat, daß der Kanzler notwendigerweise ebenso gedacht haben muß, da er die Gesetzesvorlage[2]) daraufhin doch gemacht hat. Es ist also alles wieder einmal auf den Kopf gestellt. Wer soll da Vertrauen in die Regierung setzen?

28. Januar.

Über den Nachfolger Hohenlohes gehen die Ansichten sehr auseinander, ich bleibe dabei, daß Bülow die Erbschaft erstrebt und, um sich einzuarbeiten, den Onkel Chlodwig noch zu halten sucht.[3]) Gefährden könnte er seine Kandidatur, wenn er die Entscheidung zu lange hinausschieben würde, denn es liegen doch schon ein paar Fälle vor, in denen der Kaiser in Personalfragen über ihn fort verfügt hat, was eigentlich nicht vorkommen dürfte. Daß Bülow es sich hat gefallen lassen, ist bezeichnend und für mich der Beweis, daß die erste heiße Liebe vorüber ist. Es vollzieht sich auch da die Entwicklung wie überall. Der erste Fall, von dem ich hörte, ist die Ernennung eines in England lebenden Herrn v. Eckardstein zum Sekretär bei der dortigen Botschaft, der zweite die Ernennung des Herrn v. Schön, bisherigen Hofmarschalls in Koburg und früheren Botschaftsrats in Paris, zum Gesandten in Kopenhagen, wobei ein Wunsch der Kaiserin Friedrich vorliegen soll.

---

[1]) Wie der Kaiser kurz vorher bei einer Feier in der Polytechnischen Hochschule erklärt hatte.

[2]) Gesetz betr. den Schutz Arbeitswilliger, sogenanntes „Zuchthausgesetz", das am 20. November abgelehnt worden war.

[3]) Vgl. o. S. 427, Note 1.

2. Februar.

Das traurige Kriegsspiel im Schloß, bei dem der Kaiser mit den Flügeladjutanten immer siegt und die Generalstäbler immer geschlagen werden, kommt auch dies Jahr wieder in Gang. Ich halte diese Sache für eine der unglücklichsten auf militärischem Gebiet.

5. Februar.

Die Flottenvorlage ist vor einigen Tagen dem Reichstage zugegangen und wird mit Hochdruck im Lande populär zu machen gesucht. Wer es gut mit sich meint, gründet jetzt einen Flottenverein und meldet es dem Kaiser telegraphisch. Ich glaube übrigens, daß die Vorlage durchgeht.

Die Idee des Kaisers, daß unsere Presse durch russisches Geld bestochen sei, gegen England zu schreiben [1]) ist wirklich unglaublich. Ich möchte wissen, wer imstande gewesen ist, dem Herrn so etwas beizubringen.

Die Jämmerlichkeit des Ministeriums ist jetzt wieder recht deutlich in die Erscheinung getreten. Mit Konservativen und Zentrum wird ein Fleischschaugesetz verabredet und dem Reichstage vorgelegt. Die Minister sagen: Schafft uns nur eine Majorität, wir haben den besten Willen, der Landwirtschaft zu helfen. Diese Majorität wird geschaffen, noch dazu in kaum erhoffter Stärke, aber einige Kaufleute und Reeder machen sich an den Kaiser heran, und dieser entscheidet ohne Prüfung: das Gesetz wird nicht gemacht, worauf Hohenlohe und seine Leute sich ohne Einspruch beugen. Mit der sogenannten „Lex Heinze" [2]) geht es jetzt ähnlich: das Gesetz erhält eine ansehnliche Majorität, Künstler und Theaterdirektoren erheben sich dagegen, und sofort stoppt die Regierung ab!

22. April.

Der Kaiser ist vor zwei Tagen, alle Welt überraschend, nach Altona gefahren, um den dort von Kopenhagen auf der Heimreise begriffenen Prinzen von Wales zu begrüßen. Wozu diesem in der öffentlichen Meinung sehr tief stehenden Herrn nachlaufen, der doch wahrlich, wenn er das halbe Deutschland durchquert, einen Besuch beim Deutschen Kaiser

[1]) Am 10. hatte der wiederholt im Text erwähnte Major Scheibert dem Verf. geschrieben: „Seine Majestät hat dem Grafen Schlieffen geklagt, daß das sonst so verständige deutsche Volk nur durch die Presse gegen die Engländer — unsere natürlichen Bundesgenossen — aufgebracht worden sei, und zwar sei dies lediglich durch die russischen Rubel bewirkt! Schlieffen hat dies dem Gr.[afen] Udo [Stolberg] erzählt und ihn gebeten, der Sache näher zu treten! Udo hat Krop.[atscheck, Chefredakteur der „Kreuzzeitung"] dies mitgeteilt."

[2]) Gesetz zur wirksameren Handhabung der Sittenpolizei anläßlich der Verurteilung des Zuhälters Heinze. Der Gesetzentwurf verlor namentlich infolge des Einspruchs der Linken viel von seiner Schärfe.

machen könnte? In Deutschland freut sich niemand, und die Engländer werden auch nicht anders über uns denken und sprechen wie zuvor.

24. April.

Nun ist es wirklich soweit, daß wir politisch völlig isoliert sind. Interessant dabei ist, daß es der Kaiser nunmehr selbst zugibt. Er hat vor wenigen Tagen zu seinen Umgebungen darüber gesprochen und sich beklagt, daß es für ihn sehr schwer sei, Politik zu treiben, da man überall Mißtrauen gegen ihn habe. Natürlich hat niemand gewagt zu fragen, warum man denn so mißtrauisch sei, und wer die Schuld trage. Mir tut der Herr aufrichtig leid, weil er ja natürlich den besten Willen hat, und weil ihm noch schwere Enttäuschungen bevorstehen. Sein Unglück ist, daß ihm zuerst alles zu glücken schien, und dies sein Selbstgefühl so gesteigert hat, daß er sich allen überlegen fühlte. Er hat nun geglaubt, auch in der Politik ein Meister zu sein, ist aber nur ein Dilettant geblieben, sowohl auf dem äußeren, wie auf dem inneren Gebiete. Im Innern ist das Reich keineswegs gefestigter, als es 1888 der Fall war, und sind die Parteiverhältnisse total verfahren, draußen in der Welt haben wir auch nicht einen sicheren Freund! Die Erkenntnis, daß er ganz allein die Schuld trägt, ist leider noch nicht vorhanden, es wird daher auch in der bisherigen Weise fortgewirtschaftet werden. In höchst unbehaglicher Lage befindet sich der Staatssekretär Bülow; er ist klug genug, den traurigen Zustand ganz zu übersehen, und möchte gern lieber heute heraus als morgen.

10. Mai.

Mein Jubiläum[1]) am 27. hat sich zu einem wirklich großartigen Fest gestaltet, und ich kann wohl mit Stolz darauf zurückblicken. Der Kanzler war von einer Reise nach Paris des Kaisers Franz Joseph wegen[2]) nach Berlin zurückgekehrt, machte aber einen noch kläglicheren Eindruck als sonst. Es ist jetzt soweit, daß sogar die Familie ihn zum Rücktritt zu bewegen sucht; er macht aber taube Ohren, und Holstein, sowie der fast täglich bei Hohenlohe aus- und eingehende Graf Czapski raten ihm zum Bleiben.

In den sechs Tagen meiner Anwesenheit in Berlin[3]) habe ich den Kaiser täglich mehrfach gesehen und auch Konversationen mit ihm gehabt. Die Ernennung zum Feldmarschall, die er mir bei der Defiliercour am 6., mich zum Throne heranrufend, in höchst schmeichelhaften Worten ankündigte, soll doch eine große Auszeichnung sein und wird auch von der

[1]) Der fünfzigjährigen Zugehörigkeit zur Armee.
[2]) Der zur Mündigkeitserklärung des Kronprinzen nach Berlin gekommen war.
[3]) 1. bis 6. Mai.

Welt, wie ich aus zahllosen Glückwünschen ersehe, als solche betrachtet. Wenn mich vor einiger Zeit der Gedanke beschäftigt hat, nach meinem Jubiläum den Abschied zu nehmen, so habe ich ihn nunmehr natürlich aufgeben müssen. Wenn meine Kräfte sich noch weiter halten, kann ich wohl noch ein paar Jahre im Dienst bleiben. Ich habe in diesen Tagen wieder die Erfahrung gemacht, daß man mit dem Kaiser, wenn man unter vier Augen mit ihm zusammen ist, doch sehr offen reden kann, und, wenn man es leidlich geschickt macht, auch so, daß er nichts übel nimmt. Weil die Dinge aber so liegen, bin ich anderen noch immer ein Dorn im Auge; ihnen ist wohler, wenn ich mich nicht in Berlin aufhalte.

15. Mai.[1])

Am 3. Mai abends hatte der Kaiser die Feldmarschallsabzeichen angelegt. In der Presse sind darüber unrichtige Angaben gemacht worden. Am 2. während der Besichtigung auf dem Bornstedter Felde rief mich der Monarch zu sich heran und teilte mir mit, daß Kaiser Franz Joseph die Absicht habe, ihn zum österreichischen Feldmarschall zu ernennen; Hahnke sei entschieden dagegen, er wolle wissen, was ich dazu sage. Nach kurzer Überlegung erwiderte ich: „Ich verstehe die Auffassung Hahnkes nicht; nach meiner Ansicht können Euere Majestät unmöglich ablehnen, um so weniger, als Euere Majestät ja den Kaiser Franz Joseph vor einigen Jahren zum preußischen Feldmarschall gemacht haben." Der Kaiser stimmte zu und sagte: „Der gute Hahnke ist einmal wieder recht querköpfig; ich werde es nun ohne ihn machen." Im weiteren Verlauf der Unterhaltung bemerkte ich: „Nach meiner Meinung ist eine notwendige Konsequenz der Annahme die, daß Euere Majestät nun auch bei uns die Feldmarschallsabzeichen anlegen." Ich sprach wirklich aus vollster Überzeugung, es ist doch eigentlich selbstverständlich, daß der oberste Kriegsherr auch den obersten Rang bekleidet. Der Kaiser erwiderte: „Ich kann doch aber nicht gut mich selbst avancieren lassen," worauf ich sagte: „Euere Majestät werden sich entsinnen, daß nach der Thronbesteigung, die Euere Majestät als Generalmajor erreichte, der Feldmarschall Moltke namens der Armee die Bitte aussprach, die Abzeichen eines Kommandierenden Generals anzulegen." Nachdem er dies bejaht hatte, fragte ich, ob er mir gestatte, mit dem Feldmarschall Blumenthal zu sprechen, um diesen zu einem ähnlichen Schritte, wie ihn einst Moltke getan, zu bewegen, und erhielt seine Zustimmung. Ich begab mich daher am 3. früh zu Blumenthal, fand ihn sehr schwach und unfähig auszugehen, meine Anregung billigte er aber durchaus. Gleich darauf traf ich den Kaiser wieder bei der Enthüllung des

[1]) Nachtrag.

Denkmals Friedrichs I. in der Siegesallee. Er kam auf mich zu und sagte: „Hahnke, der ganz verrannt war, hat sich nun bekehrt.“ Ich erzählte ihm, daß Blumenthal nicht ausgehen könne, aber völlig zustimme, und bat, mich an den Prinzen Albrecht als den nächstältesten Feldmarschall wenden zu dürfen. Dem Monarchen war dies sehr recht. Ich fragte nun: „Wollen Euere Majestät die Abzeichen anlegen, ehe der Kaiser Franz Joseph kommt, oder erst nach der Verleihung?“ Worauf sogleich die Antwort kam: „Vorher. Der Prinz Albrecht muß dann heute abend zu mir kommen, Sie werden sich ihm aber anschließen.“ Die Sache verlief dann auch ganz glatt. Wir wurden um 3/4 8 Uhr zum Kaiser bestellt, der Prinz bat namens der Armee in einer Ansprache, zu der ich ihm einige Gedanken gegeben, den Kaiser, sich die Feldmarschallsabzeichen anzulegen, und dieser dankte in sehr warmen Worten. Um 8 Uhr war dann Souper, bei dem bereits über das Ereignis gesprochen werden durfte.

Kiel (an Bord der „Hohenzollern“), 25. Juni.

Das Leben auf der „Hohenzollern“ verlief in gewohnter Weise, der Kaiser war voller Freundlichkeit und Aufmerksamkeit für mich. Im Mittelpunkt der Unterhaltung standen die Ereignisse in China. Der Kaiser teilte alle Telegramme — sie gingen in Massen ein — mit, woran sich meist ein Gedankenaustausch knüpfte. Es ist mir in diesen wenigen Tagen völlig klar geworden, daß weder unsere Diplomaten, noch, wie man aus ihren Äußerungen schließen muß, die fremden auswärtigen Minister die chinesischen Verhältnisse auch nur einigermaßen kennen, und daß niemand eine Ahnung hat, was die Unruhen in China eigentlich bedeuten; daß es sich um einen nicht ernst zu nehmenden Aufstand handelt, war die Ansicht der meisten. Allerdings soll unser Gesandter in Peking, Ketteler, bereits vor sechs Wochen gemeldet haben, es bereiteten sich sehr ernste Dinge vor; man hat aber nicht auf ihn gehört. Sowohl von London wie von Petersburg und Paris lauteten die Nachrichten dahin, daß man an ernste Verwicklungen nicht glaube. Nun hat sich aber in diesen acht Tagen die Lage dauernd verschlimmert. Die Takuforts sind zwar nach hartem Kampf genommen, aber noch ist nicht einmal bekannt, mit wem man es eigentlich zu tun hat, namentlich ob die chinesische Regierung — vielleicht gezwungen — gegen uns Krieg führt, ob sie beseitigt ist usw. Von den Gesandtschaften fehlen seit zwölf Tagen alle Nachrichten. Die Russen scheinen die Gefahr zu erkennen, denn heute kam die Nachricht, daß die Mobilmachung der sibirischen Truppen befohlen sei.

Der Kaiser faßte die Angelegenheit von vornherein ernst auf und verfügte schon auf der Fahrt nach Wilhelmshaven die Mobilmachung der

beiden Marineinfanteriebataillone. Er will ein gemeinsames Handeln aller Mächte, namentlich möchte er verhindern, daß Rußland oder Japan, die am besten dazu in der Lage sind, auf eigene Faust vorgehen. Für mich deutlich erkennbar war sein Wunsch, die Leitung möglichst in der Hand zu haben, er kam auch bald mit der Ansicht hervor, daß England die Leitung der See-, Deutschland die der Landoperationen haben müsse. Erst halb im Scherz, dann aber ganz ernsthaft sagte er zu mir, ich solle die Oberleitung aller Landoperationen erhalten, und hat tatsächlich in diesem Sinne an Bülow telegraphiert.

Ich bin nun der Meinung, daß wir mit dem Hinsenden größerer Truppenkörper sehr vorsichtig sein müssen, und daß zur Zeit, weil wir noch so wenig Bestimmtes wissen, dazu überhaupt noch kein Grund vorliegt.

Sylt,[1]) 3. Juli.

Am 25. Juni mittags verließ ich die „Hohenzollern". Als ich mich beim Kaiser empfahl, sagte er zum Schluß: „Nun, für China kann ich auf Sie rechnen!" Das ist ein sehr ernstes Wort, ich habe es für richtig gehalten, der guten Marie nichts davon zu sagen. Ich vermag nicht daran zu glauben, daß Russen, Franzosen und Engländer ihre Streitkräfte dem Kommando eines deutschen Generals zu unterstellen Neigung haben werden; andererseits kenne ich die Konsequenz, mit der der Kaiser Lieblingspläne verfolgt.

5. Juli.

Der Kaiser ist in seiner Ansprache an die nach China abgehenden Truppen in Wilhelmshaven doch wohl weit über das Zweckmäßige hinausgegangen. Seine Erregung ist ganz natürlich,[2]) er muß sich aber bemühen, die Leidenschaften im Zaum zu halten, wenn es sich um die Interessen der ganzen Welt handelt. Er erklärt, daß die Fahnen aller Mächte auf den Mauern Pekings wehen müssen, weiß aber doch noch gar nicht, ob alle beteiligten Mächte mitgehen und soweit mitgehen wollen.

8. Juli.

Die Unsicherheit hält noch immer an. Je mehr ich mich in die militärische Situation hineindenke, desto sicherer bin ich in der Ansicht, daß wir vor sehr schweren Aufgaben stehen, noch ganz abgesehen von den völlig unabsehbaren politischen Verwicklungen. Soll ein Feldzug mit dem Ziele

---

[1]) Wo Verf. auf Urlaub weilte.

[2]) Kurz vorher hatte der Kaiser die Nachricht von der Ermordung des Freiherrn v. Ketteler erhalten. Die Rede enthielt den bekannten Passus: „Pardon wird nicht gegeben" usw.

Peking geführt werden, so kann noch heute niemand angeben, wieviel Truppen erforderlich sein werden, da man die Stärke und Beschaffenheit des Gegners auch nicht annähernd kennt. Ist das Land tatsächlich im Aufruhr — was wir ja auch nicht wissen —, so brauchen wir natürlich viel Kräfte; wollen wir z. B. mit 30 000 Mann vor Peking ankommen, so müssen wir sicherlich 20 000 Mann zum Schutz unserer Etappenstraße hinzurechnen. Das erste, was zu tun wäre, ist die Schaffung einer Basis am Meere, also die Anlage eines großen verschanzten Lagers, in dem man die Operationsarmee, die doch in einzelnen Teilen eintrifft, gesund untergebracht sammelt und mit allem Nötigen für den Vormarsch versieht. Was gehört aber dazu, 60 000 Mann mit allem Drum und Dran dort zu sammeln!

13. Juli.

Die Dinge in China liegen für uns noch so unklar wie bisher, man weiß in Europa tatsächlich nun seit drei Wochen nichts mehr von den Gesandtschaften in Peking; dagegen gehen bei Tientsin die Kämpfe fort, in denen die Chinesen ganz augenscheinlich mit Zähigkeit angreifen. Bei allen Mächten sind Rüstungen im Gange. Wir stellen eine kleine Division bereit und vermehren die Seestreitkräfte in den chinesischen Gewässern sehr erheblich.

Als wir vor zwei Jahren Kiautschou besetzten, bin ich nicht imstande gewesen, mich für diesen Schritt zu erwärmen, und bin bis heute nicht anderen Sinnes geworden. Ich hatte das Gefühl, daß wir uns in Abenteuer stürzten, und habe es jetzt in stärkerem Grade. Wir sollen Weltpolitik treiben. Wenn ich nur wüßte, was das sein soll; zunächst doch nur ein Schlagwort. Ich meine, wenn wir soviel Truppen hinsenden, um Kiautschou schützen zu können, und unseren dortigen Schiffen einige Kreuzer hinzufügen, handeln wir richtiger.

20. Juli.

Von hier aus ist es ganz unmöglich, das diplomatische Spiel zu verfolgen; ich gewinne aber trotzdem aus den Zeitungen den Eindruck, daß wir von einer gemeinsamen Aktion der Mächte weit entfernt sind. Über die Frage des Oberbefehls ist augenscheinlich verhandelt worden, und ich erhalte Nachrichten, daß bei uns die Absicht des Kaisers, mir den Oberbefehl zu verschaffen, doch nicht geheim geblieben ist. In der Presse scheint mein Name allerdings noch nicht genannt worden zu sein.

29. Juli.

Da der Kaiser seit drei Tagen aus Norwegen zurück ist, und ich nichts von ihm erfahre, glaube ich, daß der Oberbefehl über die vereinigten

Truppen mir nicht zugedacht ist, bin aber gespannt zu hören, wie die Verhandlungen verlaufen sind. Es scheint, als ob ein gemeinsamer Oberbefehl gar nicht zustande gekommen ist, wie überhaupt die Einigkeit der Mächte viel zu wünschen übrig läßt. Wenn Rußland den Oberbefehl beansprucht, so läßt sich kaum etwas dagegen einwenden, denn es stellt wahrscheinlich die meisten Truppen, ist auch am meisten interessiert. General Kuropatkin, den man nennt, wäre gewiß eine geeignete Persönlichkeit. Daß man Japan das Kommando einräumt, halte ich für ausgeschlossen, dagegen müßte sich doch das christliche Gefühl auflehnen. Ob es eine dankbare Aufgabe sein würde, den Oberbefehl zu führen, ist sehr fraglich. Hochinteressant müßte es allerdings sein, und es wäre ein schöner Abschluß meiner Laufbahn, wenn ich als Besieger der Chinesen heimkehren könnte. Ich habe mich, seitdem ich mich beim Kaiser verabschiedete, nicht gerührt, warte ruhig ab und lasse mein Schicksal in Gottes Hand.

Anhang

I

(zu Seite 50)

[Immediatbericht des Fürsten Bismarck] [1])

Berlin, den 25. Mai 1889.[2])

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät zeige ich alleruntertänigst an, daß ich, meinem gestrigen Vortrage entsprechend, die Frage, ob es angemessen sei, in den von der Arbeitseinstellung der Bergarbeiter ergriffenen Gebieten oder in einem Teile derselben den Belagerungszustand zu erklären, heute zum Gegenstande einer mündlichen Beratung des Staatsministeriums gemacht habe, daß dasselbe jedoch einstimmig diese Maßregel zurzeit nicht für empfehlenswert erachtet.

Der Minister des Innern brachte bei dieser Gelegenheit zur Sprache, daß neue Deputationen von Arbeitern damit umgingen, wiederum Audienzen bei Ew. Majestät nachzusuchen, daß Ew. Majestät jedoch ihm gegenüber Allerhöchstsich dahin ausgesprochen hätten, dieselben nicht empfangen zu wollen.

Das Staatsministerium glaubt ehrfurchtsvoll befürworten zu sollen, daß Ew. Majestät geruhen möchten,[3]) an dieser Entscheidung festzuhalten und weder von Arbeitern noch von Arbeitgebern Deputationen mehr zu empfangen,[4]) nachdem Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät die Gnade gehabt haben, beiden Allerhöchstdero Auffassung über die Sachlage in den stattgehabten Audienzen erschöpfend darzulegen. Eine Wiederholung oder eine Änderung der dabei stattgehabten Allerhöchsten Kundgebungen kann von keiner Deputation erwartet werden.

v. Bismarck.

---

[1]) Geh. Staatsarchiv Berlin.

[2]) „Praesentatum" von der Hand des Kaisers: 25. 5. 1889.

[3]) Zu den Worten: „Das Staatsministerium — geruhen möchten" bemerkt der Kaiser mit Bleistift am Rande: „ist gar nicht von mir um seine Meinung gefragt worden."

[4]) Nach H. Rothfels („Zur Bismarckkrise von 1890", Historische Zeitschrift, Bd. 123, S. 271) hat der Kanzler den Empfang der Arbeiterdeputation am 14. Mai „nicht widerraten, sondern nachweislich befürwortet".

II

(zu Seite 119)

[Staatssekretär v. Boetticher an den Chef des Zivilkabinetts v. Lucanus.][1])

Vertraulich. Berlin, den 30. März 1891.

Der Reichskanzler, den ich soeben um Instruktion für den Fall bat, daß Seine Majestät mit mir die Opportunität einer Beglückwünschung des Fürsten Bismarck zum 1. April besprechen sollte, ist entschieden gegen jede Äußerung der Allerhöchsten Teilnahme. Er meint, daß man es nicht verstehen und unserem Allergnädigsten Herrn Mangel an Aufrichtigkeit vorwerfen werde, wenn derselbe auch nur ein Glückwunschtelegramm ablassen sollte. Daneben hält er auch nach der persönlichen und sachlichen Stellungnahme des Fürsten zu den Mitgliedern und der Politik der Regierung nicht für angezeigt, daß Seine Majestät ein Zeichen der Annäherung gibt. Dies Ihnen, mein hochverehrter Freund und Gönner, mitzuteilen, hielt ich für meine Pflicht.

Freundlichen Gruß

Ihr

v. Boetticher.

III

(zu Seite 160)

In Aufzeichnungen des Verfassers über Caprivi anläßlich eines Artikels von „Miles" (Fritz Hoenig?): General Graf Caprivi („Der Zeitgeist", Beiblatt zum „Berliner Tageblatt" Nr. 7 vom 13. Februar 1899) heißt es:

Wenn [vom Verfasser des Artikels] weiter behauptet wird, Caprivi habe ein besonderes Verdienst um den 16. August [1870], so ist das der Wahrheit ins Gesicht geschlagen.

Der Vormarsch des 10. Armeekorps ging wahrlich nicht von der Annahme aus, die ganze Armee Bazaines noch nahe bei Metz anzutreffen;[2]) als frühzeitig die Meldung kam, daß sich zwischen Rezonville und Vionville ein großes feindliches Lager aller Waffen befinde, wurde die Marsch-

---

[1]) Geh. Staatsarchiv Berlin.

[2]) Vgl. jedoch Caprivis eigene Worte („Deutsche Revue" 1922, Juniheft, S. 247): „Den 16. 8. rechne ich mir selbst zum Ehrentage und glaube für mich in Anspruch nehmen zu können, daß die Schlacht voraussichtlich ungünstiger verlaufen sein würde, wenn ich nicht die richtigere Auffassung der Sachlage gehabt und die Zustimmung meines Kommandierenden Generals [v. Voigts-Rhetz] dafür gewonnen hätte, als die Auffassung des Oberkommandos — Friedrich Karl — und des benachbarten 3. Armeekorps es war. Diese nahmen den Feind im Abmarsch auf die Argonnen an, während ich überzeugt war, daß er noch vor uns stehe."

richtung der einzelnen Kolonnen[1]) nicht geändert, und — was die Hauptsache ist — Caprivi legte dieser so überaus wichtigen Meldung so wenig Bedeutung bei, daß er sie nicht an das Oberkommando weitergab.

Als der Angriff der 38. Brigade abgeschlagen war, gab Caprivi die Schlacht verloren, sammelte den Stab um sich und ließ alles, was die einzelnen an Papieren bei sich hatten, verbrennen, damit nichts in feindliche Hände geraten könne![2])

IV

(zu Seite 167 bzw. 185)

Zu den Gesprächen des Verfassers mit Herrn Schüler ergibt sich aus Akten des Auswärtigen Amts ergänzend folgendes:

Auf Grund von Aufzeichnungen des Herrn Schüler teilte der Berliner Vertreter der „Frankfurter Zeitung", August Stein, dem Preßreferenten Dr. Gabriel im Auswärtigen Amt mit, Graf Waldersee habe erklärt, Caprivis Stellung sei unhaltbar geworden; der Kanzler sei schwach und Bismarck gegenüber, den er in Varzin und Friedrichsruh bewachen ließe, viel zu weit gegangen. Er, Graf Waldersee, erstrebe zwar nicht den Kanzlerposten, würde aber, wenn er Kanzler wäre, zunächst die unverantwortlichen Ratgeber in der Umgebung von Seiner Majestät (Hinzpeter und Konsorten) unschädlich machen, welche ihn beim Kaiser und Caprivi diskreditierten. Es wäre ihm durchaus nicht angenehm, wenn sein Name in der Presse vielfach genannt würde. Dies schade seinen Zwecken, da er wüßte, daß er beobachtet werde. Dennoch müßte er eine Ausnahme machen und wollte Herrn Schüler Dank wissen, wenn die „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte, daß er, Graf Waldersee, sich in keiner Weise aktiv an der letzthin soviel besprochenen Aussöhnungsfrage zwischen Seiner Majestät und dem Fürsten Bismarck beteiligt habe, sondern nur zu denjenigen Personen in der Umgebung des Kaisers gehöre, welche die Aussöhnung für wünschenswert hielten. Nach Herrn Schüler habe Graf Waldersee während der Unterhaltung durchblicken lassen, er sei der kommende Mann, auch will er den Eindruck empfangen haben, daß Graf Waldersee schon im Herbst dieses Jahres seinen Einzug im Reichskanzlerpalais halten werde.

Ein Bericht des Dr. Gabriel über diese Mitteilungen des Herrn A. Stein wurde am 25. Juli in Bergen durch Herrn v. Kiderlen dem Kaiser vorgelesen.

---

[1]) [Randbemerkung des Verfassers] Die Teilung des Armeekorps beim Vormarsche ist vielfach kritisiert worden. Tatsächlich ist ja auch das Armeekorps tropfenweise an den Feind gekommen.

[2]) [Am Rande] Zeugen: Podbielski, Seebeck, Lessing.

V

(zu Seite 299)

Generaloberst Freiherr v. Loë schrieb dem Verfasser unter dem 16. November 1893, wie folgt:

Auch mir hat es sehr leid getan, Sie bei Ihrer Durchreise durch Koblenz nicht gesehen zu haben, denn auch mir ist der Verkehr mit Ihnen seit langen Jahren ein erfrischender, der Austausch ein wohltuender. Sie haben sich diejenige Eigenschaft Ihres Charakters zu bewahren gewußt, die während der Entscheidungstage der Loire-Campagne Ihnen in der Armee einen guten Namen gemacht hat. Ich meine die glückliche Begabung, in allen Lagen den hellsten Punkt herauszufinden. Wenn diese Eigenschaft nicht mit Leichtsinn und Verblendung gepaart, sondern das Ergebnis des Scharfblickes ist, so ist sie ein wesentlicher Faktor des Erfolgs und jedenfalls eine höchst angenehme Zugabe für den Umgang. Namentlich in jetziger Zeit, wo die Eulenmusik an der Tagesordnung, ist eine solche Melodie eine höchst angenehme Abwechslung. Das schließt nicht aus, daß man die Übelstände und Schwächen, an denen wir leiden, klar erkennt, sich nicht mit den Ruhmeslegenden der Vergangenheit begnügt, sich vor blinder Überschätzung hütet und an die Besserung der Übelstände energisch die Hand legt. [. . .][1])

Dasselbe, was Sie in Metz über die Stimmung der reichsländischen Bevölkerung gehört haben, nannte ich Ihnen in Dresden als meinen Eindruck. Die Aufnahme der Truppen in Lothringen war in diesem Herbste sehr viel feindseliger als bei unserem Einmarsche 1870. Demgegenüber scheinen mir die Ovationen minderwertig zu sein. Die Hoffnung der Rückkehr zu Frankreich wächst in den Reichslanden mit jedem Jahre in demselben Verhältnis, als das Vertrauen der Bevölkerung zu Frankreichs militärischer Stärke und zur Festigkeit der russischen Allianz zunimmt. Demgegenüber lassen die neuesten Vorgänge in Italien, Österreich und namentlich England den Dreibund immer mehr als Vogelscheuche erscheinen. Die jüngste Kabinettsbildung in Österreich[2]) spiegelt die innere Zerfahrenheit des Reiches wieder. Das italienische Ministerium büßt den letzten Rest von Achtung in den Augen aller Parteien ein, weil es die Staatsdiebe nicht anzupacken wagt, und weil die Finanzlage täglich elender wird. Und die Haltung der englischen Regierung im Parlamente in der Siamfrage gibt sie dem Gespötte der ganzen Welt

---

[1]) Folgen Ausführungen über den Spielerprozeß in Hannover und die Frage der Soldatenmißhandlungen.

[2]) Wo an Stelle Taaffes Fürst Alfred Windisch-Grätz an die Spitze eines Koalitionsministeriums getreten war.

preis.[1]) Die berühmte englische Flotte, die vor dem französischen Admiral das Hasenpanier ergreift, ist ein in der Geschichte noch nicht dagewesener Vorgang. So sind die Leute beschaffen, mit denen wir Arm in Arm Europa imponieren wollen. Wer einigermaßen billig urteilen will, der wird zugestehen müssen, daß es in der heutigen Lage für die deutsche Regierung nicht leicht ist, in der auswärtigen Politik den Weg zu finden, welcher die Errungenschaften unserer großen Zeit auch für die Zukunft sicherstellt. Es hilft nichts, die Fehler wiederzukäuen, welche die jetzige Lage verschuldet haben und heute vor aller Augen klar liegen. Wenn wir uns zwei mächtige Gegner auf den Hals geladen [haben], und unsere Verbündeten unzuverlässig sind, dann gibt es keine anderen Wege als die eigene, im hohen Maße vorhandene Widerstandskraft den feindlichen Kräften ebenbürtig zu machen.

Das könnte die Nation, wenn sie einig wäre. Aber statt der Einigkeit sehen wir das Schauspiel elendester Zersplitterung. Alle Parteien — ich nehme keine aus — zerren am Staatskörper, um jede in ihrem Interesse einen Fetzen herunterzureißen. Ich verstehe von der wirtschaftlichen Politik gar nichts. Ich fühle in meinem eigenen Geldbeutel, daß die Einkünfte täglich geringer werden, und die Steuern zunehmen. Ich sehe Leute der verschiedensten Parteien, die alle über den wirtschaftlichen Niedergang klagen, aber über die Ursachen und die Heilmittel sämtlich diametral verschiedener Ansicht sind. Wenn ich ihnen dann von der drohenden Gefahr durch das Ausland und die Sozialdemokratie, von der Notwendigkeit, die Armee zu stärken, spreche, dann zucken sie die Achseln und erwidern, das Hemd sei ihnen näher als der Rock, die heutige materielle Existenz im Deutschen Reiche sei eine Hungerleide-Existenz und keines Opfers wert. Daß der allgemeine Mißmut jedes energische Aufraffen lähmt, daß, wenn die Katastrophe hereinbricht, die Zukunft tausendmal schlimmer als die Gegenwart sein wird — davon wollen sie nichts hören.

Ob der Träger der jetzigen Regierung, der Reichskanzler, die nächsten sechs Monate in seiner Stellung überdauert — wer kann es wissen? Jedenfalls wird seine Existenz keine beneidenswerte sein, denn auf welche Partei wird er sich im Reichstage stützen? Herr v. Thielmann-Jakobsdorf[2]) schreibt an Herrn v. Plötz:[3]) „Wir müssen dem Grafen Caprivi das Leben so schwer machen, daß er sich zurückzieht.“ Ich habe gegen den Rückzug nichts einzuwenden, und Caprivi gewiß noch weniger als ich, wenn Herr v. Thielmann den Nachfolger nennen kann, dem es voraus-

[1]) Das Kabinett Gladstone zog sich 1893 in Siam vor den Franzosen zurück; diese erwarben das linke Mekongufer.

[2]) Adolf v. Thielmann, Rittergutsbesitzer auf Jakobsdorf bei Wehlau, Kammerherr, Bruder des späteren Staatssekretärs des Reichsschatzamts.

[3]) Mitglied des Reichstags, erster Vorsitzender des Bundes der Landwirte.

sichtlich gelingt, für die Besserung der Lage nach innen und nach außen den rechten Weg zu finden, und der für diesen Weg der Allerhöchsten Sanktion ebenso sicher ist als der Zustimmung der Nation, d. h. einer zuverlässigen Majorität im Reichstage. Auch die Bundesfürsten sind dabei unter einen Hut zu bringen — nicht die kleinste Aufgabe der rettenden Tat. Die heutige Generation, welche im Zeitalter unserer unbedingten Erfolge emporgewachsen, versteht nicht, daß im Völkerleben Glück und Unglück, Höhen und Tiefen nicht durch zufällige Ereignisse, sondern durch weit zurückliegende, ideale Faktoren herbeigeführt werden. Sie hofft deshalb auf eine Besserung der Verhältnisse durch den Wechsel der Personen, während die heute bestehenden Verhältnisse die logische Folge früher zur Geltung gebrachter Ideen und Tatsachen sind. Staatsmänner, welche für die politische Entwicklung in ihrem Zusammenhange, für die herrschenden Ideen ihrer Zeit kein Verständnis haben und von der Hand in den Mund, von heute auf morgen leben, sind verurteilt, den Ereignissen nachzuhinken und mit einem Fiasko zu endigen. [...]

Nachträge und Berichtigungen

Zu Band I

Seite 274 Note 1 ist hinzuzufügen:

Diese zunächst in der „Nouvelle Revue" erschienenen antideutschen Betrachtungen sind nach H. Plehn, Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung, S. 47, von der Prinzessin Katharina Radziwill verfaßt. Fürst Bismarck war anders berichtet. Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 170, Note.

Seite 407 Note 2 ist in Zeile 5 vor der Klammer einzufügen:

und Band XVII Heft 2

Zu Band II

Seite 7 Note 1 lies statt Vgl. o., Vgl. Bd. I.

Seite 7 Note 2 ist hinzusetzen:

Die Broschüre des Grafen Douglas war betitelt: „Was wir von unserem Kaiser hoffen dürfen." 1.—10. Aufl. 1888.